



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

951,480



BEQUEATHED BY

**George Allison Hench**

PROFESSOR OF

**Germanic Languages and Literatures**

IN THE

**University of Michigan,**

1896-1899.



# I n h a l t.

	Seite
Über die poetische verwertung der natur und ihrer erscheinungen in den vagan- tenliedern und im deutschen minnesang. Von K. Marold . . . . .	1
Die Jerusalemfahrt des herzogs Friedrich von Österreich. Von R. Röhrich . . . . .	26
Über eine conjectur in der neuen Luther-ausgabe. Von O. Erdmann . . . . .	41
Gerstenbergs briefe an Nicolai nebst einer antwort Nicolais. Von R. M. Werner . . . . .	43
Die entstehung des zweiten teiles von Goethes „Faust“, insbesondere der klas- sischen Walpurgisnacht, nach den neuesten mitteilungen. Von H. Düntzer . . . . .	67
Zur topographie der fastnachtspiele. Von H. Holstein . . . . .	104
Zum einfluss Klopstocks auf Goethe. Von O. Erdmann . . . . .	108
Ertha Hludana. Von H. Jaekel . . . . .	129
Der einfluss des Nibelungenliedes auf die Gudrun. Von E. Kettner . . . . .	145
Volkstümliches zum „Armen Heinrich“. Von H. v. Wlislöcki . . . . .	217
Zu Minnesangs Frühling 30, 28. Von F. Ahlgrimm . . . . .	225
Ältere deutsche dramen in Kopenhagener bibliotheken. Von J. Paludan . . . . .	226
Die menschenwelt in volksrätseln aus den provinzen Ost- und Westpreussen. Von H. Frischbier . . . . .	240
Wortspaltungen auf dem gebiete der nhd. schrift- und verkehrssprache. Von K. G. Andresen . . . . .	265
Die braut der hölle. Von G. Ellinger . . . . .	286
Zu Goethes Faust. Von F. Bronner . . . . .	290
Zum deutschen wörterbuche. Von G. Kawerau . . . . .	292
Nochmals <i>thät</i> in bedingungssätzen bei Luther. Von G. Kawerau . . . . .	293
Die zehn altersstufen des menschen. Aus dem nachlasse von J. Zacher, heraus- gegeben von E. Matthias . . . . .	385
Sagenhaftes und mythisches aus der geschichte der kreuzzüge. Von R. Röhr- richt . . . . .	412
Zu herzog Friedrichs Jerusalemfahrt. Von F. Vogt . . . . .	422
Zur Alexandersage. Von H. Becker . . . . .	424
Das spiel vom jüngsten gerichte. Von H. Jellinghaus . . . . .	426
Zur litteratur des lateinischen schauspiels des 16. jahrhunderts. Von H. Hol- stein . . . . .	436
Zu Goethes Faust. Von R. Sprenger . . . . .	451

---

## Nekrolog.

August Theodor Möbius. Von K. Maurer und H. Goring . . . . .	457
--	-----

---

## Miscellen.

Preisaufgaben der fürstlich Jablonowski'schen gesellschaft . . . . .	384
Zur Orendelfrage. Von L. Beer und F. Vogt . . . . .	493
Zu Reinaert und Wisselau. Von E. Martin und H. Brandes . . . . .	497

---

## Litteratur.

Müllenhoff, Beovulf. Untersuchungen über das ags. epos und die älteste geschichte der germanischen seevölker, angez. von E. Köppel . . . . .	110
B. ten Brink, Beowulf, angez. von E. Köppel . . . . .	113

	Seite
Kressner, geschichte der französischen national-litteratur, angez. von A. Stimming . . . . .	122
Goethes werke, Weimarer ausgabe, angez. von H. Düntzer . . . . .	294
E. Martin, neue fragmente des gedichts van den vos Reinaerde und das bruchstück van bere Wisselauwe, angez. von H. Brandes . . . . .	349
H. Roetteken, die epische kunst Heinrichs von Veldeke und Hartmanns von Aue, angez. von O. Erdmann . . . . .	354
R. Henning, die deutschen runendenkmäler, angez. von H. Oering . . . . .	354
E. Løseth, Tristauromanens gammelfranske prosahandskrifter, angez. von H. Suchier . . . . .	360
J. Strnad, der Kirnberg bei Linz und der Kürenberg-mythus, angez. von F. Vogt . . . . .	361
M. Heyne, deutsches wörterbuch I, 1, angez. von O. Erdmann . . . . .	362
O. Lyon, Eberhards synonymisches wörterbuch der deutschen sprache, angez. von O. Erdmann . . . . .	364
H. Paul, grundriss der germanischen philologie I, 2. II, 1, 1. II, 2, 1, angez. von E. Martin . . . . .	365
J. Bähler, flurnamen aus dem Schenkeuberger amt, angez. von L. Tobler . . . . .	371
Abel, die deutschen personennamen, 2. aufl. besorgt von W. Robert-tornow, angez. von K. G. Andresen . . . . .	372
Th. Siebs, zur geschichte der englisch-frisischen sprache I, angez. von H. Jellinghaus . . . . .	375
R. Schachinger, die congruenz in der mhd. sprache, angez. von O. Erdmann	378
Musen und grazien in der mark, herausgegeben von L. Geiger, angez. von E. Wolff . . . . .	379
J. Kelle, untersuchungen zur überlieferung, übersetzung, grammatik der psalmen Notkers, angez. von O. Erdmann . . . . .	380
G. J. Pfeiffer, Klingers Faust, herausg. von B. Seuffert, angez. von O. Erdmann . . . . .	381
Ch. Schweitzer, de poemate latino Walthario, angez. von E. Voigt . . . . .	470
G. Loeck, die homiliensammlung des Paulus Diaconus die unmittelbare vorlage Otrfrids, angez. von O. Erdmann . . . . .	474
M. Rannow, der satzbau des ahd. Isidor im verhältnis zur lat. vorlage, angez. von S. v. Monsterberg . . . . .	475
H. Seedorf, über syntaktische mittel des ausdrucks im ahd. Isidor, angez. von K. Tomanetz . . . . .	477
K. Domanig, der klösenaeere Walthers von der Vogelweide, angez. von F. Vogt	479
Schillerlitteratur (E. Elster, H. Tischler, L. Bellermann, A. Ruhe, J. Goldschmidt, A. Closs) besprochen von G. Kettner . . . . .	481
F. Schultz, die überlieferung von „Mai und Bcaflör“, angez. von O. Wächter	491
F. Ahlgrimm, untersuchungen über die Gothaer handschrift des „Herzog Ernst“, angezeigt von G. Voss . . . . .	492
Neue Erscheinungen . . . . .	127. 382. 500
Nachrichten . . . . .	128. 383. 502
Berichtigung zu s. 292 . . . . .	499
Register von E. Matthias . . . . .	504

# I n h a l t.

	Seite
Über die poetische verwertung der natur und ihrer erscheinungen in den vagan- tenliedern und im deutschen minnesang. Von K. Marold . . . . .	1
Die Jerusalemfahrt des herzogs Friedrich von Österreich. Von R. Röhricht .	26
Über eine conjectur in der neuen Luther-ausgabe. Von O. Erdmann . . .	41
Gerstenbergs briefe an Nicolai nebst einer antwort Nicolais. Von R. M. Werner	43
Die entstehung des zweiten teiles von Goethes „Faust“, insbesondere der klas- sischen Walpurgisnacht, nach den neuesten mitteilungen. Von H. Düntzer	67
Zur topographie der fastnachtspiele. Von H. Holstein . . . . .	104
Zum einfluss Klopstocks auf Goethe. Von O. Erdmann . . . . .	108
Ertha Hludana. Von H. Jaekel . . . . .	129
Der einfluss des Nibelungenliedes auf die Gudrun. Von E. Kettner . . . .	145
Volkstümliches zum „Armen Heinrich“. Von H. v. Wlislöcki . . . . .	217
Zu Minnesangs Frühling 30, 28. Von F. Ahlgrimm . . . . .	225
Ältere deutsche dramen in Kopenhagener bibliotheken. Von J. Paludan . .	226
Die menschenwelt in volkskränzen aus den provinzen Ost- und Westpreussen. Von H. Frischbier . . . . .	240
Wortspaltungen auf dem gebiete der nhd. schrift- und verkehrssprache. Von K. G. Andresen . . . . .	265
Die braut der hölle. Von G. Ellinger . . . . .	286
Zu Goethes Faust. Von F. Bronner . . . . .	290
Zum deutschen wörterbuche. Von G. Kawerau . . . . .	292
Nochmals <i>thüt</i> in bedingungssätzen bei Luther. Von G. Kawerau . . . .	293
Die zehn altersstufen des menschen. Aus dem nachlasse von J. Zacher, heraus- gegeben von E. Matthias . . . . .	385
Sagenhaftes und mythisches aus der geschichte der kreuzzüge. Von R. Röhr- richt . . . . .	412
Zu herzog Friedrichs Jerusalemfahrt. Von F. Vogt . . . . .	422
Zur Alexandersage. Von H. Becker . . . . .	424
Das spiel vom jüngsten gerichte. Von H. Jellinghaus . . . . .	426
Zur litteratur des lateinischen schauspiels des 16. jahrhunderts. Von H. Hol- stein . . . . .	436
Zu Goethes Faust. Von R. Sprenger . . . . .	451

## Nekrolog.

August Theodor Möbius. Von K. Maurer und H. Gering . . . . .	457
--	-----

## Miscellen.

Preisaufgaben der fürstlich Jablonowski'schen gesellschaft . . . . .	384
Zur Orendelfrage. Von L. Beer und F. Vogt . . . . .	493
Zu Reinaert und Wisselau. Von E. Martin und H. Brandes . . . . .	497

## Litteratur.

Müllenhoff, Beovulf. Untersuchungen über das ags. epos und die älteste geschichte der germanischen seevölker, angez. von E. Köppel . . . . .	110
B. ten Brink, Beowulf, angez. von E. Köppel . . . . .	113



	Seite
Kressner, geschichte der französischen national-litteratur, angez. von A. Stimming . . . . .	122
Goethes werke, Weimarer ausgabe, angez. von H. Düntzer . . . . .	294
E. Martin, neue fragmente des gedichts van den vos Reinaerde und das bruchstück van bere Wisselauwe, angez. von H. Brandes . . . . .	349
H. Roetteken, die epische kunst Heinrichs von Veldeke und Hartmanns von Aue, angez. von O. Erdmann . . . . .	354
R. Henning, die deutschen runendenkmäler, angez. von H. Gering . . . . .	354
E. Løseth, Tristanromansens gammelfranske prosahandskrifter, angez. von H. Suchier . . . . .	360
J. Strnadt, der Kirnberg bei Linz und der Kürenberg-mythus, angez. von F. Vogt . . . . .	361
M. Heyne, deutsches wörterbuch I, 1, angez. von O. Erdmann . . . . .	362
O. Lyon, Eberhards synonymisches wörterbuch der deutschen sprache, angez. von O. Erdmann . . . . .	364
H. Paul, grundriss der germanischen philologie I, 2. II, 1, 1. II, 2, 1, angez. von E. Martin . . . . .	365
J. Bähler, flurnamen aus dem Schenkenberger amt, angez. von L. Tobler . . . . .	371
Abel, die deutschen personennamen, 2. aufl. besorgt von W. Robert-tornow, angez. von K. G. Andresen . . . . .	372
Th. Siebs, zur geschichte der englisch-friesischen sprache I, angez. von H. Jellinghaus . . . . .	375
R. Schachinger, die congruenz in der mhd. sprache, angez. von O. Erdmann . . . . .	378
Musen und grazien in der mark, herausgegeben von L. Geiger, angez. von E. Wolff . . . . .	379
J. Kelle, untersuchungen zur überlieferung, übersetzung, grammatik der psalmen Notkers, angez. von O. Erdmann . . . . .	380
G. J. Pfeiffer, Klingers Faust, herausg. von B. Seuffert, angez. von O. Erdmann . . . . .	381
Ch. Schweitzer, de poemate latino Walthario, angez. von E. Voigt . . . . .	470
G. Loeck, die homiliensammlung des Paulus Diaconus die unmittelbare vorlage Otfrids, angez. von O. Erdmann . . . . .	474
M. Rannow, der satzbau des ahd. Isidor im verhältnis zur lat. vorlage, angez. von S. v. Monsterberg . . . . .	475
H. Seedorf, über syntaktische mittel des ausdrucks im ahd. Isidor, angez. von K. Tomanetz . . . . .	477
K. Domanig, der <i>klösendaere</i> Walthers von der Vogelweide, angez. von F. Vogt . . . . .	479
Schillerlitteratur (E. Elster, H. Tischler, L. Bellermann, A. Ruhe, J. Goldschmidt, A. Cless) besprochen von G. Kettner . . . . .	481
F. Schultz, die überlieferung von „Mai und Bêâflôr“, angez. von O. Wächter . . . . .	491
F. Ahlgrimm, untersuchungen über die Gothaer handschrift des „Herzog Ernst“, angezeigt von G. Voss . . . . .	492
Neue Erscheinungen . . . . .	127. 382. 500
Nachrichten . . . . .	128. 383. 502
Berichtigung zu s. 292 . . . . .	499
Register von E. Matthias . . . . .	504

realization

## ÜBER DIE POETISCHE VERWERTUNG DER NATUR UND IHRER ERSCHEINUNGEN IN DEN VAGANTENLIEDERN UND IM DEUTSCHEN MINNESANG.

Der gottesdienst der heidnischen Germanen war im wesentlichen ein naturdienst und die altgermanische religion reich an mythischen personifikationen von naturkräften. Dass die hymnische poesie der alten Germanen vor allem diese mythische naturverehrung zum ausdruck brachte, hat Müllenhoff in der bekanten abhandlung „De antiquissima Germanorum poesi chorica“ (Kiel 1847) dargetan. / Durch die einföhrung des christentums aber und den glaubenseifer der bekehrer schwand im laufe der zeit selbst die erinnerung an die alte religion und mit ihr auch die verehrung der naturkräfte und naturerscheinungen aus dem bewusstsein des volkes, denn hinter einer begeisterung für die naturerscheinungen hätten die bekehrer nur zu leicht einen rückfall in den heidnischen götzendienst vermutet. Dazu waren die christlich-religiösen anschauungen, welche häufig in erster linie einer weltverneinung das wort redeten, einer unbefangenen naturfreude hinderlich<sup>1</sup>. / Nur in den unteren schichten des volkes rettete sich einiges in gebräuchen, und wol auch in liedern aus der heidnischen vorzeit, was in der blütezeit mittelalterlicher dichtung als fruchtbarer keim von der sonne einer freieren lebensanschauung gezeitigt emporwuchs.

Die ältere deutsche dichtung zeigt nun erstaunlich wenig ausdruck von naturgefühl und — was in gewisser beziehung damit zusammenhängt — wenig neigung zu poetischen bildern<sup>2</sup>. Der grund dafür ist in mehrerem zu suchen, was hier nicht der ort ist auszuführen. Erst almählich gewannen die Deutschen auch hierin eine grössere freiheit des geistes, und das 12. jahrhundert brachte einen umschwung in dieser richtung. In dieser zeit begann ein gesteigertes bedürfnis nach

1) Vgl. jezt darüber v. Eicken, Geschichte und system der mittelalterlichen weltanschauung (Stuttgart 1887) s. 316 fgg. Der abschnitt über das ästhetische interesse an der natur s. 638—640 hätte jedoch noch sehr vertieft werden können.

2) Vgl. R. Heinzel, Über den stil der altgermanischen poesie (QF 10) s. 25.

poetischer ausschmückung des lebens sich geltend zu machen, und damit musste naturgemäss auch eine grössere aufmerksamkeit auf die natur, deren erscheinungen von jeher poetisch angelegte geister angezogen haben, sich verbinden. Dazu kam aber auch noch das beispiel der westlichen nachbarn und der lateinischen poesie, die ja wie die lateinische sprache im mittelalter internationale bedeutung hatte. Nun besann man sich in Deutschland, durch das beispiel kühn gemacht, dass auch in der eigenen heimat die herzen höher schlagen, wenn der frühling mit seinen gaben gepriesen wird, dass wol alte volksreime noch umgehen, die den wechsel der jahreszeiten feiern; und auch in Deutschland wurde die naturempfindung mit anderen empfindungen des herzens, vornehmlich der liebe, in beziehung gesetzt.

Eine besondere aufgabe fiel hierbei der lateinischen dichtung zu. Die kirche war trägerin jeder höheren bildung im mittelalter, und ihre sprache die lateinische. Das lateinische aber war eine für poetische zwecke fest durchgebildete sprache. Eine summe von poetischen bildern hatte mit der sprache sich fortgeerbt, und dieser kreis von bildern war durch das christentum und durch die volkstümlichen anschauungen der länder, in denen man in lateinischer sprache dichtete, zum teil erweitert. Vieles freilich gieng von altem gut auch im laufe der zeit verloren, Eine umfangreiche gelehrte dichtung in lateinischer sprache sorgte aber für erhaltung und erweiterung jenes schatzes, und ein wilder schössling dieser gelehrten dichtung war die poesie der vaganten, der fahrenden kleriker. Man hat ihre dichtung als „gelehrte volkspoesie“ bezeichnet, und mit recht. Sie waren die ungezogenen söhne der kirche, die sich ihrer strengen zucht entzogen und vom 12. bis ins 13. jahrhundert Frankreich, Deutschland, England durchschweiften und in der sprache der kirche lustige weisen von der liebe lust und leid, vom wein, von spiel und tanz und von den schönheiten der natur ertönen liessen<sup>1</sup>. Aber sie waren gelehrte und kleriker und fühlten sich als solche; mit den spielleuten gewöhnlichen schluges wollten sie sich um keinen preis identificieren lassen. Das kirchenlied und die gelehrte schulpoesie bilden den eigentlichen boden, aus dem die vagantendichtung erwachsen ist<sup>2</sup>; aber infolge ihres verkehrs mit

1) Reuter, Geschichte der religiösen aufklärung im mittelalter I, s. 141 fgg. schildert das treiben der vaganten als ein symptom der beginnenden aufklärung.

2) Man vergleiche die grundlegende arbeit von W. Giesebrecht, Die vaganten oder Goliarden und ihre lieder. Allgemeine monatschrift für wissenschaft und litteratur 1853, s. 10—43 und 344—381; ferner: Hubatsch, Die lateinischen vagantenlieder des mittelalters. Görlitz 1870.

dem volke und den volkssängern in Frankreich sowol wie in Deutschland sind auch genug volkstümliche elemente in ihre lieder eingedrungen, und mit dieser einschränkung haben Schmellers worte (Carmina Burana s. VIII) ihre volle berechtigung: „mit gutem grunde sprechen wir einen nicht unansehnlichen teil auch der lateinischen poetischen erzeugnisse des mittelalters als vätergut an.“

Nun sprach schon Schmeller a. a. o. die vermutung aus, der deutsche minnesang möge sich wol nach einem lateinischen gebildet haben; aber erst 1876 fand diese frage einen eifrigen verteidiger in E. Martin, Ztschr. f. d. a. 20, 46—69; und in demselben jahre berührte Scherer in der recension der zweiten ausgabe von MSF im A. f. d. a. I, 197 fgg. diese frage hauptsächlich in hinsicht auf die natureingänge. Eine ausschliessliche abhängigkeit des minnesangs von der vagantendichtung, in der weise dass jener erst durch diese geweckt und nach ihrem muster entstanden sei, muss entschieden von der hand gewiesen werden. Jedoch wird in einzelnen fällen im verlauf des minnesanges ein einfluss der vagantendichtung nicht von der hand zu weisen sein, worauf ich mein besonderes augenmerk zu richten gedenke. Dass mit den deutschen spielleuten sich vaganten mischten und in Deutschland umherzogen, hat schon Müllenhoff, Zur geschichte der Nibelunge not (1855) s. 20 nachgewiesen; er weist s. 19 darauf hin, dass schon die musikalische bildung, die seit dem 12. jahrhundert bei den deutschen sängern vorausgesetzt werden muss, darauf schliessen lässt, dass sie die schule der geistlichen nicht verschmähten. Dazu kam aber, dass noch viele von den sängern der blütezeit gelehrte bildung genossen hatten und mit der lateinischen sprache vertraut waren. So wäre es geradezu wunderbar gewesen, wenn nicht die dichtung der geistlichen und zumal die vagantendichtung ihren einfluss gelegentlich geltend gemacht hätte. Wie zahlreich aber die vaganten Deutschland durchschwärmten, darf ich nicht widerholen; ich verweise auf Giesebrecht a. a. o. s. 33—38.

## **1. Personifikation der schaffenden natur und der fruchtbaren erde.**

Meines wissens hat R. Galle in seiner dissertation: Die Personifikation in der mittelhochdeutschen dichtung (Leipzig 1888) dieselbe zuerst berührt, aber so flüchtig, dass es kaum erwähnenswert ist (s. 95. 106. 110). Den antiken dichtern — ich erwähne nur die auch für das mittelalter bedeutungsvollen Ovid und Vergil — war die personifikation geläufig; und die lateinische schulpoesie des mittelalters erhob die natur fast zu einer mythologischen figur, die sie gott als gleichberechtigt

gegenüberstellte. Sie galt als die schöpferin aller dinge ihrer form nach, als die stelvertreterin gottes. Wie verbreitet diese vorstellung in der gelehrtenpoesie des mittelalters war, lehren besonders Alanus ab Insulis<sup>1</sup> in seinem „Anticlaudianus“ und im „Planctus Naturae“ und Walther von Chatillon in seiner „Alexandreis“<sup>2</sup>. Aber diese persönliche vorstellung von der schaffenden natur zeigt sich noch viel früher bei ausschliesslich christlichen schriftstellern und dichtern. So zeigt sich Ambrosius gerade an den poetisch schönen stellen seines exegetischen werkes „Hexaameron“ ganz vertraut mit jener personifikation, trotzdem er doch die almacht und weisheit gottes an der schöpfung der welt erweisen will; IV, 1, 4 versteigt er sich zu einer ausführlichen prosopopöie, sonst aber sind *vis naturae*, *subsidium*, *gratia naturae*, *ratio naturae* u. a. ihm geläufige wendungen. Paulinus Petrocordiae (am ende des 5. jahrhunderts) sagt in der Vita Martini IV, 555 *partem — campi ornabat vario comens natura decore* und im verlauf derselben naturschilderung v. 581: *quae munere Christi — naturae gratia pinxit*. Noch freier zeigen sich hierin die dichter der karolingischen renaissance; aber erst die gelehrtenpoesie des 12. und 13. jahrhunderts verstieg sich zu einem wahren naturkultus in hinsicht der pantheistischen vergötterung der schaffenden und bildenden naturkraft<sup>3</sup>. Ein nachhall davon aber tönt uns aus den vagantenliedern entgegen, wie folgende beispiele zeigen:

CB (= Carmina Burana) 35, 14 *quam sorte de infantia Natura venustaverat*; 40, 1 (= Wright, Early mysteries s. 111) *E globo veteridum rerum faciem traxissent superi mundique seriem prudens explicuit et texuit Natura, jam præconceperat quod fuerat factura. quae causas machinæ mundanæ sciscitans de nostra virgine iamdudum cogitans plus hanc excoluit. 2 in hac præ ceteris totius operis Naturæ lucent opera. 3 Naturæ studio longe venustata —. 5 præcastigat hunc candorem — prudens Natura. 6 Natura dulcioris alimenta dans erroris. — 65, 14 quem beavit omnibus gratiis Natura. 52 totum fuit sonipes studium Naturæ. — 108, 1 iubente Natura philomena queritur. — 132, 1 ~~in cuius figura laboravit deitas et mater Natura.~~ — 142, 1 *Quam Natura præ ceteris mira præflorat arte.* — CLXXII, 18 und 19 *Unicuique proprium dat Natura munus.* — CXCII, 4 *Natura vim non patitur.* — W. Mapes ed. Th.*

1) Herausgegeben von Th. Wright in seinen Anglo-latin satirical poets II.

2) Herausgegeben von Müldener (Leipz. 1863).

3) Vgl. K. Francke, Zur geschichte der lat. schulpoesie des XII. und XIII. jahrhunderts (München 1879) s. 3. 32. 39.

Wright s. 132 v. 233: *occulta latent plurima Naturae beneficia.* — Early Myst. ed. Th. Wright s. 118, Carm. ex ms. Arundel. VIII, 1 *terrae faecundat gremium clementior Natura.* — Du Méril, Poésies pop. s. 45, Chant sur la nativité du Christ (saec. XI) str. 9: *Inde Natura stupuit, ius amisisse dohuit, miratur quis hoc potuit;* s. 233 (saec. XIII) z. 28 fgg. *Philomena Terea dum meminit non desinit, sic imperat Natura — recenter conqueri de veteri iactura;* s. 244 Hymnus des Abälard v. 29 fg. *opus magis eximium est Naturae quam hominum*<sup>1</sup>.

Der gelehrte charakter der naturbeseelung in der vagantendichtung spricht sich ferner in der vorliebe aus, mit der sie von der schwangerschaft der erde spricht. Auch hierin folgt sie nur der gelehrtenpoesie, die dieses bild gern gebraucht und darin wider eine reminiscenz aus antiker dichtung widergibt<sup>2</sup>; es ist die ausführung der metaphor *mater Natura.* So heisst es CB 55, 1 *veris ab instantia tellus iam fit gravida in partum inde solvitur, dum florere cernitur.* — 103, 2 *tellus parit flores.* — 103, 3 *tellus feta sui partus grande decus flores gignit odoriferos.* — 108, 3 (*terra*) *in partum solvitur redolens odore.* — Mone, Anzeiger f. kunde des t. mittelalters 7, nr. 24 (= Du Méril, Poésies pop. s. 213 fg.) str. 1: *tellus impraegnatur.* — Du Méril a. a. o. s. 232 *De terrae gremio rerum praegnatio progreditur et in partum solvitur mirifico colore.* — Ausführlich wird das bild ausgemalt in den Versus de Guerra Regis Johannis bei Th. Wright, Political Songs s. 22 fgg. v. 76 fgg.: *Tempus erat, quo terra novo pubescere partu Coeperat et teneras in crines solverat herbas, Vellera pratorum redolens infantia florum* usw.<sup>3</sup> — Ebendahin gehört auch

1) Es würde zu weit führen, darauf einzugehn, dass *natura* in den vagantenedern auch in manchen anderen bedeutungen verwendet wird, so besonders häufig den liebestrieb bezeichnet.

2) Selbst der das christentum und christlichen glauben energisch vertretende Ambrosius scheut sich nicht dieses bild zu verwenden. Er sagt Hexaameron III, 8, 34 *parturiens terra novos se fudit in partus* und 35 *ubertas foccundae matris (terrae) se in partus effundit.*

3) Ich kann es mir nicht versagen als beispiel für den engen zusammenhang zwischen vagantendichtung und gelehrter poesie eine parallele aus der Poetria des Galfridus de Vinosalvo (a. 1216; herausgegeben von Leyser in der Historia poetarum et poematum medii aevi; Halle 1721) anzuführen. V. 552 fgg. lauten: *Veri cedit hyems; nebulam diffibulat aër; Et coelum blanditur humo, lascivit in illam Humidus et calidus, et quod sit masculus aër Femina sentit humus. flos, filius eius, in auras Exit et arridet matri. coma primula condit Arboreos apices.* Dass das bild aber eine alte bis auf das altertum zurückreichende tradition war, zeigt Vergil Georg. II, 325 fgg. und dann ein gedicht des codex Salmasianus (bei Riese, Anthol.

die gelehrte identificierung der erde mit der antiken Rhea, Cybele und Pales in einigen vagantenliedern. Dabei bleibt aber die personifikation der erde in den vagantenliedern nicht stehn; *terrae gremium* ist ein häufiges bild, daneben *terrae sinus*; häufig ist auch *terrae facies*, je einmal heisst es *terrae corpus* und sogar *terrae pori*.

Von dieser gelehrten art, die schaffende kraft der natur und die triebkraft der erde zu personifizieren findet sich nun weder in des minnesangs frühling noch bei den eigentlichen klassikern eine spur. Es gehörte eben eine art der abstraktion dazu, welche die deutschen sänger noch nicht kanten und welche ihnen erst almählich vermittelt wurde. Da ist es denn ganz natürlich, dass z. b. der nach antikem vorbilde dichtende Eckehard im Waltharius v. 766 sagt: *cui natura dedit reliquas ludendo praeire*. Die ältesten beispiele für die personifikation der natur in deutscher dichtung sind bei Heinrich von Melk, Erinnerung 692: *der natüre reht*, in Heinrichs litanei (Fundgruben II, s. 222, 30): *dax der natüre was ungewonehich*, und in Wernhers Maria (Fundgruben II, 182, 23): *des in diu natüre nien wil verhenggen mit der stimme*. Aber der ausschliesslich geistliche charakter dieser dichtungen gibt auch die erklärung für den gebrauch dieser gelehrten personifikation; die angeführten beispiele sind ausserdem, soweit ich sehe, aus dem 12. jahrhundert die einzigen<sup>1</sup>. Erst das 13. jahrhundert zeigt die personifizierte natur auch in weltlichen dichtungen; unter den epen haben wir mehrere beispiele bei Albrecht von Halberstadt, die aber nicht auffallend sind, weil das gedicht ja eine übersetzung des Ovid ist. Besonders ausgedehnten gebrauch davon machen aber Konrad Fleck und Heinrich von dem Türlin in seiner Krône (dieser sagt sogar einmal *vrou Nature*). Im folgenden will ich mich aber auf den minnesang beschränken. Da ist es nun auffallend, dass um die mitte des 13. jahrhunderts, in einzelnen fällen schon seit ca. 1220, also in einer zeit, wo die vaganten erwiesenermassen nicht nur in Lothringen und am Niederrhein, sondern auch am Oberrhein, in Schwaben, in den Donaugengen und im Salzburgischen umherzogen<sup>2</sup>, in deutlich erkenbarer weise bilder und vorstellungen, wie sie dem vagantensange eigentümlich sind, auch im deutschen minnesang sich zeigen.

lat. nr. 235: Pentadius, De adventu veris). — Vgl. Piper, Mythologie und symbolik der christlichen kunst II, s. 87.

1) *Nature* = beschaffenheit, angeborne art (ohne personifikation) findet sich häufiger, aber auch nur in den dichtungen geistlichen ursprungs, noch nicht in den spielmannsepen.

2) Vgl. Giesebrecht a. a. o. s. 33 fgg.

Die beispiele für die personifikation der natur und die triebkraft der erde im sinne der vagantendichtung (beziehungsweise der gelehrten lateinischen dichtung) sind nun folgende (ich ordne der einheitlichkeit wegen die citate nach Hagens Minnesingern).

MSH I, 68b E. v. Sax 3 *du bist der natüre wunder* (Maria). I, 79b R. v. Rotenburk III, 22 *beide, rôt unde wîz alsô hât der natüre vîz gemachet ir wengel var.* II, 245b Marner XIV, 14 *davon dax natüre an in niht tugende treit.* II, 261b v. Buwenburk III, 1 *ahtent, ob natüre iht ze schaffenne habe ê dax aller dinge stelle nâch der zit.* II, 337b Vrouwenlop I, 2 (von einer schwangeren frau) *nu merket wie si trüege, diu gevüege, der natûren zuo genüege.* II, 350a Vrouwenlop IV, 1 *natûren kraft erschînet an dem vogel vellica.* III, 143a Vrouw. II, 8 *wem natiure gibet, der schepfet hiute alsô vil als einer vert.* III, 144a Vrouw. III, 1 *wâ wont natiur' in hefte, sint sie aller dinge walte hât? mit got durch got in got sie tîrmet wax er tîrmen lât — vier* (gott, seine ewigkeit, seine majestät und Maria) *mohten mē, den natiure alterseine* (die zweite strophe setzt die personifikation fort). III, 147a Vrouw. III, 17 *ir sloz* (die strophe handelt von den vier elementen) *natûren kraft gar schön' begiuzet.* III, 377a. Vrouw. VII, 3 *got mensche wart natüre brach.* 4 *Natüre möht' wol zûrnen solch geschichte* (es folgt eine vollständige spielerlei mit *natüre*, die sich durch die ganze strophe hindurchzieht).— II, 380b Boppe I, 14 *an im* (Christus) *wart der natüre kraft in wernder werde erhoehet und erniuwet.* III, 414a Heinzelin v. Kostenz 74 *Von dir* (Gott) *ist der natûren kraft entsprungen unt gevlozzen.*

MSH I, 47b G. v. Nifen XIV, 1 *diu heide ist worden swanger.* I, 206a B. v. Hohenvels XI, 1 *dâ wart erde ir lip ervrischet; dur ein tougenlichez smiegen wart si vröuden vrühte swanger; dax tet luft, ine wil niht triegen, schouwet selbe ûf den anger.* I, 350a K. v. Landegge I, 1 *ich klage ouch heide und anger, die hiure wurden swanger vil bluomen glanz.* II, 223a/b d. j. Meissner IV, 1 *sit dax heid' und anger swanger mit den bluomen sint.* (II, 340b Vrouwenlop I, 12 *ich bin'z* (Maria), *ein wurzen rîcher anger; mîn bluomen, die sint alle swanger*). III, 82b Wizlav X, 1 *Diu erde ist entslozzen, die bluomen sint entsprozzen.* (Dass auch dieses eine der vagantendichtung eigentümliche vorstellung war, zeigen mehrere beispiele; z. b. Mone Anzeiger 7, 30 *ver terrae gremium aperit*, CB 103, 1 *Terra iam pandit gremium*, Wattenbach im Anzeiger f. kunde d. d. vorzeit 22, 150 aus einer Tegernseer hs.: *Rosam et candens liliūm*



*iam clausit terre gremium*). III, 296 Nithart (anhang) I, 2 *der meie hât die heid berüert von wûrxe und kriute swanger*.

Folgerungen aus den beispielen zu ziehen, halte ich nicht für nötig, da dieselben zur genüge selbst über die art aufschluss geben, wie man sich die almähliche einmischung der erwähnten poetischen personifikationen in den MS zu denken hat. Der ersten hälfte des 13. jahrhunderts gehören von den in frage kommenden dichtern an: Burkhart von Hohenfels und Gotfrid von Neifen, jener am Bodensee, dieser in Schwaben zuhause. Die stelle aus Burkhart ist besonders merkwürdig wegen der übereinstimmung mit der oben citierten stelle aus Galfrids Poetria, sie zeigt das interesse des dichters, der zum kloster Wettingen in näheren beziehungen gestanden zu haben scheint, für gelehrte bildung. Diese übereinstimmung ist um so auffallender, als die lieder Burkharts im ganzen einen volkmässigen inhalt in der weise Neidharts zeigen und auch das lied, dem das obige citat entnommen ist, im weiteren verlaufe einen wintertanz in der scheuer schildert. Noch in höherem grade pflegt Gotfrid neben liedern in überaus künstlicher form das volkmässige; aber seine mannigfachen beziehungen zu klöstern, die urkundlich bezeugt sind, haben ihm sicher auch kentnis lateinischer dichtung vermittelt und ihn mit fahrenden klerikern gelegentlich in berührung gebracht. Was die heimat der übrigen dichter betrifft, so sind sie mit ausnahme Frauenlobs und Witzlavs sämtlich Schwaben oder Schweizer und ihre wirksamkeit fällt in die zweite hälfte des 13. jahrhunderts, Frauenlob und Witzlav reichen noch in den anfang des 14. jahrhunderts hinein. Unter ihnen war Eberhard von Sax selbst ein kleriker; Konrad von Landeck schenk des abtes von St. Gallen; Boppe stand in persönlichen beziehungen zu bischof Konrad III. von Strassburg, gehörte übrigens zu den fahrenden und zeigt sich in seinen dichtungen durchaus als gelehrter; der Marner war ebenfalls ein fahrender, der sehr viel in der welt umherkam und viel gelehrte anspielungen in seinen gedichten zeigt, wie er denn auch geschickt lateinisch dichtete; ebenso wandert Frauenlob viel in der welt herum und bei ihm zeigt sich der gelehrte dünkeln besonders deutlich in den spitzfindigen spielereien mit worten. Von Rudolf von Rotenburg wissen wir nur, dass er auch ein buntes wanderleben führte; bei dem von Buwenburg, Heinzeln von Konstanz und Witzlav, Fürst von Rügen, sind lebensbeziehungen zu klerikern nicht festzustellen; aber der einfluss der gelehrtendichtung auf den einheimischen minnesang gewann in dieser zeit einen immer breiteren boden, so dass dadurch auch das citat aus Pseudo-Neidhart seine erklärung findet.

## 2. Die winterschilderungen in der vagantenpoesie und im minnesang.

Direkte wintereingänge haben unter den vagantenliedern nur wenige: Mone a. a. o. no. 18. 21 (die lieder sind im letzten drittel des 12. jahrhunderts gedichtet); CB 42. 56 (= Wright, Early Myst. s. 114 no. V). 95. 180; Du Méril, Poésies pop. s. 235 (aus einer hs. saec. XIII); Wattenbach im Anzeiger f. kunde d. d. vorzeit 22 s. 150 (aus einer Tegernseer hs. saec. XIII oder XIV); ms. Sterzing (saec. XIV) hg. von Zingerle (Sitzungsberichte der Wiener akademie, phil.-hist. klasse 54) s. 324 fg. Aber zusammen mit den frühlingseingängen, die auf den winter bezug nehmen, geben sie uns doch ein ziemlich klares bild davon, wie die vaganten ihrer trauer und ihrem ärger über den winter ausdruck verliehen.

Bei der winterschilderung wiegt fast durchweg die persönliche auffassung vor; nur an wenig stellen ist dieselbe nicht ersichtlich oder wenigstens dunkel und kaum erkenbar. So heisst es bei Mone a. a. o. 18 nur: *redit brumae glacies; 24 imber enim transiit.* CB 55, 1 *Frigus hinc est horridum; 116, 1 Transit tempus gelidum; 102, 1 Tempus transit horridum, frigus hiemale; 164, 1 Transit nix et glacies; 180, 1 Hiemali frigore dum prata marcent frigore et aque congelascunt.* Sonst ist überall die vorstellung von dem winter als einem gewalttätigen unholde, einem grausamen tyrannen, einem verwüster und räuber, einem erbitterten kriegshelden, der aber doch schliesslich eingekerkert wird oder in die flucht geschlagen und in die verbannung gehn muss, erkenbar. CB 51, 1 *hiemis cedit asperitas; 95, 1 brumalis sevitia iam venit in tristitia, grando nix et pluvia sic corda reddunt segnia, ut desolentur omnia* (vgl. 53, 3 *hiemali taedio que viluere languida*); 106, 1 *hunc recedit hyemis sevitia; 107, 2 hiems seua cessit; 109, 1 sic hiemis sevitia finitur; 118, 1 hiems seua transiit; 56, 1 (= Wright Early Myst. s. 114, V, 1) Sevit aure spiritus; 98, 1 Cedit hiems, tua durities, rigor abit, rigor et glacies, brumalis et feritas, rabies, torpor et improba segnities, pallor et ira, dolor, macies; 103, 1 Terra iam pandit gremium — quod gelu triste clauserat brumali feritate — secum spirans boreas iam cessat commovere; 114, 1 hiemata tersa rabie. — 32, 4 Aquilonis ira predonis; 36, 3 Terminum vidit brumę desolatio; 42, 1 Estas in exilium iam perigrinatur — felicem statum nemoris vis frigoris sinistra denudavit et ethera silentio turbavit, exilio dum aves relegavit; Metamorphosis Golliae 2 (Wright, Walther Mapes s. 21) quod (scil. nemus) nequivit hyemis alor deturpare nec a sui decoris statu declinare; Wright, Early*

Myst. s. 109 I, 1 *Praeclusi viam floris vis reserat caloris — compescuit algoris repagula* (vgl. CB 32, 1 *Bruma veris gmula sua iam repagula dolet demoliri*); s. 113 IV, 1 *olim gemens* (scil. *Rhea*) *carcerari sui saevis vinculis* (vgl. Ms. Sterzing s. 324 *fletu metu gemens tremens tellus*). 2 *Aethera Favonius inducit a vinculis*; Du Méril a. a. o. s. 235 (Ms. saec. XIII) *iam nocet frigus teneris et avis bruma laeditur*; Wattenbach a. a. o. *qui* (scil. *aquilo*) *turbinoso flamine privavit aves carmine nimbo cooperante*; ebenda 26 s. 165 *Yemps quam* (scil. *aestatem*) *nuper horrida fugarat in exilium*.

Das letzte citat leitet zu den stellen über, an denen der sänger einen kampf des winters mit dem frühling im sinne hat und bewusst oder unbewusst auf die uralte mythologische idee eines krieges zwischen beiden jahreszeiten anspielt. Die lateinische gelehrtenpoesie hat sich dieser idee schon früh bemächtigt, zumal ähnliche vorstellungen das altertum und die im mittelalter viel gelesenen antiken autoren schon kanten, z. b. Ovid Met. X, 164 fg. *quotiensque repellit ver hiemem*. Schon zur zeit der karolingischen renaissance hat nun Alcuin oder nach Ad. Eberts vermutung dessen schüler Dodo jenen *Conflictus veris et hiemis* gedichtet<sup>1</sup>. Im 11. jahrhundert schildert alsdann ein priester aus Flandern oder dem nördlichen Frankreich, namens Herbert, welcher seinen abt um aufbesserung seiner einkünfte bittet, ausführlich jenen kampf zwischen winter und frühling<sup>2</sup>. Dort streiten frühling und winter über das kukuklied, der winter spricht *voce severa*, er wird *atrox* genant und *tarda hiems*; das sind züge, die später noch in den vagantenliedern widerkehren. Herbert scheint auf das ältere gedicht bezug zu nehmen, v. 37 lautet: *tunc simul accipient conflictum verque hiemsque*. Die schilderung ist aber eine ganz andere; sie bewegt sich dort mehr in abstraktionen, dagegen gibt sie hier das konkrete bild einer erbitterten schlacht zwischen zwei mächtigen heerführern. Kälte, schnee und eisige winde sind das gefolge und die waffen des winters, frisches laub und veilchen der waffenschmuck des frühlings, die sonnenstrahlen sein mächtiger bundesgenosse, wozu später der sommer komt, die hellen und langen tage sind neue waffen, die sie anlegen und nun wird der kampf mit fäusten und waffen zu ende geführt, dem winter die augen ausgestochen und dann das haupt

1) Neuere ausgaben von Riese in der Anthologia lat. nr. 687 und von Dümmler in den Poetae aevi Karolini I s. 270 ss. — Vgl. A. Ebert, Allgemeine geschichte der litteratur im abendlande II, s. 68 fgg. und Z. f. d. a. 22, 328—335.

2) Das gedicht hat Dümmler im Neuen archiv für ältere deutsche geschichte X, 351 fg. veröffentlicht.

abgeschlagen<sup>1</sup>. Wir sehen daraus deutlich, wie sehr die gelehrte lateinische dichtung des mittelalters von national deutschen elementen durchdrungen war; aber andererseits auch, wie die dichter sie in gelehrter weise in antikes gewand kleideten<sup>2</sup>, also eine erscheinung ähnlich der lateinischen klosterdichtung des 10. jahrhunderts. Um so weniger dürfen wir erstaunt sein, wenn in den liedern der fahrenden kleriker des 12. und 13. jahrhunderts solche nationalen mythologischen reminiscenzen sich finden, aber in gelehrter weise zum ausdruck gebracht.

Die hierher gehörigen stellen aus den vagantenliedern sind nun folgende. CB 32 (ein lied, das gerade mit pedantischer selbstgefälligkeit sich in bildern der schulgelehrsamkeit bewegt), 1 *Bruma, veris emula, sua iam repagula dolet demoliri. demandat Februario* (nach altrömischer einteilung der jahreszeiten), *ne se a solis radio sinat deliniri*. Str. 2 spricht von dem den elementen eingepflanzten liebestriebe, der von Hymenaeus geregelt und zur ehe geleitet werde. Str. 3 fährt fort: *Sed Aquilonis ira p̄donis elementis officit ne pareant*. 41, 4 (ebenfalls ein lied von speziell gelehrter färbung) *Dulcis aura xephyri spirans ab occidente Jovis favet sideri alacriori mente, Aquilonem carceri Eolo nolente deputans, sic ceteri glaciales spiritus difugiunt repente*. 46, 1 ist eigentümlich wegen der gleichstellung des winters mit dem antiken Chronos, den Jupiter entthront und in den kerker schleudert: *Clausus Chronos et serato carcere ver exit, risu Jovis reserato faciem detexit, purpurato floret prato, ver tenet primatum*. Ein nachklang der kampfesvorstellung ist wol auch 47, 2 enthalten: *Risu Jovis pellitur torpor hiemalis*, sowie 53, 1 Refl. *hyems eradicatur* und 54, 2 *fugiente penitus hyemis algore*, auch 57, 1 *hieme sepulta* als zeitbestimmung gehört hierher. 98, 1 *Cedit, hyems tua durities*. 2 *Veris adest elegans acies, clara nitet sine nube dies*. 101, 1 *Veris leta facies mundo propinatur, hiemalis acies victa iam fugatur*. 106, 2 *bruma fugit*. 113, 1 *vernali sol calore pulso brumę statu claruit*. 122 *Phębusque dominatur depulso frigore*. 165, 3 *hiemps discedit temere*. Mone nr. 31 *Redit aestas praeoptata gelu captivato, languet*

1) Vgl. Grimm Mythol.<sup>4</sup> 638 fg.

2) Man vergleiche über die frage, wie weit in den vagantenliedern sich reminiscenzen aus antiken lateinischen autoren finden, Heinrich, *Quatenus carminum Buranorum auctores veterum Romanorum poetas imitati sint*. Programm des k. k. gymnasiums zu Cilli (Steiermark) 1882. Die arbeit erschöpft den gegenstand jedoch nicht. Speziell für reminiscenzen aus Ovid ist natürlich noch zu rate zu ziehen K. Bartsch, Albrecht von Halberstadt und Ovid im mittelalter (Quedlinburg 1861) wo auch die CB genügend berücksichtigt sind.

*hiems aegrotata vere sospitato.* Wright, Early Myst. s. 113. IV, 1  
*Plaudit humus Boreae fugam ridens exulis.*

Im voraus muss nun darauf hingewiesen werden, dass die winterschilderungen im vagantensange einen ganz anderen charakter haben, als die des deutschen minnesanges, besonders des älteren, während später sich mehrfach ein ausgleich zeigt. Die vaganten schmücken — zumal in den älteren liedern, die von ihnen erhalten sind — ihre poesieen gern mit gelehrten anspielungen und antiken reminiscenzen; sie bewegen sich gern in abstraktionen und zeigen eine grosse vorliebe für die allegorie und betonen in den naturschilderungen mehr die wirkungen des winters als dass sie das bewirkte, die veränderungen, die in der natur statgefunden haben, objektiv zur darstellung bringen. Der verstand ist bei ihren schilderungen mehr beteiligt als phantasie und gemüt. So hebt der sänger der lieder in der Moneschen handschrift beidemale die veränderung der elemente durch die winterkälte hervor, das rauhe wetter ist ihm *Jovis intemperies*; nur in dem zweiten (nr. 21) erwähnt er zweimal mit lästiger widerholung das welken der lilien und merkwürdiger weise die veilchen neben den schwertlilien (*vaccinium* in der ganzen vagantendichtung nur hier), die nun des glitzernden taues entbehren müssen. Die späteren vagantenlieder versuchen es zwar (und hier wäre eine einwirkung des höfischen minnesangs zu konstatieren!) sich in die sichtbaren veränderungen der natur mit dem herzen hineinzuleben; dass es aber eigentlich nicht ihre art ist, beweist der umstand, dass sie daneben das allegorisieren, ihre traditionellen physikalischen beobachtungen und die abstraktionen nicht unterlassen können. So richtet der sänger von CB 42 zwar seinen blick in die ihn umgebende natur und beklagt deren veränderung: der hain ist des vogelsangs beraubt, das laub fahl geworden, die heide ohne blumen; aber er verleugnet den gelehrten nicht, wenn er den sommer ins exil gehen lässt, wenn er statt des konkreten ausdrucks „grünes laub“ *viror frondium* sagt, und vor allem decouviert er sich dadurch, dass er dieselben gedanken in derselben strophe noch einmal in anderer form folgendermassen ausdrückt: *exaruit quod floruit, quia felicem statum nemoris vis frigoris sinistra denudavit et æthera silentio turbavit, exilio dum aves relegavit.* Man sieht deutlich das hinüberspielen ins abstrakte und allegorische. Ähnliche mischung zeigt CB 56, wo der ausdrück *arborum comæ fluunt penitus* und das gleich folgende *in frigore silet cantus nemorum* ausschlaggebend sind. Obwol die übrigen, besonders CB 95 und das bei Du Méril abgedruckte lied, ausführlicher und reiner in der vertiefung der empfindung sind, so

bestätigen sie doch auch die ausgesprochene beobachtung, und ich gehe deswegen nicht näher auf sie ein.

Ganz anders verhält sich nun der minnesang, und zwar besonders in seiner älteren periode. R. M. Meyer in seinem aufsatze „Alte deutsche volksliedchen (Z. f. d. a. 29, 121—236) und desgleichen A. Berger in dem aufsatze „Die volkstümlichen grundzüge des minnesangs“ (in dieser zeitschr. 19, 441 fgg.) gehen von der sicher nicht richtigen voraussetzung aus, dass aus den formelhaften wendungen des minnesangs zu schliessen sei, er setze eine ausgebildete volkslyrik, in der diese formeln bereits enthalten gewesen seien, voraus. Überhaupt wird meiner meinung nach mit dem immerhin noch vagen begriffe des volkstümlichen im minnesange viel zu viel operiert. Selbst Neidhart ist immer doch ein ritterlicher sänger gewesen, wie sehr er sich auch unter das volk mischte und gewiss diese und jene anregung daher erhalten haben mag. Nun aber gar, wie R. M. Meyer es tut, Neidhart mit den dichtern von minnesangs frühling zusammenzustellen, erscheint mir unhistorisch. Bis jetzt ist die ganze frage noch immer eine offene; eine so ausgedehnte und ausgebildete volkslyrik würde aber auch eine zu grosse poetische bildung des niederen volkes voraussetzen, die durch nichts sicher bezeugt ist, und ausserdem hinsichtlich der vorausgesetzten mythologischen ideen eine lange übung und ununterbrochene tradition, während das christentum im lauf der jahrhunderte doch sicher soweit durchgedrungen war, dass nur schüchtern einige überreste alter gebräuche und sagen sich gelegentlich hervorwagten. Neuerdings hat E. Th. Walter in der Germania 34 (1889) s. 1 fgg. und 141 fgg. die schwächen der erwähnten beiden arbeiten aufgedeckt, und ich muss ihm in der hauptsache zustimmen. Er betont durchaus richtig, dass wir es von anfang an mit einem höfischen minnesang zu tun haben; natürlich haben wechselbeziehungen zwischen ihm und einer volksdichtung, soweit sie vorhanden war, vor allem aber dem vagantensang statgefunden. Im vagantensang fanden die minnesinger ein ebenbürtiges kunstprodukt vor, und je mehr eine mischung und ein verkehr der verschiedenen sängerklassen untereinander stattfand, umso mehr musste ein austausch unter ihnen erfolgen. Ferner möchte ich noch meine bedenken dagegen äussern, dass man aus personifikationen des minnesangs und nun gar der spätern volkspoesie ohne auswahl überreste alter mythologischer vorstellungen folgerte<sup>1</sup>. Einmal geht das

1) Vgl. über diesen gogenstand Krejčí, Das charakteristische merkmal der volkspoesie. Ztschr. für völkerpsychologie 19 (1889) 140.

volk darin in jeder zeit selbstschöpferisch vor und dann können bildungselemente der gebildeteren kreise auch in die niederen volksschichten eindringen und demnach einen ganz anderen ursprung haben. Nun gar mit dem volkslied des 15. und 16. jahrhunderts solte man in dieser beziehung vorsichtiger sein.

Nach dieser abschweifung kehre ich zu meinem gegenstande wider zurück. Schon K. Burdach hat in seinem buche Reinmar der alte und Walther von der Vogelweide s. 162 durchaus richtig die bei aller verwantschaft des inhalts doch charakteristische verschiedenheit des minnesangs und der vagantendichtung in der behandlung der naturempfindung betont. Das einzige jedoch, was er in dieser beziehung erwähnt, ist die verschiedene empfindung beim gesang der nachtigall. Mehreres bringt R. M. Meyer in dem erwähnten aufsatze bei, aber nur gelegentlich und natürlich von seiner vorgefassten meinung beeinflusst.

Zunächst sollen uns hier nun die abweichende art der winterschilderungen und im zusammenhang damit die momente beschäftigen, die auf eine gegenseitige beeinflussung hindeuten könnten. Eine weitere ausführung dieser verschiedenheiten und berührungen bleibt einem späteren aufsatze vorbehalten.

Auch im älteren MS. bewegt sich die schilderung bisweilen in allgemeinen wendungen, die nur den wechsel der zeit ausdrücken. So singt Dietmar von Aist 37, 30 *Sich hât verwandelôt diu zît*; aber er fügt charakteristisch hinzu: *daz verstên ich an den dîngen* (und zwar an dem verklungenen nachtigallensang und dem fahlen walde). Dahin gehört auch 39, 30 *Urlop hât des sumers brehen*; 140, 32 (Heinrich von Morungen) *Uns ist zergangen der lieplîche sumer* (vgl. 118, 7 Bliggêr von Steinach *swie schiere uns diu sumerzît aber zergê*). Die wirkung des winters auf die äussere natur und auf das gemüt des dichters wird gelegentlich durch attribute gekennzeichnet. So heisst es 33, 18 (Dietmar von Aist) *zergangen ist der winter lanc* (dieselbe formel 184, 1 in einer Reinmarschen bzw. Ruggeschen strophe); 216, 5 (Hartmann von Ouwe) *winter lanc*; 108, 16 (H. v. Rugge) *der winter kan niht anders sîn wan swaere und âne mâxe lanc*; 191, 28 (Reinmar, nach E. Schmidt H. v. Rugge) *der swaere w.*, desgleichen 203, 26 in einer Reinmarschen strophe (nach E. Schmidt ein adespoton); eigentümlich fügt sich dazu Walther 118, 33 fg. *der kalte winter was mir gar unmaere, ander kûte dâhte er swaere* (das sieht fast wie eine direkte anspielung aus!); auch Hartmann sagt 216, 2 *gegen der swaeren zît*. Am einfachsten sagen Ulrich von Gutenberg 71, 6 und H. v. Rugge 99, 33 *der winter kalt*, desgleichen Walther 114, 30. 118, 33.

Eine spur von persönlicher auffassung des winters zeigt sich bei H. v. Veldeke 59, 16 fg. *wan ex wil nu winter sîn, der uns sîne kraft erzeiget an den bluomen* und dann erst bei Walther 39, 8 *sîn gewalt ist sô breit und sô wît* (vgl. oben CB 42, 1 *vis frigoris*)<sup>1</sup>. — Der „gelehrte“ Hartmann hat in seinem ersten liede 205, 3 den merkwürdigen ausdruck *mîn sanc ensûle des winters wâpen tragen*, dem ebenfalls eine ausgesprochene persönliche auffassung des winters zu grunde liegt<sup>2</sup>.

Das eigentliche charakteristische an den winterschilderungen an sich, d. h. soweit man nicht ihr verhältnis zu der dargestellten liebesempfindung ins auge fasst, ist die innige teilnahme an den veränderungen, die in der natur vorgehn, der ausdruck des schmerzes über den verlust der naturschönheiten, wie sie der sommer bot. So wird 1) der verlust der blumen (zum teil mit poetischer personifikation) und das fahlwerden der heide beklagt<sup>3</sup>. MF 19, 14 (Rietenburg); 35, 15 (D. v. Aist); 59, 17 (H. v. Veldeke); 82, 33 (R. v. Fenis)<sup>4</sup>; 99, 32 (H. v. Rugge); 106, 24 (H. v. Rugge); 140, 33 und 36 (H. v. Morungen) vgl. mit Walther 75, 36; 169, 11 und 14 (Reinmar); 191, 30 (Reinmar oder H. v. Rugge); 216, 1 (Hartmann). 2) Heide und wald werden zusammen beklagt: 99, 29 (H. v. Rugge); Walther 39, 2. 3) Blumen und wald: 83, 26 (R. v. Fenis). 4) Der entlaubte wald: 37, 34 (D. v. Aist); 82, 26 (R. v. Fenis). 5) Die entlaubte linde: 4, 1 (namenlos); 37, 19 (namenlos); 64, 26 (H. v. Veldeke). 6) Das verstummen des vogelsangs: 34, 15 und 37, 18 (D. v. Aist); 59, 13 und 62, 35 (H. v. Veldeke); 83, 28 (R. v. Fenis); 106, 26 (H. v. Rugge);

1) Vgl. Wilmanns, Leben und dichten Walthers von der Vogelweide s. 410. Wenn übrigens hier gesagt ist, dass Walther unter den minnesängern der erste gewesen sei, der in dem liede 39, 9 von einem streite des winters spreche (*weizgot er lât noch dem meien den strît*), so muss ergänzend hinzugefügt werden, dass Reinmar 188, 35 doch wol auch darauf anspielt und ebenso 191, 32 fg. (nach E. Schmidt eine Ruggesche strophe): *diu nahtegal uns schiere seit, dax sich gescheiden hât der strît*. Allerdings sind diese algemeinen andeutungen das einzige, und das ist sicher gegenüber den lateinischen liedern auffallend.

2) Vgl. Wilmanns a. a. o., wo die charakteristische stelle aus des dichters erstem büchlein angeführt ist.

3) Diese citate schreibe ich nicht aus, weil das schon häufig geschehen ist und weil dieselben einen zu breiten raum beanspruchen würden.

4) In dem adjektivischem participium *betwungen* liegt nicht eine personifikation des winters, wie Berger a. a. o. s. 450 meint; dasselbe hatte im mhd. gewöhnlich die bedeutung *bekümmert*, *niedergeschlagen*. Es liegt also, wo die minnesänger es als attribut der blumen, der heide, der vögel usw. verwenden, eine poetische beseelung dieser gegenstände vor. Vgl. MSF 233 (anmerkung zu 16, 14).



216, 5 (Hartmann); Walther 39, 3; 75, 38; 114, 23. 7) Das schweigen der nachtigall: 18, 17 (Rietenburg); 37, 32 (D. v. Aist); 99, 34 (H. v. Rugge).

Andere anzeichen mehr physikalischer art, also in der weise der vagantenlieder, erwähnt nur H. v. Veldeke 59, 11 fg. und 64, 26. Dort heisst es: *Sit diu sunne ir liechten schîn gegen der kelte hât geneiget* — und hier: *Ex habent die kalten nehte getân, dax diu löuber an den linden winterliche valwiu stân.* Er ist der einzige unter den älteren höfischen dichtern, der in dieser hinsicht bekantschaft mit den liedern und der ausdrucksweise der fahrenden kleriker zeigt<sup>1</sup>, wie er ja auch ein gelehrter dichter ist, der nicht nur französisch, sondern auch gut latein verstand. Man vergleiche nur beispielsweise das von Du Méril a. a. o. s. 235 abgedruckte lied, worin es heisst: *calor liquit omnia et abiit, nam signa caeli ultima sol petiit; iam nocet frigus teneris et avis bruma laeditur* —; *est inde dies niveus, nox frigida* usw. Sonst ist das hauptanzeichen des winters im älteren minnesang der schnee (6, 9. 58, 29. 82, 29. 106, 25. 140, 33. Walther 75, 37), der reif erscheint nur 203, 30 (Reinmar, nach E. Schmidt ein adespoton) und Walther 75, 37. 114, 23. Die kalten winde sind ursprünglich nicht dem minnesang, aber in ausgedehnter weise der lateinischen dichtung und daher auch dem vagantenlied eigentümlich (wie auch der regen).

Charakteristisch für den minnesang sind ferner die klagen über den entschwundenen sommer und die trauer infolge des winters: 37, 18 (namenlos); 83, 25 (R. v. Fenis); 140, 36 (H. v. Morungen); 169, 14 (Reinmar); 59, 15 und 67, 15 (H. v. Veldeke); 82, 31 (R. v. Fenis); 108, 16 fgg. (H. v. Rugge); Walther 39, 1 fgg. 76, 4 fgg. 114, 30.

So zeigt sich also aufs deutlichste der verschiedene ausdrück der im innersten grunde gleichen vorstellungen. In ähnlicher weise abstrakt wie die winterschilderungen der vaganten hinsichtlich der veränderungen in der natur ist nun aber auch die art, wie sie sie mit der liebesempfindung verbinden. Mone a. a. o. nr. 18 heisst der winter *importuna Veneri*, aber im innern fühlt der sänger liebesglut: *amor est in pectore nullo frigens frigore.* Noch energischer drückt den gedanken nr. 21 aus: *foris algens corpore flammam intus sentio* — und weiter: *totum cogat spiritus Boreas in glaciem, tamen hoc propositum non variem.* Ähnlich aber noch mehr reflektierend singt der dichter

1) Oben s. 15 war auch H. v. Veldeke der einzige unter den älteren minnesängern, der die persönliche auffassung des winters in der weise der vaganten zeigte.

von CB 42, 2: *Sed amorem, qui calorem nutrit, nulla vis frigoris valet attenuare.* Und wider ganz in demselben tone singt ein anderer bei Du Méril a. a. o. s. 235 fg.: *Modo frigescit quidquid est, sed solus ego caleo* — und nun folgt eine weitere ausmalung dieses feuers, das schlimmer sei als das griechische feuer. CB 32 behandelt in ganz gelehrter weise die liebe der elemente zu einander, die vom nordwinde gestört werde. Auf menschliche verhältnisse übertragen hören wir von dieser störenden wirkung CB 95, 3: *Ad obsequendum Veneri vis tota languet animi, fervor abest pectori, iam cedit calor frigori*<sup>1</sup>. Ein anderer, CB 56, 1 hält die übereinstimmung zwischen winter und schlafendem liebestrieb für tierisch und fährt fort: *Nunquam amans sequi volo vices temporum bestiali more.* Ein später lateinischer sänger bei Wattenbach a. a. o. ruft schon ganz in der weise des minnesangs aus: *Non in flore set amore iocundor puellari* — und str. 4: *Decoris tui claritas, simul tua benignitas flos est mihi vernalis.*

Im minnesang ist nun die verknüpfung von winterschilderung und liebesempfindung im ganzen eine geistigere; aber auch hier lässt sie sich auf die beiden formeln zurückführen: 1) Winterklage und liebes-schmerz im einklang und 2) Winterklage und liebes-schmerz im kontrast. Das ursprüngliche und natürliche ist die einfache winterklage und die parallele dazu aus dem liebesleben.

Einfache winterklage ohne deutliche beziehung auf das liebesverhältnis oder die liebesempfindung finden wir noch beim Rietenburger 19, 14 fgg. (vgl. jedoch W. Scherer, Deutsche studien II, Wiener sitzungsberichte 77, s. 468), bei H. v. Veldeke 59, 11 fgg. und 67, 15 fg.; desgleichen bei Rugge 108, 14 fgg.; bei Pseudo-Reinmar 203, 24 fgg. bildet die schilderung schon den hintergrund für die schilderung der beneideten freude in den folgenden strophen. Ferner gehören hieher die beiden Waltherschen lieder 39, 1 fgg. und 75, 25 fgg., in denen zwar die gewöhnlichen typen, aber in freier und selbständiger weise verarbeitet werden, um die empfindung des dichters, klage über den winter und sehnsucht nach dem sommer zum ausdruck zu bringen.

1) Derselbe sänger klagt str. 1 dass: *grando nix et pluvia — corda reddunt segnia.* Str. 2 erwähnt in der individualisierenden art des deutschen minnesangs den verstumten vogelsang, die des grasschmuckes beraubte erde, dann aber wieder nach vagantenart den trüben sonnenschein und die schnell dahineilenden tage. Str. 3 ist die oben citierte; str. 4 klagt wider: *In omni loco congruo sermonis oblectatio cum sexu femineo evanuit omnimodo.* Das lied ist somit ein sprechendes beispiel für die art des vagantengesanges um 1200, wo der verkehr der fahrenden kleriker und der fahrenden ritterlichen sänger unter einander lebhafter zu werden begann und einen austausch der anschauungen zu wege brachte.

Die einfachste art winterklage und liebesschmerz in parallele zu setzen, zeigt MF 4, 1 fgg.: Die linde ist entlaubt, mein geliebter meidet mich und geht andern frauen nach. Das ist einfach und ganz in der weise eines volksliedes: das bewusstsein mit der umgebenden natur sich in einklang zu fühlen ist nur dunkel angedeutet. Dem inhalte nach auf gleicher stufe steht 37, 18 fgg., auch eine alte namenlose strophe (vgl. Scherer, Deutsche studien II, s. 437). Nur ist die winterschilderung mannigfaltiger und subjektiver und der zweite teil eine aufforderung an den geliebten, andere frauen zu meiden. Dieser alten und einfachen art steht noch Dietmar nahe in der frauenstrophe 34, 11 fgg. Wie aus der erinnerung an den schönen sommer, den die frau in liebesglück verlebt hat, ruft sie aus: *sît ich bluomen niht ensach noch enhôrte der voege sanc, sît was mir mîn fröide kurz und ouch der jâmer alze lanc*. Wie viel komplizierter ist dagegen H. v. Rugge, dessen anschluss an die volkstümliche tradition des natureingangs so vielfach betont ist! Es gehört hierher 99, 29—100, 11. Auf die ausführliche winterklage (heide, wald, blumen, nachtigall) folgt zunächst eine betreuung, dass sein herz der geliebten trotzdem treu bleibe, alsdann in der zweiten strophe der wunsch freude durch sie zu erlangen und dann erst die klage, dass ihm nur leid geschieht und die indirekte bitte, seine stätigkeit zu belohnen. Das liebesverhältnis also überdauert den winter, die parallele besteht nur zwischen der trauer über den winter und der trauer darüber, dass die geliebte ihren ritter nicht erhört<sup>1</sup>. Wie sehr H. v. Rugge schon in der ausdrucksweise des höfischen minnedienstes befangen ist, zeigt ein vergleich mit H. v. Morungen, der sich anerkanntermaßen von dem traditionellen ausdrück des naturgeföhls fernhält. 140, 32 fgg. zeigt fast dieselbe ideenverbindung wie jenes Ruggesche lied, nur in anderer reihenfolge. Die winterschilderung ist ganz kurz: *Uns ist zergangen der lieplîche sumer. dâ man brach bluomen, dâ lît nu der snê*<sup>2</sup>. Darauf folgt die klage über den liebeskummer und dann die versicherung, dass die freude an der schönheit seiner gelieb-

1) Vgl. Wilmanns, Leben und dichten Walthers von der Vogelweide s. 172: „Die strenge auffassung des ausgebildeten minnedienstes aber sträubt sich gegen diese vorübergehende sommerliebe. In ihm wird die jahreszeit nicht in beziehung zu dem liebesverhältnis gesezt, sondern nur in beziehung zur empfindung, sei es dass solche anerkannt oder abgelehnt wird.“ Die stelle ist wol klar genug, und wenn Max Ortner, Reinmar der alte, die Nibelungen s. 55 behauptet, sie nicht zu verstehn, so erklärt sich das nur durch seine voreingenommenheit oder dadurch, dass er dem gegenstande nicht die volle aufmerksamkeit zugewendet hat.

2) Vgl. Walther 75, 36 und R. M. Werner in seiner recension über Michel, Heinrich von Morungen (A. f. d. a. 7, 125 fg.).

ten ihn gegen den verlust der sommerfreude gleichgiltig mache. Aber auch schon R. v. Fenis zeigt die ganze ritterliche dialektik in der ausmalung jener parallele. Von ihm sind zwei winterklagen überliefert 82, 26 fgg. und 83, 25 fgg. Dort heisst es: Es ist winter (wald, vogel-sang; schnee) — darum leide ich not; aber ich leide noch anderen kummer: fände ich gegenliebe, so wäre all mein kummer geheilt, denn die geliebte ist über die massen schön. An der zweiten stelle ist die parallele versteckter und die gedankenverbindung spitzfindiger: Mein schmerz über den entschwundenen sommer wird nicht durch süsse erinnerungen gemildert, wie bei andern; solte der winter meinen wunsch erfüllen, müste ich ihn loben; aber die geliebte lässt mich unausgesezt klagen. — Direkte opposition gegen die konventionelle art, über den winter zu klagen, macht dann Reinmar d. a.; er hält es nicht der mühe wert gegenüber dem kummer, den er leidet (169, 9 fgg.)<sup>1</sup>.

Der ausdruck des kontrastes zwischen naturempfindung und liebesempfindung ist an sich betrachtet jünger als die parallele beider. Jedoch findet er sich auch bereits im ältesten minnesang und auch in ganz anderer weise als in der vagantendichtung.

Der Rietenburger beklagt 18, 17 fgg. den verklungenen nachtigallengesang und fährt fort: *doch tuot mir sanfte guot gedinge, den ich von einer frowen hân.* In derselben einfachen form gibt D. v. Aist 37, 30—38, 4 den kontrast wider: die zeit ist verwandelt, die nachtigall schweigt, der wald steht fahl — *ienoch stêt dax herze mîn in ir gewalt, der ich den sumer gedienet hân diu ist mîn fröide und al mîn liep.* Eine steigerung dieses gefühls enthält die frauenstrophe 6, 5 fgg.: *mich diinket winter unde snê schoene bluomen unde klê, swenn ich in umbevangen hân.* So singt auch noch Walther 118, 35 *mir was die wîle als ich enmitten in dem meien waere;* doch ist das gedicht Walthers nicht mehr so ganz naiver ausdruck eines überwältigenden gefühls. In einfacherer weise bietet die gegenüberstellung wider der Veldeker in der strophe 64, 26, die oben schon wegen der winterschilderung nach art der vagantendichtung erwähnt wurde. Es stimmt damit die abstrakte art überein, wie er sein liebesglück dem winter gegenüberstellt: *der minne hân ich guoten wân*<sup>2</sup>. Als ein uner-

1) Vgl. E. Schmidt, Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge (QF IV). S. 94.

2) Wenn übrigens E. Schmidt a. a. o. s. 91 behauptet, der Veldeker kenne gar keine freude im winter, so widerstreitet dem die obige strophe. — Den abstrak-

fülter wunsch wird die liebe als heilmittel gegen die leiden des winters von R. v. Fenis in dem oben besprochenen liede 82, 26 fgg. bezeichnet sowie von H. v. Rugge und H. v. Morungen in den eben daselbst behandelten strophen. Recht reflektierend und gesucht drückt der in Hausens fuststapfen tretende Gutenburger diesen gedanken aus 69, 4 fgg.: *und gan es mir diu guote — sô wirt an mîme sange schîn der winter noch kein swaere*. Nicht mehr die schilderung des gefühls an sich ist ihm die hauptsache, sondern der gewählte ausdruck desselben<sup>1</sup>. Der in der oben erwähnten frauenstrophe 6, 9 fg. ausgedrückte gedanke gewint bei Dietmar 39, 30—40, 2 bestimtere gestalt. Diese strophe ist von Burdach a. a. o. s. 77 fg. gewiss mit recht als frauenstrophe bezeichnet und hier ist die frau ebenso mit dem winter zufrieden: *der winter und sîn langiu naht di ergetzent uns der besten zît, swâ man bî liebe lange lît*. Derselbe ersatz für die sommerfreude ist von D. v. Aist 35, 16 fgg. in form eines wunsches ausgesprochen. Tatsächlich hat er während des winters gram, da die geliebte den wunsch nicht gewährt; wir haben also schon, wie wir es in den Fenisschen, Ruggeschen und Morungenschen strophen oben fanden, vereinigung beider formeln. Lob des winters wegen der langen nächte haben ferner noch Hartmann 216, 3 und Walther 118, 5. Während jedoch bei Hartmann die trauer über den winter vorherrscht und die liebe in winterlanger nacht nur den langen winter kürzt, wiegt bei Walther in Reinmarscher und Morungenscher art (vgl. z. b. MF 140, 32 fgg.) die liebesempfindung vor und erzeugt gleichgiltigkeit gegen den wechsel der jahreszeiten (vgl. auch 99, 6 fgg.). In demselben sinne singt auch der vielleicht von Fr. v. Hausen beeinflusste Bigger 118, 7 fgg.: *swie schiere uns diu sumerzît aber zergê, des würde rât, mües ich ir hulde hân: die naeme ich für loup unde für klê*.

So zeigte sich also, wie auch in der verknüpfung von naturempfindung und liebesempfindung der minnesang von anfang an ganz eigentümlich vorgieng und im weiteren verlauf immer kompliziertere ideenverbindungen schuf, beeinflusst durch das wesen des höfischen dienstes. Nur wenig und kaum nennenswertes konte ihm hier die vagantenpoesie bieten.

ten ausdruck, dass liebe den winterschmerz lindere, hat auch R. v. Fenis in dem oben besprochenen liede 82, 36 fg.: *ist dax diu minne ir güete wil zeigen, sô ist al mîn kumber ze vröuden gestalt*. Aber die zeilen vorher und nachher sind wider durchaus individualisierend und an die eine bestimmte *frouwe* adressiert.

1) Vgl. Burdach, Reinmar der alte und Walther von der Vogelweide. S. 38.

Unter den dichtern nach Walther erfordert Neidhart eine besondere betrachtung. Er hat wie keiner vor ihm in solcher ausdehnung in seinen liedern den ausgang von der jahreszeit genommen, dass man diesen umstand vornehmlich als beweis für die anlehnung des dichters an das volkstümliche benutzt hat<sup>1</sup>. Im allgemeinen hat es damit wol seine richtigkeit, nur dass es immer nur vermutungen bleiben werden, wieweit diese anlehnung geht. Schon die parallele der volksmässigen epik der höfe zeigt uns deutlich, dass man auch in höfischen kreisen für das volksmässige interesse zu fühlen anfieng, aber es musste in höfisches gewand gekleidet sein, um courfähig zu werden. So liegt auch die sache bei Neidhart. Dass er in solchem umfang naturschilderungen dichtete und seinen liedern vorsezte, war sicher eine anlehnung an die volkstümliche art, an die natur- und tanzlieder, die er aus seinem verkehr mit dem volke kennen lernte. Die ausdrucksweise aber ist im grossen und ganzen nur die weiter ausgebildete höfische ausdrucksweise, wie denn sämtliche typen der naturschilderungen, wie sie sich bei den höfischen sängern vor ihm finden, in seinen liedern widerkehren; aber sie sind phantasievoller, stimmungsvoller und mannigfaltiger bei ihm verwendet, wie das ja natürlich ist, es zeigt das eben einen grösseren fortschritt in der handhabung des poetischen ausdrucks zur zeit Neidharts. Dazu gehört aber vor allem auch die grössere mannigfaltigkeit im gebrauch poetischer bilder und die weitergehende naturbeseelung, worin Walther schon einen grossen schritt vorwärts getan. Und hier war der steigende verkehr mit den fahrenden klerikern eine gute schule für den minnesang. Wir haben schon oben gesehen, dass gerade beim Veldeker und bei Hartmann, die beide gelehrte bildung hatten und lateinisch verstanden, sowie bei Walther in vielleicht einem lateinischen liede direkt nachgedichteten stropfen spuren einer übereinstimmung mit anschauungen, wie sie der vagantenpoesie eigen sind, sich finden, darunter einige stellen, die eine persönliche auffassung der jahreszeiten voraussetzen, die im vagantensang so verbreitet ist. Diese persönliche auffassung ist aber bei Neidhart vollständig in denselben formen erkenbar, in denen sie im vagantensang erscheint. Dem sich steigernden bedürfnis nach grösserer mannigfaltigkeit im ausdruck der naturempfindung boten die festen formen und anschauungen der vaganten, mit denen Neidhart sicher in fröhlichen stunden oft zusammengetroffen sein wird, bequemes material zu freier verwendung. Wir sahen oben im ersten abschnitt, dass um 1220 die

1) Besonders R. v. Liliencron in der schönen abhandlung über Neidharts höfische dorfpoesie in Haupts ztschr. 6, 69 fgg.

personifikationen der schaffenden kraft der natur und der triebkraft der erde gelegentlich im minnesang eingang fanden; ungefähr zu derselben zeit gewann auch die persönliche auffassung der jahreszeiten, besonders des winters in der weise der vagantendichtung breiteren boden im minnesang<sup>1</sup>. Diese schnelle verbreitung der persönlichen vorstellung der jahreszeiten und der idee eines kampfes zwischen sommer und winter wurde sicher auch noch durch den geschmack der höfischen zuhörer begünstigt. Man verlangte gern nach etwas nie dagewesenem und wunderbare kämpfe hörte man am liebsten, daher accommodierten Neidhart und mit ihm die spätern dichter sich diesem geschmack und würzten die traditionellen naturschilderungen durch persönliche darstellung der jahreszeiten und die schilderung ihres wechsels als kampf: als aventiure. Als schliesslich die schöpferische kraft des minnesangs erlahmte, wurde diese auffassung fast stereotyp, weil sie ein greifbares bild darbot, daher stammen in der ausgangszeit des minnesangs bis in den meistersang hinein die beliebten streitgedichte zwischen sommer und winter<sup>2</sup>.

Was wir im älteren minnesange nur ganz vereinzelt antrafen und auch da in übereinstimmung mit der vagantendichtung, das waren gewisse erscheinungen des winters physikalischer art. Neidhart macht einen ausgiebigen gebrauch davon. Da haben wir 1) die winde: 5, 15 *hin ist der scherfe wint*; 35, 4 *dine winde die sint kalt*; 51, 2 *und der walt muoz von süren winden ungevüegen schaden dulden*; 75, 30 *sine winde kalt habent dinen grüenen walt harte jämertlich gestalt*; 76, 21 *beidiu vinger unde zehen sol ein ieslich man vor disen winden wol bewarn*. 2) das wetter: 73, 24 *Sumer, diner süezen weter müezen wir uns anen* (vgl. 58, 27)<sup>3</sup>. 3) die trüben tage: 36, 24. 43, 21 fg. 54, 1. 58, 27. 101, 20 fg. 4) der trübe sonnenschein: 50, 37 fg. 76, 17 fgg. Im älteren minnesang war schnee und reif als kenzeichen des winters genant; bei Neidhart kommt in übereinstimmung mit den vagantenliedern noch hinzu 5) das eis: 6, 1 *der walt stuont aller grise vor snê und ouch vor ise*; 38, 9 *kint, bereitet iuch der sliten üf dax is*; 76, 8 fgg. *is und anehanc hât der*

1) Vgl. zu dieser ausführung noch Wilmanns a. a. o. s. 409 fg.

2) Gerade die darstellung des winters zeigt sehr viele berührungspunkte mit der vagantendichtung, während die persönliche darstellung des sommers bzw. frühlings im späteren minnesang selbständigere wege einschlug.

3) Die erwähnung des wetters ist im minnesang überhaupt selten. Nur H. v. Veldeke 59, 25 sagt *dax weter wider kläre* (vgl. 65, 13) und vielleicht noch bruder Wernher MSH II, 229 *der himel reiniget sich*; vgl. CB 65, 1 *çelo puriore* u. a.

*vogeline sanc gar gestillet in den welden.* Die erwähnung des eises ist für Neidhart um so auffallender, als ausser ihm in der grossen schaar der minnesinger nur noch K. v. Würzburg einmal MSH III, 334b, der um 1300 dichtende Kanzler einige male und einmal noch ein Pseudo-Neidhartisches lied MSH III, 293b das eis als kenzeichen des winters erwähnen.

Von attributen erhält der winter bei Neidhart folgende: er heisst vorzugsweise wie im älteren minnesang *der kalte*, aber auch *der küele* 7, 23 und 79, 37; *der lange* 9, 16; *der scherpfe* 7, 23 und 82, 5; *der leide* 38, 10. 41, 33. 55, 21. 59, 37; er heisst *diu swaere zit* 78, 15; *diu lange swaere zit* 73, 27 und 86, 32 (*winterlange sw. x.*). Erst in unechten liedern lesen wir dann: *der arge winter, der ungevüege, ungetâne, leidige w.*, also mehr der personifikation zuneigend. Aber auch schon bei Neidhart erscheint nun der winter gern personifiziert als ein gewaltiger held, der mit grossem gefolge auftritt, ungnädig und grausam, der alles traurig macht; ferner als räuber; dem sommer ist er ein geschwornener feind, er verjagt ihn, vernichtet ihm alle seine zierden, den grünen wald und die heide, und setzt sich auf seinen stuhl; wird aber schliesslich vom sommer verdrängt und verjagt und muss urlaub nehmen. Die ausführung der allegorie im einzelnen ist natürlich ganz im höfischen geschmack. Des winters *gewalt* ist genant 35, 1. 75, 26. 85, 7. 95, 9. Damit steht im zusammenhang die häufige verwendung des sonst dem höfischen minnesange eigentümlichen verbums *twingen* (subst. *getwanc*) zur bezeichnung der vom winter ausgeübten gewalt: 11, 11 (= CB 130a). 14, 16. 17, 6. 36, 20. 63, 7. 73, 29. 75, 25. 101, 21 und 23. Der winter ist ungnädig und gewalttätig: 17, 16. 35, 22. 38, 14. 95, 12 fg. Er macht alles traurig: 4, 35. 19, 18. 21, 38. 52, 28. 54, 2. 73, 25. 76, 6 fgg. 85, 12. 86, 32 fgg. 89, 6 fg. 92, 14 fgg. 99, 4 fg. Der winter ist ein räuber: 22, 11 fg. 38, 11. 46, 36. 55, 20 fg. 75, 27 fgg. 76, 2 fgg. 89, 9 fgg. 95, 10 fg. 99, 6. Er erscheint mit gefolge 75, 27 fgg. 95, 8. 99, 9. Die feindschaft zwischen sommer und winter wird 85, 8 und 95, 6 fg. erwähnt. Der hass des winters gegen den sommer und der kampf mit ihm um die herschaft wird besonders ausführlich 75, 15—76, 25 in drei strophen ausgeführt. Es vereinigen sich in dieser schilderung mehrere motive des vagantengesanges: kalte winde, trüber sonnenschein, eis; daneben der winter als räuber und seine gewalt. Dahin gehört alsdann noch 59, 37 *der leide winder hât den sumer hin verjagt*. Der vom sommer vertriebene winter erscheint dann 8, 13. 57, 24 und 17, 9.



Auf die übrigen elemente, aus denen sich die winterschilderungen bei Neidhart zusammensetzen, gehe ich nicht näher ein; sie entsprechen genau den typen des älteren minnesangs. Der höfische sänger dokumentiert sich ferner in der wiederholt ausgedrückten trauer über den winter und den verlust des sommers; das *trüren* aber machte einen ritter erst interessant. Nur einen punkt hebe ich noch heraus. Neidhart klagt 46, 33 und 62, 36, dass die linde nun keinen schatten mehr gebe. Noch einmal in einem sommerlied erwähnt er den schatten der linde, der kühlung gewährt: 6, 14. Die erwähnung des baumesschattens und der schattenkühle ist im minnesang sehr selten. Wir haben ein beispiel bei Walther in dem schönen liede 94, 11 fgg. (24 fg.) *daz diu linde maere den küelen schaten baere*; ferner in ähnliche form gekleidet wie bei Neidhart bei U. v. Winterstetten III, 7 (MSH I, 139a) *den kinden bi linden der schate ist nu benomen*; alsdann bei Vrouwenlop III, 30 (MSH III, 19b): *Mich trüegen mine vüexe in einen schaten wunneklich unt gienc zuo einer linden*, und bei K. v. Würzburg I, 3 (MSH III, 334b) *dar obe stuond ein schatehuot gewünschet wol nâch prise*. Andererseits ist die schattenkühle und das ruhen in baumesschatten ein in den vagantenliedern sehr häufig erwähnter zug und vielleicht ein motiv, das ihnen aus der antiken dichtung überkommen ist. Wilmanns erinnert zu dem Waltherschen liede an den anfang der Apokalypsis Goliae (Wright, Walther Mapes s. 238), wo der natureingang und die einkleidung des gedichtes ähnlicher art sind (Leben und dichten Walthers v. d. V. s. 402). Frauenlob haben wir oben schon als gelehrten dichter kennen gelernt, U. v. Winterstetten und K. v. Würzburg sind es nicht minder und zeigen auch sonst mehrfah anklänge an die vagantendichtung (in der strophe Konrads wird auch das eis erwähnt, s. o.). So kann der baumesschatten aus der gelehrten dichtung bzw. vagantenpoesie sehr wol entlehnt sein. Das Alexanderlied erwähnt ihn 5174 fg. und auch sonst ist er dem epos nicht ganz fremd; da mag aber der einfluss der vorlagen sich bemerkbar gemacht haben.

Hinsichtlich der verknüpfung von winterschilderung und liebesempfindung zeigt Neidhart im vergleich mit dem älteren minnesang wenig besonderes. Bekanntlich gehört hierher nur ein kleiner teil der winterlieder, während die anderen nach dem eingange eine Dörpererzählung enthalten. Er steht mit jenen ganz auf dem boden des höfischen minnesangs, wenn er auch gelegentlich kräftigere töne anschlägt. Auch er beklagt nicht wie die vaganten das aufhören des liebesverhältnisses im winter, sondern die trübe stimmung, in die ihn die geliebte versetzt, die seine liebe nicht erwidert, die um seinen *dienest* und

seinen *sanc* sich nicht kümmert, deren liebe ihm durch nebenbuhler entwendet wird, der er *widersagt*, wie der winter uns allen widersagt. Bisweilen wird die gegenüberstellung bei ihm blosser verstandesmäßiger vergleich, wie z. b. 79, 36—80, 2: *mirst von herzen leide, daz der küele winder verderbet schoener bluomen vil: sô verderbet mich ein senelichiu arebeit*; oder 82, 3 fgg. in der etwas blasierten manier Reinmars: *si klagent, daz der winder kaeme nie vor manger zit scherpfer noch sô swinder, sô klag ich min vrouwen*; oder 99, 6 fgg. der winter hat uns blumen und gras geraubt: (11) *alsô hât ein wip mich beroubet gar der sinne* u. m. a. Eine besondere wendung ist noch 73, 26 fgg.: meine geliebte lässt mich ungetröstet: wie soll ich da den winterschmerz überwinden? Doch ist das nur eine umkehr der typischen wendung: die liebe der frau tröstet über den winterschmerz, die natürlich bei Neidhart auch mehrfach sich findet, jedoch nur in der form des wunsches.

Über den späteren minnesang ausser und nach Neidhart will ich nur wenig hinzufügen. Er hat mehr als irgend ein anderer sänger einfluss auf die späteren ausgeübt: das zeigt sich schon in der übergrossen anzahl unechter lieder, die unter seinem namen überliefert sind. Ferner zeigt es sich darin, dass seine art der naturschilderungen sich mehr und mehr einbürgert. Aber man geht in der personifikation noch weiter vor. Dem winter werden grimm, neid und zorn, wie im vagantensang *rabies, ira, saevitia* beigelegt; eine reichere auswahl von beiwörtern erhält er, so neben den oben genannten noch: *ungehiure, ungevüege, veige, grimme, ungeslakt, unbescheiden*, wodurch immer mehr der winter unter dem bilde eines riesen erschien, aber nicht eines riesen des alten germanischen heidentums, sondern eines riesen, wie ihn die höfischen epen schildern, mit dem der sommer oder mai als glänzender ritter kämpft. Zu den dichtern, die die persönliche darstellung des winters in dieser form besonders lieben und im einzelnen darin berührungspunkte mit den vagantenliedern aufweisen, gehören die beiden Schwaben G. v. Neifen und U. v. Winterstetten, die Schweizer Steinmar, K. v. Landeck, W. v. Honberk, O. zem Turne und der oberdeutsche Kanzler.

Schliesslich noch ein paar worte über die deutschen strophen der CB, welche winterschilderungen enthalten. Es ist im allgemeinen unhaltbar, selbst wenn die deutschen strophen inhaltlich mit den vorausgehenden lateinischen sich decken, daraus eine vollständige abhängigkeit des deutschen minnesangs von der vagantendichtung zu folgern. Aber es ist auch wider nicht zutreffend, wenn Burdach a. a. o. s. 162 sagt:

„Die deutschen anonymen stropfen enthalten durchaus die alten elemente der volkstümlichen naturpoesie in ungetrübter reinheit.“ Von der „volkstümlichen naturpoesie“ wissen wir nichts gewisses und, um bei den winterschilderungen zu verweilen, gleich 98a *der starche winder* weicht von der terminologie des älteren minnesangs ab; der spätere minnesang hat, wie wir sahen, ähnliches aber nicht dasselbe. Das persönliche moment, das in dem attribut *starch* liegt, ist in der weise des späteren minnesangs, der nach dem vorgange der vagantendichtung den winter personificierte. Das lateinische lied 98 könnte im allgemeinen die veranlassung der deutschen strophe gegeben haben. Vollends die wendung 100a *der winder der heiden tet senediu nôt* zeigt so recht die art des späteren minnesangs: persönliche auffassung des winters, aber dabei höfische terminologie, als mischung beider elemente (vgl. Pseudo-Neidhart bei Haupt XLVII, 15 fg. *ir schouwet an die linden, wie senelich diu stât, die der kalte winder alsô verderbet hât*). Auch unter den übrigen winterschilderungen ist keine, die der älteren art des minnesangs ganz entspräche; vielmehr tragen sie alle ohne ausnahme die spuren einer zeit, in welcher fahrende kleriker und fahrende deutsche sänger sich mischten.

KÖNIGSBERG I. PR.

K. MAROLD.

---

## DIE JERUSALEMFAHRT DES HERZOGS FRIEDRICH VON ÖSTERREICH

nachmaligen kaisers Friedrich III. von Deutschland (1436).

Ein mittelhochdeutsches gedicht.

In der litteratur des deutschen mittelalters nimt einen bedeutenden platz die sogenante Palästinensische ein, das heisst die grosse gruppe der auf Palästina bezüglichen schriften. Dieselben sind teils eigene reisebeschreibungen, teils bearbeitungen bekannter und wichtiger reisebücher, oder instruktionen, in denen die pilger alles für die fahrt notwendige erfahren, also Baedekers, oder auch ablassbücher, welche die mit den heiligen stätten verbundenen ablässe aufzählen, oder endlich beschreibungen des heiligen landes resp. einzelner teile desselben. Wie gross die zahl dieser schriften auch ist — wir kennen bis jezt im ganzen nur zwei, welche in versen abgefasst sind, zu denen unser text als dritte und zugleich als älteste neu hinzutritt. Die pilgerreise des

letzten grafen Philipp von Katzenellenbogen (1433) ist nämlich nicht bloss in prosa<sup>1</sup>, sondern auch in einem umfangreichen gedicht von 2550 versen geschildert worden; aber dieses stammt aus dem jahre 1477 und ist bisher nur in einem kleinen bruchstück bekant geworden<sup>2</sup>. Ausserdem besitzen wir noch über die 1480 von dem Ulmer lesemeister Felix Fabri unternommene pilgerfahrt eine gereimte darstellung.

Unser text nimt daher, auch abgesehen von dem interesse der person des reisenden eine bevorzugte stellung in der mittelalterlichen pilgerlitteratur ein; aber wir müssen doch auch gestehen, dass seine bedeutung für den behandelten stoff nicht gross ist. Die tradition in bezug auf die besuchten heiligen stätten, für die der autor einen führer in einem ablassbüchlein besass und benutzte, erfährt keine bedeutende erweiterung, und über den verlauf der ganzen reise erfahren wir wenig neues, nämlich nur den namen eines Peter Leschenbrand (v. 143; zulezt von allen namentlich aufgeführten teilnehmern erwähnt!), den man als verfasser anzunehmen geneigt sein möchte, und eine kleine notiz über die gefahr, welcher der herzog bei seiner abfahrt von Jaffa ausgesetzt war, während die namen von drei mitpilgern fehlen und die übrigen fast genau in derselben reihenfolge wie in der hauptquelle uns begegnen. Dazu komt, dass der text, welcher nur in einer einzigen handschrift erhalten, also nicht durch vergleichung corrigierbar ist, viel lücken und offenbare verderbnisse bietet, so dass wir die hilfe des herrn dr. Arwed Fischer zu suchen genötigt waren. Trotz alledem ist das litterarische und sprachliche interesse gross genug, um einen abdruck des textes zu rechtfertigen, als dessen gleichzeitiger verfasser ein österreichischer reisebegleiter angenommen werden muss, da er vom Semring spricht (v. 303).

Die hauptquelle für die geschichte unserer reise ist das vom kaiser Friedrich III. selbst abgefasste diarium<sup>3</sup>, welches auch in meinen

1) Herausgegeben von Röhrich und Meisner, Z. f. d. a. 26, 348—71.

2) Bei K. W. Justi, Vorzeit 1821, 43—74. Die grundlage bildet der Giesse-ner codex nr. 161 (aus dem wider der Casseler codex 116, 64—79 einen prosaauszug gibt). Ein zweiter codex ist von dr. Ewald Wernicke in der gräflich Solmschen bibliothek zu Klitschdorf in Schlesien entdeckt worden; proben davon im Herold 1887 nr. 1 und in der Z. f. d. a. 32, heft 1.

3) Jos. Chmel, Geschichte kaiser Friedrichs IV. und Maximilians I., Hamburg 1840 I, 581 fgg. (vgl. 277—80); aus dem original gaben schon die Histor. docum. Styriae, Graeciae 1728, II, 77—78 und Hoheneck, Genealogie der ob-der-Ensi-schen stände, Passau 1732, 118—19 auszüge.

Deutschen pilgerreisen<sup>1</sup> benutzt und von W. Neumann<sup>2</sup> durch kleine beiträge ergänzt worden ist.

Unsere handschrift, welche der leztgenante zuerst<sup>3</sup> und zwar auf mitteilung des hofrates dr. von Birk in Wien als eine Londoner aber ohne jede nähere signatur nachwies, ist im dortigen Britischen museum Addit. 16592 s. XVI schmal 4<sup>o</sup> erhalten (fol. 12—22). Eine sorgfältige copie besorgte uns der conservator der handschriften dieser bibliothek herr dr. J. H. Jeayes, und herr Hugo Bartels, secretär des vereins deutscher lehrer in London, hatte die freundlichkeit, sie gründlich nach-zucollationieren. Beiden herren sei hiermit der herzlichste dank ausgesprochen.

1) 474—75.

2) Die Jerusalemfahrten der älteren Habsburgischen fürsten in: Berichte und mitteilungen des altertums-vereins Wien 1881, XX, 138—48.

3) Ebd. 148.

**Kayser Fridrichs moerfart In zeit, als Er Ertzhertzog  
zu Osterreich gewest ist. (fol. 12.)**

Da man zalt vierzehenhundert jar  
Vund in dem sechsundreissigstn jar, das ist war,  
Nach Christi gepurt, hab ich eruaren,  
Da hueb sich der Furst hochgeborn,  
5 hörtzog Fridriech genanndt,  
von Osterreich wol erkhannd,  
Hochgeborn vnd freyes muett,  
Der gab auf land, stet, lewt und guet,  
prueder, schwester, junckfrawen und Frawen  
10 Vund wolt dy Ritterschaft pawen,  
Zogt In seines lanndes her  
Zu seiner stat Triest, lewt bey dem mer,  
Dye Iren ern thet geleich,  
Sy warf auf dye panir Osterreich.  
15 Zu dem Furstn Riden vund giengen  
Mit dem hayltumb sy In empfinden

10 *Es ist die ritterschaft des heiligen grabes gemeint; vgl. Röhricht, Deutsche pilgerreisen (Gotha, Perthes) s. 23 fg.*

12 *Triest war seit dem jahre 1382 österreichisch.*

16 *Reliquien wurden dem ankommenden fürsten in procession entgegengetragen.*

- vund belaytten In Ein und begundn in ern  
als dann ain stat Irm Rechtn herrn.  
Daselbs der Furst des Rastn phlag  
20 Vuntz auf den versprochen tag,  
Das er wolt wusen der von;  
Man zaigt sein wappen slachen on,  
Dye Ritterleichen sind erdacht  
vund maisterlich sind volbracht.  
25 Gruen, Rot, weis gemacht  
mit golt Silber gesprengt . . .  
Jedem nach dem seinen weis  
wie er scholt haben des schildes preis.  
Da pey dem weisen wurt erkandt,  
30 von wan yeder geادل wer von land.  
der edl fürst het In erdacht,  
wie dy Rais solt werden volbracht,  
vund wolt auch nicht abelan,  
Solt Im das leben darumbe zergan;  
35 Er wolt gein heilling grab kern,  
got zu lob dy Ritterschaft mern.  
Umb sand larentzentag das geschach,  
Das man den Furstn auf prochen sach (fol. 13.)  
Zu dem vor genanden jar,  
40 Als ich hab gezelt vor,  
und emphalh sy dem patrian,  
das er In aufs mer schift hin dan

22 *Vgl. den ausdrück v. 150.*

24 vobbracht *hs.*

25 *Sonst werden rot und weiss als wappenfarben Österreichs genant. Auch die heutige kriegsflagge ist rot-weiss-rot; aber in der handelsflagge ist der unterste streifen zur hülft rot und zur hülft grün.*

26 *Nach diesem verse ist eine lücke.*

30 *geadel adjectivbildung vergleichbar mit gemác, geslaht und ähnlichen Grimm, Gramm. 2, 746; bisher in keinem wörterbuche belegt.*

32 *Die hs. in prosaischer wortstellung volbracht werden.*

34 *darumben zergen hs.*

37 *Friedrich selbst sagt im diarium 584: „in dem sex und dreissigsten jar an Sand larenczen abent pin ich zu Tristi ouff das meer gesessen.“ Es war der 9. august.*

41 *patriân = patron, schiffsführer. sy = sie, d. h. die ganze mannschaft? oder fehler der hs. statt sich?*

- vund In dann aufs strasse solt kern,  
 wie In got mit geluckh tet lern  
 45 auf des wildes mers flut,  
 das mit Im selbs puetunt thuet.  
 maniger thuet von pressen sagen,  
 das sey das guet vil gelt zeriagen.  
 Ich lass yedem sein Red wol pawn  
 50 dy heilling stet sind auch gets beschawn,  
 wan doch ainer zu aller Frist  
 Auf dem mer nimen sicher ist,  
 er wais nit, wann ain wind her wæt  
 vnnd In an ain Insel slecht  
 55 Vunnd er demnach frue und spat  
 Gefanngen lewt, kain Rue nicht het  
 des ist gein preissen nicht hin ein;  
 drey wochen mag er zu hannd sein,  
 das Im dye strasse ist frey erkannd  
 60 Recht als war er da haim pey dem land,  
 wiert dann ain streyt da gethan . . .  
 Oder das man zu fahen thuet  
 ledig macht vmb guet.  
 Wiert man auf dem mer griffen on,  
 65 man mag nicht geweyhen an den pan  
 so hat es auch ain solhen lauf.

43 = *auf die richtige strasse leiten?*

44 lernen *hs.* 45 das *hs.*

46 puetunt *wol fehler der hs. statt wueten, wüeten.*

47—74 *Die teilweise entstelt überlieferten verse sollen die gefahren der see-reisen anschaulich machen. Als ein geringeres misgeschick erscheint es dem autor, wenn man auf eine insel verschlagen (54 fg.) und selbst dort gefangen gehalten wird (56), denn aus der gefangenschaft kann man in drei wochen (diese bestimmte zeitangabe ist auffällig!) durch waffengewalt (62) oder lösegeld (64) befreit werden. Schlimmer aber ist es, wenn man auf dem meere angegriffen wird (64 fgg.; vom sturme? oder von seeräubern?). Hier kann man nicht auf die (rettende?) bahn entweichen (65; vgl. 313); das meer nimt keinen ins gefängnis (67), empfängt auch kein lösegeld (68), sondern es tötet ohne pardon. — pressen 47, preissen 57 sind vielleicht verdorben aus vreisen = drangsale, gefahren, besonders auch von sturm-gefahr auf der seereise, s. mhd. wb. III, 398.*

50 gets *hs. lies guet zø?*

51 Frust *hs.* 52 *lies nimer?*

54 an *fehlt hs.* 62 *thät hs.*

65 geweyhen *wol statt mhd. gewichen = entweichen.*

- Es nimbt enkhainen zu vancknus auf,  
 hiet ainer alle welt zu geben,  
 es wil nur haben leib und leben.
- 70 also uerstet wer merckhen well,  
 ob yndert khumbt ain ongeuell  
 doch ist paydenthalben guett,  
 wer Ritterschaft treiben wil oder thuert,  
 Oder das gelt zeriagen klar.
- 75 Gott half dem Furstn mit seiner schar  
 Durch Insel, stet vund wellische land  
 dy pey dem mer sind wol erkannd,  
 durch Ziprizippern das konigreich  
 Fur porttn vund Annder Reich
- 80 vund kham zu dem gesegentn Lannd, (fol. 14.)  
 das Jerusalem ist genanndt.  
 dy hayden das vernamen,  
 mit eseln sy dar khamen,  
 dy er da muest Reitten;
- 85 Also wandert er in ains piligreim weis,  
 des gib ich im den ernpreys,  
 vund all dy mit Im zogen dar  
 der heilligen stet nemen war  
 der will ich ow zu erkennen geben
- 90 das Ir Furpas mugt merckhen pflegen:  
 Graf erberhart von Kragberg,  
 Graf pernhart von schauberg,  
 nu merckhet dy herrn Recht:  
 Neyperger herr albrecht
- 95 vund her jörg von Puechaim,  
 her hans von neyberg ich auch main',  
 Sigmund erberstarffor,  
 Lewpolt Stubenberg . . . . tor.

71 ongevell wol = *mhd.* ungevelle *unfall, misgeschick.*

78 Die insel Cypren ist gemeint.

86 in denn *hs.*

89 ekhenen *hs.*; ow eine sonst nicht belegte schreibung des *dat. plur.* iu  
 = *euch.* 91 lies Kirchberg. 93 nit *hs.*

95 Georg von Puechaim war ehemaliger gesanter des herxogs Ernst (Neumann, Jerusalemfahrten s. 147).

97 Sigmund von Ebersdorf.

98 Ein loch im papier.



- Hanns von Kunring wol erkhannd  
 100 Ott von Stubenberg genand  
 paul potendorfer, ein herr guett  
 hanns von puechaim vol gemuet,  
 prerthtold lassenstainer,  
 her wilhalm pernckeer,  
 105 hanns von starhemverg da pey,  
 von ekartsau her lutweig,  
 Vlrich von polham Tugentleich,  
 Wolfart von winden desselben geleich.  
 Nu lass ich dy herrn stan  
 110 vund an Ritter vnd knechtn  
 Hanns vngenand ir mercket pas,  
 der des Furstn marschallich was,  
 Wolfart fuchs hubscher sit  
 pachart von elbach auch damit  
 115 Samreich Silberwerger,  
 hainrich etzenstoffer  
 [Ulrich Schaur frisch] vund frey  
 Jorg Fuchs auch dapey,  
 Lutwig von Rodenstein, (fol. 15.)  
 120 Holnecker her antoin  
 Niclas von pollentz ir mercket eben  
 Cristan Teuffenplich darneben,  
 Veit wolkenstainer,  
 lewpolt Tuemer,  
 125 vund der Jorg appholtrer,

- 103 *Berthold von Losenstein.*      104 wilhalbm *hs.*  
 106 ekart sam *hs.*  
 111 *Hans Ungnad von Weissenwolf.*  
 113 *Wolfart Fuchs von Fuchsberg war von 1462 an hofmarschall Friedrichs.*  
 hubscher sit (*hs. seyt*) = *ein mann von höfischem anstande.*  
 115 *Gamaret Silberberger.*  
 116 = *Encxastorffer.*  
 117 *Die eingeklammerten worte am rande von jüngerer hand ergänxt für*  
*eine lücke im texte. Gemeint ist Ulrich Saurer.*  
 118 *Fuchs von Fuchsberg.*  
 120 *Sonst wird er Andreas von Holenecker genant; vgl. 138.*  
 121 *Nicolaus von Pollencz. merkert hs.*  
 122 *Tristan von Teufenpechk (Teufenbach, Tiefenbach).*  
 124 *Leopold Taumar.*  
 125 *Georg Apphalterer.*

- her Lienhart Harracher,  
her Fridrich meiner,  
Wernhart Jähenstainer,  
Ulrich Flodintzer,  
130 Hanns Wolkenstainer,  
Jorg Schernem zu diser Frist  
Hanns Sawrer auch da gewesen ist,  
panngrätz Rintschat chamrer  
her Hainrich Zebinger,  
135 wilhalbm von der altn erkhand,  
Sigmund windischgretzer genand,  
Wilhalbm Reisperger,  
her anddre holnecker,  
fridrich Lugäster nempt war  
140 Jorg stamrietter der Ritterschar  
Hanns lampoltinger,  
her liennhart vilsshekker  
vnd der petter Leschenprand.  
maniger ist mir wol erkandt,  
145 wann der red wer zu vill,  
der Ich darumb nicht nennen will.  
Ir lob wil ich tachtu (*sic!*) sagen,  
Chainer soll mirs ver ubel haben  
ob ainer pegind vor dem andern stan.  
150 Ich slag ir nit mit wappen an,  
Ich hab euchs nur mit namen genant,

127 *Friedrich Truner.*

128 *Bernhard Tehenstainer (= von Dachenstein).*

129 *Ulrich Fledenniczzer.*

130 *Sonst Hans Waldstainer genant.*

131 *Georg Scharnomel = Tschernembl.*

132 *Hans Saurer.*

133 *Pankraz Rinkschhad.*

134 *Haidenreich Oxebinger.*

135 *Wilhelm von der Alben.*

138 *Anton Holenecker; vgl. oben zu 120.*

140 *Georg Steinreuter.*

141 *Hans Lampoltiner.*                      142 *Lienhard Vilsecker.*

143 *Dieser wird sonst nicht genant; dafür fehlt aber unter den reisebegleitern Sigmund Kirberger, Hans Greisenecker und vor allem der bischof von Triest Martin (de Cerottis), welche von Friedrich selbst noch erwähnt sind.*

146 *nennen hs.*

- das Irs hin für erkennt.  
 Da sy kumen zu der stat  
 vnd zu dem tempel, den man hat  
 155 Gepawt in ern der heilling stat, (fol. 16.)  
 die man in da zaigen tet:  
 vor dem tempel lewt ain merbelstain,  
 gemerckhet mit der kreytz zwain,  
 do vunser herr Ihesus krist  
 160 vunder dem kreytz nider gesigen ist.  
 Im tempel, wers gemerckert hat,  
 vnnser Frawen kappelln stat,  
 In der kappelln an der fart  
 das heillig kreitz ist bewart,  
 165 dapey im eck ist der stein,  
 da got gegaisselt ist allein,  
 vor der kappeln ain stain stat,  
 da got Marien Madalenien erschienen hat,  
 So get man in am kappeln hin,  
 170 do man got in ainen stoch slueg in  
 vund trueg in dy hoh an dy vart,  
 hintz das das kreitz gemacht wart,  
 dabey am alter der stain sewl ist,  
 do vunser herr Ihesus krist  
 175 wart gepunden An,  
 Do man hin drucket im dy kran.  
 Dabey nahent ain alter ist,  
 dy Ritter an diser frist  
 vmb das gewand gotts  
 180 spiltn triben Irn spot,  
 so get man in allen kapellen  
 dye das chreytz tet vindt meltun (*sic!*)  
 vund an ain stiegen ab,  
 so das kreytz verporgen lag,  
 185 dapey ist dy stat,

158 *Sonst wird nur ein kreuz erwähnt (Tobler, Golgatha 31 fg.).*

168 *erschin hat hs. Nahe läge es die beiden verse so zu rekonstruieren:*  
 vor der kappeln stat ein stein,  
 da got Marien Magdalenen erschein.

171 *vater hs.* 173 *Tobler, Golgatha 341 fg.*

183 *Zur sache siehe Tobler, Golgatha 302.*

- da man got gekreitzig[t] hat,  
 und Maria under Irm kind  
 vund sannd Johannes gestanden sind  
 da ist ain kapeln, das glawbt,  
 190 da man hat Funnden adams haubt  
 vund ain merbelstein,  
 da nicodemus ich Joseph main  
 Got von dem Kraitz namen ab  
 vund Mariam auf Ir schos gab  
 195 Dabey nahend ist das hälig grab (fol. 17.)  
 verporgen in dy ert hin ab  
 darauf man den Furstn werd  
 zu Rider slueg mit dem swert  
 vund graffen, herren, Ritter Freyen  
 200 wer golt wolt tragen, muehet Ritter sein  
 da wart In das swertes segen  
 nach kristenleicher ordnung geben,  
 damit man lewt vnd waisen  
 schol beschirmen in den Fraissen.  
 205 pey dem heilling grab ist dy stat,  
 da got seinen jungern gezaiget hat,  
 es sey mittn in der welt,  
 das ist alles im tempel zelt.  
 So begind man Auf dem Ollperg gen  
 210 durch dy stat Jerusalem  
 da das Pilata (*sic*) haws stat  
 und dy schorn, da man in hat

188 ist *statt* sind *hs.* 190 *Tobler 294 fg.* mein *statt* man *hs.*

194 *Tobler 344 fg.*

198 *Albrecht v. Neiperg schlug ihn dazü (Chmel. 279).*

204 „welcher ritter wirt zu Jerusalem auf dem heil. grab, der mues sberen dreu stuk: das erst widib und waissen ze peschirmen, das ander recht gericht zu fuern dem arm als dem reichen, das dritt, wan man das hailig grab mit gewalt aus den henden der haiden vnd der vngleubigen gebinen vnd nemen wold, so sol ein ieder, der da ritter wird, daselbs hin komen vnd darzu mit allem sinem vermugen helfen vngefehrlich“ (*Diarium 584*). *Vgl. auch meine Deutschen pilgerreisen 32 fg., wo alle nötigen materialien für die geschichte des heil. grabes-ordens nachgewiesen sind.*

207 Über diesen „Weltmittelpunkt“ *vgl. Tobler, Golgatha 326—29.*

211 *Tobler, Topographie Jerusalems I, 220 fgg.*

212 schorn = *gerichtsbank, gericht (mhd. schranne: Mhd. wb. II<sup>2</sup>, 203<sup>b</sup>; Schmeller, bayr. wb. II<sup>2</sup>, 604).*

- geurtailt vunsern herrn Jhesus Krist,  
 dapey Simains haws ist
- 215 das aussmerkigen solt ir versten  
 darin sannd Mari magdalen  
 all ir sund wurden vergeben.  
 Joachin hausfraw annen darneben,  
 da vunser fraw ist geborn
- 220 vuns zu ainen mauttern ausserkhorn  
 da ist der weyer probatica piscin  
 da der pettris mensch gesund wart in,  
 vunser Frawen schul pey diser stat,  
 vund da er got entgegen hat
- 225 da er das Kreitz trueg auf dem Rucke sein  
 vmb vunser schult vund pein.  
 den pach Zedron vber man get,  
 da Josephat das tal stet,  
 vunser Frawen Kappeln zu diser Frist
- 230 vund da sy begraben ist,  
 auf den Ölperg man sy fuern tet,  
 da zaigt man vil der heilling stet  
 do er pluedig schwais gewitzet hat  
 vund er seinen vatter pat,
- 235 ob er der martter ubrig mocht sein  
 umb vunser schuld vund pein.  
 Dye heilligen stet lass ich stan, (fol. 18.)  
 der edl Furst zog her dan  
 von dem perg vund stat Jerusalem
- 240 da got ist geborn gein Bethlehem  
 vunder wogenn ist das grab rachel,  
 Sannd Josep prun ir mercket snel  
 da dy heilling könig drey  
 Ruehten Rastn slieffen pey;

217 all ir sind vergeben wurden *hs.*; *vgl.* 32. *Über die sache siehe Tobler, Topographie Jerusalems I, 439.*

218 *fg. die heutige St. Annakirche; vgl. Tobler 1, 429 fgg. armen hs.*

221 *pisan hs.: probatica piscina = schafteich. Evang. Joh. 5, 2 fgg.*

222 *pettris = ahd. bettiriso, mhd. bettirise, paralyticus.*

229 *Frust hs.*

239 *Jerusalen hs.*      240 *wet lehen hs.*

241 *Das Grab Rahels, Genes. 35, 19; hs. vochel.*

243 *drey konig hs.; vgl. 32. 217. — Siehe Tobler, Topographie II, 530 fgg.*

- 245 zu Betlehem, im templn stat  
 dy kripen, da got in hat  
 gelegen in der khinhait frey,  
 da ist ain alter oben pey,  
 da selbst got beschniden was;  
 250 dy mainung Jeremias  
 vund dy Grab sein . . . .  
 vund dy wanung der kinder,  
 dy herodes getotet hat,  
 da selbst auch ain kirchen stat  
 255 da selbs ain höl ist,  
 da vunser Fraw zu diser Frist  
 Mit Irm kind verporgen  
 ist darin gewessen mit sorgen  
 von herodes wegen an diser stat,  
 260 der dy kinder totten tot.  
 Neben aus in ainem talle stat  
 ain kappeln, da der engl hat  
 den hertern gehundet, das  
 got selber geborn was.  
 265 der edln Furst in hohen ern  
 beschawt dy stet, begunnd khern  
 gein Jervsalen in dy stat,  
 darnach -hueb er sich vil drat  
 zu Raissen zu dem jordan,  
 270 da ist getaufft von dem Johan,  
 und gein bethania auf der fart,  
 da lazarus erkuchet wart.  
 Der heilligen stat wil ich getagen,  
 es ist zu lannekh dauon zu sagen.  
 275 vierundfunfzig hab ich gelesen,

245 wetlehem *hs.* tepln *hs.*

247 *Tobler, Bethlehem 159 fgg.*

250 *lies wanung, wie 252.*

251 *Tobler s. 92—95. Hier ist eine lücke.*

253 *Tobler, Bethlehem 180 fgg.* 254 *krichen hs.*

260 *Tobler, Bethlehem 230.* 264 *Ebenda 253.*

268 *drot hs.; = mhd. dräte, schnell, hurtig.*

270 *Nach da fehlt got oder er.*

272 *larzarus hs. erkuchet = mhd. erquicket, neubelebt.*

273 *getagen = mhd. gedagen, schweigen.*

- wers beschawt hat, da ist gewesen,  
 newnundzwaintzig hab ich gezelt  
 vund besunnder auf der welt  
 von yeder stat besonnder, wan  
 280 ist schuld vund pein hin gethan,  
 funfundzwaintzig mercket bas,  
 von yeder Sibben jar ablas  
 vund Sibben Korret, dy dar sind geben  
 von der pabst gewalt irn segen.  
 285 So woll dye Riderschaft geborn (fol. 19.)  
 dy den antlas haben eruaren,  
 vund da got dy martter gelittn hat  
 umb vunser schuld vund missitat;  
 nu wo ist beser Rider schaft,  
 290 den got in der menschait graft  
 Sych vernewet hat nider taugen  
 vund vns hat pracht zu Rechtem glauben;  
 dy alte ee setz hin dan!  
 Der edl furst wolt daruon  
 295 vund emphalh sich an der selben stat  
 In der pruederschaft der munich pet  
 mit seinem oppher, das er gab  
 Got zu lob dem heilligen grab,  
 vund wolt wider zu dem mer.  
 300 Dye hayden hetten das vernomen:  
 zu den Fursten sy kamen  
 vund belaitten In nach Irm synn  
 Als man dy seumer uber den semering

280 *Der autor meint die oben s. 26 erwähnten pilgerführer.*

283 *korret wol verdorben aus quarenen = quadragenae, d. h. die vierzig-tägigen fasten mit ablass.* 295 *den hs.*

297 *Für die beherbergung im Zionskloster machten die pilger nach ihrem vermögen den Franziskanern geldgeschenke.*

300 *fgg. Die pilger wurden bei ihrer landung in Jaffa von muslimischen emiren empfangen, gezählt und unter ziemlich starker eskorte gegen zahlung einer bestimmten geldsumme nach Jerusalem gebracht, ebenso zurück nach Jaffa. Diese gelegenheit ward von ihnen regelmässig zu allerlei erpressungen und rohen spässen, ja sogar zu gewalttätigkeiten benutzt, besonders wenn sie unter den pilgern einen fürsten oder reichen herrn vermuteten oder durch verräterei der mitreisenden erkantten.*

303 *saimner hs.; Mhd. wb. II, 2, 474\*. Zu der folgenden schilderung vergleiche man Grünbeck, Lebensbeschreibung kaiser Friedrichs III (Tübingen 1721)*

- Treiben thuet hie zu lannd.  
 305 Aventewr wart im erkhannd  
 vund kam zu des meres saws  
 mit falschen haiden prauss,  
 dy da letz woltn haben,  
 dy der Furst muest begaben,  
 310 wan sy sprachen, sy erkanden mer,  
 das ainer von Osterreich da wer.  
 Also schift er sy hin dan  
 auf dy dann des meres pan,  
 also zogt er offenbar und taugen  
 315 vunder haiden gelauben.  
 Das komen im engegen  
 zwen kokken verwegen.  
 auf schray der patrian,  
 Schalt beschaw ain yeder man  
 320 vund solt sy balt gerechtn,  
 als man da nu solt vechtn,  
 da warf man dy panier auf,  
 in des windes lufftes lauf  
 sach man zierlich sweben,  
 325 Trumettn auf nach Furstn leben.  
 Da pey begunnd der Furst stan,  
 dass man solt greiffen vechten an.  
 des hat Sych der Furst verbegen,  
 da kam im potschaft engegen

s. 24: „alls er mit seinen gefertten alle heilige Stett heimbesucht hett, ist er (s. 25) mit ettlichen bekhandten Jueden undter die haidnischen kaufleutte gangen, Perlen unnd Edelgestein von Ihnen kaufft, aber der schimpff were bald zu einem ernst gerathen und hett könig Friedrichen einen traurigen heimbtzueg zuegefüget, denn sie waren kaum auf den Esel zue den Schieffen khumben, das Geschrey an einem geviessen Ursachen was im gantzen Land erhalten, der Christen Kaiser wäre vorhanden, unnd als ein grosser Zuellauff wierdt von den haiden, mit waffen zue den Schieffen ein grosser thail zuesicht, wie die Schieff wegfahren, heisst der Khönig von Lanndt stossen, auftrummeten unnd den Adler fliegen lassen. Als die haiden das sehen, eilten sie inn grossen grimmen unnd mit mannicherley Schiesungen nach. Alls aber der Khönig oberer ist, fahren sie mit Schanden wiederumb hinder sich.“

310 spachen *hs.*; mer *hs.* statt *maere* = *kunde*.

313 *vgl.* 65.

314 offen war *hs.*; taugen = *mhd.* *tougen heimlich*.

317 = *koggen, grosse schiffe*.



- 330 vund Frawntschaft verjahren  
 Vund begunnden Im doch nach gahen (fol. 20.)  
 Da schickht got von himel, das  
 der Wint des Furstn tail was  
 vund schied sew paidenthalben gleich.
- 335 Also kam der Furst zum Konig Reich  
 vund gein Zippern nitalstzia in di stat,  
 darnan in grosse er erpatt,  
 vund hueb sych wider von dem Land  
 da schuef der konig alzu hannd,
- 340 wo er zu laitten wolt,  
 das man sein wol pflegen solt.  
 Als weiter hiet zu pietten,  
 daselbs dy weisen Rietten.  
 Also zog er in Ritters wer
- 345 gein Vinedig, leit im mer,  
 der hertzog von Vinedig gen Im  
 mit den purgern, dy da Herrn sein,  
 auss der stat woll verpracht  
 zogen gen dem Fuerstn mit Rechter macht
- 350 vund belaittn In ein mit grossem praws  
 In dye stat zu dem haws,  
 dar inn lag der Furst Rain.  
 Sy zaigatten im schätz und Edlsgstain,  
 das sy bey tag und auch bey nacht
- 355 vor manigen jarn zu samen haben pracht.  
 Schanckumb lob er vnd wiertigkeit,  
 dye wart dem Furstn da erzaigt,  
 dy zeit damit Frewnd volbringen  
 in lob der erngedingen,
- 360 dy da zum hochstn begunnd stan.  
 Dar hueb sich der Furst der von  
 vund kam fuer sein land reich

330 fg.: sie bekanten freundliche gesinnung, und begannen ihm doch nachzueilen.

336 Der name Nicosia ist arg verstümmelt. Hier auf Cypren empfieng Friedrich wie die meisten dort landenden ritter auch die St. Georgsritterschaft.

346 Es war Francesco Foscari, von dem er am 16. juni 1436 auch einen sicherheitsbrief erhalten hatte, Chmel 277.

359 Friedrich kaufte dort damals für 2799 gulden kostbarkeiten, die im diarium 579—580 aufgezählt sind.

- mit grossen freyden vonnsamklich,  
 dye man im vber all  
 365 der zaigen tet mit lobes schall.  
 Da offent er das golde klar  
 mit der seiner Ritter schar  
 hemel, perl, edlgstain  
 zu tragen mit der Frawen Rain  
 370 vund den keuschen junckfrawen in ern,  
 das pracht vuns der Furst Herrn  
 von Orient hab ich erfahren.  
 Das erst ist zu Ritter warn . . . . (fol. 21.)  
 das klare liecht der Stern erschain  
 375 vund auf dem grab des herrn krist  
 der got aller götter ist  
 vund sein wunder da hat volbracht,  
 alls er im dann het erdacht  
 Inn disem wessen der ewighkait.

368 hemel *wol verderbt oder verlesen* aus korel oder korall. *Diese beiden schreibungen des wortes finden sich bei verdeutschung des lateinischen corallus in einem wörterbuche der fürstl. bibliothek zu Donaueschingen vom jahre 1421, vgl. Diefenbach, novum glossarium lat.-germ. s. 113. Korallen gab es neben perlen und edelsteinen schon damals namentlich in Venedig (vgl. v. 353. 359) vielfach zu kaufen.*

373 *Nach diesem verse eine lücke.*

BERLIN.

R. RÖHRICHT.

## ÜBER EINE CONJECTUR IN DER NEUEN LUTHER- AUSGABE.

In Luthers deutscher auslegung des 67. (68.) psalmes, zuerst erschienen Wittenberg 1521, steht der satz (bd. VIII, s. 14, z. 11 fgg. der neuen Weimarer ausgabe von Luthers werken):

*Die hebreisch sprach hat ein art, das sie eyn haußmutter oder ehlich weyb nennet ein haußtzühr, dan wo weyb und kind thett, were villeicht wider hauß, dorff noch stete auff erden.*

Der gespert gedruckte satz steht so in den beiden ältesten ausgaben A B, ebenso — nur mit der variante *thet* — in C D E; die Erlanger ausgabe hat, offenbar aus conjectur, für *thät* eingesetzt: *nicht thät*. Der herausgeber dieses bandes, herr prof. Kawerau in Kiel, nahm anstoss an den für uns in der tat unverständlichen worten und sezte nach einer nur wenige buchstaben ändernden conjectur in den text: *wo weyb und kind feilet*.

Diese worte geben ohne frage den der stelle entsprechenden und von Luther beabsichtigten sinn richtig wider; ich muss aber dennoch bezweifeln, dass die änderung des von allen alten ausgaben übereinstimmend gebotenen textes notwendig war. Herr prof. Kawerau ist, wie er mir freundlichst mitteilte, wegen der in den text gesetzten conjectur selbst später bedenklich geworden, weil ihm in der gleichzeitigen litteratur noch zwei sehr ähnliche anwendungen derselben verbalform *thet* in einem bedingungssatze aufgestossen ist. Es steht nämlich in Luthers auslegung von 1. Kor. 7 (1523) B 4<sup>b</sup> ganz ähnlich: *ia weñ die vnkeuscheyt thete*; ferner bei *Petrus Schultx*, *Ein büchleyn auff frag vnd antwort*, gedruckt 1527<sup>1</sup>, auf blatt A<sup>6</sup>: *ich erlange hülffe . . . durch den glauben | wenn der glaube thet muste ich verloren werden.*

Ich glaube, dass dieser satz ebenso wie die Lutherschen in verbindung zu bringen ist mit den im mhd. häufigen conjunctivischen bedingungssätzen mit einfacher negation *ne* oder *en-* vor dem verbum (s. meine Grundzüge der deutschen syntax § 188); und die reichhaltige, noch nicht genügend bekante und ausgenutzte samlung von Dittmar im ergänzungsbande dieser zeitschrift (1874) s. 228 bietet gerade auch zwei beispiele, in denen in solchen sätzen das verbum *tuon* im conj. prät. in einer jenen beiden stellen genau entsprechenden bedeutung steht, nämlich = *hilfe tun, hilfreich wirksam oder vorhanden sein*, was mit hinzugefügter negation in die bedeutung übergeht: *überhaupt nicht vorhanden oder nicht da sein*. Die beiden schon von Dittmar angeführten stellen sind: Gedicht vom priester Johann (Altd. bl. I, 320) v. 470 fg. *des er lichte wurde irre sô, entete dax selbe gestirne dô* (= *wenn das erwähnte gestirn nicht wirksam — d. h. leuchtend, seiner natur entsprechend — da wäre*). Livländ. chronik (ed. L. Meyer, Paderborn 1876) 7072 *entête got mit siner craft* (= *wenn gott mit seiner kraft nicht da wäre*), *si enmochten niht beliben*. Die gleichartigkeit beider stellen mit den beiden oben angeführten ist einleuchtend. Nun bildete sich, wie allgemein bekant und auch in meiner Syntax s. 151. 152 mit beispielen belegt ist, schon im mhd. die neigung aus, in solchen sätzen das schwachbetonte *en-* vor dem verbum zu unterdrücken. Meist wurden diese sätze dann durch das zugesezte *danne*, nhd. *denn* charakterisiert; aber auch ohne dieses kommen sie schon mhd. vor, oft mit schwanken der handschriften zwischen geseztem und fehlendem *en-*, wie z. b. Nib. 14, 4. 906, 4. Freidank 4, 17. Man muss nun wol annehmen, dass ein solches *taete* in der bedeutung von *entaete*,

1) Ein neudruck dieser kleinen catechetischen schrift erscheint demnächst in Braunes samlung.

d. h. *nicht täte*, an welches sich das sprachgefühl in conjunctionslosen bedingungssätzen gewöhnt hatte, auch in bedingungssätze mit *wenn* oder *wo* gelegentlich eindringen konnte; und gerade die formelhaftem gebrauche sich nähernden und isoliert dastehenden verwendungen des conj. prät. von *tun* in der oben angeführten bedeutung scheinen dazu besonders geeignet gewesen zu sein. Die vorauszusetzenden stufen des überganges aus dem in jenen beiden mhd. stellen bezeugten sprachgebrauche zu dem in der Lutherstelle von 1521 vorliegenden wären also etwa:

1. *entaete wîp unde kint.*
2. *(ex) taete (danne) wîp unt kint.*
3. *wo (so, wenn) weyb und kind thät.*

Vielleicht lassen sich sowol für diese bedeutung von *tuon* als auch für diesen gebrauch des conj. prät. ohne hinzugesetzte negation in bedingenden nebensätzen noch weitere beispiele aus der übergangszeit vom mhd. ins nhd. auffinden. Beide fragen seien den kennern der literatur jener zeit zur beachtung empfohlen.

KIEL.

OSKAR ERDMANN.

## GERSTENBERGS BRIEFE AN NICOLAI NEBST EINER ANTWORT NICOLAIS.

*Im folgenden werden sechs briefe Gerstenbergs an Nicolai und die einzige mir zugängliche antwort Nicolais zum ersten male veröffentlicht<sup>1</sup>. Sie werfen auf die Schleswigschen litteraturbriefe manche neue lichter.*

*Max Koch hat in seiner monographie über Sturz s. 95 nicht ohne seitenblick auf die Herderforschung den satz hingestellt: „deshalb will ich auch gerade an dieser stelle das zeugnis ablegen, wie wenig stilistische gründe als entscheidende beweise — für autorfragen nämlich — angesehen werden können.“ Er glaubte durch mehrere, nicht gerade unbedingt zwingende parallelen des stiles auf einen anteil Sturzens an den Schleswigschen litteraturbriefen schliessen zu dürfen, konnte dann aber dagegen das zeugnis von Gerstenbergs nachlass an-*

1) Die originale befinden sich in Nicolais nachlass, welchen kürzlich die königliche bibliothek in Berlin erwarb. Ich nahm die abschrift, als sie noch im besitze der familie Parthey waren, und danke der frau Veronica Parthey für die erlaubnis der benutzung. Nr. 6 wurde mir im jahre 1877 aus der autographensammlung des herrn postdirektors a. d. von Scholl in Stuttgart durch die güte des verstorbenen oberbibliothekars C. Halm in München zugänglich gemacht; der ungenante adressat ist von mir wol richtig erraten.

*führen, wonach Sturz keinen unmittelbaren antheil an ihnen hatte. Die philologische methode, so muss man nach seiner darstellung nun überzeugt sein, kann auf falsche wege führen, gibt trügliche beweise. Unsere briefe zeigen aber, dass Kochs untersuchungen die glänzendste bestätigung der historisch-philologischen methode sind, denn es ergibt sich, dass Gerstenberg in den briefen absichtlich den stil verschiedener autoren nachgeahmt habe. Wenn Koch also Sturzens stil hat entdecken wollen, so ist dies allerdings richtig; nur haben wir Gerstenbergs nachahmung von Sturzens stil vor uns. Schon um dieses umstands willen verdienten die folgenden briefe veröffentlicht zu werden. Überdies enthalten sie so viel des interessanten und litterarisch wichtigen, dass gerade jetzt ihre mittheilung ratsam erschien.*

*Hauptsächlich Klopstock und die musik, ferner noch der stil wird in den briefen behandelt, welche ihrer eigenartigen halb humoristischen, halb groben form wegen ganz und unverkürzt abgedruckt werden<sup>1</sup>. Anmerkungen habe ich nur hinzugefügt, wo es unerlässlich schien. Beim letzten briefe wurde nur das éine citat aus Ciceros briefen an Atticus vollständig gegeben, bei den anderen genügte wol die andeutung.*

LEMBERG, AM 19. JAN. 1889.

R. M. WERNER.

1) Nur in der kopie des Nicolaischen briefes habe ich die unzweifelhaften fehler des abschreibers verbessert.

### Nr. 1. Gerstenberg an Nicolai.

Liebster und geehrtester Freund,

Wofern mein außerordentliches Stillschweigen mich noch der Vorrechte Ihrer Freundschaft nicht beraubt hat, so laßen Sie mich Sie itzt so nennen: wirklich kann ich mir diese Freundschaft kaum jemals so sehr als ein angenehmes Geschenk gewünscht haben, als ich sie nun für einen unentbehrlichen Besitz ansehe, da ich Ihrer großmüthigsten Nachsicht bedarf. Wie weit ich diesen Begriff der Freundschaft und Nachsicht ausdehne, werden Sie aus der Versicherung beurtheilen, daß ich mir mein Versäumniß selbst nicht verzeihen kann.

Da ich durch tägliche Veränderungen, von denen sich unser armes Land noch lange nicht erholen wird, und die auch, wie Sie, mein liebster Freund, sich vorstellen könnten, wenn Sie meine Verhältnisse, mit dem General v. Gähler<sup>1</sup> kennten, mittelbar, mich betrafen,

1) Gemeint ist Peter Elias von Gähler, welcher am 29. januar 1766 zugleich mit dem grafen St. Germain aus dem generalkriegsdirektorium entlassen und zum vicekommandanten in Glückstadt bestellt wurde. Vgl. Jens Kragh Høst, Struensee und

außer Stand gesetzt ward, mein Versprechen zu halten, fing ich zuletzt an, da ich bemerkte, wie spät ich mich desselben erinnerte, mich zu schämen, daß ich genöthigt seyn sollte, Entschuldigungen zu machen. Ich entschloß mich daher, gleich so vielen andern Sündern, nicht eher Abbitte zu thun, als bis ich mich durch irgend ein gutes Werk der Verzeihung fähig machen könnte.

Dieß Zaudern zog mir ein zweytes Übel zu. Ich ward zweifelhaft, ob ich an einem Journale Antheil nehmen dürfte, in dem einige meiner geliebtesten und ruhmwürdigsten Freunde so sehr zu ihrem Nachtheile zur Schau gestellt werden; ich fürchtete, die allgem. Bibl. möchte mir vielleicht in dieser Absicht ein wenig misfallen, da ich schon vorher einen Grund gehabt hatte, nicht völlig damit zufrieden zu seyn, nämlich weil der, dessen Bescheidenheit ich nicht beleidigen will, nicht der einzige Verfasser davon war. Ich ward also auch nachlässig und konnte nicht mehr durch meinen guten Willen noch durch äußere Hindernisse gerechtfertigt werden.

Hiezu, denn selten pflegt Ein Unglück allein zu kommen, kam der Umstand, daß ich mich unbehutsamer Weise in ein hiesiges Journal verwickelte, das Ihnen vielleicht unter dem Titel: Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, zu Gesichte gekommen ist, und an welchen ich nur einen entfernten Antheil zu nehmen dachte, da ich itzt beynah verzweifeln muß etwas andres, als der Haupt-Verfaßer desselben zu bleiben, wenn ich ihm nicht etwa ein geschwindes Ende mache, oder die allg. Bibl. selbst diese Mühe über sich nimt.

Was soll ich hinzusetzen, mein Freund? Ich erröthe, daß ich mein Versprechen zurück nehmen muß: nicht sowohl, weil ich glaubte (eine Eitelkeit, die Sie mir nicht zutrauen werden,) daß der Bibl. irgend ein Nachtheil daraus zu wachsen könnte, als vielmehr, weil es ein unverzeihlicher Leichtsinn ist, sich einer Arbeit unterziehen zu wollen, die man in der Folge nicht leisten kann. Ich erwarte Ihre Antwort mit Schmerzen; und doch weis ich kaum, ob ich sie erwarten darf, wenn sie das enthalten sollte, was ich verdient zu haben, nicht läugnen kann.

Auch für das Geschenk des ersten Bandes der A. B. bin ich Ihnen meinen Dank noch schuldig, so auch für die Ino Ihres vortreff-

sein ministerium (Kopenhagen 1826) bd. I, s. 65 fg. Im Jahre 1770 wurde er zum Mitglied der geheime-konferenzkommission ernant, deren sekretär Gerstenberg wurde (ebenda I, s. 308). Er starb 1773 (ebenda II, s. 408). Dem konferenzrat Gähler in Altona hat Gerstenberg seine Vermischten schriften (Altona 1815) gewidmet.

lichen Freundes<sup>1</sup>. Aber ich darf mir nun nicht schmeicheln, daß Sie meine Dankbarkeit noch einmal auf die Probe stellen werden.

Wenn es möglich ist, liebster Freund, so lieben Sie mich mit meinen Fehlern; Sie können mich doch nie so sehr lieben, als ich Sie ehre und hochschätze:

Ihr ganz eigner und verbundenster  
Kopenhagen Aug. 2. 1766. Gerstenberg.

Dieser Brief ist par Couvert nach Schleswig gegangen. Der Verleger des erwähnten Journals wird Ihnen ein Exemplar übersenden<sup>2</sup>.

## Nr. 2. Gerstenberg an Nicolai.

Kopenhagen, 31. Jan. 1767.

In allem Ernste, mein liebster Nicolai, ich halte Ihr Schreiben für ein sehr freundschaftliches, und dringe darauf, daß Sie fortfahren, in dem Tone mit mir zu correspondiren. Wenn der Briefwechsel zwischen zween *Plaindealers*<sup>3</sup>, wie Sie und ich sind, sich lange erhalten kann, so wird er eine der interessantesten Privat-Correspondenzen seyn, die ich mir denken kann.

Die guten Köpfe, deren Urtheil von den Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur Sie gehört haben, erklären mit Ihnen meine Schreibart für allzugesucht und allzuköstlich

*You all have sense enough to find it out.*

Sie haben Alle Recht. Denn ob ich mir gleich nicht bewußt bin, viel nach diesen Kostbarkeiten gesucht zu haben, so sieht es doch natürlich so aus. — Aber nun möchte ich Sie fragen, warum Sie diese Schreibart mein nennen? Ich dachte, Ihnen konnte es nicht verborgen bleiben, daß sie blos mimisch und in einem gewissen Verstande charakteristisch seyn sollte. Wenn ich mir gleich keinen Stil zueigne, den Sie dagegen halten könnten: — wirklich, was ich so barbouillire, ist immer nichts weiter, als ein Versuch auf Kosten des Publici, künftig zu einem Stil zu gelangen; — so hätten Sie doch aus der Verschiedenheit, die schon in der Schreibart der beiden ersten Sammlungen sichtbar genug ist, ohngefähr errathen können, daß so etwas von mir intendirt sey, und daß und sich in dem folgenden vielleicht deutlicher

1) Ramler, dessen Ino in Berlin 1765 erschien.

2) Nicolai bemerkt nach seiner gepflogenheit auf dem briefe: 1766 11. aug. [d. h. erhalten] 1767 8. jan. bwt [beantwortet]. — Der verleger war Joachim Wilhelm Hansen, vgl. nr. 3.

3) Sprichwörtliche bezeichnung eines offenen, geraden menschen; zugleich titel eines lustspiels von Wycherley. — Das gleich folgende citat ist bei Shakespeare und Pope nicht zu finden gewesen. (Freundliche mittheilung von prof. Sarrazin.)

entwickeln werde. Ob ich aber dazu befugt gewesen, mag Ihnen Ihr Schafftesbury und Lucian sagen.

Ich fertige diesen unerheblichsten Punkt vorläufig ab, damit ich desto umständlicher über den wichtigern Theil Ihres Briefes schwatzen könne.

Sie beschuldigen Klopstock, daß er sich allmählig mehr zum Abenteuerlichen und zur Schwärmerey lenke; daß das Publikum über seine als Mspt gedruckten Sylbenmaaße die Achseln zucke: Sie befürchten, wenn gewisse Hymnen, die Sie gesehen haben, wirklich in den letzten Gesang des Meßias kommen sollten<sup>1</sup>, daß die Kritik sich allenthalben in Deutschland laut hören lassen werde. — Ich hingegen beschuldige Sie Herrn Berliner, (denn Sie sind doch vornämlich das achselzuckende Publicum), daß Sie Partey ergreifen, ehe Sie sich in Stand gesetzt haben, ein vollständiges Urtheil zu fällen; daß Sie Klopstocks Einsichten zu wenig, und Ihren eignen zu viel zutrauen; daß Sie, wenn Sie Homer lesen, ganz etwas anderes darinnen zu finden scheinen, als Klopstock, der ihn doch auch kent, darinn findet.

Die Schriften meiner Freunde sind mir viel wichtiger, als meine eignen; laßen Sie mich also immer noch ein bischen dabey stehen bleiben. Ich versichere Sie, daß Klopstock kein Schwärmer, sondern ein sehr munterer und freygesinnter Mann ist, der gerade nur so viel Enthusiasmus für seine Religion hat, als man haben muss, um ein rechtschaffener Christ zu seyn, und als ein jeder haben sollte, der sich wagt, über heilige Gegenstände zu singen. Daß Ihnen an seinen lyrischen Sylbenmaaßen und an seinem Zwecke, Hymnen nach diesem Sylbenmaaße in den Meßias einzurücken, allerley sonderbar vorkommen müße, kann ich begreifen: daß Sie sich aber überreden, er habe keinen einzigen vernünftigen Grund dazu, und wisse, mit Einem Worte, nicht, was er thue, das befremdet mich sehr. Doch so sind Sie Kunstrichter! Ohne Gelegenheit gehabt zu haben, von dem Verfaßer Erläuterungen einzuziehen, wollen Sie Urtheile fällen: Urtheile über detachirte stücke, deren Verhältniß mit dem Ideal des Dichters, deren Verbindung mit dem Ganzen Sie nicht kennen; Urtheile über Sylbenmaaße, die als Mspt. für Freunde gedruckt sind<sup>2</sup>, — als ob die Zuversicht, die der Dichter auf die Einsicht dieser Freunde setzt, offenbar zu eitel wäre, um Ihrer Stimme entbehren zu können. Glauben Sie denn wirklich,

1) Gemeint ist jedenfalls „Fragmente aus dem zwanzigsten Gesange des Meßias“, vgl. Muncker, Klopstock s. 485.

2) „Lyrische silbenmasse“ 1764 „als Manuscript für Freunde“ geschrieben, vgl. Muncker a. a. o. 485.



Klopstocks Project sey nicht schon völlig so sehr auf beiden Seiten debattirt worden, daß er, ganz sich selbst gelaßen, eine Wahl treffen dürfe? Es kann freylich kommen, wie Sie befürchten; die Kritici (denn von der Kritik wollen wir abstrahiren) können sich allenthalben in Deutschland laut genug hören laßen: allein das haben sie schon oft, und hatten doch wohl zuweilen Unrecht. Verlaßen Sie sich darauf; es kommen in den folgenden Gesängen des Meßias ganz ungemeyne Stellen vor, das Ganze geht nach einem reiflich überdachten, obzwar mit unendlichen Schwierigkeiten verbundenen, Plane fort, die deutsche Inversion, die Energie der Sprache, die Musik der Versification wird gewiß dabey gewinnen, und der Geist der Epopöe, nach allem dem, was Sie von dem Genie des Dichters voraussetzen können, nichts darunter leiden. Dieß ist meine Meynung. Warum sollte ich mich scheuen, sie zu gestehen? Man wird nicht gleich ein Waffenträger, wenn man einen Freund mit Überzeugung rechtfertigt: aber man kann ein Champion werden, wenn man großen Leuten die Spitze biehet, ohne Beruf dazu zu haben.

Daß Herr Moses der Verf. der Kritik über die Carschischen Gedichte sey, wäre mir nicht eingefallen. Nach dem, was Sie mir von dieser Frau schreiben, kann es leicht geschehen, daß man unwillig wird, ihren poetischen Talenten hinlängliche Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen. Persönliche Bekantschaften haben viel Einfluß in unser Urtheil, daher pflegt man sich auf den Ausspruch der Nachwelt zu beziehen. Ich, der ich weder durch ihre Eitelkeit, noch durch ihre cynische Aufführung beleidigt worden, glaube, daß sie allerdings Genie ohne Geschmack besitze; und mehr habe ich nicht behauptet.

Herr Moses ist ein Mann, den ich ganz besonders hochschätze. Ich erwarte seinen Phädon mit Sehnsucht. Ich habe oft gewünscht, daß Jemand unser Publicum mit Platos, Xenophons, und Schaftesburys Werken (des letzteren *Essay on Virtue and Rhapsody*) bekannter machen möchte, um es, so viel nöthig ist, von unsrer Schulphilosophie zu zerstreuen. Wer kann dieß besser, als er?

Was ich Festigkeit des Stils nenne, fand ich nicht sowohl in Abbts Buche vom Verdienst, als in verschiedenen hieher gehörigen Litteraturbriefen. Ihre Nachrichten von Abbts Leben werden mir ein recht angenehmes Geschenk seyn.

Ich pflichte Ihnen vollkommen bey, daß Leßing in seiner Prose einzig ist: aber nicht in Absicht auf die Festigkeit des Stils, und so, wie Sie es nehmen, nur im Laokoon. Seine Schreibart war ehemals jugendlich, zu französisch, zu uncorrect. Der Mann Leßing, der Ver-

faßer des Laokoon, ist ein unvergleichlicher Scribent. Doch wird Winkelmann immer seine Vorzüge behalten, gesetzt auch, seine späteren Schriften verlöhren etwas an innerer Stärke. Die besten Köpfe haben ihre Epochen.

Nichts könnte mir erwünschter seyn, als die neue Ausgabe Ihrer Briefe über den Zustand der sch. W., die gewiß große Verdienste um den guten Geschmack haben. Ich nehme von ihnen den ersten Zeitpunkt der freyredigen heutigen Critik an; und wenn es Ihnen, wie ich nicht zweifle, gelingt, sich auch noch in der Schreibart mehr Genüge zu thun, so haben Sie unstreitig das Werk vollendet, das auf die Nachwelt kommen wird.

Darf ich fragen, wer der Verfasser des Orakels ist?

Wofern Ihnen mit kurzen Anzeigen von hiesigen Neuigkeiten für Ihre Bibliothek gedient ist, so will ich Ihnen herzlich gern dergleichen schicken. Sie laufen ohnedies mehr in Ihren Plan, als in den meinen, ein, der nicht sowohl Neuigkeiten, als Betrachtungen über alte oder bereits bekannte Werke enthalten sollte, wo ich ohngefähr wünschte, daß sie dem Geschmack des deutschen Publici eine andre Wendung geben möchten. Wir sind nichts weniger als Rivale.

Erfreuen Sie mich bald wieder mit einem so freundschaftlichen Briefe als Ihr letzter ist.

Ich bin mit alle der wahren Hochachtung, die ich Ihrem Verdienste schuldig bin, Ihr  
ergebenster Diener  
Gerstenberg<sup>1</sup>.

### Nr. 3. Nicolai an Gerstenberg<sup>2</sup>.

Berlin d. 21<sup>ten</sup> Martii 1767.

Herrn Gerstenberg in Copenhagen.

Einen Correspondenten, der eine so dreiste Incantade so freundschaftlich aufnimmt, kann ich ohnmöglich Hochwohlgebohrner insonders Hochzuehrender Herr anreden, und Freund solte ich Sie doch auch nicht nennen, denn ob wir gleich wie Sie bemerken nicht Rivalen sind, so können wir doch auch nicht Freunde seyn, weil unsere Correspondenz das Ansehn gewinnt, als ob wir uns tapfer zanken würden, Sie werden freilich in diesem Stücke bey weitem der stärkere Theil seyn. Sie streiten auf Ihrem eigenen Grund und Boden wie der König von Preußen bey Leuthen auf seinem gewöhnlichen *Manoeuvre* Platz. —

1) Nicolai bemerkt: 1767. 16. Febr. [erhalten] 21. Mart. bwt [beantwortet]. NB soll mir Adresse angeben, wie ihm zwischen der Meße die Bibl. zu senden.

2) Nicolai: 1767. 21. Mart. Copia eines Briefes an HE. v. Gerstenberg.

Ich hingegen bin seit einiger Zeit in der Gelehrsamkeit ein Fremdling worden, und von vielen Beschäftigungen zerstreuet, lese ich wenig und gerade das am wenigsten, was ich am liebsten lesen sollte und wolte. Ich habe niemals geglaubt, daß Kl. ohne alle Ursache sich entschlossenen Hymnen in den Messias zu setzen, es ist nur die Frage, ob diese Ursachen überwiegend sind, doch dies ist das wenigste. Das schlimmste ist, daß in den Hymnen selbst so viel Fanaticismus herrscht, daß ich aufrichtig gestehen muß, daß ich zuweilen wirklich Widerwillen bey dem Lesen empfunden habe, ich weiß sehr wohl, daß HE. Kl. im gemeinen Leben der Schwärmer nicht ist, der er in seinen Gedichten ist. Aber was bringt ihn dazu solche innerliche Aufwallungen zu dichten? Hat ihn Homer dazu gebracht, so muß er ihn freylich mit ganz andern Gedanken gelesen haben, als viele Leute von Geschmack, die ich kenne, wären die innern Seufzer, die Aufwallung einer durch innerliches Licht erhitzten Einbildungskraft, wären raffinierte Theorien von Tugend und Religion der Menschlichen Natur am End angemessener, als der Zorn des Achilles, und die Honig süße Worte Nestors, so könnte Klopstock seiner dichterischen Talente wegen vielleicht in einige Vergleichung kommen, aber so —

Ich rede eigentlich auch nicht vom Messias, sondern von den Trauerspielen, und den Hymnen, Ich muß von den erstern gestehen, daß es mir unmöglich ist, sie mehr als einmahl durchzulesen, dieses Urtheil getraue ich mich auch öffentlich zu gestehen, und glaubte viel Leute von Einsicht zu finden, die mir Beyfall gäben, aber mein übriges Urtheil von dem für Freunde gedruckten MSt. ist auch nur für Freunde, und ich will es gern zurücknehmen, wenn die neuen Gesänge des Messias herauskommen und ich aus dem Zusammenhange sehe, daß ich die ganze Absicht des Dichters vorher nicht eingesehen habe.

Ich und meine Freunde ergreifen sicherlich nie Parthey, bis wir von allen Umständen zu urtheilen im stande sind; die beyden Trauerspiele zeigen genung wohin Kl. Hang gehet; Es kann seyn, daß Kl. weit mehr empfindet als seine Leser merken können, aber ich bleibe immer dabey, daß solche raffinirte Empfindungen, kein bequemer Gegenstand der Poesie sind, doch genung von dieser Materie worüber wir wohl nicht eins werden mögen. —

Das Achselzuckende Publikum dürfte schwerlich in Berlin seyn; ja vielleicht in Berlin am wenigsten, (denn Lessing Moses und Nicolai machen nicht ganz Berlin aus und ganz Berlin denkt nicht so wie sie) aber da ich wegen der deutschen Bibl. jetzt die weitläufigste

Correspondenz in allen Provinzen und mit Gelehrten von vielerley Gattungen habe, so weiß ich ziemlich zuverlässig, was man auch in andern Provinzen denkt, ich will gewiß wetten, daß unter allen lebenden Dichtern *mediocri notae* vier fünftl meiner Meinung wegen der Trauerspiele seyn werden. Ich rechne noch gewisse Politische Leute ab, die auf beyden Achseln tragen, und allemahl der Meinung desjenigen sind an den sie schreiben, oder mit dem Sie reden. — Doch nochmals genug hievon.

Ihr Versuch auf Kosten des Publici zu einem Styl zu gelangen ist in der That sehr mißlich, wenn Sie natürlicher Weise noch auf eine so gekünstelte Art denken so wird der Styl so gezwungen werden als die Gedanken gezwungen sind. Aus der Verschiedenheit der Schreibart hat man geschlossen, daß verschiedene Leute an Ihrem Journale arbeiteten; nicht daß Sie selbst so vielerley Gestalten annehmen wolten: Ich halte es überhaupt für sehr mißlich und für den gantz unrechten Weg, wenn man sich mit ausdrücklicher Absicht hinsetzt, um sich einen Styl zu bilden, mich dünkt ein jeder denkt so, wie es die Mischung der Geisteskräfte eines jeden mit sich bringt, aber er denke reiflich und bemühe sich immer vollkommener, reifer, edler, klärer zu denken. Nur lasse er den Styl laufen, wie er will, er wird sicherlich das natürliche Ebenbild seiner Gedanken seyn; das Gegentheil war zuweilen Abbts Fehler. Ich wäre sehr begierig zu wissen, welche Briefe der Litteratur Sie für Muster eines festen Styls halten. Ich habe jetzt über Abbts Schreibart bey Gelegenheit seines Lebens in etwas nachgedacht, und wenn die Zeit, die ich an dieses Leben wenden kann nicht so kurtz wäre, so würde ich einige Gedanken darüber auskramen<sup>1</sup> — Sie werden mich sehr verbinden wenn Sie mir mit einer der ersten Posten auch diesen Punkt beantworten wollen.

Die Persönliche Aufführung der Karschin kann in so fern einen Einfluß gehabt haben, daß man das Urtheil etwas lauter gesagt hat, aber das Urtheil ist meiner Bekümmerniß [sic] in aller Strenge richtig. Ich merke wohl, auch über diesen Punkt werden wir auch nicht einig weil wir in den *Principiis* allzu sehr differiren. Sie sagen die Karschin hat Genie ohne Geschmack, das würde ich sagen wie bey Shakespeare ein ungemeines Feuer; die Art einen Plan original zu imaginiren, und nach eigener Art auszuführen, große, starke, aber rauhe Züge, und hingegen einen gänzlichen Mangel der Kleinen Zärtlichkeiten der Poetischen Sprache, des Anständigen, des Neuen und dergl. fände. Aber bloß diese kleine Zierlichkeiten sind das Haupt-

1) Vgl. Nicolais Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbt s. 20 fg.

verdient der Frau Karsehin, wohl klingende Sylbenmaaße, so neue Beywörter, eine gewisse Art von Nuancen, und gewisse Art von Wendungen, die noch zuweilen nicht ihr eigen, sondern Ramlern und andern Dichtern abgeborgt sind. Kurtz alles was die Poetische Sprache betrifft ist gut. Aber wo ist die Originalwendung die ein Genie ohne Geschmack allemahl haben wird; wo ist ein einziger Plan gut, geschweige original ausgeführt, wo sind große starke und zugleich rauhe Züge? Ø vide Sign.:

Moses, Abbt und ich hatten einmal den Vorsatz den Gantzen Shafftesbury zu übersetzen, und einige Stücke mit Abhandlungen zu erläutern, wir haben auch schon alle drey angefangen<sup>1</sup>. HE. Moses hat den Moralist meist fertig, aber es kann noch lange währen ehe etwas gedruckt wird.

Der Verfasser des Orakels ist Herr Moses, der dies auch in der Vorrede zu seinem Phädon, der nun meist abgedruckt ist, öffentlich sagt. Ich werde Ihnen ein Exemplar des Phädons zusenden und Ihr Urtheil erwarten. Die Simplicität der Schreibart verdient glaube ich viel Beyfall<sup>2</sup>.

Haben wir denn Hoffnung den Rest des Messias bald zu erhalten: Ich warte darauf nebst meinen Freunden mit der äußersten Ungeduld, dasjenige was ich wider Kl. gesagt habe, hindert nicht, daß ich für ihn und seine Schriften die äußerste Hochachtung [habe *fehlt*], je freyer ich jetzt mit meinem Urtheil vor meinem Freunde gewesen, desto behutsamer würde ich seyn, wenn das gantze Werk herausgekommen, und ich mein Urtheil sagen sollte.

Lessing gibt seine Lustspiele auf Ostern heraus, es ist ein Neues darinnen Minna von Barnhelm, oder das Soldaten Glück betitelt, Sie sehen, daß L. die Armee nicht umsonst gesehen hat.

Vor einiger Zeit starb allhier der Kammergerichtsrath Uhdn mein Freund und der zur Music ein gantz besonderes Genie hatte, wenn dieser Mann der Music seine gantze Zeit hätte weihen können, so würde er nach dem Urtheil aller hiesigen Musiker einer der größten Meister geworden seyn. Er hat ungemein viel Sachen componirt worunter verschiedene sehr schön sind. Unter andern hat er schon vor mehreren Jahren aus Ihren Tändeleyn die Cloe in Musik gesetzt. Er hat dies Stück nachher immer verändern wollen, weil ihm verschiedenes daran nicht gefiel, weil aber sein Amt sehr mühsam war, und

1) Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbt s. 16.

2) Am rande steht: „Zu den Zweifeln die kleine Vorrede ist von mir.“  
[Vgl. 19. teil der Litteraturbriefe, 287. brief.]

er sehr wenig Muße hatte ist es unterblieben. Ich werde Ihnen dieß Stück nächstens zusenden<sup>1</sup>.

Geben Sie mir doch auch eine Gelegenheit an die Hand, wie ich Ihnen die Stücke der Bibliothek die zwischen der Messe herauskommen zusenden kan. Des 4<sup>t</sup> Bds 1<sup>t</sup> Stück ist schon lange fertig, aber die Copenhagner Buchhändler lassen nichts zwischen der Messe kommen, und an Hansen mag ich nichts senden, denn er ist so unordentlich daß er meine in Geschäften geschriebenen Briefe gar nicht, oder nur halb beantwortet, die Packete fürchte ich möchte er gar verlieren.

Die Nachrichten die Sie zur deutschen Bibliothek einschicken wollen, werden alle mahl sehr willkommen seyn, wenn in der dortigen Gegend ein neues merkwürdiges Buch herauskömt, und ich kan eine kurtze Anzeige davon bald erhalten, so ist es mir sehr angenehm, da die Bibliothek ohne dem von Neuigkeiten ziemlich arm ist und viele Leute nicht begreifen können warum manche Recensionen so spät erscheinen. Ich habe mich darüber in der Vorrede des 4<sup>ten</sup> Bds 1<sup>t</sup> Stück erklärt und vielleicht werden nun einige Leser begreifen wie mühsam die Zusammentragung dieses Werks ist. Ich bin etc.

Ø Neben her muß ich sagen, daß Sie dem M. unrecht thun wegen der Stelle so wichtig als Nützlich, sie ist ein offenbahrer Druckfehler und auch als ein solcher am Ende angezeigt, am Ende des Werks ist im Mst. etwas nicht genau gestrichen gewesen.

#### Nr. 4. Gerstenberg an Nicolai.

Kopenhagen d. 6. Apr. 1767.

Sie verlangen, mein kunstrichterlicher Correspondent, (Freund wollen Sie nicht genannt seyn; überdem muß ich gestehn, daß ich wenig freundschaftliche Correspondenzen kenne, die mir nur halb so viel Freude machten als Ihre kritische), mit einer der ersten Posten zu wissen, welche Litteraturbriefe ich für Muster eines „festen Stils halte“: eine Aufgabe die eine sehr tief sinnige Untersuchung, im Geschmack der A. B. veranlassen könnte, wenn ich weitläufig über Dinge schwatzen möchte, die ich schon für bekannt annehme. Wir wissen leider, was die alten Künstler unter Festigkeit des Stils, Festigkeit der Hand, zuversichtlicher Leichtigkeit im Arbeiten u. s. w. verstanden. Ein Scribent, dessen Ideen sich in den Ausdruck, wie in warmes Wachs, mit ihrer völligen Deutlichkeit und Bestimmung, ohne den Schmutz

1) Nicolai forderte diese komposition noch am 8. märz 1773 durch Eschenburg von prof. Ebert zurück, dem er sie geliehen hatte. „Sie gehört eigentlich meiner Frau, die sie nicht gern verlieren will.“

kleinlicher Zierrathen, glatt, erhaben, und wie in einander geschmolzen, abprägen, scheint mir das Prädikat, von der Festigkeit des Stils zu verdienen. Beyspiele davon glaube ich im 261, 321, 322 Briefe und dem zwanzigsten Theile im Briefe über Betrams Fortsetzung des Ferrera<sup>1</sup> zu finden, von welchem letztern ich jedoch die Übersetzung aus dem Lucian ausnehme, die steif und schulmäßig, obgleich hin und wieder körnigt genug, geschrieben ist<sup>2</sup>.

Erklären Sie sich mit gleicher Eile, was das für Hymnen sind, die Sie so fanatisch finden. Als Klopstocks Freunde ist mir allerdings daran gelegen, daß Sie ein so nachtheiliges Urtheil nicht ohne hinlängliche Prüfung fällen. Was Sie raffinierte Theorie von Tugend und Religion nennen, kann Andern ein sehr angenehmes Ideal von den Empfindungen der Glückseligkeit nach dem Tode seyn, so fern Menschen sich mit einiger Bestimmung [sic] darüber auszudrücken wissen. Der Dichter behandelt dieß Sujet bloß als Charakter; er legt seinen Glückseligen Denkart und Begeisterung bey, wie er glaubt, daß sie ihnen natürlich sind. Die Frage ist also nur, ob sie für orthodoxe Folgen aus wahren Grundsätzen gelten können: räumen Sie das ein, so fällt der Vorwurf des Fanatismus weg, der heterodoxe Folgen aus falschen Grundsätzen oder unzulänglichen Inductionen zieht. Die zweyte Frage ist, ob ein solches Ideal mit den Empfindungen der menschlichen Natur misstimme. Der menschlichen Natur — ist ohne Zweifel zu viel gesagt. Warum sollt es nicht von der guten Religion gelten, was die Litteraturbriefe irgendwo mit Grund von der Moral sagen? „Die große Bewegungsgründe von der Schönheit der Tugend „sind es für einen Shaftesbury und die wie er empfinden können: „aber wer sich zu diesen feinen Bewegungsgründen gar nicht zu „gewöhnlichen Gelegenheit gehabt und sie also nicht fühlen kann, für den „sind es gar keine Bewegungsgründe.“ — Setzen Sie für Bewegungsgründe Empfindungen: meynen Sie, daß Kl. die seinigen für allgemeine hält? Eine dritte Frage entsteht, ob der Dichter nicht seinen Vortheil besser gekannt hätte, wenn er für die Fassungskraft Aller geschrieben hätte. Doch nein, diese Frage erwarte ich nicht von Ihnen. Sie wissen, daß die alten Artisten groß genug dachten, sich in gewissen Fällen über das Urtheil der Menge hinwegzusetzen. Ein großes Genie kann und muß seinem eignen Urtheile folgen. Wer sich nur um Beyfall bekümmert, beweist schon dadurch, daß er entweder kein großes Genie sey, oder unter einer beschwerlichen Nothwendigkeit seufzen müsse. Beyfall muß von selbst kommen, muß nicht gesucht werden,

1) 226. brief.

2) S. 7 fg.

muß in der Natur der Sache gegründet seyn. Wenn Kl. diese Maximen, mit oder ohne Wißen, von Anfang der Meßiade gehabt hat, so kann er ihr das Fundament seines itzigen Ruhmes ganz allein verdanken, und sie muß ihm die Gewähr fürs Künftige leisten. Kritici, oder nach dem thörigten teutschen Ausdrucke, Kunstrichter entscheiden hierinn gar nichts; sie sind bloße Leser. War die Sphäre ihrer Einsicht der Sphäre des Genius gleich? Das muß vorher geprüft werden. War die Sphäre des letztern excentrisch? Das kann vielleicht zu einer andern Zeit entschieden werden vielleicht auch nicht. Was schadets? Wir haben das Ideal des Dichters.

Ihr Recept zu einem Stil zu gelangen —

Ihre graven Betrachtungen über die Mißlichkeit meines Unternehmens, meinen Stil auf Kosten des Publici zu bilden —

Laßen Sie mich Ihnen ein paar Worte ins Ohr sagen, mein wahrheitliebender Correspondent. Wenn Sie so etwas drucken ließen, so würde Mancher in dem Verdachte bestärkt werden, daß es, wie die Schweizer einmal aussprengten, (obgleich, ich weis es wohl, ganz ohne Ihre Schuld) in Berlin wirklich eine nikolaische Schule gebe, die mit einigen Verbesserungen, nur eine Erneuerung der weiland gottschedischen sey. Ich kann Ihnen als Ihr Vertrauter, nicht bergen, daß man bey Gelegenheit der vermischten Nachrichten in der A. B. bereits so etwas murmelt.

Bereden Sie Herrn Moses, uns bald mit seinem *Moraliste* zu beschenken. Ich habe schon vor verschiedenen Jahren Übersetzungen aus dem Arabischen, eine *Logicam Probabilium* und d. gl. von ihm erwartet. Dem Phädon dieses vortrefflichen Scribenten (empfehlen Sie mich ihm, Sie können ihm von meiner Hochachtung nicht zu viel sagen), der Composition des Herrn Uhden, besonders Ihren Nachrichten von Abbts Leben, der neuen Auflage Ihrer Briefe etc. sehe ich mit Verlangen entgegen.

Hansen schreibt mir, daß in der Leipz. Gel. Zeit. einer neuen Edition des Hypochondristen erwähnt worden. Da ich mit der gegenwärtigen Beschaffenheit dieser Wochenschrift äußerst unzufrieden bin (ich ward wider meine Absicht darein verwickelt, und viele Blätter hat man mir aus den Papiren meiner Kinder-Jahre entwandt, die ich hernach, da ich in Mecklenburg war, zu meiner großen Verwunderung gedruckt las); so habe ich Hansen zur Michaelis-Messe ein ganz umgearbeitetes Mspt. versprochen; Sie würden mir daher einen Gefallen thun, wenn Sie das Publicum davon in Ihrer Bibl., doch ohne meinen



Namen zu nennen, avertirten. Der vorgebene Verf. heißt Zacharias Jerrstrup.

Wer mag der Verf. der Fragmente zu d. Litteraturbriefen seyn?

Kl. säumt mir zu sehr mit der Meßiade.

Ein hiesiger Freund wünschte zu erfahren, was eine holfeldische Dreschmühle wovon die Abbildung in der zweyten Lieferung des Berl. Spectacul. Nat. et Art., mit Transport bis Lübeck, kosten könne, und wie viel Raum sie einnehmen. Darf ich Sie bitten, mich davon zu benachrichtigen, und mir zugleich eine richtige Zeichnung mit den gehörigen Maaßen zu schicken? — Adieu, m. l. Nicolai. Ich liebe Sie mit allen Ihren Fehlern. Ihr

Gerstenberg<sup>1</sup>.

Proft wird Ihre Briefe und Päckchen gern an mich befördern.

#### Nr. 5. Gerstenberg an Nicolai.

Kopenhagen den 5 Dec. 1767.

Sie werden auf Ihren sehr angenehmen Brief schon lange eine Antwort erwartet haben, m. l. Freund: ich habe ihn aber erst vor ohngefähr 14 Tagen auf dem Lande erhalten, wo ich mich seit einiger Zeit aufgehalten habe. Nicht als ob ich es selbst nöthig gefunden haben würde, mit der Beantwortung von Herrn Moses zu eilen. Er hat der kritischen Freunde so viele, daß er meine Anmerkungen gern entbehren konnte; und wenn ich ja nach dem ersten Durchlesen einen Einfall niedergeschrieben habe, der ihm undeutlich erscheint, so will ich meinen Fehler nicht dadurch noch vergrößern, daß ich mich weitläufig darüber erkläre. So viel kann ich mit Wahrheit hinzusetzen, daß Phädon für mich eins der schönsten philosophischen Bücher ist, die ich je gelesen habe: aber überzeugt hat mich das an sich sehr sinnreiche System nicht; vermutlich deswegen nicht, weil ich noch immer nicht begreifen kann, wie der menschliche Verstand, bey den äußerst wenigen Beobachtungen, die er in dem allerkleinsten Theil der Schöpfung anzustellen Gelegenheit hat, sich erkönnen könne, von der Güte und Weisheit des Schöpfers bestimmte Folgerungen in Absicht aufs Ganze zu machen. Doch Sie werden sagen, es sey meines Amtes nicht, darüber mit Herrn Moses zu raisonniren, und ich breche daher gleich von dieser Materie ab.

Ich werde mich recht freuen, Ihre nähern Gedanken über die griechische Musik in Vergleichung mit der neuen zu erfahren. Darinn

1) Nicolai: 1767. 4 May [erhalten] OM bwt [zur ostermesse beantwortet].

stimmen Sie mit Klopstock überein, daß die Alten unter *Thesis* und *Arsis* etwas ganz anderes verstanden haben, als unsre heutigen Musikgelehrten. Sie scheinen sich aber über die eigentliche Bedeutung dieser Wörter schon einig geworden zu seyn, und das ist Kl. nicht. Er hat seiner „Abhandlung vom Syllbenmaaße“ anderthalb Seiten von Fragen über gewisse zweifelhafte Stellen in den Schriften der Alten beygefügt, und ich verspreche mir von Ihnen viele schöne Erläuterungen. Diese Abh. wird nächstens in Herrn Lessings periodischer Schrift zu lesen sein<sup>1</sup>.

Wenn ich Ihre Anmerkungen über die alten Syllbenmaaße recht verstanden habe, so gehn Sie darinn ganz von Klopst. ab. Sie stellen Beobachtungen über das Schema eines einzelnen Verses an: Klopstock scheint mir aber durch seine Eintheilung in Wortfüße und Versfragmente auf ein viel fruchtbareres Feld gerathen zu seyn. So wie es nämlich der Sinn und die Declamation des hexametrischen Perioden erfordert, entstehen aus der Abwechslung der Dactylen und Spondäen (im Deutschen Trochäen) kleinere metrische Theile von Antispasten, Choriamben, Dispondäen, ionischen Versen, Epitriten etc. ja fünf und sechssyllbige Füße, und aus diesen weiter größere Abschnitte, die das Schema eines einzelnen Hexameters so mannigfaltig machen, daß man zu der Bildung desselben noch andre Grundsätze herüber nehmen muß, um von dem Gange und dem Rhythmus eines ganzen Satzes richtig zu urtheilen. Ich enthalte mich aber mehr davon zu sagen, weil ich Ihnen doch nicht verständlich seyn würde. Was meynen Sie damit, daß die *Jambi senarii* der komischen Poeten, wenn sie nach dem Tact wären gesungen worden, unsren deutschen Jamben vollkommen ähnlich würden gewesen seyn? Ich weis wohl, daß Marpurg durch seine Tacteintheilung der Horazischen Syllbenmaaße hat herausbringen wollen, unsre heutige Art, das Latein auszusprechen, sey die richtigere: ich kann mir aber nicht vorstellen, daß auch Sie aus dieser willkührlichen Disposition der Wörter unter accentuirten und unaccentuirten Noten etwas sollten beweisen wollen: denn mich dünkt, die Stellung der

1) Es ist Lessings und Bodes geplante zeitschrift „Deutsches museum“ gemeint, in welche von Klopstock noch ausserdem Oden und der Hermann, von Gerstenberg der Ugolino und ein lustspiel von Zachariä kommen sollten, wie Lessing an Nicolai schreibt (2. febr. 1768). Buschmann aus Stralsund schreibt Nicolai den 9. märz 1768: „Man hat mich versichert, dass Lessing an einem Werke arbeitete, wozu er Klopstock, Weißen, Gerstenberg und andere berühmte Schriftsteller als Mitarbeiter erbeten hätte ...“ Am 3. nov. 1768 fragt er, ob das ganze vorhaben aufgegeben sei, weil „der graf Ugolino daraus besonders abgedruckt“ sei.

Noten müsse sich nach der Quantität der Syllben richten. Das paradoxeste aber ist mir, daß sich alle kurze Syllben zu den langen wie 1 zu 2 verhalten; ich habe immer dafür gehalten, daß die Kürze und Länge, selbst in der Anwendung auf den musikalischen Rhythmus, verschiedener Art wäre.

Verzeihn Sie mir liebster Freund, diese kleine Unart, mich in Dinge einzulassen, die Sie gewiß beßer verstehen, als ich. Ich bin zwar ein Erzliebhaber der Musik, aber kundig bin ich ihrer sehr wenig.

Ich babe Bach einen guten Singcomponisten genannt; ich glaube nämlich, daß er, wo er will, so cantabil setzen könne, als irgend ein anderer Deutscher, und dieß zwar nicht nur in eigentlichen Singsachen, sondern auch in Claviercompositionen: schwer, das gebe ich Ihnen zu, aber doch melodisch und sangmäßig. Weil ich eben heute so viel von der Musik mit Ihnen schwatze, so muß ich Ihnen doch erzählen, daß ich einige musikalische Experimente mache, worüber ich Ihre Meynung wissen möchte. Ich nehme erstlich an, daß die Musik ohne Worte nur allgemeine Ideen vorträgt, die aber durch hinzugefügte Worte ihre völlige Bestimmung erhalten; zweytens geht der Versuch nun bey solchen Instrumentosolos an, wo der Ausdruck sehr deutlich und sprechend ist. Nach diesen Grundsätzen habe ich unter einige Bachische Clavierstücke, die also gar nicht für die Singstimme gemacht waren, eine Art von Text gesetzt, und Klopstock und Jedermann sagt mir, daß dieß die ausdrucksvollsten Singsachen wären, die man hören könnte. Unter die Phantasie z. E. in der sechsten Sonate, die er zur Application seines Versuchs etc. componirt hat, lege ich Hamlets Monolog, wie der über Leben und Tod phantasirt, alles in kurzen Sätzen, das Largo ausgenommen, das eine Art von Mittelzustand seiner erschütterten Seele ausmacht. Auf eben diese Art habe ich einen Schlachtgesang gemacht, wovon ich gewiß versichert bin, daß er bey weitem so gut nicht gerathen wäre, wenn der Componist die Worte in Noten gesetzt hätte, als itzt, da der Versificateur die Noten in Worte gesetzt hat; wovon der Grund mir in den vorausgeschickten beiden Sätzen zu liegen scheint. Doch gebe ich freylich zu, daß man diesen Versuch nicht zu weit ausdehnen muß: denn einige, obgleich ausdrucksvolle Instrumentalstücke können auf keinerley Weise für die Singstimme genutzt werden.

Wie sehr bin ich Ihnen nicht verbunden, mein Werthester, daß Sie mir außer dem Concert in Edur, welches ich erhalten habe, auch noch die Anweisung, und andre mir etwa fehlende Sachen schicken wollen. Ich besitze von Bach folgendes: *Sei Sonate ded. al Re di Prussia* — *VI Sonate D. al Duca die Wirtemb.* — Sonate mit verän-

derthen Reprisen nebst deren erster und zweyter Fortsetzung — Sechs leichte Claviersonaten — Clavierstücke verschiedener Art — Clavierstücke für Anfänger, erste Sammlung — Gellertsche Lieder (wobey ich fast durchgehends statt des Gellertschen Textes einen Psalm von Cramer oder auch ein Lied von moralischen Inhalte untergelegt habe; ja eine von diesen Melodien hat mir sogar ein Hagedornisches Lied zu erfordern geschienen<sup>1)</sup> — Oden — Tonstücke fürs Clavier von Bach und einigen andern classischen Meistern (wie sie sich nennen) — Fugen — Concert aus D und E $\sharp$  — III Sonatine mit Stimmen — Der Wirth und die Gäste — Phyllis und Thyrsis (woraus ich einen Faun und Dianens Nympe gemacht habe). Wegen der Cantate will ich nächstens an Bach schreiben, und danke Ihnen im Voraus für Ihr Anerbiethen.

Ihre Abhandlung vom Trauerspiel hat der Etatsrath Fleischer, der Hauptverfasser der Samlinger<sup>2)</sup> etc. ins Dänische übersetzt, und ich gestehe Ihnen, daß ich selbst ihm diese Übersetzung angerathen habe, weil ich mich nicht besinne, mehr gute Anmerkungen in einer so kurzen Abh. beysammen gefunden zu haben, ob ich gleich nicht mit allem einig bin. Eben dieser sehr verdiente und in ansehnlichen Ämtern stehende alte Mann hat auch vor kurzem Herrn Weißens Richard III in reimlose fünffüßige Jamben übersetzt, welches der erste Versuch dieser Art in Dänemark ist<sup>3)</sup>; und wenn er nicht, so wie er ein Sammler von Vögeln, Insecten und Mineralien ist, die kleine Grille hätte, auch altnordische Wörter zu sammeln, und bey jeder Gelegenheit an Mann zu bringen, so würde diese Übersetzung auch auf dem Theater reüssiren können. Die Grazien nebst andern Kleinigkeiten von mir hat er sehr vortrefflich übersetzt.

Ich denke, ich habe Sie lange genug aufgehalten. Leben Sie wohl, mein liebster Nicolai, und lieben Sie mich. Ich bin gewiß mit wahrer und lebhafter Hochachtung

der Ihrige

Gerstenberg.

Bald hätte ich vergessen, Ihnen für die vortheilhafte Recension des Skaldengedichts zu danken<sup>4)</sup>. Ich kann Ihnen bei der Gelegenheit

1) Aus diesen untergelegten texten entstanden Gerstenbergs lieder nach berühmten mustern, vgl. die ann. Gerstenbergs zu „Bacchus und Venus. Nach Gleim.“ Verm. schriften Altona 1815. 2. bd. S. 218.

2) Samlinger af adskillige Skrifter til de skjöne Videnskabers og det danske Sprogs Opkomst og Fremtarv. Sorö 1765. Tre Stykker.

3) Minor, Chr. Felix Weiße s. 210.

4) Allgemeine deutsche bibliothek 5, 1, 210 fgg.

sagen, daß die nordische Mythologie nicht allein Stoff für einen neuen Ariost enthält, sondern daß auch Klopstock sie itzt in alle seine Oden verwebt, woraus die griechische von ihr völlig verdrängt worden. In Hermanns Schlacht kommt sie auch vor. Was sie mit der Regelmäßigkeit zu thun habe, begreif ich nicht völlig.

Könnten Sie nicht Herrn Bach bereden, daß er einige Lieder mit Variationen componirte, so daß die simple Melodie immer gesungen würde, die Variationen sich aber nach dem Gehalt der Strophen richteten. Auf diese Art singe ich mit einigen nöthigen Veränderungen des Textes das Lied: O Chloe, höre du der neuen Laute zu etc. zu einer von Bach vorlängst mit Variationen gesetzten textlosen Arie: und Sie glauben nicht, wie schön sichs ausnimmt. Es versteht sich, daß dieß nur bey Liedern von reizendem oder lustigen Inhalte statt finde: der Charakter der Würde, Simplicität etc. schließt dergleichen Veränderungen aus.

So eben erhalte ich Ihr Schreiben vom 28. Nov. nebst dem Päckchen Musikalien und Ihrem Geschenk der Bibl. und des ersten Theils von Abbt. Die Post läßt mir nicht mehr Zeit, als Ihnen den Empfang zu melden, und mich zu bedanken. Das Geld assigniere ich mit der nächsten fahrenden Post an Herrn Lessing<sup>1</sup>.

#### Nr. 6. Gerstenberg an Nicolai.

Kopenhagen d. 27. Apr. 1768.

Sie überhäufen mich mit Gefälligkeiten, mein werther Freund. Ich hätte Ihnen schon längst für die Menge der schönen Sachen danken sollen, die Sie mir übersandt haben, besonders für die Composition des Herrn Uhdens. Hätte ich geglaubt, daß er die Grazien für volle Musik ausgearbeitet hätte, so würde ich mich nicht unterfangen haben, Sie darum zu bitten. Ich hielt es bloß für ein Clavierstück. Aber desto besser für mich. Ich habe schon ein paarmal Gelegenheit gehabt, es unter guten Freunden mit meiner Frau aufzuführen, und man findet für das Werk eines Liebhabers viel schönes drinnen. Nur scheint die Form einer Cantate nicht gar zu gut gewählt zu seyn, und daß die musikalische Recitation der Prose Schwierigkeiten habe, empfindet man hin und wieder. Überhaupt aber hat Herr Uhdens den vortrefflichen Graun gewiß nicht umsonst gehört. Auch für das neue Stück der Bibl. bin ich Ihnen sehr verbunden: ich habe verschiedene Recensionen mit

1) Nicolai: 1768 22. Jan. 24. Febr. bwt.

dem größten Vergnügen gelesen, dünkt Ihnen aber nicht, daß Herr Moses (denn Er wird es doch wohl seyn) den Agathon zu sehr als Philosoph beurtheilt hat? Doch vielleicht war es nirgends nöthiger, als hier. Die vortheilhafte und verdiente Recension der Resewitzischen Predigten hat mir deswegen keine geringe Freude gemacht, weil dieser würdige Mann hier bey weitem für sein Verdienst noch nicht bekannt genug ist. Ich habe ihn völlig so gefunden, wie Sie ihn mir beschrieben haben. Ich liebe ihn sehr, und glaube, daß er mich auch liebt.

Was ich von Herrn Klotzen sage? Herr Klotz ist ein *Gul*<sup>1</sup>. Wenn Scoppios oder ein andrer bestaubter runzlichter Schulmeister von den Todten aufstünde, und mit wohlfrisirtem Haare und einem französischen Petit-maitre-Röckchen erschiene: so würde er so ein Mittelding seyn, wie ich mir Herrn Klotz vorstelle. Herr Klotz ist ein großer *Gul*: das ist alles, was ich von ihm zu sagen habe.

Ihrer Abhandlung von der Musik der Alten auf ihre Versarten angewandt sehe ich mit dem größten Verlangen entgegen. Sie scheinen mir sehr tief in diese Materie eingedrungen zu seyn: so viel bemerke ich schon aus dem wenigen, was Ihnen beliebt hat, mir davon zu schreiben. Ich muß mich über Klopstocks ähnliche Arbeit undeutlich ausgedrückt haben, weil Sie vermuthen, daß er nicht bey den ersten Bestandtheilen des Verses angefangen habe. Man kann schwerlich alles, was dahin gehört, sorgfältiger sammeln, und mit mehr Scharfsinn zergliedern, als er gethan hat. Man wird eher von ihm urtheilen, daß er der Sache zu viel<sup>2</sup>, als zu wenig gethan habe. Sie werden seine Schrift in einer der ersten Nummern des Museum lesen.

Sie verlangen, daß ich Ihnen meinen Text für Bachische Phantasie schicken soll? Ich will es wagen. Aber ich sage Ihnen vorher, daß ich diesen Text nur dem Freunde, der meine Amüsemens mit Nachsicht beurtheilt, nicht dem strengen Kunstrichter, mittheile. Hier ist er. Die römische Zahl bedeutet das Notensystem, die deutsche den Takt. Sie werden von selbst errathen, daß einige Stellen die unisono mit dem Baß gehen würden, eine etwas veränderte Modulation für die Singstimme haben müßen. Doch eben besinne ich mich, daß die Phantasie eine freye ohne genaue Taktabmessung in den beiden Allegros ist. Wie soll ich Ihnen nun das Unterlegen meines Textes ohne Noten verständlich machen? Am besten, ich überlasse das Ihrem eigenen

1) Natürlich engl. *gull* = tropf.

2) Am fusse der seite steht: (Das Geld für die Musikalien von Bach werden Sie durch Herrn Lessing erhalten haben.)

Geschmack, und sage Ihnen bloß, daß das erste Wort sich am Ende des ersten Systems anhebt, so nämlich



Seyn . . . o d e r . . . Nichtseyn

Hamlet.

- |                                 |                               |
|---------------------------------|-------------------------------|
| I. Seyn!                        | VI. Ins Leben schau!          |
| II. oder Nichtsey!              | VII. ins Thränenthal!         |
| II. Das ist die große Frage!    | VII. wo Tücke lauscht!        |
| II. Das ist die große Frage!    | VII. Die Bosheit lacht!       |
| III. Tod! Schlaf!               | VII. Die Unschuld weint!      |
| IV. Schlaf! und Traum!          | VIII. O nein! o nein!         |
| IV. Schwarzer Traum!            | IX. 1 ins Nichtsey — hinabzu- |
| V. Todestraum!                  | schlummern!                   |
| VI. Ihn träumen, ha! den Todes- |                               |
| traum!                          |                               |

*Largo.*

Eine Stimme aus den Gräbern.

(Hier geht die Singstimme mit der Clavierstimme fort, außer wo der

Ins Licht zum Seyn erwachen!  
Zur Wonn hinaufwärts schau!  
So Seele!  
die Unschuld sehn,  
die Dulderinn  
Wie sie empor ins Leben blüht  
Der Ewigkeit!  
Die alle sehn die wir geliebt,  
Nicht mehr von uns beweint!  
Hoch tönts, hoch tönts im Arm  
der Zärtlichkeit. .

Das wär Wiedersehn!  
Dann stürzt (zwei Achttheil Pause)  
ach! vom Entzücken heiß,  
ach! vom Entzücken heiß,  
die Himmelsträne hin  
(Die beiden letzten Takte Cemb. solo.)

allzubreite Umfang der letzteren eine kleine Beschränkung nöthig macht, welches auch bey den beiden Allegros zu merken ist.)

*Allegro moderato.*

Hamlet.

- |                               |
|-------------------------------|
| I. Wo ist ein Dolch?          |
| II. ein Schwert?              |
| II. ins Grab des Seyns        |
| II. hinabzufliehn!            |
| II. zu sterben, ach!          |
| III. den edlen Tod            |
| III. des hohen Seyns.         |
| III. Wo ist ein Dolch?        |
| III. ein Schwert?             |
| IV. vom Thal des Fluchs       |
| IV. des Fluchs!               |
| IV. ins Grab des Seyns hinab  |
| IV. zum Leben zu entschlafen. |

Nebenher kann ich nicht umhin anzumerken, daß diese Bachische Phantasie Herrn Lessings Meynung im 27ten St. der Dramaturgie, als ob<sup>1</sup> der Musikus in einem einzelnen Stück nicht aus einer Leidenschaft in die entgegengesetzte, nicht aus dem Ruhigen z. E. in das Stürmische, aus dem Zärtlichen in das Grausame übergehn könne, ziemlich deutlich widerlegt. Herr Lessing scheint an die Übergänge nicht gedacht zu haben, wovon wir in dieser Phantasie, und wie mich dünkt in vielen andern Sonaten von Bach, merkwürdige Exempl haben<sup>2</sup>.

Noch ein paar Worte vom Text zu sagen, ließe sich aus dem Anblicke desselben vermuthen, daß ich den musikalischen Rhythmus nicht beobachtet habe. Aber ich glaube diesem Rhythmus so sorgfältig als möglich nachgegangen zu seyn.

Vergeben Sie mir meine Schwatzhaftigkeit, und fahren Sie fort mich zu lieben

Ihr

ganzergebenst. Gerstenberg.

Da Sie die Güte gehabt haben, mir Ihre Bibl. bisher zu schicken, so möchte ich Sie noch um das nicht gesandte erste Stück des dritten Bandes ersuchen, welches ich hier nicht einzeln erhalten kann.

#### Nr. 7. Gerstenberg an Nicolai.

Kopenhagen am 6. Aug. 1768.

Wenn es nicht zu spät ist, so möchte ich Sie wohl, mein liebster Freund, um eine Gefälligkeit bitten. Sie wissen, daß ich auf die Briefe über Merkwürdigkeiten etc. keinen großen Werth setze. Da inzwischen die Kritiken, die man wider sie gemacht hat, sich größtentheils auf Misverstand oder Verdrehungen gründen, so kann es mir nicht gleichgültig seyn, daß das Publicum erfahre, aus welchem Gesichtspunkt sie hatten beurtheilt werden sollen. Ich habe vor geraumer Zeit, da mir einige Freunde riethen, diese Briefe fortzusetzen, einen kleinen Vorbericht aufgeschrieben, worinn jener Gesichtspunkt deutlicher angegeben ward. Bald darauf aber beharrte ich in meinem ersten Vorhaben, keinen zweyten Band drucken zu laßen: nun wünschte ich, daß von den Anmerkungen in dem erwähnten Vorbericht einiger Gebrauch zu meiner Rechtfertigung gemacht werden könnte. Ich kenne

1) Darnach: uns (gestrichen).

2) Lessings worte lauten: „In Einer Symphonie muß nur eine Leidenschaft herrschen, und jeder besondere Satz muß eben dieselbe Leidenschaft, bloß mit verschiedenen Abänderungen, es sei nun nach den Graden ihrer Stärke und Lebhaftigkeit, oder nach den mancherlei Vermischungen mit andern verwandten Leidenschaften ertönen lassen und in uns zu erwecken suchen.“



Sie für einen wahrheitsliebenden und unparteyischen Kunstrichter. Sie werden vermuthlich die Briefe über M. recensiren, und hätten es also in Ihrer Gewalt, von meinen Gründen soviel anzuführen, als Sie für richtig erkennen. Ich glaube, daß dieß auf eine ungezwungene Art geschehen kann, ohne daß man zu wissen brauchte, daß diese Anmerkungen von mir herkommen, und ohne daß sie das Ansehen einer Vertheidigung erhalten. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Vorbericht, so wie er ist, abschreibe, und geben Sie den darinn enthaltenen Gründen eine Wendung nach Ihrem Gefallen. Ich bin mit der größten Hochachtung

Ihr

ganz ergebenster

Gerstenberg.

\* \* \*

Wir sind einigen achtungswürdigen Lesern schuldig, uns über gewisse Dinge in der Einrichtung dieser Briefe zu erklären, die schon des wegen leicht misgedeutet werden konnten, weil wir den Gesichtspunkt nicht angaben, aus dem wir unsere Briefsammlungen beurtheilt haben wollten. Der Schriftsteller, der von der Einsicht seiner Leser voraussetzt, daß sie diesen Gesichtspunkt selbst finden werden, giebt zwar einen Beweis seiner Bescheidenheit: aber er schadet sich, wenn er zu bescheiden voraussetzt, daß ihn Alle, und daß sie ihn immer finden werden. Er ist dann in dem Fall eines Schauspieldichters, der die Vorbereitung seines Stücks vernachlässigt, in der Hoffnung, die wichtigen Verhältnisse, worin er seine Charaktere aufstellt, werden statt einer jeden Erläuterung dienen, und das Vergnügen der Zuhörer um so viel wirksamer befördern, jemehr ihre Selbstthätigkeit dadurch beschäftigt wird.

Diese Vergleichung scheint zu weit hergeholt, aber sie ist es nicht. Erdichtete Briefe haben manchen Grundsatz mit den Gesprächen auf der Bühne gemein; und sind sie vollends sehr merklich bezeichnende charakteristische Briefe, so nähern sie sich einer der Haupteigenschaften des Drama. Ein Verfechter solcher Briefe hat die Verbindlichkeit, seinen eignen Charakter, seine eigne Art sich auszudrücken, sogar seine eignen Urtheile zu verläugnen; er giebt seinen Personen Mängel, um sie, wenn man so reden darf, zu vereinzeln; er giebt ihnen ihren besondern Ton der Denkungsart, oft auch des Ausdruckes\*);

\*) wie in den Briefen über Shakespear, Fäsi und an Herrn \* Barisien, einer der Verfasser des Nordischen Aufsehers, der vor kurzem als K. dänischer Consul zu Marocco gestorben ist.

er weist einer jeden unter ihnen die eigenthümliche Sphäre der Erkenntnisse an, die seinem Zweck am gemäßesten ist.

Wenn man einige sonderbare Sätze in unsern Briefen, z. E. vom Trauerspiel, von der Ode, vom Genie aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so wird man bald bemerken, daß die Saite hier mit Vorsatz überspannt ist, weil sie andere zu schlaff anzogen; man wird sich fragen, was denn eigentlich erfordert wird, ein Lied, eine Ode, ein Drama, eine Epopöe zu dichten; man wird vielleicht finden, daß der wunderliche Mann, der Bibliothekar, die Schranken des Genies zwar viel zu weit forttrückt, aber man wird vermuthlich doch auch die Entdeckung machen, daß das Genie eine schlechte Laufbahn habe, wenn man sie, wie seit einiger Zeit geschehen ist, mittelmäßigen Talenten zu Gefallen, so gar nahe an einander schiebt. Ob hingegen die Urtheile des erdichteten Bibliothekars zugleich die wahren Urtheile des Verfaßers sind, darum wird man sich so wenig bekümmern, als man sich einfallen läßt, die gründlichen Maximen des Pedanten Brand in der Clariße dem Briefschreiber Richardson anzurechnen.

Wir haben noch etwas Weniges von der Schreibart der Briefe zu sagen. Es wäre ein Fehler gewesen, wenn Leute von verschiedenen Begriffen, die, der Anlage nach, nicht für die Welt, sondern für ihre Freunde schreiben, einerley Ton annähmen. Man würde sehr Unrecht haben, wenn man in solchen Briefen, welche überdem die eigenthümliche Laune des Schreibers andeuten sollen, eine classische Schreibart erwartete, die doch immer, als Ideal, nur eine einzige seyn kann. Man wird gleichwohl Rechenschaft erwarten, warum denn diese und keine andre Schreibart gewählt, insbesondere aber, warum wir uns so vieler ausheimischer [sic] Wörter und einiger Carricaturausdrücke bedient haben. Von den letzteren haben wir oben geredet. Hier setzen wir nun hinzu, daß schon Lucian die *πιτυοκαμπιας* und *τραγελαφος* der charakteristischen Composition unentbehrlich fand. (S. *Prometheus es in verbis*<sup>1)</sup>). Was zweytens die ausheimischen Wörter betrifft, so ist es in Privatbriefen, auch der besten Schriftsteller, nichts Ungewöhnliches, daß sie, wenn sie an Liebhaber einer gewissen Sprache schreiben Stellen aus den Poeten dieser Sprache oder einzelne Ausdrücke mit einfließen lassen: nicht um ihre Muttersprache damit zu bereichern, sondern aus andern Ursachen. Wenn es aber schlechterdings nothwendig seyn soll, aus Privatbriefen, sobald sie der Welt mitgetheilt werden, dergleichen Stellen oder Ausdrücke auszustreichen, so sehen wir nicht,

1) Vgl. Lucian *Πρὸς τὸν εἰπόντα· Προμηθεὺς εἰ ἐν λόγοις* cap. 7, 36.

wie man die unten angeführten\* aus den Briefen eines Römers, der sonst eben nicht schlecht schrieb, zu vertheidigen denkt. Und man glaube ja nicht, daß wir diese mit vieler Mühe ausgesucht haben, weil sie zu unsrer Absicht dienen: man wird unter den Briefen an Atticus wenige antreffen, die einem deutschen Kunstrichter nicht Stoff zu den ergötzlichsten Einfällen darböthen! Ferner müssen wir gestehen, daß wir die Schreibart der Briefe, wie sie nun da ist nicht gern von Jemandem verurtheilt wissen wollen, der sich nicht mit den hier von uns angenommenen Grundsätzen bekannt gemacht hat, die Lucian und Shaftesbury\*\* abhandeln. Denn gewiß, die Regeln des Stils, die viele deutsche Kunstrichter aus ihren eignen Schriften, nicht ohne Scharfsinn, herausgezogen haben, sind zu unvollständig, als daß sie auf jede Gattung von Schriften angewandt werden könnten. Endlich würden wir uns wundern, wenn nicht einsichtvolle Leser, außer der willkührlichen Abwechslung des Tons, noch eine andere, wiewohl seltenere, bemerkt hätten, die von der Verschiedenheit der Verfaßer herrührt.

Da ich diesen kleinen Aufsatz überlese, so finde ich, daß ich im Abschreiben einen Satz ausgelassen habe, der das Recht betrifft, auch in der Kritik die charakterische Composition anzuwenden. Der Satz ist zu lang, ihn hier einzurücken: ich will darum nur das Wesentliche davon anführen.

„Es giebt keine kritische Schrift, bey der man nicht die Kritik, die Sammlung unstreitiger Wahrheiten des Geschmacks, von dem Kritiker, dem Menschen, sorgfältig unterscheiden müste: bey dem letztern geht ein Zusatz von Irrthümern, in die Wahrheit über, der bald aus

\*) Fenestrarum angustias quod reprehendis, scito te *Κυρρηπαιδειαν* reprehendere. Nam dum ego idem istuc dicerem, Cyrus aiebat, viridariorum *διαφασεις* latis luminibus non tam esse suaves. Etenim *εστω οψις μεν η α, το δε ορωμενον β, γ ακτινες δε δ και ε*. Vides enim cætera. Nam, si *κατ' ειδωλων εμπιπαισεις* videremus, valde laborarent *ειδωλα* in angustiiis: nunc fit lepide illa *εχυσις* radiatorum. Cætera si reprehenderis, non ferēs Tacitum, nisi quid erit eius modi, quod sine sumptu corrigi possit. Venio nunc ad mensem Januarium, et ad *υποστασιν* nostram ac *πολιτειαν*: in qua *Σωκρατικως εις εκατερον*: sed tamen ad extremum, vt illi solebant, *την αρεσκισαν*. Cic. ad Att. II, 3.

Ubi sunt, qui aiunt *ζωσης φωνης*? quanto magis vidi ex tuis litteris, quam ex Illius sermone, quid ageretur? de ruminacione quotidiana, de cogitatione Publii, de iituis *βωπιδος* und so weiter bis και *Κικερων* 'Ο φιλοσοφος τον πολιτικον *Τιτον ασπαζεται* ibid. 12.

Nunc quoniam et laudis und so weiter bis ut ab omnibus et laudemur et amemur ibid. 1, 15.

\*\*\*) Jener am angeführten Orte, dieser im dritten Miscellany.

der Unvollkommenheit seiner Einsichten, bald aus seiner Systemsucht, bald aus seiner Predilection für gewisse Lieblingsschriftsteller, bald aus andern Ursachen zu erklären ist. Es ist also weit gefährlicher, einen Kunstrichter zu lesen, der seine Stimme für die Stimme der Kritik selbst ausgiebt, da es doch unmöglich ist, daß er sich nicht sehr oft betrügen sollte, als einen Sammler kritischer Briefe, bey dem offenbar die Frage vorausgesetzt wird, ob die darinn enthaltenen Urtheile ihren Grund in der Natur der Sache, oder in dem kritischen Charakter des Briefschreibers haben. Der letzte schärft die Aufmerksamkeit und den Verstand des Lesers: der erste führt ihn gemeiniglich oder doch sehr oft irre. Jenes ist eine Folge der sokratischen Bescheidenheit, dieses der sophistischen Zuversicht.

*[In dem eben erschienenen „Katalog einer wertvollen autographensammlung aus dem besitze der verstorbenen herren Wendelin von Maltzahn, Hans Reimer und anderer . . . Berlin, Albert Cohn 1890“ findet sich als nr. 85 ein weiterer brief Gerstenbergs an Nicolai vom 18. april 1772 angeführt. 3. 2. 90. R. M. W.]*

---

## DIE ENTSTEHUNG DES ZWEITEN TEILES VON GOETHES „FAUST“, INSBESONDERE DER KLASSISCHEN WALPURGISNACHT, NACH DEN NEUESTEN MITTHEILUNGEN.

Das bei weitem bedeutendste, was das goethearchiv zur Geschichte der dichtungen des meisters geborgen, ist endlich im fünfzehnten bande der Weimarischen ausgabe zur vollständigen mittheilung gelangt und die hochgespante erwartung nicht getäuscht worden. Nicht allein hat der text durch die vollständige, wenn auch nicht fehlerfreie handschrift eine festere grundlage erhalten; auch frühere abschriften sind aufgefunden, die manches berichtigen, auch einen ausgelassenen vers bringen, und zahlreiche inhaltsangaben; skizzen und erste entwürfe gestatten uns einen blick in die ursprüngliche anlage und ihre mannigfaltigen, tiefgreifenden umgestaltungen und steigern die bewunderung des greisen dichters, der mit unversieglischer gestaltungskraft die grundzüge seiner erfindung immer voller, feiner und beziehungsreicher ausarbeitete, sie mit reich zuströmendem geist und gehalt hob, so dass die dichtung zu einem wahrhaften gotischen dome ward, an welchem alles bis zu den äussersten spitzen von frischem leben quillt und spriesst, und — während dieser grosse märchenwald uns zu wundervollem staunen hin-

reisst — alles einzelne die besonderen, oft tiefdeutenden, oft humoristischen, beziehungen auf manche verhältnisse zeigt, deren verständnis meist nicht zur auffassung des ganzen erforderlich ist, diese aber anziehend gleichsam krönt. Der herausgeber, prof. Erich Schmidt, hat auf die bewältigung des ungeheuren stoffes ausserordentliche mühe verwandt, aber leider dem leser die sache nicht leicht gemacht, der sich oft wie durch wild ineinander gewachsenes gestrüpp durcharbeiten muss. Vor allem fehlt es an übersichtlicher unterscheidung der vom dichter oft auf ein briefconcept, ein couvert, einen theaterzettel, ein verworfenes blatt, ein schon beschriebenes papier rasch hingeschriebenen ersten skizzen oder versentwürfen, der aufzeichnungen verschiedener, nicht zusammengehörenden stellen auf einem bogen oder einem teile eines solchen, der aneinanderfügung einzelner zusammengehörigen stellen zu einem ganzen und der reinschriften, das einen leichten einblick in die verworrenen massen ergäbe. Und hat auch der herausgeber sich näher mit dem zweiten teile bekant gemacht, so fehlt doch viel, dass er ganz in ihm und den zahlreichen versuchen der erklärer lebte. Auch urteilt er zuweilen gar zu vorschnell. Für die feststellung der entstehungszeit der einzelnen teile hätte sich manches leicht gewinnen lassen.

Aus dem tagebuch wissen wir, dass Goethe ein „ausführlicheres schema zum Faust“ am 23. juni 1797 niederschrieb. Längst hatte uns ein brief an Schiller belehrt, dass er bereits anfangs mai 1798 die noch ungedruckten teile des „alten höchst konfusen manuscripts“ in abgesonderten lagen nach dem ausführlichen schema geordnet hatte. Die neuern mitteilungen ergeben, dass die stücke des zweiten teiles die nummern 20 bis 30 trugen, und dasjenige, was später zum „Faust“ hinzukam, den betreffenden lagen beigefügt wurde.

Zu den vorhandenen stücken gehörte auch „Helena im mittelalter. Satyrdrama. Episode zum Faust“, wie es auf einem erhaltenen titel heisst. Ihren wesentlichen inhalt können wir mit ziemlicher sicherheit der übersicht entnehmen, die Goethe im december 1816 für den vierten band von „Dichtung und wahrheit“ entwarf. Als Mephistopheles, nach dem unglücklichen ausgang der geisterbeschwörung am hofe, wider mit Faust zusammentrifft, bestürmt ihn dieser, ihm die Helena zu verschaffen. „Es finden sich schwierigkeiten. Helena gehört dem Orkus an und kann durch zauberkünste wol herausgelockt, aber nicht festgehalten werden. Faust steht nicht ab, Mephistopheles unternimmt. Unendliche Sehnsucht Fausts nach der einmal erkanteten höchsten schönheit. Ein altes schloss, dessen besitzer in Palästina

krieg führt, dessen kastellan aber ein zauberer ist, soll der wohnsitz des neuen Paris werden. Helena erscheint: durch einen magischen ring ist ihr die körperlichkeit wiedergegeben. Sie glaubt so eben von Troja zu kommen und in Sparta einzutreffen. Sie findet alles einsam, sehnt sich nach gesellschaft, besonders nach männlicher, die sie ihr leben lang nicht entbehren können. Faust tritt auf und steht als deutscher ritter sehr wunderbar gegen die antike heldengestalt. Sie findet ihn abscheulich, allein da er zu schmeicheln weiss, so findet sie sich nach und nach in ihn und er wird der nachfolger so mancher heroen und halbgötter.“ Vgl. dazu jetzt 9252 fgg. Aber auch ein älteres, eine anspielung auf die französische erklärung der menschenrechte enthaltendes schema hat sich auf einem gebrochenen foliobogen erhalten. Als personen werden hier ausser Helena eine Ägypterin (als Ägypter galten die zigeuner) und mägde genant, als scene ein „freundlicher ort im Rheintal.“ Helena befiehlt als spartanische fürstin. Die Ägypterin, unter der Mephistopheles steckt, macht als schafnerin „alberne spässe.“ Am rande findet sich bemerkt: „Schweigende orakel, kartenschlagen und händedeutung [Chiromantie].“ Helena wird verdriesslich darüber. Die weitem reden der Ägypterin rufen Helenas drohung hervor. Auf jene bezieht sich wol die randbemerkung: „Schwäne, rohr [im Eurotas] Tanz [die Spartaner waren als tanzliebend bekant]. Grad oder Ungrad [das bekante spiel]. Schöne weiber [die in Sparta auch durch freiere kleidung sich auszeichneten].“ Auf der Helena drohung erwiderte die schafnerin:

Und das heilige menschenrecht  
Gilt dem herren wie dem knecht.  
Brauch' nicht mehr nach Euch zu fragen,  
Darf der frau ein schnipchen schlagen.  
Bin dir längst nicht mehr verkauft,  
Ich bin christin, bin getauft.

Die beiden ersten verse finden sich in allgemeinerer fassung auch unter äusserungen der Phorkyas (Paral. 171). Helena hatte geglaubt, Venus gestatte ihr, nach Sparta zurückzukehren. Auf ihr erstaunen, dass sie ihre heimat nicht wider erkennt, erwidert die Ägypterin: „Zuerst aus dem O... freundl. ort Rheinthal“, heisst es nach Schmidt im schema. Aber „O...“, das Schmidt gibt mit der frage: Nicht etwa Orkus?“ scheint verlesen statt „El.“, da bald darauf des Elysiums gedacht wird. Helena jammert, dass Venus sie „wider belogen“, und beklagt das unglück, welches die schönheit ihr gebracht, wogegen die Ägypterin das lob der schönheit anstimt. Man vergleiche dazu Helenas

klage 8531 fg. und des Mephistopheles preis ihrer schönheit 8909—8912. Die angst, dass sie nicht wisse, wem sie angehöre, tröstet die schafnerin, welche ihr bedürfnis kent, durch den hinweis auf den edlen ritter, der dieses schloss behersche. Faust erscheint. Als sie auch ihm gegenüber auf dem verlangen nach den ihrigen besteht, muss sie vernehmen, dass die zeit derselben längst vorüber, Faust ins elysium gedrungen ist, um sie der erde wider zuzuführen. Da spricht sie ihm denn ihren auf der „heidnischen lebensliebe“ beruhenden dank aus. Nachdem der ritter seinen leidenschaftlichen anteil an ihr zum schwärmerischen ausdruck gebracht, ergibt sie sich ihm. Der auf demselben blatte stehende trimeter ist offenbar später eingetragen, als der dichter zur bearbeitung des stoffes in diesem antiken vermäss sich entschlossen hatte. Noch weniger war Schmidt berechtigt, die 11 trimeter, die auf demselben blatte mit versen der „Helena“ stehen, zur „ältesten phase“ zu ziehen, da hier die schafnerin schon Phorkyas heisst, was bestimmt auf die zwanziger jahre deutet. Über die weitere handlung klärt uns die fortsetzung des berichts von 1816 auf: „Ein sohn entspringt aus dieser verbindung, der, sobald er auf die welt kommt, tanzt, singt und mit fechterstreichen die luft teilt.“ Von einer allegorischen beziehung desselben ist so wenig wie von seinem namen die rede. Die weitere entwicklung beruhte auf der begrenzung des zauberkreises, in welchem Fausts gespenstiges schloss liegt. Helena hatte ihrem knaben alles gestattet, nur das überschreiten eines gewissen baches verboten. Als der junge eines festtags die musik drüben hört, er die landleute und soldaten tanzen sieht, kann er sich nicht zurückhalten, er mischt sich unter sie, bekommt aber händel. Nachdem er viele verwundet, tötet ihn ein geweihtes schwert. Der zauberer-kastellan kann nur die leiche retten. Als Helena in der verzweiflung die hände ringt, streift sie den ring ab, worauf ihr körperliches sich löst, so dass, als sie dem Faust in die arme stürzt, nur ihr leeres kleid in diesen zurückbleibt. Der magische ring war freilich ein wolfeiles märchenhaftes auskunftsmittel. Mit Helena ist auch ihr sohn verschwunden. Mephisto, der nun wider in seiner eigenen gestalt erscheint, sucht Faust zu trösten und ihm lust zum besitz einzulösen. Unzweifelhaft gehört hierher die äusserung, welche als zur 24. lage gehörig bezeichnet ist:

Jeder trost ist niederträchtig,  
Und verzweiflung nur ist pflicht.

Dagegen durfte Schmidt nicht die verse hierher ziehen, die „ad 22.“ bezeichnet sind:

Das haben die propheten schon gewusst.

Es ist gar eine schlechte lust,

Wenn Ohim, sagt die schrift, und Zihim sich begegnen.

Denn „dass grosse lücken im fragmentarischen gedicht anzunehmen“, kann nicht im geringsten erklären, wie zwischen notwendig, wenn sie zusammengehörten, nahe aufeinander folgenden versen eine ganze lage sich befinde. Die stelle kann nur zu der verzweiflung des Faust gehören, als die geistererscheinung der Helena plötzlich verschwunden, und ward wol von Mephisto in bezug auf Fausts trübseligkeit geäußert. Der Jesaisstelle von den Ohims und Zihims gedenkt Goethes tagebuch schon am 6. juli 1777. Die sprüche Paralip. 86--90, die Schmidt auf die ältere fassung der „Helena“ bezieht (sie stehen mit den versen des Homunculus 6883 fg. auf einem alten quartblatte), scheinen aus der spätern, vor dem abschluss der „Helena“ veränderten fassung erhalten zu sein.

Nachdem der verleger Cotta im april 1800 Goethe glänzende anerbietungen zur vollendung des „Faust“ gemacht hatte, beschäftigte er sich wider mit der ausfüllung der lücken des ersten teiles. So löste er denn noch am 31. juli „einen kleinen knoten im Faust.“ Aber als er am 4. august nach Weimar zurückgekehrt war, scheint ihn plötzlich der gedanke ergriffen zu haben, seine „Helena im mittelalter“, von der wir nicht wissen, wie weit ihre ausarbeitung gediehen war, in würdigerer weise auszuführen, sie in ihrem durch zauberkunst hergestellten alten palast zu Sparta in begleitung der von Troja mitgebrachten dienerinnen auftreten zu lassen, und zwar im glauben, Menelaus (Goethe bediente sich schon hier der für den griechischen trimeter bequemern, aus dem französischen ihm geläufigen form Menelas) habe sie, nachdem er in Sparta gelandet, mit ihren dienerinnen zur vorbereitung eines opfers vorausgesant. Faust selbst, nicht sein teuflischer genosse, hatte die Helena aus der unterwelt geholt und Mephistopheles trat nicht als Ägypterin auf, sondern in der hässlichsten gestalt der griechischen sage, als eine Phorkyas. Diese namensform wählte Goethe statt der gangbaren Phorkis, da sie deutlicher ein weibliches wesen bezeichnete, die tochter des Phorkys, während Phorkis von der nebenform Phorkos gebildet ist. Phorkyas solte die furcht vor der rache des Menelas in Helena nähren und dadurch die übersiedelung in Fausts mittelalterliche burg einleiten.

Seine absicht dieser neuen bearbeitung der „Helena“ in alten trimetern könnte Goethe schon am abend des 2. september, unmittelbar vor seiner rückkehr nach Jena, Schiller mitgeteilt haben; wenigstens



dürfte die beziehung der beiden eintragungen des tagebuchs vom 4. und 5. september 1800: „Einiges über Faust. — Einiges an Faust“, auf die „Helena“ nicht ausgeschlossen sein. Jedenfalls wuste der freund von diesem neuen plane, als Goethe am morgen des 9. september Weimar, wohin er vor drei tagen zurückgekehrt war, wider verliess. Diesem, mit dem er am 6. und 7. zusammengekommen sein wird, schrieb er den 12. von Jena aus: „Glücklicherweise konte ich diese acht tage [freilich war noch keine volle woche verflossen, seit er Schiller zuletzt gesprochen] die situationen festhalten, von denen Sie wissen, und meine Helena ist wirklich aufgetreten. Nun zieht mich aber das schöne in der [tragischen] lage meiner heldin so sehr an, dass es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine fratze verwandeln soll [durch die von der Phorkyas erzeugte furcht vor ihrem im orkus festgehaltenen gatten]. Wirklich fühle ich nicht geringe lust, eine ernsthafte tragödie auf das angefangene [das gelungene erste auftreten Helenas] zu gründen.“ Nach dem tagebuch verwante er die frühstunden des 12. bis 14. auf diese dichtung. Noch am 16. schrieb er Schiller: „Mich verlangt zu erfahren, wie es in vierzehn tagen aussehen wird. Leider haben diese erscheinungen eine so grosse breite als tiefe, und sie würden mich glücklich machen, wenn ich ein ruhiges halbes jahr vor mir sehen könnte.“ Am 21. kam Schiller mit freund Meyer zum besuche. Seine hohe bewunderung der mit allem dichterischen feuer Schiller vorgebrachten trimeter der Helena ermutigte Goethe zur fortsetzung, mit welcher wir ihn an den fünf nächsten tagen beschäftigt sehen. In den Schmidtschen auszügen hinter seiner ausgabe des ursprünglichen Faust fehlt die eintragung vom 26.: „Schönes mit dem abgeschmackten durchs erhabene vermittelt. Nachmittag fortschritte an Helena.“ Leider zogen die „Propyläen“ und andere arbeiten ihn von der „Helena“ ab und es gelang ihm nicht den einmal abgerissenen faden wider aufzunehmen. Die im september 1800 gedichteten verse liegen in einer sorgfältigen abschrift seines damaligen schreibers Geist vor, mit spätern nachträgen teils von Goethes eigner hand, teils als diktat an John, seinen schreiber der zwanziger jahre. Sie bilden eine hauptzierde der neuen Weimarischen ausgabe. Dem september 1800 gehören die verse an 8439 (8438 wurde erst in der allerletzten fassung vorgesetzt) — 8586. 8591 — 8603. 8638 — 8778. Die rede der Helena wird hier zweimal durch anapästische systeme unterbrochen; es folgt eine rede der chorführerin, die den unwillen und schrecken bemerkt, mit welchem Helena zurückkehrt; auch in Helenas folgenden bericht redet die chorführerin einmal ein. Als Phorkyas zwischen den türpfosten erscheint, stimmt der

chor ein lied an, dessen zweiter teil sich mit abscheu, fluch und drohen gegen die Phorkyas wendet. Mit der erwidrerung der leztern schliesst die dichtung. Goethe hatte bei den antiken trimetern und den scenen des chores bloss an Hermanns werken einen führer. Die hauptmomente des plans seien in ordnung, hatte er an Schiller geschrieben. Also muss auch die art der überführung in das mittelalterliche leben und das ende des sohnes bestimmt gewesen sein. Für den leztern hatte er wol schon den aus den „Mythologischen briefen“ von Voss ihm bekanten namen des Euph Orion, des geflügelten sohnes der Helena und des Achilleus, gefunden.

Als er anfangs november zum „Faust“ zurückkehrte, arbeitete er nicht mehr an der „Helena“, sondern an der brockenscene des ersten teiles, die ihn vom 2. bis zum 8. beschäftigte. Am 14. begab er sich nach Jena, wo er die dem herzog versprochene übersetzung von Voltaires „Tankred“ zu liefern gedachte, aber „die arme poesie wurde von philosophen, naturforschern und konsorten in die enge getrieben“, doch fanden sich zur „Helena“ einige gute motive, wie er am 18. Schiller mitteilte. Vielleicht hatte ihn am 17. die betrachtung von Guilletiers altem und neuem Lacedämon an die seit zwei monaten ruhende „Helena“ erinnert, aber der blocksberg übte eine noch grössere anziehung. Vom 22. november bis zum 24. december nahm ihn „Tankred“ gröstenteils in anspruch, daneben aber gieng die brockenscene nicht leer aus, zu welcher er mehrere bücher über zauberei durchgieng. Die reinschrift dieser scene beschäftigte ihn gleich nach der genesung von der ihn dem tode nahe bringenden krankheit des januars 1801. Dann aber nahmen die lücken des ersten teiles seine ganze dichterische erfindung in anspruch, womit es indess sehr langsam gieng. Am 6. april schrieb er von seinem landgute aus an Schiller: in der lezten zeit sei auch etwas an „Faust“ geschehen; hoffentlich werde bald in der grossen lücke nur der disputationsaktus fehlen (worin Mephistopheles als fahrender schüler auftreten solte); dieser sei freilich als ein eigenes werk anzusehen, das nicht aus dem stegreife entstehe. Damals schrieb er wol den entwurf der disputation in ein oktavheftchen und den anfang der ausführung in vierzehn versen auf den gebrochenen bogen eines quartheftes. Aber gerade über diesem disputationsaktus wurde ihm die vollendung des ersten teiles verleidet. Zwölf tage nach Goethes rückkunft, am 27. april, berichtete Schiller an Körner, „Faust“ liege noch immer als eine unerschöpfliche arbeit vor Goethe, da dem plane nach das schon gedruckte (168 seiten von 22 zeilen) höchstens der vierte teil des ganzen sei und das neue noch nicht so viel als

jenes betrage, also noch mehr als die hälfte fehle. Gar manches nahm den noch leidenden dichter vor der badereise nach Pymont in Anspruch. Schillers hoffnung, dass im februar und märz 1802, wo Goethe zu Jena die in wüstem zustande hinterlassene bibliothek Büttners zu ordnen hatte, der bücherstaub, mit dem poetischen geist geschwängert, ihn zu dem alten gespenstigen doktor zurückführen werde, gieng so wenig in erfüllung, dass „die lustige und gesellige epoche“, die er in Jena traf, und die lyrische stimmung des frühlings ihn trieben, sich von dem düstern mittelalterlichen stoff in heiterer weise ganz loszusagen. Damals entstanden, wenn nicht alles trägt! die beiden neuentdeckten epilog, die den 1797 gedichteten prologen, der „Zueignung“ und dem „Vorspiel auf dem theater“, in umgekehrter folge entsprechen. Diese merkwürdigen dichtungen, die unter den überschriften „Abkündigung“ und „Abschied“ auf zwei besondern blättern der dreissigsten lage der gesamthandschrift des „Faust“ beigelegt, aber als aufgegeben später durchstrichen wurden, sind von Schmidt im Goethe-Jahrbuch IX, 5 fg. und band 15<sup>1</sup>, 344 fg. <sup>2</sup>, 188 mitgeteilt. Kaum begreiflich ist es, wie Schmidt sich bereden konte, sie seien vielleicht schon ende 1797 entstanden. Der einzige ausgesprochene grund ist, dass Goethe am 25. december 1797 an Hirt schrieb, er sei beschäftigt, seinen „Faust“ zu endigen, wünsche aber zugleich sich von aller nordischen barbarei loszusagen. Und in diesem augenblick, wo er daran dachte, einen grossen teil des nächsten jahres der vollendung des „Faust“ zu widmen, soll er fähig gewesen, dem barbarischen stoffe (über das barbarische desselben hatte er sich auch schon früher gegen Schiller ausgesprochen) den lauffpass zu geben. Das entschiedene aufgeben der Faustsage, die ihn so lange aufgehalten, an der er sich also nicht weiter abarbeiten will, ist die notwendige voraussetzung dieser humoristischen epilog. Die an erster stelle eingehaftete abkündigung lautet:

Den besten köpfen sei das stück empfohlen,

Wir möchtens gerne widerholen,

Allein der beifall gibt allein gewicht.

Vielleicht dass sich was bessres freilich fände. —

Des menschen leben ist ein episches gedicht: 5

Es hat wol einen anfang, hat ein ende,

Allein ein ganzes ist es nicht.

Ihr herren, seid so gut und klatscht nun in die hände.

Schmidt gibt diese verse nicht in der ursprünglichen fassung, sondern in der umbildung, zu welcher Goethe, als er sie in den zwanziger jahren widerfand und neu abschreiben liess, durch einen unglücklichen,

schweigt, da er nur ohne rücksicht auf wirkung seinem eigenen drange folgen kann.

Wenden wir uns von der „abkündigung“ zum „abschied“, von dem die dreizehn ersten verse der schreiber Geist, die folgenden Goethe selbst geschrieben hat.

Am ende bin ich nun des trauerspieles,  
 Das ich zulezt mit bangigkeit volführt,  
 Nicht mehr vom drange menschlichen gewühles,  
 Nicht von der macht der dunkelheit gerührt. 5  
 Wer schildert gern den wirwar des gefühles,  
 Wenn ihn der weg zur klarheit aufgeführt!  
 Und so geschlossen sei der barbareien  
 Beschränkter kreis mit seinen zaubereien.

Und hinterwärts mit allen guten schatten  
 Sei auch hinfort der böse geist gebant, 10  
 Mit dem so gern sich jugendträume gatten,  
 Den ich so früh als freund und feind gekant.  
 Leb' alles wol, was wir hiemit bestatten,  
 Nach Osten sei der sichre blick gewant.  
 Begünstige die muse jedes streben, 15  
 Und lieb' und freundschaft würdige das leben<sup>1</sup>.

Denn immer halt ich mich an Eurer seite,  
 Ihr freunde, die das leben mir geselt;  
 Ihr fühlt mit mir, was einigkeit bedeute,  
 Sie schaft aus kleinen kreisen welt in welt: 20  
 Wir fragen nicht in eigensingem streite,  
 Was dieser schilt, was jenem nur gefält,  
 Wir ehren froh mit immer gleichem mute  
 Das altertum und jedes neue gute.

O glücklich, wen die holde kunst in frieden 25  
 Mit jedem frühling lockt auf neue flur!  
 Vergnügt mit dem, was ihm ein gott beschieden,  
 Zeigt ihm die welt des eignen geistes spur.  
 Kein hindernis vermag ihn zu ermüden;  
 Er schreite fort, so will es die natur,

1) Ursprünglich hatte Goethe, als er sich zur fortsetzung getrieben fühlte, v. 14 geschrieben: „Auf neue scenen ist der geist gewant“, und die stanze geschlossen: „Dem neuen triebe, diesem neuen streben Begegne neue kunst und neues leben.“

dieser „noch bis in die letzte zeit diesen ausklang erwogen hat“, wobei ich mir eigentlich gar nichts denken kann. Die zur erklärungs beigefügte bemerkung, die „Abkündigung“ umschreibe das plaudite der alten komödie, berücksichtigt seltsamerweise nur den letzten vers, und zwar ungenau genug. Und bei der aufforderung zum klatschen werden dem dichter nicht weniger als die römischen komiker Shakespeares epiloge zum „Sturm“, „Sommernachtstraum“ und „Heinrich VIII.“ vorgeschwebt haben. Auch war zu bemerken, dass Goethe sich nicht an die zuschauer überhaupt wendet, sondern an die herren, wie umgekehrt in dem von einem tänzer gesprochenen epilog zum zweiten teil von Shakespeares „Heinrich IV.“ der darin auftretende tänzer die verzeihung der damen wegen des neulich durchgefallenen stückes schon gewonnen zu haben behauptet und dasselbe dann auch von den herren erwartet, da diese in solcher versammlung diesen folgen müssen. Die „Abkündigung“ ist, woran Schmidt wunderbar gar nicht gedacht, eben eine abkündigung, im gegensatze zu der auf dem deutschen theater lange zeit gangbaren ankündigung des am nächsten theaterabende zu gebenden stückes durch einen schauspieler oder den vorsteher (einzelne gesellschaften hatten ihren eigenen ankündiger, annonceur), wobei zuweilen ein anderes stück, besonders die widerholung des eben gespielten von den zuschauern verlangt wurde, (was in Berlin bei Lessings „Minna von Barnhelm“ eine reihe abende hintereinander geschah), in Hamburg einmal, als Schröder ein anderes stück ankündigte, die widerholung von Schillers eben aufgeführtem trauerspiel „Kabale und liebe“ gefordert wurde. Erst wenn man sich dieser sitte erinnert, versteht man Goethes launige „abkündigung.“ Der direktor (denn diesen dürfen wir uns auch hier denken) möchte das stück als ein bedeutendes den herrn kunstkennern empfehlen, muss aber auf seinen wunsch, es am nächsten abend widerzubringen, verzichten, da ihm der gewünschte beifall nicht zu teil geworden, was freilich seinen guten grund haben möge. Dass es kein rechtes ganzes sei, entschuldigt er mit der gleichen beschaffenheit des menschenlebens, und so hofft er, dass die als die besten köpfe angesprochenen herren die güte haben werden, schliesslich doch in die hände zu klatschen. Die scheu des redners spricht sich besonders in v. 3 aus; das ganze ist von bester laune eingegeben, doch fehlt den versen die letzte hand, welche die ungleichheit mehrerer gehoben haben würde. Im grunde stimmt unsere „abkündigung“ mit dem durchaus humoristisch gehaltenen, vielversprechenden vorspiel auf dem theater, da es nicht zu bezweifeln steht, dass der dichter dort sich keineswegs den forderungen des direktors fügt, er zuletzt bloss still-

schweigt, da er nur ohne rücksicht auf wirkung seinem eigenen drange folgen kann.

Wenden wir uns von der „abkündigung“ zum „abschied“, von dem die dreizehn ersten verse der schreiber Geist, die folgenden Goethe selbst geschrieben hat.

Am ende bin ich nun des trauerspieles,  
 Das ich zulezt mit bangigkeit volführt,  
 Nicht mehr vom drange menschlichen gewühles,  
 Nicht von der macht der dunkelheit gerührt. 5  
 Wer schildert gern den wirwar des gefühles,  
 Wenn ihn der weg zur klarheit aufgeführt!  
 Und so geschlossen sei der barbareien  
 Beschränkter kreis mit seinen zaubereien.

Und hinterwärts mit allen guten schatten  
 Sei auch hinfort der böse geist gebant, 10  
 Mit dem so gern sich jugendträume gatten,  
 Den ich so früh als freund und feind gekant.  
 Leb' alles wol, was wir hiemit bestatten,  
 Nach Osten sei der sichre blick gewant.  
 Begünstige die muse jedes streben, 15  
 Und lieb' und freundschaft würdige das leben<sup>1</sup>.

Denn immer halt ich mich an Eurer seite,  
 Ihr freunde, die das leben mir geselt;  
 Ihr fühlt mit mir, was einigkeit bedeute,  
 Sie schaft aus kleinen kreisen welt in welt: 20  
 Wir fragen nicht in eigensingem streite,  
 Was dieser schilt, was jenem nur gefält,  
 Wir ehren froh mit immer gleichem mute  
 Das altertum und jedes neue gute.

O glücklich, wen die holde kunst in frieden 25  
 Mit jedem frühling lockt auf neue flur!  
 Vergnügt mit dem, was ihm ein gott beschieden,  
 Zeigt ihm die welt des eignen geistes spur.  
 Kein hindernis vermag ihn zu ermüden;  
 Er schreite fort, so will es die natur,

1) Ursprünglich hatte Goethe, als er sich zur fortsetzung getrieben fühlte, v. 14 geschrieben: „Auf neue scenen ist der geist gewant“, und die stanze geschlossen: „Dem neuen triebe, diesem neuen streben Begegne neue kunst und neues leben.“

Und wie des wilden jägers braust von oben 30  
 Des zeitgeists gewaltig freches toben.

Nicht stanze für stanze, aber in allen hauptpunkten bildet der gleich viele enthaltende „abschied“ den entschiedensten gegensatz zur „zueignung.“ Begint jene mit dem innigen drange, die gestalten der alten, ihn an seine jugendzeit ahnungsvoll erinnernden sage von neuem zu beschwören, so ist er jezt herzlich froh den „Faust“, der ihn mit seinem gewaltigen ringen und den schauern des uns verschlossenen jenseits früher so mächtig ergriffen hatte, jezt zu ende geführt zu haben und von diesem den geist beschränkenden zauberkreis befreit zu sein. Die wiederaufnahme der Faustsage hatte freilich mit der erinnerung an die frühere jugendzeit und das glück von erster liebe und freundschaft auch den bitteren schmerz um den frühen verlust so mancher guten seele und die klage in ihm erregt, dass er des gemüthlichen beifals der nächsten sich nicht mehr zu erfreuen habe, da nur eine kalte menge die fortsetzung seiner dichtung vernehmen werde. Dieser zu entschiedener ungerechtigkeit gegen die gegenwart ihn hinreissenden leidenschaftlichen sehnsucht der beiden mitlern strophen der „zueignung“ entspricht jezt der feste entschluss, sich von allem vergeblichen schmachten nach den hingeschiedenen, besonders aber vom düsteren versenken in die nachtseite der natur abzuwenden, das ihn einst so wonnig ergriffen, aber auch seinen blick getrübt, seine tatkraft gehemt hatte. Auf ewig entsagt er jenem dunklen sinnen und wendet sich dem lichte zu (Ex Oriente lux), vom wunsche begeistert, dass neben der sein leben beherschenden muse liebe und freundschaft ihn stets begleiten mögen, die ihn mit manchen in treuer eintracht zu ihm stehenden, alles schöne und gute froh verehrenden seelen verbinde. Schloss die „zueignung“ mit dem ihn zu tränen hinreissenden und der gegenwart entrückenden drange nach den hingeschiedenen, so empfindet er jezt den vollen segen, frei dem triebe der ihn zu neuer, frischer tätigkeit befeuernden dichternatur zu folgen, worin ihn die wilde jagd des alles umstürzenden zeitgeistes nicht stören soll. So hoffnungsfreudig klingt die seligkeit aus, dem düstern mittelalterlichen zaubertreiben entrückt zu sein. Von seiner schweren krankheit jezt voll genesen, fühlt er sich zu feurigem dichterischen schaffen getrieben an der seite des ihm verbündeten ebenbürtigen Schiller; statt des ihn so lange drückenden gespenstigen doktors hatte ihn die in der neuesten zeit spielende, die sichere beruhigung der aufgeregten staatlichen welt darstellende grosse trilogie der „natürlichen tochter“ ergriffen, von der nur der erste anfang vorlag, deren vollendung die gespannteste zusam-

menfassung seiner kraft forderte, und er ahnte, dass der geist ihn noch zu manchen andern dichtungen treiben werde.

In den beiden nächsten jahren war an eine weiterführung des „Faust“ nicht zu denken, mochte auch einmal die rede auf diesen kommen, wie nach dem tagebuch am abende des 31. oktober 1803 bei Schiller nach dem „Tell“ auch der ruhenden mittelalterlichen dichtung gedacht wurde. Als er gegen ende des jahres 1804 an eine neue gesamtausgabe seiner werke dachte, trat ihm auch die vollendung des ersten teiles des „Faust“ nahe, welche das bedeutendste neue in dieser bilden, ihr besondern glanz verleihen werde. Erst nach Schillers tode kam der vertrag mit Cotta zu stande, in den monaten märz und april 1806 wurde der erste teil abgeschlossen. Cotta selbst nahm im mai die handschrift zum drucke mit, aber die traurigen politischen zeiten verzögerten das erscheinen der den „Faust“ bringenden lieferung bis ostern 1808. Selbst die jezt dem „Faust“ in erhöhtem masse zugewante allgemeine aufmerksamkeit konte den dichter nicht bestimmen, an die ungeheure aufgabe des wie ein kaum zu bewältigender schacht vor ihm liegenden zweiten teiles zu gehen, wenn dieser auch keineswegs die ausdehnung erhalten solte, die ihm die spätere bearbeitung gab. Freilich kam noch vor diesem erscheinen des vollendeten ersten teiles in freundeskreisen, wo er denselben vortrag, die rede zuweilen auch auf die erwartete fortsetzung, wie er einmal in Jena am 13. märz 1808 sich im allgemeinen über den inhalt des zweiten teiles aussprach, aber die ausführung desselben schien ihm unmöglich. Als er am ende des jahres 1816 mit dem vierten bande von „Dichtung und wahrheit“ beschäftigt war, fasste er den entschluss, darin ein schema des zweiten teiles mitzuteilen, obgleich dieser nicht der zeit angehörte, bis zu welcher die lebensbeschreibung führte; er wolte mit dieser veröfentlichung nur die fortsetzung ablehnen. Aber jener vierte band selbst stockte. Mit dem jungen Schlesier Karl Ernst Schubarth, der sich ganz an ihm herangebildet hatte, sprach er ende september 1820 über den aufgegebenen zweiten teil. Vier jahre später legte er Eckermann die handschrift des unvollendeten vierten bandes von „Dichtung und wahrheit“ vor, in welcher sich das schema des zweiten teiles von 1816 fand. Dieser äusserte dem dichter sein bedenken, ob dasselbe mitzuteilen sei, worüber man wol erst dann werde entscheiden können, wenn man mit rücksicht auf die fertigen bruchstücke sich entschieden habe, ob jede hofnung auf volendung des zweiten teiles aufzugeben sei. Aber nicht dieses bedenken bestimmte den dichter, sich der seit länger als zwanzig jahren aufgegebenen dichtung wider zuzu-



wenden, sondern die beabsichtigte gesamtausgabe letzter hand, welche er durch die ausführung der „Helena“, deren anfang ihm so wunderbar gelungen war, einen besondern wert zu geben hoffte; und zwar sollte diese ganz unerwartet gleich in der ersten lieferung die welt überraschen. Die schwierigkeit dieser aufgabe entgieng ihm nicht; aber da es ihn anzog, in der verbindung der Helena mit Faust sinnbildlich den streit zwischen den klassikern und den romantikern zu schlichten, so gieng er mit dem ihm oft in entscheidenden fällen begeisternden mute an die ausführung. Diese gelang ihm im laufe der beiden nächsten jahre über alle erwartung, so dass seine „Helena“ nach dem ausspruche von Wilhelm von Humboldt „etwas eigentümlich neues“ wurde, „von dem man noch keine idee hat, für das man keine regel und kein gesetz kent, das aber sich im höchsten poetischen leben fortbewegt.“ Ohne hier auf die ungemein merkwürdige ausbildung desselben einzugehen, gedenken wir nur der besondern schwierigkeit, die das ende des Euphorion machte. Das im ursprünglichen plan angenommene, er sei gefallen, weil er den zauberkreis verlassen, konte Goethe bei der würde, die er seiner dichtung gegeben, nicht mehr brauchen. Dass ihn später der fall Missolonghis dazu brachte, hier der aufopferung des dämonischen englischen dichters ein denkmal zu setzen, ist bekannt. Aus seinem eigenen munde wissen wir, dass er Euphorions tod früher „auf verschiedene weise, einmal auch recht gut, ausgebildet“ gehabt. In einem der erhaltenen entwürfe lesen wir bloss von Euphorions „kunststücken und tod“; ein anderer setzt dazwischen noch „freudige eitelkeit“, wonach also unbedachte eitelkeit ihn zu grunde richten sollte. Das unmittelbar darauf folgende: „Aufgehobener zauber“ bezieht sich nicht etwa auf das verlassen des zauberkreises, sondern darauf, dass durch den tod des sohnes auch das durch zauber vermittelte neue leben der Helena selbst zu ende ist. Zu einer früheren fassung des endes des Euphorion scheinen mir die verse auf einem blatte zu gehören, welches die stelle des mummenschanzes beim anrücken des wilden heeres enthält, weshalb sie Schmidt auf die feuerquelle bezogen hat (Paralip. 115):

Seht ihr die quelle da,  
Lustig sie sprudelt ja,  
Wie ich noch keine sah,  
Kostete gern,

die ganz dem tone des mit ungestüm vordringenden knaben entsprechen würden. Man könnte denken, dieser habe, immer weiter fortgetrieben, im wasser den tod finden sollen, zu dem es ihn von der quelle hin-

gezogen, während er nach der spätern fassung die höchsten gipfel ersteigt. Möglich ist, dass, wie ich längst vermutet habe, Goethe für Euphorien, ehe er ihn wie Byron der begeisterung für Griechenlands freiheit zum opfer fallen liess, sich auch den ausgang gedacht hat, dass er in die weite welt fliegen solle — zur andeutung, dass die dichtung eine weltgabe sei, die, wie sie allerwärts entsteht, so auch überallhin sich verbreitet. Dann würde Helena aus schmerz über die trennung von ihm aus dem leben geschieden sein.

Da Goethe sich vor dem erscheinen der „Helena“ über ihre stellung im zweiten teile aussprechen wolte, so nahm er bereits am 8. november 1826 den vor zehn jahren geschriebenen plan des zweiten teiles wider vor und diktierte mit benutzung desselben die einleitung zur „Helena“ die „antecedentien“ derselben, wie er sie auch nante, worin der inhalt des ersten aktes kurz berührt, der des zweiten bis zur gewährung der an Proserpina gerichteten bitte des Faust ausführlich erzählt wurde. Am 21. december schloss er sie ab, doch bald entschied er sich, sie nicht drucken zu lassen; ohne zweifel, weil er der hoffnung nicht entsagen wolte, die beiden der Helena vorhergehenden akte noch zu stande zu bringen. Die wirklich in „Kunst und altertum“ gedruckte kurze ankündigung der „Helena“ bemerkt nur, vor der hand solle es „unausgesprochen bleiben, wie es nach mannigfaltigen hindernissen den bekanten magischen gesellen geglückt, die eigentliche Helena persönlich aus dem orkus ins leben heraufzuführen.“

Schon ehe er diese kürzere ankündigung am 10. juni 1826 abschloss, hatte er die ausführung des ersten aktes des zweiten teiles ernstlich erwogen. Es war ein gewaltiges werk, das er übernahm, aber die volle freude über das gelingen der „Helena“ begeisterte ihn dazu; galt es ja die beiden ersten akte und wo möglich auch die beiden letzten zu ebenbürtiger dichterischen ausbildung zu bringen, jeden derselben zu einem grossen, selbständigen, gehaltreichen, von reichen allegorien durchzogenen, in sich abgerundeten ganzen zu erheben. Das tagebuch bezeichnet von jetzt an die fortsetzung des „Faust“ als „hauptgeschäft“, als „hauptwerk.“ Schon am 18. mai 1827 hat er das hauptgeschäft „auf den rechten fleck gebracht.“ Seit dem 12. hatte er wider einmal seinen garten am parke bezogen, da er auf eine badereise verzichtete. Aus dem briefe an Zelter vom 24. ergibt sich, dass ihn damals der anfang des vierten aktes als einleitung zu der schon längst ausgeführten darstellung von Fausts ende beschäftigte. Darauf beziehen sich demnach auch die eintragungen vom 21. bis zum 30., die vom „schematisieren“, vom „regulieren der vorliegenden angeführten teile“, vom

„behandeln des schemas, anschliessend an das schon vollendete“ und von „einigen poetischen bedenken“ sprechen. Erst am 9. juni kehrte er nach Weimar zurück, wo ihn bis zum 14. ein besuch des als naturforscher bedeutenden grafen Sternberg erfreute. Gleich darauf muss er den entschluss gefasst haben, den anfang des ersten aktes auszuführen, der jetzt ein weitglänzendes portal erhalten sollte, wovon die entwürfe keine spur zeigten. Wenn Goethe am 21. „einiges“ an dem für den „Faust“ bestimmten bande der ausgabe letzter hand machte, so muss es sich um den anfang des zweiten teiles gehandelt haben; doch dauerte es einen vollen monat, ehe er sich diesem anhaltend widmete. Schon am 1. oktober las er Eckermann die zweite scene vor; am 1. januar 1828 schloss er das karneval ab, über das er sich am 8. november mit Eckermann unterhalten hatte; am 14. brach er den zunächst mitzuteilenden anfang des zweiten teiles mitten in der scene im lustgarten ab, doch beschäftigte ihn die durchsicht noch länger als eine woche. Schweigt auch das tagebuch zunächst vom „Faust“, so ergibt sich doch, dass er weiter daran fortgearbeitet hat, aus der klage an Eckermann vom 11. märz, dass es mit der fortichtung äusserst langsam gehe, er im allerglücklichsten falle jeden morgen nur eine seite zu stande bringe. Von Dornburg aus vertraute er Zelter am 26. juli, es komme nun darauf an, den ersten akt zu schliessen, der bis auf das letzte detail erfunden sei; nur der ihn tief erschütternde tod des grossherzogs habe dessen vollendung gehindert. Als er am 11. september von Dornburg zurückgekehrt war, nahm ihn zunächst die neue bearbeitung der „wanderjahre“ in anspruch. Doch bald kehrte er zum „Faust“ zurück, dessen zweiter akt ihm so sehr am herzen lag, dass er, obgleich das tagebuch vom 29. september bis zum 7. februar 1829 fortwährend des „hauptgeschäfts“ gedenkt, selbst den nächsten freunden nichts davon verriet. Zelter erfuhr auf seine anfrage nur, dass diese ihn bestimmen werde, das zunächst an den anfang sich anschliessende baldmöglichst anzufertigen. Erst am 1. december vertraute er Riemer unter anderem neuen auch Faustische scenen. Damals scheint er sich zur durchsicht des fertigen entschlossen zu haben. Eckermann hörte am 6. und 16. december die beiden ersten scenen des zweiten aktes, am ende des monats aus dem ersten die vom papiergeld und von der erscheinung des Paris und der Helena, wie am 10. januar 1830 die unterdessen fertig gewordene in der finstern gallerie, etwa zehn tage später endlich auch den anfang der klassischen walpurgisnacht. Im juni war der schluss derselben erobert und die lücken ausgefüllt; doch noch im december beschäftigte ihn die nacharbeit. Erst am 20. februar 1831

wurden die drei ersten akte zusammengeheftet, was ihn zur vollendung des schlusses reizen sollte.

Unter den neuen erfindungen des mit allegorischen beziehungen reich ausgeschmückten ersten aktes gedenken wir nur der mütter, welche die heraufführung von schattenbildern längst hingeschiedener personen dramatisch veranschaulichen solten. Wir hörten bereits, dass die betreffende scene erst nach der geistererscheinung selbst fertig wurde. Ein paar stellen aus frühern versuchen dieser scene haben sich erhalten (Paral. 118. 120 fg.). Bemerkenswert sind die verse:

Und wenn du rufst, sie folgen mann für mann,  
 Und frau für frau, die grossen wie die schönen,  
 Und bringen her so Paris wie Helenen,

da hier angenommen wird, Faust müsse die beschworenen geister beim namen rufen, ehe er den dreifuss an die oberwelt bringe. Dies weicht ab von 6297 fg., welcher stelle aber die wirkliche beschwörung 6427 fgg. widerspricht, in welcher bloss die mütter angerufen werden. Ein versehen ist es, wenn E. Schmidt die worte (Paral. 119): „Nicht nacht, nicht tag, in ewger dämmerung. — Es war und will ewig sein“ zu 6214 zieht und dem Mephisto zuschreibt; vielmehr waren sie zur beschwörung des Faust bestimmt (vgl. 6429) und solten nicht auf die mütter, sondern auf die „bilder des lebens“ gehen. Die stelle, auf welche Scherer die behauptung eines ganz andern ursprünglichen plans der dichtung gründete, ergibt sich jezt als spätere einschiebung, wie E. Schmidt zugibt.

Viel bedeutender war die umgestaltung, welche die ursprünglich von Mephistopheles übernommene herbeischaffung der wirklichen Helena erleiden musste, da diese nach der weiten ausführung des dritten aktes eine dieser ebenbürtige darstellung dringend forderte. Freilich lag ein ausführlicher entwurf derselben im schema vor, dessen erste fassung vom november 1826 datiert, im december erweitert umgeschrieben wurde; aber noch ehe er an die ausführung gieng, erkante er, dass dieser wunderliche einfall jezt einer wesentlichen umdichtung bedürfe. Faust sollte jenem zufolge nach dem unglücklichen ausgange der geistererscheinung an einer kirchhofmauer, in träume versunken, liegen und, aus ihnen erwachend, einen „grossen monolog zwischen der wahnerscheinung von Gretchen und [dem ihm vorschwebenden bilde der] Helena“ halten. Aber die leidenschaft zu dieser kann er nicht bezwingen. Mephistopheles, dem er sein anliegen mitteilt, sucht ihn nach gewohnter weise durch allerlei zerstreungen zu beschwichtigen. So führt er ihn denn auch in das laboratorium Wagners, der eben ein

chemisch menschlein hervorzubringen sucht. Zu der verwandlung des in pergamenten wühlenden Wagner in einen chemischen laboranten hatte ihn wahrscheinlich ein Würzburger philosoph dieses namens gebracht, der behauptet haben sollte, es müsse gelingen, menschen durch krystallisation zu bilden. Auch „verschiedene andere ausweichungen und ausflüchte“ sollte Mephistopheles versuchen. Vergleichen wir damit die einen monat spätere ankündigung. Auch hier erwacht Faust (ein ort ist nicht angegeben) aus träumen, die sich aber „vor den augen des zuschauers sichtbar umständlich begeben“, was um so weniger jezt an der stelle war, als der erste akt mit einem so bedeutenden geisterchore um den schlafenden begonnen hatte. Mephistopheles beredet ihn, gleichsam im vorbeigehen Wagners laboratorium zu besuchen, der sich rühmt, eben ein chemisches männchen hervorgebracht zu haben, das gleich seinen leuchtenden glaskolben zersprengt und als bewegliches wolgegliedertes zwerglein auftritt. Von einer mitwirkung des Mephisto dabei ist keine rede. Nach Paracelsus sollen aus solchen homunculi mit der zeit leute von wunderbaren geheimen kentnissen werden. Der Wagnersche ist ein algemeiner historischer weltkalender, und so behauptet er, eben sei die nacht, in welcher einst die schlacht von Pharsalus vorbereitet worden. Da Mephistopheles dies mit bezug auf die zeitbestimmung der gelehrten Benediktiner (in der „art de vérifier les dates“) leugnet, zieht er sich nicht nur den vorwurf zu, dass der teufel sich auf mönche berufe, sondern er muss sich auch den weiteren beweis seiner hervorragenden kentnis gefallen lassen, dass dort zugleich das fest der klassischen walpurgisnacht gefeiert werde, wie es seit anbeginn der mythischen zeit immerfort gewesen; ja dies sei nach dem geheimen zusammenhange der dinge eigentlich der grund jener blutigen, die freiheit der klassischen welt vernichtenden schlacht. „Alle vier entschliessen sich, dorthin zu wandern.“ An eine verständige begründung ist nicht gedacht; das ganze ist eine phantastische, dazu ins komische schlagende dichtung. Wagner vergisst auch bei aller eile nicht, eine phiole mitzunehmen, um hier und da, wenn es glücke, die zu einem chemischen weiblein nötigen elemente zusammenzufinden. Das glas steckt er in die linke, das chemische männlein in die rechte brusttasche. Unter solcher leitung vertrauen sich die reisenden dem zaubermantel. Das lächerliche wird noch dadurch gesteigert, dass sie bei der aus Lucan bekanten hexe Erichtho, welche von Sextus Pompejus über den ausgang der schlacht bei Pharsalus befragt wurde, den kleinen Erichthonius finden, von dessen entstehung durch die zudringlichkeit des Vulcan eine wüste sage berich-

tet wird, aus der einst Raphael ein anziehendes bild schuf. Die weder sachlich noch etymologisch begründete verbindung beider führt zu einer seltsamen spotdichtung. Erichtho muss den kleinen, da er in folge seiner entstehung übel zu fusse ist, auf den arm nehmen, und dieser, der zu Homunculus sich leidenschaftlich hingezogen fühlt, ruht nicht, bis jene seinen geistigen halbbruder auf den andern arm genommen, was den Mephisto zu bösartigen glossen veranlasst. Diese wunderliche erfindung, bei welcher der übermut des dichters sich die zügel hatte schiessen lassen, ohne an die möglichkeit dramatischer ausführung zu denken, musste nicht allein von allem possenhaften gereinigt werden, sondern auch eine geistige beziehung erhalten. Wagner selbst durfte an der bildung des Homunculus nur scheinbaren anteil haben und der pedantische laborant nicht mit auf der klassischen walpurgisnacht erscheinen. Mephisto musste das zwerglein in die phiole gezaubert haben, um Wagner zu necken. Die zweite noch bedeutendere änderung besteht darin, dass Homunculus noch nicht das glas verlassen hat und zur körperlichkeit gelangt ist, sondern mit seinem unablässigen tätigkeitsdrange nach dieser erst strebt, wodurch er zum sinbild des strebens des Faust nach Helena wurde. Wie Faust sein ziel erreicht, da es ihm gelingt, durch sein flehen bei Proserpina die wirkliche Helena aus der unterwelt heraufzuführen, so fühlt Homunculus sich zur höchsten schönheit hingetrieben, in deren erfassung er sich auflöst, er zerschelt am wagen der göttin der schönheit. Mephisto kommt in der zaubernacht dadurch zur ruhe, dass er die gestalt des urhässlichen sagegebildes annimt, in welchem er schon in der „Helena“ auftrat. So schliesst sich die klassische walpurgisnacht zu einer dramatischen einheit zusammen, während früher Homunculus keine innere beziehung zu Faust hatte und spurlos verschwand, im lezten plane nach der schnurre, dass er eine menge phosphorescierender atome aus dem humus in die phiole gesammelt hat, durch dessen herumschütteln Wagner einen wilden sturm erregt.

Nach dem entwurfe sollte Mephisto zuerst zur ruhe gelangen. Als „antike ungeheuer und misgestalten“, bei denen er sich zu haus finde, waren in einem zusatze zum ersten schema genant „centauren, sphinxen, chimären, greife, sirenen, tritonen und nereiden, die gorgonen, die graien“ — eine gar bunte schaar, durch die Mephisto durchgehen sollte. Als hauptsache erscheint im schema: „Mephistopheles und Enyo [eine der drei töchter des Phorkos oder Phorkys und der Keto, die Goethe schon aus des Aeschylus „Prometheus“ kante]; schaudert vor ihrer hässlichkeit; im begriff, sich mit ihr zu überwerfen, lenkt er

ein. Wegen ihrer hohen ahnen und wichtigen einflusses macht er ein bündnis mit ihr. Die offenbaren bedingungen wollen nichts heissen, die geheimen artikel sind die wirksamsten.“ Das letzte sollte wol ein spott auf die gewöhnlichen staatsbündnisse sein; sachlich wurde dem Mephistopheles gestattet, wenn er wolle, die gestalt der Enyo (= Phorkyas) anzunehmen.

Von Faust hören wir, dass er auf einer wanderung zur versammlung der sibyllen gelange, die den christlichen ähnlich gedacht waren. Als bedeutendste von ihnen erscheint des Tiresias tochter Manto, die eigentlich eine zu Delphi gehörende wahrsagerin ist, aber von Goethe frei ausgeführt wurde. Diese teilt ihm mit, der augenblick sei für seinen wunsch günstig, da eben der hades sich öfne. So steigt er denn (wol von Manto geleitet) zur unterwelt. Zur begründung der bitte werden die beispiele von Protesilaus, Alceste und Eurydice angeführt, ja Helena selbst habe die erlaubnis erhalten, sich mit dem schatten des Achill auf der insel Leuce zu verbinden. An die stelle von Leuce ist später bei benutzung dieser sage (7435), vielleicht aus einfacher verwechslung, Pherä getreten. Proserpina gestattet, dass Helena auf den boden von Sparta zurückkehre und dort im hause des Menelaus empfangen werde; dem neuen freier soll überlassen sein, inwiefern er auf ihren geist und ihre empfänglichen sinne einwirken könne. Die zeitdauer wird nicht bestimmt.

Die übersicht vom december 1826 hat die klassische walpurgisnacht weiter im einzelnen ausgeführt, ohne aber zunächst des verlangens des Faust nach Helena besonders zu gedenken und eine bestimmte innere folge der auftretenden sagengestalten anzudeuten. Faust lässt sich mit einer nach ihrer art auf den hinterfüssen ruhenden rätselliebenden sphinx in ein gespräch ein, wobei „die abstrusesten fragen durch gleich rätselhafte antworten ins unendliche gespielt werden“ solten. Ein neben der sphinx in gleicher stellung aufpassender goldhütender greif mischt sich ein, und eine herankommende kolossale goldameise (man hatte diese längst mit den greifen in verbindung gebracht) macht die unterhaltung (gleich den versuchten deutungen) noch verwirter. „Nun aber, da der verstand im zwiespalt verzweifelt“, heisst es weiter, „sollen auch die sinne sich nicht mehr trauen.“ Hier tritt denn die Empuse auf. Goethe kannte diese aus den „fröschen“ des Aristophanes als ein den wanderer durch die gestalten, welche sie annimt, schreckendes gespenst der Hekate, dessen einer fuss aus kot bestand, nach anderen der eines esels war. Hier sollte sie zu ehren des heutigen festes ein eselsköpfchen aufsetzen und „die übrigen verschiedenen

gebilde“ nicht zur verwandlung, „aber doch zu unsteter ungeduld aufregen.“ Nicht allein entwickeln sich sphinxen, greife und ameisen aus sich selbst zu unzählbaren schaaeren, sondern es entsteht ein wilder geisterspuk sämtlicher ungetüme des altertums in gröster anzahl. Bereits in einem zusatze zum ersten schema war ein bunter schwarm derselben erwähnt. Jetzt solten chimären (nach der schon aus Homer bekanten, von Bellerophon getöteten Chimära), tragelaphen (die morgenländischen bockshirsche stellte Plato mit den kentauren zusammen), gryllen (lächerliche gestalten, die der maler Antiphilos aufgebracht hatte), dazwischen unzählige vielköpfige schlangen umherschwärmen, harpyien fledermausartig flattern und schwanken, der von Apoll erlegte drache Python vervielfältigt sich zeigen und die stymphalischen raubvögel, die Hercules getötet, mit ihren scharfen schnäbeln und schwimfüßen pfeilschnell hintereinander vorbeischnurren. Aber auch in den wolken und im flusse wird es lebendig. Ein „singender und klingender“ zug von sirenen schwebt hoch über alle; sie stürzen in den Peneus, setzen sich, nachdem sie „rauschend und pfeifend“ sich gebadet, auf die bäume und laden in den lieblichsten liedern zum feste des meeres ein. Die nereiden und tritonen entschuldigen sich, dass sie durch ihre „konformation“ gehindert sind, daran teilzunehmen, eine entschuldigung, die freilich wenig heissen will, da, wenn die meerwunder hier am Peneus sich einfinden können, ihre verbildung sie auch nicht hindern darf, sich an das ihnen angehörende meer zu begeben. Die sirenen laden wiederholt alle auf das dringendste ein, „sich in den mannigfaltigen meeren und golfen, auch inseln und küsten der nachbarschaft insgesamt zu ergetzen.“ Ein teil der menge stürzt nun meerwärts. Dieses ganze kaum darstellbare geistergewühl bleibt ohne folge, wie es in sich ohne bedeutung ist. Eines schöpferischen geistes bedurfte es, um aus solchen keck hingeworfenen einfallen ein einheitliches, bedeutsames bild zu gestalten.

Doch es wird noch toller. Es bebt die erde und bläht sich auf; „ein gebirgsreihen bildet sich aufwärts bis Scotusa, abwärts bis an den Peneus, bedrohlich, sogar den fluss zu hemmen.“ Das pelasgische Skotusa nennt Strabo als sitz eines uralten heiligtums, das von dort nach Dodona verlegt worden sei; die meisten frauen von Skotusa seien mit ausgewandert und ihre nachkommen wahrsagerinnen geworden. Dies war für Goethe die veranlassung, hier Skotusa einzuführen; wahrscheinlich wolte er ursprünglich das heiligtum der Manto dorthin setzen. Der unter dem Ätna liegende Enceladus solte, „unter meer und land heranschleichend, mit haupt und schultern sich hervorwühlen, die wich-



tige stunde zu verherlichen.“ Hierbei schwebte dem dichter die sage vor, dass der fluss Alpheus sich unter dem meere durchgearbeitet habe, getrieben von liebe zur Arethusa, welche vor ihm nach Sicilien geflohen war. „Aus mehreren klüften lecken flüchtige flammen.“ So war schon hier der später so glücklich benutzte spott über die vulkanisten vorbereitet. „Naturphilosophen, die bei dieser gelegenheit auch nicht ausbleiben konten („Denn wo gespenster platz genommen, ist auch der philosoph willkommen“ 7843 fg.), Thales und Anaxagoras geraten über das phänomen heftig in streit, jener dem wasser und dem feuchten alles zuschreibend [also, wie Goethe selbst, kein beschränkter nepunist], dieser überall geschmolzene, schmelzende massen erblickend, peroriren ihre solos zu dem übrigen chorgesause. Beide führen den Homer an und jeder ruft vergangenheit und gegenwart zu zeugen. Thales beruft sich vergebens auf spring- und sündfluten mit didaktisch wogendem selbstbehagen. Anaxagoras, wild wie das element, das ihn beherrscht, führt eine leidenschaftlichere sprache. Er weissagt [nach der überlieferung] einen steinregen, der denn auch alsobald aus dem monde herunterfällt. Die menge preist ihn als einen halbgott und sein gegner muss sich nach dem meeresufer zurückziehen.“ Aber Anaxagoras bleibt sieger. Auch der schon von Homer erwähnte kampf zwischen den pygmäen und kranichen war angedeutet, aber bloss als komisches spiel, ohne alle weitere beziehung. „Noch aber haben sich gebirgs-schluchten und gipfel nicht befestigt und bestätigt, so bemächtigen sich schon aus weit umher klaffenden schlünden hervorwimmelnde pygmäen der oberarme und schultern des noch gebeugt aufgestemten riesen und bedienen sich deren als tanz- und tummelplatz [dabei wird denn auf den Nil in der vatikanischen samlung erläuternd verwiesen, jenes grossartige bildwerk des liegenden flussgottes, an welchem die verschiedenen grade der überschwemmung als aufsteigende kinder dargestellt sind], inzwischen unzählbare heere von kranichen gipfelhaupt und haare, als wären es undurchdringliche wälder [hier bezieht sich Goethe erläuternd auf die ähnliche phantasterei in Swifts „Reisen Gullivers“] kreischend umziehen und, vor schluss des allgemeinen festes, ein ergetzliches kampfspiel ankündigen.“

Die schilderung des tollen geisterspukes wird hiermit abgebrochen, das darauf folgende bündnis des Mephistopheles nicht weiter ausgeführt; dagegen erhalten wir zum erstenmal näheren bericht, wie Faust zur Manto gelangt. Hatte Goethe die im schema vor den sphinxen genannten kentauren fallen lassen, so spricht Faust jezt den von Homer als gerechtesten derselben gerühmten Chiron an, der heute seine gewöhn-

liche runde macht. Das ist eine hübsche erfindung des dichters, der, als er sich zur einföhrung Chirons entschloss, bereits dessen sinbildliche bedeutung als eines stets tätigen förderers der menschheit im sinne hatte, wozu der erzieher so vieler helden, der sich freiwillig für Prometheus opferte, vorzüglich geeignet war. Fausts ernstes pädagogisches gespräch mit diesem „urhofmeister“ wird durch einen kreis von lamien beunruhigt, die sich unablässig durch beide bewegen. „Reizendes aller art, blond, braun, gross, klein, zierlich und stark von gliedern, jedes spricht oder singt, schreitet oder tanzt, eilt oder gestikuliert, so dass, wenn Faust nicht das höchste gebild der schönheit in sich selbst aufgenommen hätte, er notwendig verführt werden müste. Chiron, „der alte, unerschütterliche“, fühlt sich zu dem „neuen sinnigen bekanten“ so innig hingezogen, dass er ihm seine maximen mitteilen muss, wo er denn der von ihm erzogenen helden, von den Argonauten an bis zu Achilleus, gedenkt, wodurch Faust gehindert wird, nach Helena zu fragen, ja der alte pädagoge ergeht sich in klagen über die erfolglosigkeit seiner [in letzter zeit gemachten] bemühungen, da alle so handelten als ob sie nicht erzogen wären. Hier fehlten also die erwähnung der arzneikunst und Chirons glücklicher übergang auf Helena. Als Faust sich nicht abhalten lässt, sein verlangen nach heraufföhrung der Helena dem alten mitzuteilen, freut dieser sich, doch endlich wider einen mann zu treffen, der unmögliches verlange, was er an seinen zöglingen (den alten helden) immer gebilligt habe; und so bietet er dem „modernem helden“ förderung und leitung an. Auf seinem breiten rücken“ trägt er ihn „kreuzweis herüber hinüber durch alle furten und kiese des Peneus, lässt Larissa zur rechten“, zeigt seinem „reiter“ die stellen, wo Perseus, der letzte griechische könig, „auf der bänglichsten flucht wenige minuten verschnaufte.“ So gelangen sie an den fuss des götterbergs Olympus, wo sie einer langen prozession von sibyllen begegnen, deren zahl die der christlichen bei weitem übertrifft. „Chiron schildert die ersten vorüberziehenden als alte bekante und empfiehlt seinen schützling der strengen, wohlndenkenen tochter des Tiresias, Manto.“ Diese verspricht dem Faust, ihn in die unterwelt zu bringen, die sich eben öfne, da es gerade die stunde sei, wo nach der Pharsalischen schlacht der berg auseinandergeklafft war, um so viele seelen aufzunehmen. Auf dem wege zur öfnung sollte Manto wol dem Faust bemerken, dass er zur Proserpina in trimetern sprechen müsse. Wenigstens scheinen darauf die verse Paralip. 158 zu deuten; doch könnten diese auch auf einem späteren einfalle beruhen, dann aber als zu possenhaft verworfen worden sein.

In dem dunkeln gange bedeckt Manto den Faust plötzlich mit ihrem schleier und drückt ihn vom wege ab. Erst als sie ihn wider enthüllt hat, vernimmt er, das schreckliche Gorgohaupt, dessen die Odyssee in der unterwelt gedenkt, sei an ihnen vorübergeeilt wider den willen der Proserpina, die es gern zurückgehalten, weil es die festfreude störe. Sie selbst wage nicht es anzuschauen; wenn Faust es gesehen hätte, wäre er auf der stelle tot geblieben. Aus dieser stelle haben sich zwei reden der Manto und ebenso viele des Faust erhalten (Paralip. 159—161); E. Schmidt hat nicht bemerkt, dass diese unmittelbar aufeinander folgten, obgleich sie auf drei verschiedenen papierstreifen stehen. Die beiden ersten beziehen sich auf das betreten des ganges. Manto fordert den Faust auf:

Nur wandle den weg hier ungestört;

Ein jeder stutzt, der unbegreiflichs hört,

was auf mitteilungen sich bezieht, die Manto ihm gemacht hat. Statt darauf zu antworten spricht er sein schaudern vor dem tiefen düstern gange aus, in welchem gleich eine in der ferne erscheinende riesengestalt sein entsetzen erregt:

Sieh hier die tiefe dieses ganges;

Es deckt sie uns ein düstrer flor.

Mich dünkt, was riesenhaftes langes

Tritt aus der finsternis hervor.

Die beiden weitem reden erklären sich aus den oben angeführten worten des entwurfs, womit sie freilich nicht ganz stimmen:

Faust. Was hülst du mich in deinen mantel ein?

Was drängst du mich gewaltsam an die seite?

Manto. Ich wahre dich vor grössrer pein.

Verehere weisliches geleite!

Als das wunderliche paar zu dem „unabsehbaren, von gestalt um gestalt überdrängten hoflager der Proserpina“ gelangt (vgl. Goethes elegie Euphrosyne 127—137. Faust II, 9969—9973 und die darstellung in der „Proserpina“ vom jahre 1777), „gibt es zu grenzenlosen incidentien [einzelnheiten der schilderung] gelegenheit, bis der präsentierte Faust „als zweiter Orpheus gut aufgenommen wird“, aber seine bitte findet man doch „einigermassen seltsam.“ Der inhalt der „bedeutenden“ rede der Manto entspricht der angabe des früheren entwurfs. „Von dem übrigen gang und fluss der rede dürfen wir nichts verraten“ — heisst es klüglich weiter, da Goethe selbst noch darüber im unklaren war — „am wenigsten von der peroration, durch welche die bis zu thränen gerührte königin ihr jawort erteilt.“ Die peroratio ist der besonders auf die

erregung des mitleidens der richter berechnete schluss der rede. Faust kam also nicht zu worte. Mit recht hat E. Schmidt bedenken gegen Eckermans bericht vom 15. januar 1827 erhoben, wonach Faust selbst die Proserpina zu thränen gerührt habe, da eine änderung in dieser beziehung höchst unwahrscheinlich ist nach dem erhaltenen entwurf eines prologs zum dritten akte vom 18. juni 1830, den der dichter freilich später mit recht fallen liess. In diesem sollte das niedersteigen zur unterwelt ausgeführt werden. Es heisst dort nach erwähnung des „Medusenhauptes“: „Fernerer fortschritt. Proserpina verhült. Manto trägt vor. Die königin an ihr erdenleben [auf Sicilien] erinnernd. Unterhaltung [mit Manto] von der verhülten seite, melodisch artikuliert scheinend, aber unvernehmlich. [Das war freilich kaum darzustellen.] Faust wünscht sie entschleiert zu sehen. Vorhergehende entzückung. [Er stelt sich lebhaft vor, welch ein entzücken ihm der anblick gewähren werde, wirklich sieht er sie nicht enthült.] Manto führt ihn schnell zurück [damit er sich nicht weiter hinreissen lasse]. Erklärt das resultat.“ Proserpinas erwidrerung war also dem Faust unverständlich. Das von Manto ihm mitgeteilte ergebnis ist das uns bekante, das auch schon im plane von 1826 entwickelt wurde. Eigentümlich war diesem plane die verweisung der bittenden an die drei richter der unterwelt, „in deren ehernes gedächtnis sich alles einsenkt, was in dem Lethestrom zu ihren füssen vorüberrollend zu verschwinden scheint.“ Die etwas wunderliche verweisung an die drei richter als untrügliche verfechter der vergangenheit hat Goethe mit recht fallen lassen, auch die „einleitung“ der sache, die nach dem prolog der Manto überlassen war, nicht ausgeführt, sondern unmittelbar auf das herabsteigen zur unterwelt die „Helena“ folgen lassen.

Der alte plan zur klassischen Walpurgisnacht bot ausser dem durch den centauren Chiron vermittelten gange zur Proserpina und dem vertrage des Mephistopheles mit Enyo bloss einen gar bunten geister-spuk, aus dem nur der streit der beiden alten philosophen über die entstehung der welt bedeutsam hervortrat. Homunculus und Wagner verschwinden zuletzt, ohne dass wir ahnen, was aus ihnen geworden. Den letzten musste Goethe aus der antiken geisternacht ganz ausscheiden; dagegen war es ihm angelegen, die mystische gestalt des Homunculus weiter auszuführen und ihr wie der ganzen klassischen Walpurgisnacht eine bedeutung zu geben, durch welche sie neben der so fein mit sinbildlichen beziehungen ausgeführten „Helena“ als ebenbürtige dichtung bestehen konnte, besonders nachdem er den ersten akt durch den mummenschanz und die einleitung des zweiten durch ein-

führung des famulus Nicodemus und des welterschaffenden baccalaureus so glücklich ausgeweitet hatte. Freilich musste durch die bedeutung, die er dem Homunculus gab, auch sein erstes auftreten wesentlich geändert werden. Dieser sollte am ende der klassischen Walpurgisnacht entstehen, und zwar mit bezug auf die sinnbildliche bedeutung, welche er für die antike gespensternacht erhalten hatte, in welcher der dichter die entwicklung der griechischen kunst von den rohen halbtierischen anfängen bis zur vollendeten schönheit darstellen wolte. So musste denn der mittelalterliche, zwischen geist und mensch schwebende Homunculus im umfassen der schönheitsgöttin sich auflösen, an ihrem muschelwagen zerschellen. Damit war er als das unablässige streben nach dem ideal der schönheit gekennzeichnet. So wurde er gewissermassen ein abbild des Faust selbst, der von der als gespenst gesanten Helena so unwiderstehlich hingerissen wird, dass er nicht ruhen kann, bis er sich mit der wirklichen heroine, der höchsten schönheit, verbunden hat. Erscheint Homunculus so gleichsam als spiegelbild von Fausts unablässigem streben, so ist es ganz natürlich, dass er, wozu ihn sein geistiges wesen befähigt, dessen träume erschaut und es unternimmt, ihn zu der stätte zu bringen, wo dieser zu seinem zwecke gelangt und, wie sich später ergibt, auch er selbst allein entstehen kann. Eigen ist es freilich, dass Homunculus eigentlich nur einem spasse seinen ursprung verdankt, den sich Mephisto mit dem pedantischen alchymisten Wagner macht; aber der teufel ist unwillkürlich in Fausts ideenkreis hinübergezogen worden. Wie er gezwungen war, diesem das geheimnis zu verraten, auf welche weise er das gespenst der antiken Helena beschwören kann, so muss er ihm auch zur gewinnung der wirklichen Helena verhelfen dadurch, dass er einen geist in die phiole schlüpfen lässt, der durch Fausts wirkung auf den teufel Faustischer natur ist und so der rechte führer zur klassischen Walpurgisnacht wird. Das ist ja freilich keine streng folgerichtige, dramatische, sondern eine phantastische, märchenhafte dichtung; aber schon in der „Helena“ hatte Goethe das märchenhafte volauf für sich in anspruch genommen, ohne welches der zweite teil des „Faust“ rein unmöglich war, ja auch im ersten hatte Goethe dieses nicht entbehren können. Doch wuste er es zu fassbarer anschaulichkeit zu beleben. Beim Homunculus erreicht er dies schon durch die art, wie dieser, gleich als Mephisto ihn in die phiole hat schlüpfen lassen, sich selbst einführt. Seinem „väterchen“ Wagner, dessen hoffnung, er werde auch sprechen, sofort von ihm erfüllt wird, führt er zu gemüte, dass er bloss ein künstliches dasein habe, womit er den jubel, dass ihm seine absicht gelungen, spöttisch

dämpft. Seine bezeichnung des „vetters“ Mephisto als „schalk“ zeigt, dass ihm dessen mitwirken nicht entgangen ist, und er nimt ihn auch sofort für sich in anspruch; er soll ihm arbeit schaffen, da tätigkeit seines lebens leben ist. Der mittelalterliche teufel muss ihn an Faust weisen, mit dem er sich verwant fühlt; und ohne sich um den widerspruch des teufels zu kümmern, befiehlt er die fahrt zur klassischen Walpurgisnacht, zu welcher er vorleuchten wird. Dahin muss auch Mephisto trotz seines abscheues mit; nur den pedantischen alchymisten Wagner weist Homunculus neckisch auf sein laboratorium an.

Aus dem bunten gewirr des alten planes eine grosse sinbildliche darstellung der almählichen entwicklung der griechischen kunst zu machen, dazwischen aber auch die drei dramatischen personen zu ihrem zwecke gelangen zu lassen, das war eine ganz ungeheure aufgabe, welche der dichter, nachdem er seinen plan sich im einzelnen entworfen, durch unablässiges fortrücken von einem punkte zum andern — wobei er manches umgestaltete, einzelnes, was ihm augenblicklich nicht gelingen wolte, einstweilen übergieng, um es in besserer stimmung auszuführen, aber immer das ganze im sinne hielt und wiederholt durcharbeitete — auf wunderbare weise löste. Eine grosse schwierigkeit lag für ihn darin, dass er die Olympischen gottheiten nicht einführen durfte, wenn er auch gelegentlich ihrer gedenken konte. Aus dem früheren plane konte er nur die erste unterredung mit den sphinxen, Fausts aufsuchen des Chiron und was damit zusammenhieng, die lamien und anderes ungetüm, das erdbeben mit der neuen gebirgsbildung und dem streite des feuer- und des wasserphilosophen brauchen; aber dies alles musste beziehungsvoll aus- und umgebildet und in innere verbindung miteinander gebracht werden. Ganz neu zu erfinden und auszuführen war der lezte teil, das grossartige meeresfest, das unterkommen des Mephisto in der urhässlichen Phorkyas, wozu nur sein vertrag mit der Enyo vorlag, und das rastlose, endlich am muschelwagen der Galatea zum ziele gelangende streben des Homunculus, körperlich zu entstehen. Man vergleiche die spätere gestalt der dichtung nach der von mir entwickelten bedeutung mit dem bunten, jeder verständigen auslegung widerstrebenden durcheinander des alten entwurfs — und man wird die geschickt stein zu stein fügende, alles ungehörige ausscheidende, das bleibende beziehungsvoll ordnende hand bei diesem fast amphionischen zauberbau nicht genug bewundern können.

Von der klassischen Walpurgisnacht haben sich zwei schemata erhalten, von denen das zweite vom 6. februar 1830 datiert, das erste wol das „neue schema“ ist, das, nach dem berichte des tagebuchs

schon drei wochen früher, am 16. januar, diktiert worden war. Nach dem früheren entwurf sollte sich Faust mit einer sphinx einlassen, ein greif sich einmischen, auch eine goldscharrende ameise, dann Empusa hinzutreten, erst nach allerlei ungetümen der sirenenzug kommen. Dies war schon im januarschema dahin geändert, dass nicht Faust, sondern Mephisto sich zuerst mit diesen seiner natur näher stehenden halbtierischen gebilden unterhält, Faust erst später sie sieht, wo er denn selbst in diesen halbtierischen gestalten bedeutenden sinn entdeckt. Das schema lautet: „Die luftwandler. Faust auf klassischem boden. Sie trennen sich. Mephistopheles umherwandelnd. Komt zu den greifen und sphinxen. Ameisen und arimaspen treten auf. Mephistopheles, die sphinx und greife. Fortsetzung [des gesprächs]. Die sirenen.“ Im februarschema wird durch versehen die trennung erst gesetzt nach der „anfrage und unterhaltung“, womit ganz kurz des Mephistopheles gespräch mit den halbtierischen gebilden blos angedeutet wird, weil Goethe diesen teil mitlerweile bereits ausgeführt hatte, den er schon einige tage vor dem 24. januar Eckermann vorlas. Zuerst sieht er die allertierischsten gestalten, die greife, die sich hier als höchst beschränkte etymologen blosstellen; die arimaspen und die goldscharrenden ameisen gehören zu demselben kreise. Näher fühlt sich der mittelalterliche teufel von den sinnigen sphinxen angezogen, so dass er sich sogar zwischen ihnen niederlässt; aber diese beweisen ihm, dass sie ihn kennen. Doch sind sie ihrer selbst so gewiss, dass sie seine gegenwart nicht scheuen, überzeugt, dass er es nicht lange bei ihnen aushalten wird, während die greife ihn unwillig weggewiesen hatten. Als dritte halbtierische gestalten erscheinen auf den pappeln die sirenen, die durch ihren gesang schon auf eine höhere stufe deuten, aber die sphinx können es nicht unterlassen, sie als verderbliche vögel zu verraten. Mephisto, der davon nichts zu fürchten hat, verspottet ihren gesang, doch zieht er sich dadurch eine bittere verhöhnung der sphinx zu. Für diesen teil der Walpurgisnacht waren vielleicht die verse des Mephistopheles in der ersten reinschrift bestimmt (Paralip. 150):

Das auge fordert seinen zoll.  
Was hat man an den nackten heiden?  
Ich liebe mir was auszukleiden,  
Wenn man doch einmal lieben soll.

Ich weiss es mir kaum zu deuten, wenn Schmidt dazu bemerkt: „Zwischen 7083 und 7084 [kann doch nur heissen sollen nach 7083!], besser nach 7085.“ Beides ist schon des abweichenden versmasses wegen

unmöglich. Goethe verwarf später diese für Mephistopheles gedichteten verse.

Jetzt erst kommt Faust, der vergebens nach Helena gesucht hat, zu der stelle, wo Mephistopheles sich mit den halbtierischen gestalten unterhalten hat. Diese, die hier noch immer sich befinden, machen auf ihn einen ganz andern eindruck; auch im widerwärtigen erkennt er grosse, tüchtige züge. Ursprünglich sprach hier Faust die verse:

Solch ungeheuer hätt' ich verflucht;  
Das unvernünftige scheint unmöglich.  
Da, wo man die geliebte sucht,  
Selbst ungeheuer sind erträglich,

die später mit wesentlicher umgestaltung dem Mephisto in den mund gelegt wurden (7191—94). Sie scheinen sich aus einer früher abweichenden fassung dieses auftretens von Faust erhalten zu haben. Faust erhält von den alweisen sphinxen die ihn fördernde verweisung an den in dieser geisternacht herumsprengenden Chiron. Dem versuche der sirenen, ihn zu verlocken, würde er entgehen, wenn ihn auch die sphinx, die jene hassen, nicht vor ihnen warnten. Schon im januar-schema hiess es: „Faust in betrachtung der gestalten. Hinweisung auf Chiron. Die stymphaliden.“ Die verse von Chiron 7200 fg.:

Der sprengt herum in dieser geisternacht;  
Wenn er dir steht, so hast du's weit gebracht

waren erst nachträglich gedichtet; denn sie stehen mit Mephistos anbrüderung an die sphinx (7112—7131) auf einem blatte, dessen rücke-seite auf den nächsten auftritt mit den worten deutet: „Stymphaliden, Faust und Chiron.“ Auch die rede der sphinx (7210—7213) hat sich mit andern auf einem blatte erhalten, nur steht dort im vorletzten verse grossen statt hohen. E. Schmidt hat s. 223 das misgeschick gehabt, sich der längst bekanten, sogar durch ihre absichtlich steife fassung auffallenden verse nicht zu erinnern und sie deshalb als paralipomenon (156) zu geben. Er teilt sie, ohne den geringsten zweifel zu äussern, dem Nereus zu, indem er auf 8122 fg. verweist, wo dieser sagt, vergebens habe er den Paris gewarnt. Noch schlimmer ist es, dass hier das zutrauen auf die zuverlässigkeit seiner lesungen bedeutenden abbruch erleidet; denn er lässt als unzweifelhaft der Grossen chöre statt des unzweifelhaft dort stehenden den grossen (allenfalls Grossen) Chiron drucken. Wie soll man dem vollen glauben schenken, der aus Chiron herausliest chören? Im vorhergehenden verse liest er einmahl, fügt aber in klammer „oder unsern“ hinzu, was das richtige trifft. Das unzweifelhafte dir des letzten verses versieht er mit einem fragezeichen,



von dem man nicht genau weiss, ob es auf unsicherheit der lesung oder darauf deutet, dass es zu der beziehung auf die rede des Nereus nicht recht stimmt. Übrigens ist die ganze stelle 7202—7213 in der ersten reinschrift der Walpurgisnacht erst später angeklebt, also nicht ursprünglich.

Nach Fausts entfernung, den es treibt, dem Chiron zu begegnen, solten andere wüste tierbildungen, an denen es auch den Griechen nicht ganz fehlte, den Mephistopheles belästigen, er dann durch die verführerischen lamien von den sphinxen weggezogen werden, die er später hier widerzufinden hofft. Im ersten schema hiess es: „Die stymphaliden. Köpfe der lernäa [lernaea hydra]. Mephistopheles und lamien.“ Hiernach könnte es scheinen, als ob Faust jene ungetüme bemerke, aber durch sie nicht aus der fassung gesetzt werde. In diesem falle wäre die jetzige anordnung, dass sie erst nach dessen entfernung vorüberreichen, eine entschiedene verbesserung. Nach der handschriftlichen überlieferung (Schmidt s. 47. 55) muss Goethe früher daran gedacht haben, den Mephistopheles gleich darauf zu den sphinxen zurückkehren zu lassen, was er später aufgab, da er vorzog die verlockung und abfertigung des teufels von den lamien weiter auszuführen.

Hiermit ist die stufe der halbtierischen bildung der griechischen kunst abgeschlossen, wenn auch noch gelegentlich solche gestalten vorkommen; wir treten in die zeit rein menschlicher gestaltung, der Helena angehört, in die aber auch der weise centaur, der erzieher der helden, noch hereinreicht. Das sich zunächst anschliessende auftreten des Faust am Peneus, dem hauptflusse Thessaliens, war im januarschema übergangen, nur nachträglich eingetragen mit der ausführung: „rohr und schilf, weidengeflüster und pappelzweige“, wofür es im februarschema heisst „rohr[-] und schilfgeflüster. Weidenbusch[-] und pappelzweig[-] gesäusel.“ In einer skizze lesen wir: „Faust (am Peneus). Noch ist ihm nicht geholfen. Alles [was er bisher hier gesehen,] hat nicht an sie herangereicht. Deutet auf eine wichtige vorwelt. Sie aber tritt in ein gebildetes zeitalter. Göttlichen ursprungs. Lebhaftige erinnerung. Leda und die schwäne.“ Wie wundervoll ist dies jetzt in Fausts selbstgespräch ausgeführt! Der fluss Peneus (Peneios, wie Goethe nach Riemers vorschlag schrieb) und seine nymphen treten als mit menschlicher sprache belebte gottheiten ihm entgegen. Die begeisterte sehnsucht lässt ihn an einer zum baden einladenden stelle den traum, von dem Homunculus berichtet hat, vor seinen wachen sinnen widerholen, ja er glaubt die verbindung der Leda mit dem götterkönige vor sich zu schauen.

Das erste schema fährt fort: „Faust und Chiron“, wozu das zweite „sich entfernend“ hinzufügt. Am 24. januar, also vor dem februar-schema, sagte Goethe zu Eckermann: „Faust ist jetzt mit Chiron zusammen, und ich hoffe, die scene soll mir gelingen.“ Und der so bedeutsam in die heldenzeit einführende, aber auch schon den untergang der griechischen freiheit berührende bericht Chirons und Fausts unterredung mit ihm sind dem alten dichter wunderbar gelungen, der hier gerade noch alles zu tun fand. Hierher gehörte wol auch das bruchstück:

Hier von Skotusa bis zum Peneus dort,  
Wo . . . ,

das E. Schmidt (s. 222) dem Anaxagoras zuschreiben und auf dessen rede 7865 fgg. beziehen wolte, wozu es gar nicht passt, da dort eine nähere ortsangabe ganz ungehörig wäre; wogegen die beziehung auf die schlacht bei Pydna sehr nahe liegt, so dass der vers an der stelle stehen solte, wo wir jetzt lesen (7465 fg.):

Hier trozten Rom und Griechenland im streite,  
Peneios rechts, links den Olymp zur seite.

Nicht weniger musste der dichter seine ganze kraft anstrengen, um die erderschütterung darzustellen und zu einem lebendigen gliede der bunten nacht auszugestalten. Im ersten schema finden wir bloss: „Sirenen sich badend. Erderschütterung. [Späterer zusatz ist Seismos.] Flucht nach dem meere eingeleitet. Beschreibung des bergwachsens. Sphinx [bemerkungen der sphinx] zum entstehen des berges. [Nachträglich eingeschoben: steinregen. Thales. Anaxagoras.] Ameisen. Greife. Pygmäen. Kraniche. Wetstreit. Dakyle, sonst däumchen genant. Mephistopheles von lamien zurückkehrend. Motiv seiner weiteren forschung.“ Das zweite schema hat sphinx incommodiert, worauf die worte ameisen . . . forschung fehlen, dagegen findet sich: „Anaxagoras den steinregen veranlassend. Thales den Homunculus zum meere einladend. Mephistopheles und Dryas. [Zusatz, später gestrichen: Derselbe die Phorkyaden. Abschluss dieser unterhaltung.] Begegnen schlangen. Findet die sphinx wider. Verwandelt sich in ihrer gegenwart [in eine phorkyade]. Abscheu und abschluss [doch wol des auftretens Mephistos in dieser nacht. Vgl. 8032 fg.]. Heisser wind und sandwirbel. Der berg scheint zu versinken. Mephistopheles schlichtet.“ Dieser scheint hier nach dem abschluss an ungehöriger stelle zu stehen.

So war während der drei wochen, die zwischen beiden entwürfen liegen, der inhalt erweitert worden. Dasjenige aber, was im zweiten

entwurfe fehlt, hatte Goethe nicht etwa fallen lassen, sondern er übergieng es, weil er es in der zwischenzeit wirklich ausgeführt hatte. Den schluss des zweiten schemas gestaltete er später ganz um. Wenn bereits im ersten der kampf der pygmäen mit den kranichen geplant war, so folgt daraus keineswegs, dass dieser als rachekrieg gedacht war und schon sinbildlich auf den erbitterten streit zwisen den Vulkanisten und Neptunisten deuten sollte. Das aus dem ersten plane beibehaltene erdbeben hat mit der almählichen ausbildung der kunst bis zur reinsten idealität nichts zu tun; aber der dichter benutzte die tolle geisternacht, um seinen spott über die parteikämpfe der geologen zu ergiessen. Damit brachte er einesteils die entstehung des Homunculus in verbindung, andererseits die verlegenheit des Mephistopheles, der sich in dieser neuen erdbildung nicht zurechtfinden kann und endlich in der höhle der wüsten phorkyaden die ihm gemässe gestalt findet, jedoch nicht mehr zu den sphinxen zurück gelangt, deren wesen auf gesunder, wenn auch noch roher grundlage beruht. Aber Mephistopheles, der „alte sünder“ muss vorher noch durch die lamien wirklich genart werden, wobei der dichter sich glücklich der schon in dem frühesten plane vorkommenden Empusa bediente, wie er bei der verwandlung des teufels in eine phorkyade den dortigen vertrag mit der Enyo in entsprechender weise umgestaltete.

Erfindung und ausführung sind in diesem teile der Walpurgisnacht ganz ausgezeichnet, wie man sie kaum dem achtzigjährigen zutrauen sollte. Verhältnismässig wenige frühere, später verworfene fassungen einzelner stellen haben sich erhalten. Die meisten derselben beziehen sich offenbar auf das erdbeben, und sie sind meist auch von E. Schmidt nicht verkant worden; doch ist dabei wol zu unterscheiden. Wir sahen, wie nach dem ersten plane der riese Enceladus die erde aufwühlt; jezt wird ein besonderer gott Seismos, den man in einer stelle Platos zu finden glaubte, mit dem erdbeben betraut. Aber der dichter scheint ursprünglich das erdbeben dem gott der unterwelt zugeschrieben zu haben, wie er es 1797 in dem chorgesange seines befreiten Prometheus tat, wo Hades als erderschütterer erscheint (Goethe-jahrbuch IX, 4). Anders kann ich mir Paralip. 142 nicht deuten:

Wenn er mit seinem weibe kost,  
 Dann sprüht der erdkreis von vulkanen,  
 Und alpen steigen spitzig auf,

obgleich E. Schmidt unbedenklich diese verse dem Seismos gibt, als ob auch ein weib desselben mit ihm gegeben wäre. Mich erinnern die verse

an den schluss von Goethes „Götter, helden und Wieland“, wo Pluto unwillig ausruft: „Kann man nicht einmal ruhig liegen bei seinem weibe“, und glaube, dass nur Pluto gemeint sein könne. Unter den trochäischen versen (Paralip. 133):

Ohne grässliches gepolter  
Konte keine welt entstehn

stehen unmittelbar die jambischen:

Nur durch plutonisches gepolter  
Kont' eine schöne welt entstehn,

von denen Schmidt nicht einmal sah, dass es eine jambische fassung derselben verse ist. Sie erinnern an Pluto. An diesen könnte man auch bei Paralip. 136 denken:

Diese schöne glatte flur,  
Und es ist das gas sylvestre,  
Das mir einst im schlaf entfuhr.

Schmidt versichert, dass seine lesung Gas sylvestre, wie die kohlen-säure früher hiess, sicher stehe. Dabei hätte bemerkt werden können, dass kohlen-säure in vulkanischen gegenden zuweilen aus erdspalten herausströmt. Auf die anwendung des griechischen namens Seismos scheint auch Paralip. 138 launig zu deuten:

Reden mag man noch so griechisch,  
Hörts ein Deutscher, der verstehts,

das Schmidt auf Wagner bezieht „nach dem ältern plan“, wobei ich seine bemerkung „zwischen 134 und 135“ nicht verstehe, da er beide mit recht auf den Seismos bezieht. Seismos sollte sich wol selbst mit seinem griechischen namen einführen: „Ich bin der Seismos.“ Auf Pluto als frühern erderschütterer deutete Seismos selbst in den versen (Paralip. 137):

So bin ich der gott der winde.  
All das alte dumme zeug,  
Nord- und süd- und west-gesinde,  
Höhen alle meer und reich (?)  
Steigt durch losgelassne kräfte  
Himmelan . . .

.....  
Pluto hat es mir vermacht.

Schmidt hat keinen versuch gewagt, das falsche reich zu verbessern.

Es ist ohne zweifel gleich zu lesen und komma nach meer zu setzen. Auch Paralip. 135 gibt der herausgeber nicht richtig:

Und man sagt mir die Titanen  
Hatten alles das gestürmt  
Und zu unerstiegen bahnen  
Das gebirgswerk aufgetürmt.

Statt mir (1) muss es nun heissen, statt Hatten (2 Hätten). Wenn Seimos jezt (7560 fg.) sagt, er habe „in gesellschaft von Titanen“ gewirtschaftet, so hiess es früher, er habe die gebirgswelt gebildet, und nun sage man, das hätten die Titanen getan. Ein andermal liess Goethe dem Seimos als eine art pustrich den witz machen (Paralip. 134):

Als ich einstmal stark gehustet,  
Wusst' ich nicht wie mir geschah,  
Hatt' ich sie herausgepustet  
Und sie stehn als berge da.

Die verse hatte Goethe zweimal auf ein blatt geschrieben, und zwar stand das erste mal 2 ich gar nicht was, 3 Hab', 4 Götter (statt Berge). Für die rede der Oreas (7811) waren ohne zweifel die verse (Paralip. 141) bestimmt:

An deinem gürtelkreis, natur,  
Auf urberühmter felsen spur,

die Schmidt vermuthungsweise dem Faust selbst zuschreibt. Dagegen gehörte Paralip. 140, zu welchem er nichts bemerkt:

Du schärfe deiner augen licht;  
In diesen gauen scheints zu blöde.  
Von teufeln ist die frage nicht,  
Von göttern ist alhier die rede,

der Dryas an, welche damit den Mephistopheles zurechtweisen sollte (vgl. 7959 fg.); wenn nicht auch dieses noch der Oreas angehörte, da es fraglich bleibt, ob ursprünglich noch eine Dryas nach der Oreas auftreten sollte. Dass Paralip. 152:

Zum edlen zweck es abzutreten frei,

sich auf das auge der Phorkyaden bezog (vgl. 8015 fgg.), hat Schmidt bemerkt. Paralip. 143—146 gehören kaum zum Faust; 143, 4 ist wol höhen oder höh'n statt höhlen zu lesen, 3 eigenes statt eignes zu setzen, statt des nicht reimenden gerne etwa getön (musik). Auch die beziehung des spruches 139 auf Mephistopheles bleibt äusserst zweifelhaft, da auf demselben blatte drittelhalb lyrische (?) zeilen stehen, die beginnen: „Wenn ich froh und guter dinge.“



Bis hierher, zur verwandlung des Mephistopheles in eine phorkyade, war die dichtung wol, mit ausnahme einzelner lücken, vollendet, als Goethe am 22. märz 1830 Eckermann sagte, er hoffe vor dessen einen monat später erfolgenden abreise nach Italien mit der Walpurgisnacht fertig zu werden. Den 23. berichtet das tagebuch, die zweite reinschrift sei schon vorgerückt und „das übrige zum ganzen durchgedacht“ worden. In den nächsten tagen wurde noch einzelnes ausgeführt, „anderes durchgesehen und durchdacht.“ Den 28. märz hören wir, dass „die nächstdurchzuführenden concepte geheftet“ worden. Die dichtung scheint nicht wesentlich fortgerückt gewesen zu sein, als Goethe am 14. april Eckermann „den Faust übergab“, d. h. die zweite reinschrift der Walpurgisnacht. Sie wurde vor dessen abreise noch mit ihm besprochen. Diese war auch wol „der teil des Faust“, den er, nach Eckermanns abreise, am 24. april an Riemer sante, mit dem er drei tage später die fortsetzung besprach. Nur noch ein paar mal gedenkt das tagebuch vor dem december des Faust: am 12. juni, wo er „die betrachtung des Faust wider vorgenommen“; zwei tage später wurden „hauptmotive des Faust abgeschlossen.“ Damals muss die Walpurgisnacht fertig gewesen sein; in einem brieftage nach Genua hatte Goethe verkündet, dass „die lücken und das ende der Walpurgisnacht glücklich erobert“ seien, wie wir aus Eckermanns brieftage an Goethe vom 14. september ersehen.

Dieses ende hatte dem dichter viele schwierigkeiten gemacht, da hier eben noch alles zu erfinden und auszuführen und zu einer lebendigen handlung zu verbinden war. Im januarschema findet sich darüber nichts weiter als die angabe: „Sirenen flötend und singend. Mond im gewässer. Najaden. Tritone. Drachen und meerpferde. Der muschelwagen der Venus. Telchinen von Rhodus. Kabiren von Samothrace. Kureten und Korybanten von Creta.“ Ursprünglich hatte die stelle Telchinen . . . Kreta vor Najaden gestanden, vor welchem noch vorher sich fand. Erst darauf folgte der auftritt mit Chiron und Manto. Im februarschema kehrt dasselbe wider (doch ist Kreta geschrieben), dagegen steht statt sirenen .. gewässer schon: „Buchten des ägäischen meeres. Sirenen. Thales und Homunculus. Nereus und Proteus.“ Also war hier schon das auftreten des meergottes Nereus und des gottes der verwandlung vorgesehen, da Homunculus zur entstehung gelangen sollte. Aber es fehlte die ganze darstellung, wie die weiblichen und männlichen begleiter der Venus (die Najaden standen statt der späteren Nereiden) aus fischgestalten verklärt werden sollten, womit die verspottung der mythologen in bezug auf die Kabiren zusammenhing, es fehlten die als zauberer überlieferten Psyllen und Marsen, welche

später an die stelle der Kureten und Korybanten traten, es fehlten die Doriden als retter des schifferknaben, wol ein sehr später zusatz, und noch hatte der dichter sich nicht entschieden, der durch Raphael vergöttlichten Nereustochter Galatea die stelle der Venus einzuräumen. Obgleich das schema das zerschellen des Homunculus am muschelwagen und den abschliessenden preisgesang aller vier elemente nicht erwähnt, waren diese doch wol schon in aussicht genommen. Die eigentliche dichterische gliederung dieses glänzenden abschlusses musste erst bis ins einzelste ersonnen werden, ehe Goethe an die ausführung gieng, die ihm verhältnismässig rasch gelungen zu sein scheint.

Von früheren, später aufgegebenen fassungen hat sich wenig erhalten. Der durch „mond im gewässer“ schon im ersten schema angedeutete einleitende gesang der sirenen findet sich einzeln skizziert in den trochäischen reimpaaren:

Halte still am mittelhimmel  
 Und beleuchte (zuerst dafür Scheine, mildre) das gewimmel  
 Diese wasserblitze leuchten  
 Diese wellen . . . feuchten  
 Denen, die daraus entstehen  
 Schwebend auf und niedergehen.

Darunter stehen die offenbar auf die fassung des schemas zurückgehenden worte: Telchinen von Rhodus. Kabiren von Samothrace. Corybanten von Cor.“ Unbegreiflich ist mir E. Schmidts allen kritischen grundsätzen widerstrebendes verfahren. Er übersieht das allereinfachste, dass, wenn anders Cor unzweifelhaft vorliegt, dieses verschrieben sein muss für Cr d. h. Kreta. Er ergänzt Corybissa. Nun ist freilich Korybissa eine der vielen korybantischen städte in Troas. Aber unter den dortigen korybantischen orten findet sich auch ein Korybantion, das wenigstens denselben anspruch wie Korybissa erheben könnte. Und es erscheint völlig unmöglich, dass Goethe die als Kreta angehörig bekanten Korybanten, die er auch wirklich sonst dieser grossen weltgeschichtlichen insel zuschreibt, von einem solchen dunkeln neste hätte kommen lassen können. In unserer unterschrift sind die Kureten vielleicht durch zufall weggeblieben; bei der ausführung wurden sie samt den Korybanten gestrichen.

Noch ein anderer früherer versuch des sirenenliedes hat sich erhalten. E. Schmidt führt als Paralipomenon 151 an:

Der wirts wer unserm ziele bringt [?]  
 Der sich sogar herniederzwingt  
 Jezt im mitten [himmel ausgestrichen] stille stehn  
 Zu unsre heiligen festen sehn.

Dabei bemerkt er: „Die beiden reimpaare haben vielleicht gar keinen zusammenhang.“ Augenscheinlich sind es zwei versuche von stellen des sirenenliedes 8034 fgg., das der thessalischen frauen gedenkt, deren zauber den hier angeflehten mond „bei nächtigem grauen frevelhaft herabgezogen.“ V. 1 ist jedenfalls Der dich, 2 dich statt sich zu lesen. Nach Der dich (1) könnte man vermuten nach unserm willen dringt, wäre die vorlage nicht zu ungenügend. Facsimiles solten in der Faustausgabe nicht gespart sein. 3 und 4 sind stehn und sehn von einem vorhergehenden mögst du abhängig geacht, und im mitten sezt ein vorangehendes himmel voraus. Im lezten verse hatte Goethe ursprünglich Zu geschrieben, darauf Und geändert, aber lezteres gestrichen, Zu aus versehen stehen lassen, auch den falschen dativ Festen neben unsre. Der vers solte lauten: Unsre heiligen feste sehn.

Richtig hat E. Schmidt bemerkt, dass die auf demselben blatte stehenden Paralip. 154 fg. dem Nereus und dem Proteus angehören solten. Wenn auf einem andern (Paralip. 126) steht: Interloc Sirenen (Chorus). Nereus Proteus Thales. Homunculus“, so hat Schmidt irrig ergänzt Interlocution statt Interlocutores (sprecher).

In Paralip. 149:

Wenn du entstehn wilst, thut du immer besser,

Du wirfst dich ins ursprüngliche gewässer.

Es ist zu klar

ist thut doch wol blosser druckfehler statt thust. Schmidt bezeichnet die verse mit: „Thales zu Homunculus“, was aber seiner eigenen verweisung, man solle besonders 8260. 8315 vergleichen, widerspricht. Proteus solte die worte sprechen, an deren stelle jezt die wol einige zeit später gedichteten verse 8260 fgg. getreten. Thales, obgleich unterschiedener vertreter des wassers, gibt dem Homunculus keinen rat; er rät ihm nur ab von der verbindung mit kleinen, dann führt er ihn zum meeresfest und bringt ihn zum Nereus, aber dieser verweigert seinen rat und verweist ihn an Proteus: erst als dieser sich in einen delphin verwandelt hat und den Homunculus auffordert, ihn zu besteigen, redet er ihm zu, dem gotte zu folgen.

Wie viele frühere skizzen und abgebrochene versuche der ausführung auch verloren gegangen sein mögen — aus den fast auf wunderbare weise geretteten ergibt sich, mit welcher unendlich liebevollen sorgfalt der dichter den anfangs rohen plan almählich ausgebildet, durch sinbildliche und anspielende bezeichnungen gehoben und zu einem in sich abgerundeten, freilich märchenhaften ganzen geschaffen hat; und wie



er keine mühe scheute, die ihm vorschwebenden vorstellungen und bilder zum vollendetsten ausdruck zu bringen. Und dies ist ihm auf stauenswerte weise gelungen, wenn auch bei diesem für den achtzigjährigen ungeheuren werke manches hie und da noch hätte verbessert und einzelnes nicht ganz gelungene umgegossen werden können. Das egregium corpus leidet wenig durch diese naevi inspersi, es ist und bleibt ein caelatum novem Musis opus.

KÖLN.

H. DÜNTZER.

---

### ZUR TOPOGRAPHIE DER FASTNACHTSPIELE.

Von den 132 fastnachtspielen aus dem 15. jahrhundert, die wir dem grossen sammelfleisse Adalbert von Kellers verdanken, sind nr. 107, 110 und 119 als dem 16. jahrhundert angehörig auszuscheiden. Ausserdem entstammen sie der Schweiz, während die anderen deutschen ursprungs sind. Die meisten von ihnen sind in Nürnberg entstanden, einige gehören nach Augsburg. Ein sorgfältiges studium der fastnachtspiele würde manche aufschlüsse über häuser und plätze dieser beiden städte ergeben; auch beziehungen auf kirchen, bilder und bauwerke finden sich, welche von ortskundigen forschern mit leichtigkeit gesammelt werden könnten, um ein belebtes bild der beiden wichtigsten deutschen städte des mittelalters darzubieten. Schon Keller hatte auf diese fundgrube deutscher kulturgeschichte aufmerksam gemacht. Er sagt s. 1076 hinsichtlich Nürnbergs: „Nürnberg als die durch reichthum blühendste, durch gewerfleiss und kunst gebildetste stadt des damaligen Deutschland, recht in seinem mittelpunkt gelegen, war die wiege des komischen dramas. Zahlreiche anspielungen und Ortsbeziehungen in der mehrzahl der fastnachtspiele weisen auf örtlichkeiten und verhältnisse Nürnbergs und seiner nächsten umgebung hin.“ Beispielsweise seien hier die fleischbrücke (s. 157, 22), der gostenhof (37, 5), der obstmarkt (543, 21), die tuchscheerergasse (211, 6. 217, 5), der luginsland, d. i. ein wartturm in der stadtmauer, in welchem das gefängnis der zum tode verurteilten verbrecher war (633, 9), das wirtschaus zum guldin hirßen (111, 32), zum tauben etlein (96, 33), zum ploben stern (113, 3) erwähnt.

Übrigens folgt aus der erwähnung einer örtlichkeit nicht immer, dass das betreffende spiel an diesem orte entstanden sei. Dies ist z. b. der fall mit Bamberg, dessen in drei spielen erwähnung geschieht. 277, 7 sagt der precursor:

*Hier kumpt von Bamberg auß dem stift  
Unsers herrn bischofs sigler her.*

320, 7 sagt ebenfalls der precursor:

*Unser herr der bischof von Babenberk<sup>1</sup>  
Hat angefangen ain neues werk.*

Und 851, 13 sagt der herold:

*Der ander hat einer die ee geredt,  
Dorumb man in gein Bamberg ledt.*

Die erwanung Bambergs und des bischofs von Bamberg rechtfertigt keineswegs den schluss, dass diese spiele in Bamberg entstanden seien; vielmehr wird auch hier Nürnberg als der entstehungsort anzunehmen sein.

Aus der nächsten umgebung Nürnbergs lernen wir das dorf Poppenreut (127, 14) als den ort kennen, an welchen der wirt die nach den spielern des „Morischgentanzes“ fragenden leute weisen soll; denn dorthin wollen sie nach beendigung des spieles gehen, um eine hochzeit zu feiern. Ferner nent sich 109, 6 der precursor Heinz Mist von Poppenreut. Ein an der Pegnitz belegenes dorf wird nicht näher bezeichnet.

78, 9 *Wir kummen da herein auß eim dorf nit ferr,  
Das ligt zu aller nechst draußen, do die Pegnitz her fleut.*

Die Pegnitz selbst wird 255, 23 und 634, 17 erwähnt. An der ersten stelle wünscht der bauer seinem zanksuchtigen weibe, dass

*„man dir ein sack an hals wurd kaufen  
Und mit dir durch die Pegnitz wurd laufen.“*

An der zweiten stelle sagt der bauer von seinem buhlen:

*Meins puln huld ich lieber kür,  
Denn das ich mit dem ars in di Pegnitz gefrur.*

In demselben spiele von der grossen liebhabervasnacht tritt uns auch die Donau entgegen. 633, 7 fg. sagt der dritte bauer:

*Mir liebet mein allerliebste frau  
Für schwimmen über die Thonau.*

Und im „Morischgentanz“ lässt der achte narr das schöne fräulein sagen:

*. . Wilt du darauf schlafen,  
So must du dich vor paden und zwahen  
In der Tunau . . (125, 12 fg.)*

1) [Die Ähnlichkeit mit dem anfang von Ezzos gesang (MSD XXXI, 1) ist doch wol nur zufällig?! Red.]

In der nähe der primmelwiese (517, 4) befindet sich ein guter acker:

*Er ist einer solchen guten art,  
Er beugt sich selber alle fart  
Und ist an dem Leckfeld gelegen. (517, 14.)*

Es möge nun eine reihe bairischer ortschaften folgen, die in den fastnachtspielen erwähnt werden: Altenberg, Wetzendorf, Obernpuch, Fürth im Walde (54, 35. 55, 1. 5. 7); Altheim (245, 31); Dingelfingen (194, 20); Erlenstegen (96, 32. 99, 33. 112, 34. 157, 9. 718, 25); Hürnheim (620, 21); Rauenfeld (718, 13); Rotenbach (543, 1); Schroffenhausen, jetzt Schrobenhausen (340, 36); Schnieglieg (567, 8). Ein badischer ort ist Niclashausen (480, 23), ein württembergischer Tripstrüll, der in der schreibung Trippotill (303, 9) und Treffentrüll (759, 33) erscheint. Mehrere Ortsnamen sind wol phantasiegebilde: Pleuenstein, Greineck und Knütelbert (632, 25), sowie Aukuckenlant (367, 28) und selbstverständlich Wischmirsgesäss und Arslaffenreut (345, 12. 13).

Wie selbst eine einfache datierung im stande ist die heimat eines spieles nachzuweisen, beweist das spiel nr. 40, welches am schlusse die notiz enthält: „*Finis am Erichtag vor Viti 1486 jar*“ (313, 11). Nun ist der Erich- oder Erchttag eine in Baiern geläufige benennung des dienstags, folglich ist das spiel in Baiern entstanden. Keller s. 1499 bemerkt unter verweisung auf Hurter, kaiser Ferdinand II, 5, 396, dass die erzherzogin Magdalene am aschermitwoch 1608 in einem brieфе erchttag für diensttag schreibe.

Wir haben bisjezt den schon bekanten nachweis von der vorwiegend bairischen heimat der mehrzahl der fastnachtspiele geliefert; dass aber auch fränkisch-thüringischer ursprung geltend gemacht werden kann, war bisher der beachtung entgangen. Wir meinen das spiel nr. 128 vom Maister Aristotiles (Nachlese s. 216 fgg.). Dass die sprache des stückes fränkisch ist, sah Keller (s. 230); aber auf die darin vorkommenden Ortsnamen hat er nicht aufmerksam gemacht.

Nachdem zuerst ein gewapneter sich mit seinem banner vorgestellt, erscheint der schütz mit einer armbrust und gebietet allen, die zum anhören des spieles erschienen sind, ruhe: alle gemein, beide gross und klein, alt, jung, kegel und kind, alle die hier versammelt sind.

216, 15 *Von darffer, stet, ir purger,  
Seyt ir auch kommen her,  
So will ich ewch sagen das,  
Das ir schweiget on allen haß!*

Nun fährt er fort mit der aufzählung der einzelnen ortschaften:

- Von Pinttersleuben, Metzkan und Feut,*  
 20 *Schweyget an disem tag hewt,*  
 — — — — —  
 217; *Von Hilbersgehoffen ir tumben lewte*  
 5 *Und ir rachen von Ebenergereute,*  
*Von Gisperfleuben (l. Gispersleuben) ir stuben vol!*  
*Auch sweigen dy von Simntstet wol!*  
*Von Hochhaym ir schollentrit,*  
*Schweyget und redet ain wort nit!*  
 10 *Und ir küttendrescher von Reut,*  
*Schweyget an disem tag hewt*  
*Und sehet mit züchten unser spil!*

Es werden hier folgende orte genant: Bindersleben, Metzkan, Feut, Ilversgehofen, Ebenergereute, Gispersleben, Simntstedt, Hochheim und Reut. Von diesen sind Metzkan, Feut, Ebenergereute und Simntstedt nicht nachzuweisen; die übrigen jedoch sind sämtlich als im gebiete von Erfurt liegend nachweisbar. Nun könnten die vier genanten dörfer zu den Wüstungen gehören, aber sie fehlen sowol in Werenburgs verzeichnis<sup>1</sup> als in des freiherrn v. Tettau „Geschichtlicher darstellung des gebietes von Erfurt“<sup>2</sup> und werden unter den zehn orten, welche die stadt Erfurt im laufe der zeit aufgesogen hat, nicht genant; höchstens könnte man unter der nicht unberechtigten annahme, dass Simntstet in der hs. für Smitstet verlesen ist, der wüstung Schmidtstedt, welche sich in den verzeichnissen findet, einen platz anweisen, während die drei anderen wol zu den wüstungen Frankens zu rechnen sind. Ich wolte mit dieser auseinandersetzung nur darauf aufmerksam machen, dass die fastnachtspiele auch eine quelle für historisch-geographische untersuchungen bilden.

Die übrigen orte: Bindersleben, Ilversgehofen, Gispersleben, Hochheim und Roda (Reut) scheinen mir unzweifelhaft festzustehen, wenn auch die schreibung der hs. eine andere ist. Die schreibung Pinttersleuben entspricht zwar nicht den verschiedenen urkundlichen formen: Biltersleuin, Biltersleben, Bilterichesleybin, Biterichesleibin, Biltirsleben, Bilterslaibin, aber ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass die heutige form Bindersleben, die ja von dem echten Thüringer sicher stets Pintersleben gesprochen wird, bereits zu ende des 15. jahrhunderts die

1) Werenburg, Die namen der ortschaften und wüstungen Thüringens in den jahrbüchern der akademie der wissenschaften zu Erfurt, n. folge heft XII.

2) Ebendas. heft XIV (1886) mit einer übersichtskarte.

übliche war? Auch bei Hilbersgehoffen kann ein zweifel nicht aufkommen; der ort heisst in den urkunden zuweilen Hilbrechtshofen. Ebensowenig ist Gisperslewben — denn so ist statt Gisperflewben zu lesen — anzufechten; die beiden nebeneinander liegenden dörfer Gispersleben Kiliani und Gispersleben Viti sind 6 km. nördlich von Erfurt entfernt. Hochhaym = Hochheim, 4 km. von Erfurt gelegen, wird nach gütiger mitteilung des freiherrn v. Tettau zum unterschied von dem bei Dietendorf gelegenen Kornhochheim Veitshochheim genant. Den ort Rewt endlich möchte ich für Roda bei Erfurt in anspruch nehmen, obwol in Baiern zwei dörfer namens Reut und Reuth existieren. Es ist mir nicht zweifelhaft, dass das spiel vom Maister Aristotiles in einem Thüringer orte aufgeführt, aber von einem fränkischen oder bairischen dichter verfasst und niedergeschrieben worden ist, dem die benennung Roda identisch mit Reut erschien. Denn die endsilbe -reut ist Thüringen durchaus fremd und erscheint erst in den zu Franken gehörigen landesteilen wie im Voigtlande, während in Thüringen an seine stelle die endung -rode oder -roda tritt. Aus demselben grunde ist auch das schon besprochene Ebengeröwte, sofern man nicht Ebengeröde deuten will, nach Franken zu verweisen.

WILHELMSHAVEN.

H. HOLSTEIN.

---

## ZUM EINFLUSS KLOPSTOCKS AUF GOETHE.

*„Trunknen vom letzten Strahl  
Reiß' mich, ein Feuermeer  
Mir im schäumenden Aug',  
Mich geblendeten, taumelnden  
In der Hölle nächtliches Thor.  
Töne, Schwager, dein Horn  
Raßle den schallenden Trab,  
Daß der Orcus vernehme: ein Fürst kommt,  
Drunten von ihren Sixzen  
Sich die Gewaltigen lüfften.“*

So lautete bekanntlich der schluss des gedichtes „An Schwager Kronos“ in der ältesten, zum ersten male von Suphan in dieser zeitschrift VII, 209 fgg. veröffentlichten gestalt. Suphan vermutete bereits (s. 212), dass die — in der späteren fassung des gedichtes unterdrückte und durch eine andere, mildere und gemüthlichere ersetzte — vorstellung von „gewaltigen“ in der unterwelt, welche den neuen ankömmling als

einen noch höher stehenden ehrend begrüßen, aus Klopstocks *Messias* stamme. Aber seine hinweisung auf die worte des Kaiphas im vierten gesange brachte keine deutliche und namentlich auch keine inhaltlich passende parallele zu tage. Von den erklärern des Goetheschen gedichtes hat seitdem keiner, so viel ich sehe, Suphans anregung verfolgt; auch bei O. Lyon in seinem reichhaltigen, aber für solche zwecke wenig übersichtlich angelegten buche (Goethes verhältnis zu Klopstock. Leipzig 1882) kann ich nichts darüber finden. Und doch ist, wie ich glaube, eine ganz bestimmte stelle im *Messias* vorhanden, die dem jungen Goethe bei abfassung jenes gedichtes vorschwebte; nämlich die verse *Mess. XVI, 125 fgg.*:

*Aber wo sind die Seelen der Sklaven, . . . . .*

*. . . . . wo sind sie,*

*Daß sie den toten Satrapen: ihr Herrscher komme! verkünden?*

Diese worte spricht bei Klopstock die sele eines eben gestorbenen indischen königs, der beim erwachen aus dem todesschlummer, „von seiner größe wahne noch nicht, von ihrem taumel noch immer ergriffen“ (124), auch in der totenwelt ehrfurcht vor seiner herrscherwürde erwartet und heischt. Dieses eigenartige und in wenigen zügen scharf genug ausgeführte charakterbild aus dem gedanken- und gestaltenreichsten, nach Hamel (*Klopstockausgabe I, CLXXII*) zu allerletz begonnenen unter allen gesängen des *Messias* hatte der junge Goethe so in sich aufgenommen, dass er im oktober 1774 — kurz nach der persönlichen begegnung mit Klopstock — zum ausdruck des gesteigerten hochgeföhles auf jener zum bilde der eigenen lebensbahn gestalteten bergfahrt sehr ähnliche worte wählen konte, wie sie dieser ebenfals, wenn auch in anderem sinne „taumelnde“ fürst bei Klopstock gebraucht.

Für sich allein betrachtet ist diese, wie mir scheint, unzweifelhafte übereinstimmung geringfügig. Aber es ist doch nicht ganz uninteressant, durch sie den beweis dafür zu erhalten, dass Goethe im jahre 1774 nicht nur Klopstocks „Gelehrtenrepublik“ begeistert begrüßte, sondern auch den zuerst 1773 erschienenen vierten band des „*Messias*“ so genau gelesen hatte, dass bestimmte einzelheiten desselben auf seine eigenen dichterischen schöpfungen fortwirkenden einfluss üben konten. Wir haben also nicht nötig, bei der frage nach dem verhältnis der Goethischen dichtung zu Klopstocks *Messias* immer nur an die Frankfurter knabenlektüre aus den ersten zehn gesängen und an das schöne *barbierhistörchen* aus „*Dichtung und wahrheit*“ zu denken.

## LITTERATUR.

**Karl Müllenhoff**, *Beowulf*. Untersuchungen über das angelsächsische epos und die älteste geschichte der germanischen seevölker. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1889. X und 165 s. 5 m.

Die gemeinschaftliche veröffentlichung der uns in diesem buche vorliegenden aufsätze hatte Müllenhoff selbst geplant. Kurz vor seinem tode war auf seinen wunsch eine niederschrift und überarbeitung der einleitung seines *Beowulf*-Collegs angefertigt worden, die ihm aber noch nicht ganz druckreif erschien. Die zeit zu einer revision und teilweisen um- und durcharbeitung war ihm nicht mehr gegönt. Fünf jahre nach seinem tode, während welcher das manuscript der einleitung aus E. Schröders in H. Lübkes hände übergieng, wurde dieselbe, zusammen mit Müllenhoffs berühmtem aufsatz über die innere geschichte des *Beowulf*, von Lübke jüngst publiciert. Die auf den vorlesungen beruhenden aufsätze bieten uns somit, wie Schröder in dem vorworte bemerkt, „durchweg das resultat einer nachprüfung, die bis in Müllenhoffs lezte lebenszeit hinabreichte“ (s. VI). Andererseits dürfen wir aber auch nicht vergessen, dass Müllenhoff selbst in ihnen noch nicht die endgültige fassung seiner *Beowulf*-studien erkannte.

Die „Einleitung zur vorlesung über *Beowulf*“ (s. 1—109) zerfällt in zwei abschnitte: I. Der mythus (s. 1—12). In diesem abschnitte finden wir, knapp zusammengefasst, die resultate wider, zu welchen Müllenhoff betref's des mythischen gehaltenes des epos schon 1848 in den abhandlungen „*Sceáf* und seine nachkommen“ und „Der mythus von *Beóvulf*“ (Haupts zeitschr. VII, 410 fgg., 419 fgg.) gelangt war und welche er 1860 in seinem achten excurs zur deutschen heldensage (ebd. XII, 282 fgg.) gestreift hatte. Im detail findet sich manche beachtenswerte neuerung: für den namen *Beáv* ist Müllenhoff zu der schon früher von ihm gebilligten deutung *Kembles* zurückgekehrt (s. 7); das verzeichnis der an den *Beav*-mythus erinnernden englischen ortsnamen ist um *Beás brôc* vermehrt (s. 8). Gegen die anführung der von einem *Beova* ausgestellten urkunde (ebd.) ist auf ten *Brinks* berichtigung (*Beowulf* s. 217 anm. 2) zu verweisen, wonach der name des schenkers *Beoba* lauten soll. Betref's *Scyld Scëfing* bleibt Müllenhoff bei der annahme einer verschiebung des mythus von vater auf sohn, und *Sceaf* steht in dieser neuen darstellung noch mehr im mittelpunkte des ganzen mythus: Müllenhoff vermutet, dass auch die von *Beowulf* gemeldeten heldentaten mythischer art ursprünglich alle von *Sceaf* erzählt wurden (s. 9). Den haupteinwand gegen diese kombination, die verschiedenheit der berichte über die den helden erwiesenen lezten ehren, sucht Müllenhoff zu entkräften, indem er in der schildering des epos nur einen reflex oder eine variante der alten kunde von *Scylds* bestattung sehen will. Man wird ihm zugestehen müssen, dass sich dem berichte von *Beowulf*, dessen gestalt ein strahl historischen lichtet trifft, das geheimnisvolle verschwinden des toten auf der meeresflut weit weniger passlich anfügt, als der sage von dem rein mythischen, ebenso geheimnisvoll erschienenen *Scyld*, weshalb die epische dichtung den schicksalen ihres helden einen andern schlussakt geben musste.

Der zweite abschnitt der „Einleitung“: „Die geschichtlichen elemente“ (s. 13—109) gliedert sich in drei kapitäl, die viel des neuen und lehrreichen bringen. Mit überzeugender klarheit ist in dem ersten kapitäl: „Die Geaten und Schweden“ (s. 13—23) ausgeführt, dass das ganze historische interesse des epos auf *Hygelac* ruht, dass die historischen berichte der dichtung den helden *Beowulf* sehr passiv erscheinen und dadurch erken-

nen lassen, welche untergeordnete rolle der Beowulf der wirklichkeit spielte, dem nur das zusammenfallen seines namens mit dem namen des angelsächsischen heros die unsterblichkeit gewann. Die Geaten sucht Müllenhoff im südlichen Schweden — eine annahme, welche seit Müllenhoffs tod von Bugge bekämpft, von ten Brink und Sarrazin meines erachtens mit erfolg verteidigt worden ist. — Im zweiten kapitel: „Die Dänen“ (s. 23—53) bemerken wir eine unebenheit der darstellung, welche aber wol nur auf ein verschreiben zurückzuführen ist. Wir lesen nämlich s. 26 von den söhnen des Healfdene, Heorogar, Hroðgar und Halga, dass sie als altersgenossen des Hygelac angesehen werden müssen, während s. 14 gesagt ist, dass wir uns die söhne des Hreðel, Herebeald, Hæðcyn und Hygelac, als ziemlich gleichaltrig mit Beowulf denken müssen. Im epos wird Hroðgar bekantlich als greis, Beowulf als in der blüte seiner jahre stehend geschildert und dieser sagt von Hygelac: *þeah-ðe hē ȝeomȝ sȝ, folces hyrde* v. 1831<sup>b</sup> fg. Wir haben daher s. 26 für Hygelac zweifelsohne Hreðel zu lesen. Sehr beachtenswert ist der schluss, zu welchem Müllenhoff betrefens des allgemeinen verhältnisses der dänischen überlieferung zu der angelsächsischen kommt: „jene steht dem altersverhältnis entsprechend auf einer vorgerückteren stufe der entwicklung, diese noch auf einer älteren, die der wirklichen geschichte näher liegt, ihre angaben sind daher noch weit genauer“ (s. 43 fg.). — Zu anfang des dritten kapitels: „Die Angeln und Sachsen“ (s. 53—109) tritt Müllenhoff für das eigentumsrecht der Angeln und Sachsen auf das uns überlieferte Beowulf-epos ein. Es ist „ihr werk und bei ihnen aus lebendiger mündlicher tradition entstanden“ (s. 54), wenn auch zuzugeben ist, dass der „geschichtliche stoff, soweit er von den Dänen handelt, einmal von Dänemark oder dem norden aus zu den Angelsachsen gekommen ist“ (s. 55). „Soweit er von den Dänen handelt“ — über den weg, auf welchem die kunde von Hygelacs fall und den vorausgehenden kämpfen der Gauten und Schweden zu den Angelsachsen drang, hat sich Müllenhoff folgende merkwürdige ansicht gebildet: „die nachricht von dieser begebenheit — und von den Geaten und Schweden überhaupt — ist den Angelsachsen zweifellos von den bei der sache am meisten beteiligten deutschen, nicht von den nordischen anwohnern der Nordsee gekommen (s. 56). Die Friesen und Franken hatten den stärksten und unmittelbarsten eindruck von dem erscheinen des Hygelac an der Rheinmündung empfangen und sicher zuerst von ihm gesungen und gesagt; von ihnen erst sind die lieder von Hygelacs fall nach England gekommen . . . Die Friesen und Franken hatten auch am ersten ursache sich weiter nach Hygelac, seinem lande und seinen taten zu erkundigen. Dies führte sie auf die fehden mit den Schweden und andererseits auch auf den dänenkönig Halfdan und sein geschlecht“ (s. 107 fg.).

Gegen diese annahme Müllenhoffs lassen sich schwere bedenken erheben. Vergewärtigen wir uns zuerst, welchen eindruck die Franken und Friesen von Hygelac erhalten haben müssen, in welchem lichte er ihnen erschienen sein muss. Verheerend und plündernd fiel er in ihre gauen ein, gefangene und beute schlepte er mit sich fort, den eigenen sohn sante der Frankenkönig gegen den gefährlichen räuber. Hygelac wurde besiegt und getötet, aber der von ihm verbreitete schrecken lebte weiter in dem gedächtnis der geschädigten völker, die gestalt des feindlichen königs wird ihnen bald ins riesengrosse gewachsen sein in jener zeit, welche geschichte rasch zur sage werden liess. Dass diese steigerung ins ungeheuere wirklich statfand, dafür haben wir ein unwiderlogliches zeugnis: den bericht des „Liber Monstrorum“, in welchem *Huiglaucus Getarum rex* als *monstrum mirae magnitudinis* geschildert wird, als ein riese, den von seinem zwölften jahre an kein pferd mehr tragen konte,



dessen auf einer Rheininsel ruhende gebeine den fremden als ein wunder gezeigt werden (Haupts ztschr. XII, 287 fg. und Müllenhoff s. 19). So muste sich Hygelacs gestalt in der erinnerung der gegner, der von ihm bedrohten Friesen und Franken, spiegeln, in diesem sinne werden sie von ihm gesagt und gesungen, ein solches bild würden sie den Angelsachsen von ihm gegeben haben. In Beowulf aber findet sich keine spur einer solchen anschauung, kein sängerwort wirft einen schatten auf die erscheinung und das andenken des vor der zeit hingerafften heldenkönigs. Aus heldenmut (*for wlenco* 1206, vgl. 338/9, wo *for wlenco* parallel mit *for hize-þrymmum* steht) erfuhr er leid, fehde bei den Friesen; im prächtigen herschersitz haust der heldenkräftige könig, der gute kampfkönig mit der milden Hygd im Gautenlande (1923 fgg.); als retter der seinen erscheint er im kampf mit den Schweden (2941 fgg.); mit fürstlicher freigebigkeit lohnt er den Wonredingen Eofor und Wulf den tod des Ongenþeow (2991 fgg.). Ja, Hygelac tritt uns sogar menschlich näher durch seine freundschaft für Beowulf: sehr hold ist er dem neffen (2170), mit feierlicher rede begrüsst er den heimgekehrten (1978 fgg.), gott dankend, dass er ihn gesund widersehen durfte (1997 fg.). Beowulf selbst spricht oft mit herzlicher zuneigung von seinem Hygelac (*Hyzelac min* 2434), dem all seine liebe zugewant ist (2149 fg.), er rühmt sich der tötung des Dæghrefn, des kämpfen der Hugen (2501 fgg.), in welchem man gewiss mit recht den mörder des Hygelac vermutet. In einem ganz anderen lichte sehen die sänger die feinde des Hygelac: die Franken sind ihnen die schlechteren kampfhelden (*wyrsan wîz-frecan* 1212, vgl. 2496); durchaus nicht durften sich die Hetwaren des fusskampfes rühmen, wenige entkamen zur heimat (2363 fgg.), mit übermacht zogen sie heran (2917); der feindliche Schwedenkönig Ongenþeow ist alt und grausenvoll, furchtbare drohungen stösst er aus gegen die umzingelten Gauten (2928 fgg.). Hätte der bericht über Hygelac und seine feinde so lauten können, wenn die Angelsachsen aus fränkisch-friesischen quellen geschöpft hätten? Unmöglich — und ebenso undenkbar ist, dass die angelsächsischen sänger den bericht der Franken und Friesen tendenziös zu gunsten Hygelacs und der Gauten umformten. Nein, die kunde von den geschicken der Gauten kam den Angeln und Sachsen von den Dänen, zu welchen die deutschen stämme in freundschaftlichem verhältnis gestanden sein müssen, während andererseits das gute einvernehmen zwischen Dänen und Gauten die grundlage des epos bildet. Von den Dänen erhielten die Angeln und Sachsen die historischen nachrichten über Hygelac und seinen gewaltigen dienstmann, den ihre sänger in der neuen britannischen heimat mit dem nationalen Heros Beow oder Beowulf verschmolzen.

Von besonderem interesse sind in dem dritten kapitel noch die neuen beiträge zur erklärung der völkerverhältnisse des Widsid (s. 81 fgg.), welche dichtung Müllenhoffs aufmerksamkeid wider und wider gefesselt hat.

Auf die „Einleitung“ folgt ein abdruck des für die höhere Beowulf-kritik grundlegenden aufsatzes Müllenhoffs: „Die innere geschichte des Beowulfs“, geschrieben 1868, erschienen im 14. band von Haupts ztschr. s. 193 fgg. Der abdruck ist ein sehr sorgfältiger; man könnte nur noch wünschen, dass die wenigen dem texte einverleibten späteren notizen Müllenhoffs durch den druck oder durch eckige klammern kenntlich gemacht worden wären. Diese zusätze sind nicht bedeutend, sie dringen an keiner stelle in den kern des aufsatzes; aber bei einem so feinen kritischen geiste ist jedes schwanken, jede meinungsänderung und -begründung beachtenswert. Ich stelle deshalb für die leser des Müllenhoffschen buches, welchen, wie mir, die älteren bände von Haupts zeitschrift nicht immer zur verfügung sind, die neuen bestandteile

der abhandlung zusammen: s. 112 z. 12 v. o. *in* bis *11*; s. 12 z. 20 fgg. v. o. *tō* bis *ungeschickt*; s. 113 z. 5 v. o. *unbedingt* bis *nicht*; s. 113 z. 9 v. o. *weitere*; s. 115 z. 5 fg. *auf* bis *fyder*; s. 115 s. 16 v. o. *als* bis *auszusprechen*; s. 115 s. 25 v. o. lesen wir für 419 jetzt 418, indem M. gewiss mit recht auch v. 418 noch in seine athetese gezogen hat; s. 115 z. 28 v. o. *Beowulf* bis *wird*; s. 116 z. 11 v. o. *das* bis *1474 fgg.*; s. 117 z. 1 v. o. *die* bis *607 fgg.*; s. 118 z. 6 v. u. *auch* bis *formel*; s. 120 z. 12 v. o. (*scealc* bis *teilen*); s. 121 z. 1 v. o. *Hroðgar* bis *beachtet*; s. 130 z. 2 v. u. *das* bis *vereinigt*<sup>1</sup>.

Die von einer randnotiz Müllenhoffs als unecht angezweifelte v. 1314/15 hat inzwischen auch ten Brink (l. c. s. 76) als wahrscheinlich späteren zusatz bezeichnet.

Dem herausgeber schulden wir besten dank für die gewissenhafte erledigung seiner aufgabe. Müllenhoffs abhandlungen sind uns ein kostbares vermächtnis: durch sie und ten Brinks Beowulf ist ein fester, wissenschaftlicher damm aufgeworfen, welchen die versuche, die ausschliesslich scandinavische herkunft der Beowulf-sagen und die einheit des uns überlieferten Beowulf-textes darzutun, schwerlich je überfluten werden.

MÜNCHEN, JUNI 1889. JANUAR 1890.

EMIL KOEPPPEL.

Beowulf. Untersuchungen von **Bernhard ten Brink**. Strassburg, Karl J. Trübner 1888. (Quellen und forschungen 62. heft.) 8. 247 s. 6 m.

In dieser dem andenken Wilhelm Scherers gewidmeten schrift stellt ten Brink für die entstehung des uns überlieferten Beowulf-textes folgende theorie auf:

Dieser text ist das resultat einer vermutlich noch im laufe des achten jahrhunderts erfolgten redaktion. Der ordner, in welchem ten Brink „einen nüchternen und in seiner art besonnenen mann“ erkent (s. 20), hatte zwei aufzeichnungen der Beowulfs-lieder vor sich liegen: eine ältere, welche nach ten Brink um das jahr 690, eine jüngere, die um das jahr 710 entstanden ist (s. 235). Die ältere bot ihm — um mich ten Brinks ausdrucksweise zu bedienen — die einleitung und das erste abenteuer, den kampf mit Grendel (A), das zweite abenteuer, den kampf mit Grendels mutter (C), und das vierte abenteuer, den kampf mit dem drachen (F); die jüngere: die einleitung und das erste abenteuer (B), das zweite abenteuer (D), das dritte abenteuer, Beowulfs rückkehr ins land der Gauten (E), und das vierte abenteuer (G). Diese versionen verschmolz der gesamtordner, so gut er konte, zu einem ganzen, indem er „sehr wenig, ja so gut wie nichts von dem seinigen hinzutat“ (s. 17). Auf diesen gesamtordner folgte noch ein interpolator — als generalinterpolator bezeichnet —, der sich aber ebenfals „ziemlich massvoll erwiesen hat. Seiner zusätze sind nur wenige, und diese haben einen bestimmten charakter, der seine tendenz überall durchschimmern lässt“ (s. 17). Sie sind nämlich „teils erbaulichen, teils dämonogenealogischen inhalts“ (s. 246).

Die einleitung und das erste abenteuer (v. 1—193 und 194—836 der überlieferung) hat der ordner somit aus den versionen A und B komponiert, wobei er durchgehends der version A, der älteren und ursprünglicheren, den vorzug gab. Ten Brink hat eine sorgfältige zergliederung seiner verschmelzung vorgenommen, und

1) Von druckfehlern sind mir aufgefallen: s. 112 z. 22 v. o. für *hi* lies *hie*. S. 129 z. 12 v. u. für *þeorium and ere* lies *eorlum and þere*. S. 140 z. 1 v. o. für 2749 lies 2794. S. 145 ist die seitenzahl 229 vier zeilen tiefer zu setzen. S. 150 z. 15 v. o. für 2583 lies 2582.

das mischungsverhältnis von A und B, sowie die zusätze des interpolators<sup>1</sup> festgestellt. Mit der beleuchtung des verfahrens des gesamtordners hat er sich jedoch keineswegs zufrieden gegeben, sondern er hat auch noch die beiden versionen A und B auf ihre älteren und jüngeren bestandteile hin untersucht. Er hat aus dem A-elemente der einleitung den kern von A herausgeschält, er hat an mehreren stollen von A und B die verschiedenen, ineinander verwobenen varianten gesondert — mit meisterlicher hand. Wenn man sich den für die einleitung herausgehobenen kern von A (s. 164) zusammenstellt, mit berücksichtigung einer von ten Brink vorgenommenen änderung (v. 135 *Hwæt* für *ac*) und der seinen zwecken entsprechenden ausfüllung der lücke in v. 159 (*ðæt se*), so erhält man eine treffliche dichtung, in welcher kein wort zu viel und ein jedes wort an seiner richtigen stelle ist. Der kritiker ist hier selbst zum dichter geworden. Ein anderes kabinetsstück dieser art liefert ten Brink für den B-bestandteil der einleitung, indem er dem B-diaskeuasten die aufnahme zweier epischen varianten (B<sup>1</sup> 147—158, 164—167 und B<sup>2</sup> 189—193) in seine version nachweist, und die variante B<sup>1</sup> des weiteren noch in ihre bestandteile  $\alpha$  und  $\beta$  zerlegt (s. 22 fgg.). Und die wirkung dieser jede wendung, jedes wort erwägenden, in jede versfuge spähernden kritik — von welcher sich noch viele, nicht minder glänzende beispiele anführen liessen — auf den leser ist nicht etwa eine beklemmende, sondern eine befreiende. Ein schleier nach dem andern hebt sich vor unseren augen: an den gestalten der ordner und samler vorbei dringt unser von dem kritiker geschärfter blick zu jener „vielheit von dichtern“ (s. 106), jener schaar von sängern, welche im volke der Angelsachsen von den taten des helden Beowulf sangen und in ihren liedern bald diesen, bald jenen ton kräftiger erklingen liessen.

Selbstverständlich wird man nicht immer bereit sein, sich die resultate der von ten Brink geübten kritik widerspruchslos zu eigen zu machen. Der erste stein des anstosses ist mir, dass ten Brink den halbvers 90<sup>a</sup> noch zum kern von A rechnet, obschon sich ihm in A keine passende ergänzung desselben bietet, und dass er das folgende christliche schöpfungslied nicht dem general-interpolator zuschreiben, sondern als eine noch im lebendigen epischen vortrag erfolgte erweiterung betrachten will (s. 12 und 233). *Swutol sanz scopes* 90<sup>a</sup> klingt ihm mehr wie „eine natürliche fortsetzung, denn wie ein künstlicher zusatz“ (s. 12), und das *cwæð* 92, welches das *sæzde* 90 nach so kurzem zwischenraum wider aufnimmt, lässt ihn vermuten, dass auch hier wider eine verschmelzung zweier untervarianten vorliegt (s. 13). Ich glaube nicht, dass ten Brink wohl daran getan hat, die alte, schon von Ettmüller und Müllenhoff bestimmte grenze des echten teiles zu verrücken. Der zusammenhang, welcher zwischen 89<sup>b</sup> und 90<sup>a</sup> besteht, ist jedenfalls ein ganz lockerer, während sich 90<sup>a</sup> und 90<sup>b</sup> fest aneinander schliessen: es kann meines erachtens kaum zweifelhaft sein, dass 90<sup>a</sup> *swutol sanz scopes* von dem A-interpolator angefügt wurde, um in beliebter weise ein lied einflechten zu können. Ich nehme deshalb mit Ettmüller und Müllenhoff an, dass die erweiterung mit 90<sup>a</sup> beginnt, bin jedoch nicht geneigt, die ganze stelle 90—98 mit Ettmüller als christlichen zusatz zu beurteilen. Wenn wir nämlich berücksichtigen, dass die verse 90<sup>b</sup>—91: *Sæzde, sê ðe cûðe frumsceaft fira feorran reccean*, durchaus kein christliches gepräge haben, dass es im gegen- teil, fals von vornherein ein christliches schöpfungslied beabsichtigt war, auffallen

1) Von den christlich angehauchten, von Ettmüller und Müllenhoff längst als unecht erkanteten vorsen 179—188 sagt auch ten Brink, dass sie „höchst wahrscheinlich erst nach der redaktion interpoliert wurden“ (s. 20); s. 164 z. 9 v. o. hingegen führt er sie als zu dem bestand von A gehörig auf. Hier liegt wol nur ein druckfehler vor: für 168—188 lies 168—178.

muss, dass zuerst von dem ursprunge des menschen die rede ist, gegen die reihenfolge der biblischen schöpferlehre, welche in den folgenden versen mit einziger umstellung des dritten und vierten tages beobachtet ist, — so liegt der gedanke nahe, dass die verse 90—91 von den folgenden zu trennen sind, und dass uns in ihnen die alte überleitung zu der inhaltsangabe des liedes des sängers erhalten ist. Ein derartiges betonen der dem sänger eigenen kennis der grauen vorzeit, zu eingang seines liedes, steht nicht vereinzelt da, man vergleiche 869 fg.: (*cyninzes ðezn*) *sē ðe eal-fela eald-zesezena worn zemunde*. Wie der sänger nach diesen vorbereitenden worten von Sigemund und Fitela kündet, so wird er auch an unserer stelle von den helden der vorzeit gesungen haben. Dem frommen interpolator aber, der gerade in der einleitung seine anschauungsweise stark zur geltung bringt, dünkte es schicklicher, dass die halle Heorot von dem lobe gottes ertönte, und er fand in der erwähnung des ursprunges der menschen die inspiration zu dem schöpferlied, welches er für den alten heldensang einfügte. Wie wenig seine worte zu dem fröhlichen zechgelage der kriegler passen, ist schon öfters bemerkt worden. Der fromme mann hat seine sache überdies keineswegs geschickt gemacht, er lässt uns seine textänderung auf das deutlichste erkennen, indem er plump aufs neue mit *ewæð* 92 eingesezt hat.

Zur stütze der annahme ten Brinks, dass wir in den versen 99 fgg. eine epische variante zu 86 fgg. zu sehen haben, welche Grendel in B einführt, möchte ich noch auf die vollkommen parallel gebaute stelle 2210<sup>b</sup> fg. hinweisen:

*oð ðæt an onzan*

*deorcum nihtum draca ricsan.*

Auch hier führt der sänger eine der hauptgestalten des epos und zwar wider den vertreter des bösen principes, den drachen, welcher seinen hörern aus der sage zweifelsohne wol bekant, in seinem liede jedoch noch nicht erwähnt war, durch *an* (= *ille* vgl. Braune, Beitr. XII, 393 fgg.) in die erzählung ein.

Zu ten Brinks analyse des ersten abenteuers ergaben sich mir folgende bemerkungen:

205—209 (s. 32). Die ersten 4 zeilen dieser B zugeschriebenen stelle scheinen mir für A unentbehrlich: die erwähnung des erfolges ergibt sich wie von selbst und die bemerkung, dass sich der held die kühnsten männer erwählte, findet ihren nachklang in den A angehörenden rühmenden worten Wulfgärs 368 fg.: *Hj on wīz-zetāwum wyrdē ðinceað eorla zecāhtlan*. Auch dem zahlenargument ten Brinks könnte ich schon im hinblick auf *ðritiz* 123 in A keine überzeugende kraft zugestehen, es wird aber noch abgeschwächt dadurch, dass in der C-version des zweiten abenteuers, welche stark unter dem einflusse von A, oder vielmehr (vgl. s. 93 fgg.) A' steht, die zahl der gefährten Beowulfs in genauer übereinstimmung mit unserer stelle angegeben ist (vgl. v. 1641). ten Brink hat diesen einwand wol vorausgesehen und sucht ihm s. 111 anm. zuvorzukommen: er bringt aber weder hier noch auch im dreizehnten kapitel zwingende beweis für den zwischen B und C bestehenden zusammenhang, während die anlehnung von C an A' von ihm selbst über alle zweifel gehoben worden ist.

473—479 (s. 51). Solte Hrōðgärs rede ursprünglich wirklich keinen hinweis auf die Grendelplage enthalten, solte er der angelegenheit, welche im mittelpunkte des ganzen liedes steht, die den Gautenhelden zu ihm führte und von welcher dieser in seiner rede gesprochen hatte, wirklich mit keinem worte gedacht haben? Ich kann in diesen versen keine spätere erweiterung sehen, sie scheinen mir fest ein-

gefügt in den symmetrischen aufbau des ersten gesprächs zwischen dem könig und dem helden. In den schlussversen: *Ʒod eáde mæz ðone dol-scaðan dæda Ʒetwæfan!* kommt die durch Beowulfs erscheinen hervorgerufene, hoffnungsvollere stimmung des greisen königs würdig und massvoll zum ausdruck.

595—600 (s. 52). In diesem passus hält ten Brink die verse 596, 597<sup>b</sup>—600<sup>a</sup> für eine spätere erweiterung in A. Meines erachtens kann auch der kern von A 596 nicht entbehren, da *ða fæhte* 595 einer näheren bestimmung bedarf und ohne den folgenden vers in der luft schwebt. Eine gewisse herbe des ausdrucks darf uns in dem munde des gereizten helden nicht befremden: der gegen Unferð geführte hieb streift begreiflicher weise auch dessen volk. Dem einwande, dass *atole eez-ðræce* 596 zu schnell auf *atol æz læca* 592 folgt, wird ten Brink wol selbst nicht zu viel gewicht beilegen, da er sich andern orts durch das zusammenrücken derselben wörter in seinen athetesen nicht beirren lässt (vgl. s. 84 *Ʒrendles heáfod*). In der tat waren auch die angelsächsischen dichter nicht so ängstlich auf den wechsel des ausdrucks bedacht, wie es unser verwöhntes modernes ohr und auge fordern. — Die ausscheidung von 597<sup>b</sup>—600<sup>a</sup> scheint mir durchaus berechtigt.

433—441. 669—690. An diesen beiden stellen erscheint das schwertmotiv, die ruhmrede Beowulfs, dass auch er dem waffenlosen unhold gegenüber auf den gebrauch des schwertes verzichten wolle. ten Brink hält es nicht für wahrscheinlich, dass die beiden stellen gleichberechtigt nebeneinander bestehen konnten, aber er hilft sich in diesem falle nicht damit, dass er die eine stelle als spätere erweiterung von A ansieht, sondern er benützt diese parallelstellen zur erläuterung seiner grundanschauung von der entwicklung des altenglischen epos. Innerhalb dieser entwicklung erkennt er ein aufsteigen, einen höhepunkt und ein sinken: die weniger wirkungsvolle der beiden ruhmreden nun, die verse 433—441, welche sich seines erachtens gleichwol trefflich an das vorhergehende anfügen und der rede Beowulfs einen befriedigenderen abschluss geben, rechnet er zu den partien, „deren entstehung vor den kulationspunkt der epischen entwicklung, wenn auch demselben ganz nahe, fällt“ (s. 108). Die einwände, welche sich allenfalls hinsichtlich der betreffenden stelle gegen ten Brinks ansicht erheben liessen, liegen auf der oberfläche; sie würden mir aber auch gegenüber des kritiklers tiefdringender erkenntnis so leicht erscheinen, dass ich darauf verzichte sie vorzubringen. Denn wie man sich auch für die betreffende stelle zu ten Brinks ausführung stellen mag — niemand wird verkennen, wie anregend solche wahrnehmungen des kritiklers wirken, wie durch sie die theorie an farbe gewint und uns gleichsam sinfällig vor augen gebracht wird.

760—765 (s. 54). Mit der von ten Brink vorgenommenen herstellung des kernes dieser stelle kann ich mich nicht befreunden. Drei punkte sprechen meines erachtens gegen dieselbe:

1) ist mir der plötzliche wechsel des subjectes in der reconstruierten langzeile 760<sup>a</sup>/764<sup>b</sup>: *ond him fæste wiðfēnz. Wiste hē finzra Ʒeweald* bedenklich;

2) stosse ich mich daran, dass die allerdings nötige betonung dieses wechsels eine textänderung bedingt: *hē* für das überlieferte *his*. Die annahme, dass das irtümliche *hē* der handschrift in 765<sup>b</sup> ursprünglich in 764<sup>b</sup> gestanden habe, setzt ein etwas kompliziertes schreiberversehen voraus: der schreiber müste das wort zuerst übersehen und dann auf dasselbe zurückgeblickt und es auf gut glück in seine abschrift eingefügt haben;

3) erscheint mir die halbzeile *wiste hē finzra Ʒeweald* als ein überaus matter anfang der kampfschilderung. Bei dem ersten zusammenprallen der gewaltigen erwar-

tet man einen kräftigen ton des sängers, und das überlieferte, etwas hyperbolische, vokalreiche *finzras burston* schalt uns viel stimmungsvoller zu ohren, als das klanglose *wiste hæ finzra zeweald*.

ten Brink betrachtet gewiss mit recht die verse 761 — 764<sup>a</sup> als spätere erweiterung, ich rechne 764<sup>b</sup> noch hinzu und finde gerade diesem halbvers den stempel der interpolation aufgedrückt: das schliessliche widereinlenken in die bahn des originals, man vergleiche *finzras* 760<sup>b</sup> und *finzra* 764<sup>b</sup>. Mir gestaltet sich demnach der kern von A für diese stelle wie folgt:

758 *Zemunde ðā se mōdza mēz Hīzelāces*

*āfensprāce, ūp-lanz āstōd*

760 *ond him fæste wiðfēnz: finzras burston*

765 *on zames zrāpum. Ʒæt wæs zēcōr sīt ...*

Die in vorstehendem entwickelte auffassung einiger stellen beeinflusst übrigens mein gesamturteil über den von dem kritiker ermittelten kern der version A, welchen er s. 55 übersichtlich zusammengestellt hat, keineswegs. Wie für die einleitung, so hat er uns auch für das erste abenteuer aus der überlieferung eine abgerundete dichtung herausgehoben. Ob das lied von Beowulfs kampf mit Grendel in einer seiner versionen ursprünglich so gelautet hat, vermögen wir freilich nicht mit sicherheit zu sagen, aber wir fühlen, dass es so hätte lauten sollen, dass es der begabteste scop nicht wirkungsvoller hätte zum vortrag bringen können.

Für das zweite abenteuer, den kampf mit Grendels mutter, benützte der gesamtordner nach ten Brink gleichfalls zwei verschiedene versionen C und D, von welchen C als die ältere, D als die jüngere fassung der dichtung zu betrachten ist. In C findet ten Brink in seinem fünften kapitel, das von den quellen des zweiten abenteuers handelt, die spuren zweier älteren darstellungen. Indem er auf H. Möllers (Das altenglische volksepos in der ursprünglichen strophischen form, Kiel 1883) ähnliche erkenntnis hinweist, setzt er erstens voraus, dass der dichter von A sein lied nicht nach der besiegung des unholdes abgebrochen, sondern auch noch von der ehrung und dem abschiede des helden gekündet habe, und es gelingt ihm, mit grossem scharfsinn den bestand dieser älteren version in C abzugrenzen. Gegen seine bestimmung der möglicherweise aus A, oder vielmehr aus A' — wie ten Brink die gesamt-darstellung des ersten abenteuers bezeichnet (s. 93) — stammenden stellen (s. 94 fg.) wüste ich kein bedenken zu erheben, ich würde nur in der dankrede Hrōdgārs die verse 930 fg. nicht ausscheiden, weil dieser aufblick zum höchsten dem greisen könig treflich ansteht und in vollkommener harmonie sowol mit seinem in dem ersten gespräch mit Beowulf ausgedrückten gottvertrauen, als auch mit der allgemeinen „diskret christlichen“ (s. 35, vgl. s. 223) stimmung von A' ist.

Ferner erkennt ten Brink, von dem vielbesprochenen *hwæter* 1331 ausgehend, in C die spuren einer älteren selbständigen dichtung (X), welche von der heimsuchung des königssitzes der Dänen durch einen von den menschen nicht erkanten unhold handelt, das Æschere-motiv enthält, und den helden auf dem meeresgrunde den kampf mit beiden geistern, mit mann und weib bestehen lässt. In diesen ausführungen berührt sich ten Brink mehrfach mit der von ihm s. 6 und 93 citierten, sehr beachtenswerten studie von Friedrich Schneider (Der kampf mit Grendels mutter, Berlin 1887), auf deren letzter seite auch die möglichkeit einer dichtung, in der Beowulf beide unholde in ihrem meersaale bekämpfte, angedeutet ist. Es ist ein hoher ästhetisch-kritischer genuss der untersuchung ten Brinks zu folgen, sich zu überzeugen, mit welchem geschick er aus dem gespräche des königs mit Beowulf

(1321—1396) den bestand von X heraushebt, zu sehen, wie er die *dissecta membra* zu einem organischen, lebensfähigen ganzen verwachsen lässt (s. 96 fg.). Alle bezie- hungen auf das erste abenteuer, auf den kampf mit Grendel, der in X noch nicht statgefunden hatte, sind ausgemerzt, ohne dass wir die lücke empfinden. Ich habe dieser rekonstruktion von X gegenüber nur ein bedenken: konte der könig zu Beowulf, der noch nicht als retter der Dänen aufgetreten war — denn an eine ausserhalb der Grendelsage stehende heldentat des recken darf doch gewiss nicht gedacht werden — konte der könig in X mit starker betonung zu Beowulf sagen: *Nū is se rād zelanz eft et ðē ānum!* (1376<sup>a</sup> fg.) = „Nun steht die hülfe wider bei dir allein?“ Hier stossen wir meines erachtens auf eine spur der überarbeitung, welche die ältere dichtung von dem C-Diaskeuasten erfahren hat; ich glaube nicht, dass diese verse aus der ursprünglichen fassung von X stammen können. Dass *eft*, wie Schneider s. 17 anm. fragweise andeutet, mit „darnach, nachdem ich dir dies aus- einandergesetzt habe“, zu interpretieren sei, scheint mir bei der nachdrucksvollen stellung des wortes — in der alliteration und zu anfang des verses — und bei dem emphatischen tone der ganzen stelle ausgeschlossen.

ten Brink prüft sodann auch noch die anderen abschnitte des von ihm in 11 abschnitte geteilten zweiten abenteuers auf ihren X-bestand, und zwar nicht nur die ältere version C, sondern auch die jüngere version D. Es ist das ein sehr schwieriges unternehmen, bei welchem ten Brink denn auch mit der entsprechenden behutsamkeit vorgeht und viel mit möglichkeiten operiert. Infolge dessen bleibt einem das X-element der übrigen abschnitte etwas schattenhaft; ich vermisse in der besprechung der X-teile von D eine erwähnung der verse 1341 fgg. und 1405 fgg., in welchen das Æschere-motiv erscheint, und des plurals *hūses hyrdas* 1666. Mit um so grösserem interesse sieht man der wiederherstellung dieser dichtung und der A'-version des ersten abenteuers entgegen, welche ten Brink zu veröffentlichen gedenkt (s. 101). Einstweilen hat er sich mit der frage beschäftigt, welche von den beiden dichtungen die ältere sei, X oder A'. Er komt dabei zu dem überraschen- den schluss, dass X, obwol es dem mythus, welcher nach Müllenhoff der Beowulf- sage zu grunde liegt, näher steht (s. 101), gleichwol jünger sei als die A'-dichtung, und unter deren einfluss entstanden sei (s. 103). Ich neige mich der ansicht zu, dass, wenn es eine dichtung gab, welche den helden auf dem seegrunde den kampf mit beiden unholden, mit mann und weib, bestehen liess, ein anderes lied, das uns Beowulf im kampf mit einem der meeresgeister, mit dem gefährlicheren, dem manne, vor augen bringt, sich die motivfülle jener dichtung zu nutzen gemacht hat, in der blütezeit der epischen dichtung aus jener herausgewachsen ist.

Wenden wir uns nun zur betrachtung der weder von A' noch von X beein- flussten teile von C und D, so fällt uns vor allem die kräftige beleuchtung des anfan- ges des ersten abschnittes auf, welche uns hinter C eine ältere, einfachere form C', und hinter C' noch die ursprüngliche fassung C'' deutlich erkennen lässt (s. 62 fg.). Weniger gelungen scheint mir die lösung des C-kernes aus den versen 1279—1295. Sie veranlasst den kritiker nämlich zu zwei text-änderungen (1282 *Nes*, 1295 *on flette*), von welchen die eine (*on flette*) noch obendrein so einschneidender art ist, dass sie ent- weder dem sänger die ungeschicklichkeit zuschiebt, er habe ein faktum, welches seine hörer erfahren musten, die flucht des scheusals, schlechtweg verschwiegen, oder zur annahme einer lücke zwingt. Mir scheint der passus von 1279—1295 in bestem inneren zusammenhange zu stehen; er mag einige spätere erweiterungen enthalten, aber der sinn der ganzen stelle ist klar und ich würde es nicht wagen, ihm durch

textänderungen eine verschiedene wendung zu geben. Mit 1296 ändert sich die sache. Mit diesem verse begint der C-ordner — wie wir von ten Brink selbst gelernt haben — zu mischen, er flicht aus X das Aeschere-motiv ein, und wie er denn überhaupt der aufgabe dieser verschmelzung nicht gewachsen war, bringt er sich schon mit 1298<sup>b</sup> (*þone ðe heó on ræste ábreát*) in widerspruch zu dem vorhergehenden.

1455—1464 und 1518—1528. Ich kann nicht finden, dass sich zwischen diesen beiden stellen eine inkongruenz ergibt, welche uns nötigen könnte dieselben verschiedenen dichtern zuzuschreiben (s. 79). Dass der dichter das schwert Hrunting voltönig pries, war — zumal einem publikum gegenüber, welches sich so gern von schwertern singen und sagen liess — ein sehr einfaches kunstmittel, um das versagen der guten klinge der meerwölfin gegenüber um so überraschender erscheinen zu lassen, das zauberhafte wesen der unholdin um so wirkungsvoller hervorzuheben. Die zweite stelle erinnert uns in ihrem aufbau durchaus an die erste; mancher in dieser angeschlagene ton findet in jener sein echo:

1460	<i>næfre hit æt hilde ne swác</i>
	<i>manna ænzum . . .</i>
1524	<i>ac seó ecʒ zeswác</i>
	<i>ðeódne æt ðearfe . . .</i>
1463	<i>næs ðæt forma sið</i>
	<i>ðæt hit ellen-weorc æfnan scolde</i>
1527	<i>ðá wæs forma sið</i>
	<i>deórum mādme, ðæt his dóm álæg</i>

Ein nochmaliger hinweis auf das eigentumsrecht des Unferð würde meines erachtens das tempo der kampffeschilderung nutzlos gehemt haben.

1677—1687. Müllenhoff (Haupts ztschr. XIV s. 213) beanstandet die auffälligen widerholungen dieser stelle, ten Brink erklärt sie, indem er dieselben verschiedenen fassungen zuschreibt: er rechnet 1677—1680 zu C, 1681—1687 zu D (s. 85). Ausserdem ist er geneigt 1684—1687 mit hoher wahrscheinlichkeit als bestandteil von X zu bezeichnen, als subjekt von *on zeweald zehwearf* ursprünglich *ʒrendles heáfod* und für *hylt* 1687 ursprünglich *heáfod* zu vermuten, da der könig in der sich nach ten Brink unmittelbar anschliessenden aus D stammenden rede 1769 fgg. nur des schwertblutigen hauptes, nicht aber des schwertgriffes gedenkt (s. 99 fg.). Dieser etwas komplizierten annahme gegenüber möchte ich die ganze stelle für C beanspruchen und den kern derselben wie folgt bestimmen:

1677	<i>þá wæs ʒylden hilt ʒamelum rince,</i>
	<i>hārum hild-fruman on hand ʒyfen,</i>
1681/1684	<i>wundor-smīða ʒeweorc, worold-cyninʒa</i>
	<i>ðæm sēlestan be sæm tweónum,</i>
	<i>ðāra ðe on Sceden-iʒʒe sceattas dælde.</i>
1687	<i>Hrōðʒār mādélode, hylt sceáwode:</i>
1700	<i>„þæt lá mæg secʒan usw.</i>

Auf diese weise sind nicht nur alle wörtlichen widerholungen, sondern auch — worauf es mir besonders ankommt — die höchst überflüssige, störende nochmalige erwähnung von Grendels und seiner mutter tod beseitigt. *Wundor-smīða ʒeweorc* steht in beliebter weise parallel zu *ʒylden hilt*, *worold-cyninʒa ðæm sēlestan* zu *hārum hild-fruman* und *ʒamelum rince*. Derartige triaden sind in unserm epos nichts



ungewöhnliches: 1847 fgg. finden wir, obenfalls in C, für *Hyzelac* die dreifache bezeichnung *Hrēðles eaferan*, *ealdor ðinne*, *folces hyrde* (vgl. ausserdem 267 fgg. 344 fgg., 350 fgg., 2356 fgg. 2381 fgg., 2794 fgg.). Dass *Hrōðgār* nicht gleich zu anfang seiner rede auf den schwertgriff zu sprechen komt, sondern zuerst den helden rühmt, ist nur natürlich, im weiteren verlauf der rede wird C durch die lange, religiöse interpolation und D verdeckt. — Will man hingegen der annahme ten Brinks, welcher 1687 mit *heáfod* für *hyllt* zu D rechnet, entgegenkommen, so lässt sich für C folgende ursprüngliche form vermuten, welche alle die an die erwähnung der hilze geknüpften, verwirten, ungeschickt ineinander geschachtelten einzelheiten — man vergleiche die bedenkliehen anschlüsse mit *ond* 1681, *Swā* 1694, das subjektlose *on zeweald hwearf* 1684 — als spätere zutaten erscheinen lässt:

1677 *Þā wæs zylden hilt zamelum rince,*  
*hārum hild-fruman on hand zyfen,*  
 1681/1698 *wundor-smīða zeweorc. Þā se wisa spræc*  
*sumu Healfdenes (swizedon ealle):*  
 „*Þæt lā mæz seczan* usw.

In dem siebenten kapitel handelt ten Brink von der rückkehr Beowulfs ins land der Gauten, dem dritten abenteuer (E), welches dem gesamtordner nur in einer fassung vorlag. Seine einleitenden bemerkungen über dieses gleichsam im keim erstickte epos sind ebenso scharfsinnig, wie lichtvoll; bei der ausscheidung der späteren erweiterungen geht er von Müllenhoff aus, steckt jedoch meistens — meines erachtens mit richtigster erkenntnis — die grenzen etwas verschieden ab. Betrefts der lezten interpolation 2177 — 2189 bringt er, auf Bugges enthüllung der Heremôd-allusion gestützt, überzeugend zur geltung, dass sie aus C herübergenommen ist, und ursprünglich den schluss dieser version bildete, für welchen der ordner erst nahe dem ende des dritten abenteuers einen, seiner meinung nach, passenden platz fand (s. 119 fgg.).

Bei der besprechung des vierten abenteuers im achten kapitel führt ten Brink zuerst den beweis, dass der gesamtordner für den kampf mit dem drachen aus zwei versionen (F und G) schöpfte; G soll der redaktor nur gelegentlich benützt, F seinem texte zu grunde gelegt haben (s. 129).

2287 — 2290 schreibt ten Brink G zu. Durch diese athetese geht für F, für die von dem ordner in erster linie berücksichtigte version, ein umstand verloren, welcher meines erachtens in einer klaren, verständlichen erzählung betont werden musste, das erwachen des drachens. Wenn wir ferner erwägen, dass die beiden verse 2287/88, welche das erwachen des drachens melden, zwei wörter enthalten, welche im ganzen Beowulf nur in F erscheinen (2287 *wrōht* vgl. 2473, 2913; 2288 *stearc-heort* vgl. 2552), so werden wir uns doppelt schwer entschliessen, die beiden verse von F abzutrennen. Teilen wir sie deshalb dieser fassung zu und suchen dann, von 2288 aus, die fortsetzung von F, so wird uns die nat der erweiterung verraten durch die den interpolationen eigene wiederaufnahme des wortlauts des originals: das v. 2288 beschliessende verbum *onfand* kehrt am schlusse von 2300 wider, und 2301 schliesst sich trefflich, ohne lücke, ohne gedankensprung, an 2288 an:

2287 *Þā se wyrm onwōc, wrōht wæs zenīwad*  
 2288 *stenc ðā æfter stāne, stearc-heort onfand,*  
 2301 *ðæt hæfde zumena sum zoldes zefandod*  
*heáh-zestreóna.*

Hiemit scheint mir der kern dieser stelle getroffen zu sein. Jedenfalls hat diese reconstruierung der ursprünglichen gestalt von F einen höheren grad von wahrscheinlichkeit für sich, als die von ten Brink für möglich erachtete bestimmung derselben. Er verfährt dabei doch wol alzu wilkürlich, indem er von 2280 zu 2295, von 2295 zu 2300 springt, und in 2295 das *done* der überlieferung streicht. Die widerspruchsvollen verse 2289—2300, welche der kritik schon so viel zu schaffen gemacht haben, da sie, von lästigen wortwiderholungen abgesehen, eine textkorrumpel, eine lücke, und eine, wenn auch nicht geradezu fehlerhafte, so doch im Beowulf immerhin sehr auffällige alliteration<sup>1</sup> (2298) aufweisen, betrachte ich als späte erweiterung in F.

Nach der kritischen analyse des vierten abenteuers hebt ten Brink die ergreifenden schönheiten der dichtung von Beowulfs kampf mit dem drachen hervor, indem er deren stil mit dem von *Beowulfs sîð* vergleicht. Was das zeitliche verhältnis der lieder von Grendel und von dem drachen anlangt, so hält er das drachenlied, trotz seines schwermütigen tones, der neigung zu reflexionen und der vorliebe für den reim, für etwas älter als die Grendeldichtung. Seine begründung dieser ansicht ist sehr feinsinnig und enthält für mich viel überzeugendes; zu einer sicherheit wird man ja, wie ten Brink selbst sagt (s. 156), in dieser frage schwerlich je gelangen.

Der entwicklung seiner theorie von der entstehung des Beowulfs-epos lässt ten Brink noch fünf inhalts- und gedankenreiche kapitel folgen, in welchen er sich mit der strophentheorie Möllers beschäftigt, für die englische herkunft der *sage* und des epos von Beowulf in die schranken tritt, die Gauten des epos von den Jüten, den bewohnern Jütlands, sondert, die heimat und entstehungszeit des Beowulf beleuchtet und die handschrift auf ihre vorstufen prüft. In dem fünfzehnten und lezten kapitel fasst er die ergebnisse seiner untersuchungen kurz und übersichtlich zusammen. ten Brinks methode zeichnet sich auch in diesen abschnitten durch ein kühnes, frisches anfassen der probleme aus; namentlich in seinen erörterungen der heimat und entstehungszeit des Beowulf tritt uns sein streben nach so zu sagen greifbaren resultatn öfters in überraschender weise entgegen. Bei der besprechung der sprachlich-metrischen kriterien für die bestimmung der heimat hätte noch darauf hingewiesen werden können, dass Sievers (Beitr. X, s. 498) in vors 1828<sup>b</sup> für das überlieferte *dydon* von dem metrum *dædon* gefordert erachtet

1) Auch von Bugge (Beitr. XII, 103) als „bedenklich“ bezeichnet, und durch die konjektur *wæs ðe* für *hwæðre* beseitigt. ten Brink beanstandet Bugges änderung aus metrischen gründen und setzt für *hwæðre* ein: *wer*, indem er zugleich *ne* 2297 in *nô* verwandelt (s. 132). Solte uns diese auffallende behandlung des stabreimes nicht die schlussfuge einer sehr späten einschub verraten? Solte die stelle anfänglich nicht gelautes haben:

2293 *Hord-weard sôhte,*  
*zeorne æfter 3runde, wolde zuman findan,*  
*ðone ðe him on swofote sære zeteoðe,*  
 2296/2298 *hât ond hreoh-môd: hwæðre hilde gefeh*  
*beadu-weorces. Hwîlum on beorh æthwearf*  
*sinc-fæt sôhte usw.*

Auf diese weise schwindet die bedenkliche alliteration, der in *hwæðre* liegende gegensatz, der in der überlieferung durchaus nicht am platze ist, erscheint vollkommen berechtigt, und der gleichlautende vorschluss, 2296 *ymbe-hwearf*, 2299 *æthwearf*, ist entfernt. Logische bedenken lassen sich gegen den zusammenhang der stelle nicht erheben: „Der hortwart suchte eifrig den grund entlang, wolte den menschen finden, der ihm, da er schlief, kränkung zugeflügt hatte, heiss und zornigen mutes: gleichwol freute er sich auf den kampf, das kampfwerk. Dann wante er sich wider zum berge usw.“ Dass der dieb glücklich entkommen ist, wissen wir bereits aus den versen 2281 fgg.

und geneigt ist, in dieser form ein zeugnis der northumbrischen herkunft des epos zu sehen.

Wenn ich nun zum schlusse nochmals auf den hauptbestandteil des ten Brinkschen buches zurückblicke, auf seine theorie von der entstehungsweise des uns überlieferten Beowulf-textes, so scheint mir dieselbe einen wesentlichen fortschritt zu bekunden gegenüber der von Müllenhoff geübten kritik, von welcher ten Brink stets ausgeht und deren verdienste er wiederholt mit warmen worten betont. Die theorie des Strassburger gelehrten ist einfacher, sie gewährt uns noch tiefere einblicke in die entstehung des epos, bringt uns die variantenfülle der überlieferung noch überzeugender zum bewusstsein, und befreit uns von jenen widerspruchsvollen und widerspruch erregenden wesen, den Müllenhoffschen interpolatoren. Man darf wol mit sicherheit annehmen, dass die reihen derjenigen Beowulfsfreunde, welche trotz Müllenhoff noch an der einheitlichen entstehung des epos festhielten, durch ten Brinks werk bedeutend gelichtet werden.

So hat der geistvolle mann, dessen eigenart in einer seltenen, glücklichen mischung philologischer akribie, kritischen scharfsinns und wahrhaft dichterischen empfindens besteht, auch mit dieser seiner neuesten leistung unsere erkenntnis des wahren gefördert.

Im interesse der zweiten auflage verzeichne ich noch die von mir bemerkten druckfehler: s. 14 z. 8 v. u. für *fahde* lies *fähde*; s. 18 z. 8 v. o. für *æzlæca* lies *æzlæca*; s. 18 z. 13 v. u. für *Wæs* lies *Wæs*; s. 22 z. 12 v. o. ist *a* zwischen *banan* und *folnum* zu streichen; s. 22 z. 17 v. o. für *ðæ* lies *ðä*; s. 22 z. 20 v. o. für *ða* lies *ðä*; s. 31 z. 4 v. u. für s. 11 lies s. 15; s. 54 z. 18 v. o. für 814 lies 813; s. 114 z. 17 v. o. ist „Gautenlande“ zu ändern; s. 119 z. 2 v. o. für 1529 lies 2029; s. 141 z. 19 v. o. für *wærp* lies *wearp*; s. 147 z. 17 v. u. für 2420 lies 2421; s. 214 anm. z. 2 v. u. für 467 lies 468. Geringfügige druckfehler im deutschen text finden sich ausserdem s. 15 anm. z. 5 v. u. lies Etmüller; s. 33 z. 7 v. u. bruchstücke; s. 67 z. 8 v. o. geschenke; s. 141 z. 7 v. u. ursprünglich; s. 186 z. 7 v. o. unmittelbaren; s. 188 z. 13 v. o. partien; s. 228 z. 15 v. o. verlauf.

MÜNCHEN, OKTOBER 1888. JANUAR 1890.

EMIL KOEPPPEL.

---

Geschichte der französischen nationallitteratur von den ältesten zeiten bis zum sechzehnten jahrhundert. Bearbeitet von **Adolf Kressner** in Kassel. Berlin 1889, Nicolaische verlagsbuchhandlung, R. Stricker. VI und 224 s. 6 m.

Während es noch vor kurzem an einem buche fehlte, das in gedrängter form eine den forderungen der wissenschaft entsprechende übersicht über die ergebnisse der älteren französischen litteratur zu geben versuchte, besitzen wir deren jetzt drei, nämlich ausser dem oben angeführten das vortrefliche von Gaston Paris „La littérature française au moyen âge“ (Paris 1888) und den „Grundriss der geschichte der französischen litteratur“ von dr. Heinrich Junker (Münster 1889).

Das nummehr zu besprechende werk bildet den ersten band der sechsten, völlig umgearbeiteten auflage der bekannten Kreyssigschen litteraturgeschichte, deren zweiten, die neuere zeit behandelnden teil prof. Joseph Sarrazin übernommen hat. Es fällt von vornherein auf, dass bei der verteilung des gesamten stoffes das sechzehnte jahrhundert dem bearbeiter der älteren periode zuerteilt worden ist, während es doch

natürlicher gewesen wäre, den ersten band ausschliesslich der mittelalterlichen litteratur bis zu ihren letzten entwicklungsstufen zu widmen, den zweiten jedoch mit der renaissance d. h. dem völligen bruch mit der alten überlieferung zu beginnen.

Was die einteilung des vorliegenden ersten bandes betrifft, so umfasst das erste kapitel einige bemerkungen über die geschichte der sprache und eine kurze besprechung ihrer ältesten denkmäler, das zweite bespricht recht eingehend (in mehr als 50 seiten) die geschichte der provenzalischen litteratur, und zwar bis in die neueste zeit, worauf das dritte wieder zu dem eigentlichen gegenstande zurückkehrt. Es liegt auf der hand, dass dies zerreißen des stoffes der übersichtlichkeit des ganzen nicht gerade förderlich ist.

Um das buch für studierende nutzbar zu machen, hat der verfasser in den anmerkungen zahlreiche bibliographische angaben hinzugefügt, welche über spezialarbeiten sowie über ausgaben der einzelnen denkmäler unterrichten sollen. Dieser teil der arbeit lässt aber viel zu wünschen übrig. Einerseits werden mehrfach werke angeführt, die durchaus nichts mit der litteraturgeschichte zu tun haben, wie Harseim, Vocalismus und konsonantismus im Oxforder psalter; Meister, Die flexion im Oxforder psalter; Dreyer, Der lautstand im Cambridger psalter; Fichte, Die flexion im Cambridger psalter; Merwart, Die verbalflexion in den Quatre livres des rois; sogar einzelne textkritische bemerkungen werden angeführt, wie W. Förster, Zu Quatre livres des rois (sämtlich auf s. 16) usw. Andreerseits vermisst man zahlreiche andre, die nicht hätten fehlen sollen. Ich greife einige wichtige heraus, z. b. aus der provenzalischen litteraturgeschichte die sonderausgaben der trobadors Cercamon (ed. Mahn, Jahrbuch I, 83 fg.), Renaud und Geoffroy de Pons (p. p. Cabaille 1881); Paulet de Marseille (p. p. Levy, Rev. des langues rom. 1882); Zorzi (ed. Levy 1883); Peire de la Caravana (von Canello, Giorn. di fil. rom. 7, 1 fg.); endlich Rambertino Buvaletti (von Casini, Bologna 1880); von anderen ausgaben: La chanson de la croisade contre les Albigeois p. p. P. Meyer. 2 b. 1875—79; La chanson d'Antioche p. p. G. Paris, Rom. 17, 513 fg.; Vie de Sainte Marguerite p. p. Noulet 1875; Das evangelium Nicodemi, herausg. von Suchier, Denkmäler I, 1—84 usw.; aus der französischen: das Altfranzösische übungsbuch von Förster und Koschwitz 1884, welches die ältesten denkmäler sämtlich enthält; Parise la duchesse p. p. Martonne 1836; Lais inédits des XII<sup>e</sup> et XIII<sup>e</sup> siècle p. p. Fr. Michel 1836; Raoul de Cambrai p. p. P. Meyer et Longnon 1882; Couronnement de Louis p. p. Langlois 1888 usw. Das verzeichnis der monographien zeigt ebenfalls erhebliche lücken.

Wenn wir jedoch von diesen beigaben absehen, die ja obenein keinen wesentlichen bestandteil des werkes bilden sollen, so darf man behaupten, dass dasselbe viele vorzüge besitzt. Der verfasser hat die wichtigsten erzeugnisse der beiden litteraturen herangezogen und im ganzen übersichtlich und verständlich gruppiert. Er hat gewöhnlich den wesentlichen inhalt derselben mitgeteilt und nicht selten auch über ihren ästhetischen wert bemerkungen hinzugefügt, welche meist zutreffend genant werden müssen. Die darstellung gewint sehr an lebendigkeit durch hier und da eingestreute proben aus den texten sowie durch übersetzungen, die zum teil in metrischer gestalt geboten, von verständnis und gutem geschmacke zeugen. Zuweilen finden wir auch angaben über den historischen kern sowie über etwaige bearbeitungen des betreffenden stoffes in anderen litteraturen, besonders der germanischen; doch können und wollen diese notizen selbstverständlich keinen anspruch auf vollständigkeit erheben.

Auf die äussere form, auf den ausdruck hat der verfasser offenbar besondere aufmerksamkeit verwant, da er ja sein buch auch für das grössere publikum bestimt hat. Der stil ist flott und frisch, fast durchweg anschaulich und hier und da selbst drastisch. Manchmal ist die sprache allerdings etwas zu feuilletonistisch, selbst phrasenhaft, und an andern stellen lässt sich der verfasser durch sein streben, in scharf zugespitzten gegensätzen zu sprechen, zu übertreibungen und schiefen behauptungen, ja selbst zu unrichtigkeiten verleiten.

Als beispiele für beide arten von fehlern greife ich folgende stellen heraus: „Schon lange hatten die germanischen völker lüstern über den Rhein geschaut und mit heimlichem triumph den niedergang der römischen macht in Gallien beobachtet. Die völkerwanderung trieb sie endlich zu schnellem entschluss, und alle dämme niederreissend ergoss sich usw.“ (s. 9); „das gefühl der persönlichen unabhängigkeit, die leidenschaftliche liebe zur freiheit, das beispiel nationalen stolzes und nationaler begeisterung . . schliesslich eine reiche und gewaltige poesie, das sind die schätze, welche anzunehmen sie (näml. die Germanen) die Gallo-Romanen gewaltsam zwangen“ (ebd.); „der verräter (näml. in den volksepen) hat keine gute regung; er predigt seinen kindern das laster: „kinder, passt auf, dass ihr immer lügt; stiehlt das gut der waisen, zerstört die ernten, mordet die biedermänner“ (s. 75); „die phantasie verliert sich in ihnen (d. h. den volksepen) oft ins grenzenlose (s. 76); „die jugendliche energie des ritterlichen, die kriegler aller christlichen völker einenden lebens gibt sich besonders in der unbefangenheit zu erkennen, mit welcher die ritterlichen dichter des mittelalters die zustände ihrer zeit und ihres landes zum gemeinsamen mass aller völker und aller zeiten machen“ (s. 80); ist diese naivetät jener dichter wirklich ein beweis von energie? — „Noch am anfang des elften jahrhunderts sehen wir den kindlich-naiven sinn dor gesellschaft an der platten, kirchlich angehauchten, lamfrommen reimerei über das leben des heiligen Alexis sich erfreuen; am ende desselben zeitraumes aber tritt uns mit seinen wuchtigen versen das majestätische, kampfesfrohe Rolandslied entgegen, in welchem mannesmut und waffenklang das süsslich-widrige geschreibsel der paffen ein für alle mal zurückdrängt“ (s. 70). Abgesehen von der unrichtigen datierung und der unzutreffenden charakteristik des Alexius muss dieser satz die ganz falsche ansicht erwecken, dass es einerseits zu anfang des elften jahrhunderts noch keine nationalepen gegeben habe und dass andererseits von dem aufkommen dieser volksepen an die abfassung von heiligengeschichten unterblieben wäre. Wenn es gleich darauf von der epik heisst, sie sei „von den banden der kirche befreit“ gewesen, so ist dem gegenüber darauf hinzuweisen, dass viele epen und darunter auch das Rolandslied gerade starke spuren kirchlich-theologischen einflusses, d. h. einer überarbeitung durch geistliche aufweisen.

Aber auch die anordnung des stoffes lässt mancherlei zu wünschen übrig. Das Alexiuslied des Alberic von Besançon wäre richtiger in der provenzalischen litteraturgeschichte behandelt worden; das epos von Horn hat der verf. abenteuerromanen eingereiht; das tierepos und die tierfabel werden nicht von einander unterschieden, vielmehr wird von beiden in einer weise gesprochen, als seien sie fast identisch. Über den ursprung des tierepos erfahren wir nichts, die wichtige abhandlung Müllenhoffs über diesen gegenstand in der Ztschr. f. d. a. XVIII, 1 fg. scheint dem verfasser unbekant geblieben zu sein; wenigstens wird sie nicht erwähnt. Auffällig ist auch, dass der verfasser den altfranzösischen tierepen die satirische tendenz abspricht und sie als im wesentlichen epische erzählungen, die an und für sich inter-

essieren, auffasst. Daher behandelt er sie auch nicht unter dem kapitel „Satire“, sondern zugleich mit den fabeln unter den „kleineren epischen dichtungen.“ Nicht weniger muss es überraschen, dass der Roman von den sieben meistern und der Dolopathos (der verfassers scheint übrigens hierin nur zwei verschiedene namen ein und desselben werkes zu sehen) unter den „Fableaux“ besprochen werden, obwol jene dichtungen einen ganz anderen charakter aufweisen. Endlich hätten auch die didaktischen erzeugnisse zweckmässiger geordnet werden können.

Noch in einem anderen punkte scheint mir der verfassers nicht das richtige getroffen zu haben, nämlich in dem mass von ausführlichkeit, das er den verschiedenen litteraturgattungen und -erzeugnissen widmet. Zwar ist es durchaus zu billigen, dass er der volksepiik den grössten raum zugestanden hat, wobei es allerdings unerklärlich bleibt, dass er bei den Provenzalen denkmäler wie „Aigar und Maurin“, „Daurel und Beton“, „Tersin“, bei den Franzosen das von G. Paris (Rom. 4, 305 fg.) veröffentlichte bruchstück eines die jugendschicksale Karls berichtenden epos Meinets, sodann den „Roman d'Aquin“, „Simon de Ponille“ u. a. ganz mit stillschweigen übergeht, während er „Gormont et Isenbart“ nicht unter den nationalepen bespricht, sondern auf s. 16 in ganz anderem zusammenhang nur flüchtig erwähnt. Aber im übrigen ist die ungleichartigkeit auffallend gross. So sind auf den Roman de la rose nicht weniger als 6 seiten verwant, auf die nouvelle „Aucassin und Nicolette“ deren 5, fast ebensoviel auf jeden der vier historiker Villehardouin, Joinville, Froissart und Commines, während andere kaum minder wichtige werke wenig berücksichtigung gefunden haben oder ganz fehlen. Ein dichter wie Chardry z. b., von dessen werken wir sogar eine vortrefliche ausgabe besitzen (von J. Koch 1879), wird nicht einmal mit namen genant, ja ganze dichtungsarten, wie die für die französische litteratur charakteristischen Débats oder Disputes, sowie die sogenannten Enseignements und die Chastoiements u. a. sind völlig übergangen. Besonders stiefmütterlich ist die geistliche poesie behandelt worden, und dies hat, wie es scheint, seinen grund in der antiklerikalen gesinnung des verfassers, die ja schon aus dem oben angeführten ungerechten urteil über den Alexius hervorleuchtet. Die französischen religiösen dichtungen werden in etwa einer seite abgetan und es kommen dort charakteristiken vor wie die folgende: „Zu einer wahren flut aber schwillt die litteratur der heiligenlegenden an, und man muss staunen ob der naivetät des publikums, das an den abgeschmacktesten fabeln sich erbauen konte, und der benommenheit der dichter, die ihre mehr oder weniger guten verse an dergleichen stoffe verschwendeten.“

Zum schluss hebe ich noch einige einzelheiten hervor, die mir beim durchlesen des buches als unrichtig oder ungenau aufgefallen sind.

S. 13. Die verspaare der Passion Christi sind nur durch die assonanz, nicht durch den reim verbunden. — S. 16. Die paraphrase des Hohen liedes gehört wol erst dem zwölften jahrhundert an. — S. 17. Die angaben in betreff der dialekte enthalten manches schiefe und unzutreffende. — S. 23 fg. Bei der besprechung des epos von Girart de Rossilon ist die neueste litteratur, z. b. das buch des referenten über diesen gegenstand, nicht verwertet. Aber es finden sich auch solche unrichtigkeiten, die mit hülfe der benutzten werke hätten beseitigt werden können. Dahin gehören einzelne falsche behauptungen über das historische prototyp des helden (dieser soll anfänglich auf schloss Roussillon residiert, auch nach seiner besiegung sich ebendort hin, nach Burgund, zurückgezogen haben und daselbst gestorben sein u. ä.), dahin gehört auch die notiz, dass die anfangsverse des epos verloren gegangen seien. — S. 72 und 78. Der unterschied zwischen volkstümlicher und kunstmässiger epik

ist durchaus nicht scharf und deutlich hervorgehoben. — S. 73. Das deutsche Ludwigslied wird zu unrecht mit den „cantilenen“, in welchen wir die älteste gestalt der nationalepen zu sehen haben, auf gleiche stufe gestellt. Die im anschluss daran vorgelegte ansicht von der entstehung der uns überlieferten form der chansons de geste wird kaum noch anhänger finden. Auch der auf s. 157 ausgesprochene satz, dass die Artusromane aus bretonischen lais in der weise hervorgegangen seien, dass man mehrere der in letzteren erzählte abenteuer vereinigt, sie einem helden zugeschrieben und mit Artus in losen zusammenhang gesetzt habe, ist in dieser algemeinheit schwerlich zutreffend.

Auf s. 78 heisst es von den altfranzösischen spielleuten: „Sie waren in einer zeit, wo es keine presse gab, die träger des ruhms und der öffentlichen meinung.“ Dies passt jedoch in wirklichkeit eher auf die provenzalischen trobadors, speciell die verfasser von sirventesen. — S. 89. Die angabe, dass der Roman d'Aspremont von Guccard und Gautier im jahre 1855 herausgegeben sei, ist unzutreffend. Jene beiden gelehrten haben vielmehr in einem einzelnen hefte nur die ersten 1800 verse des epos nach einer einzigen handschrift abgedruckt; ebenso hat Imm. Bekker 1839 (nicht 1849) in den verhandlungen der Berliner akademie nur ein bruchstück von 1338 zeilen der italianisierten version des gedichtes nach dem Venediger ms. veröffentlicht. Eine ausgabe fehlt also noch. — Unrichtig ist die ansicht (s. 164), dass die sage vom h. graal sich auf keltische anschauungen gründe; jene sage ist bekanntlich ursprünglich der keltischen tradition völlig fremd, ist vielmehr erst später mit derselben vereinigt worden. — S. 186. Den unterschied von fableaux und dits definiert der verfasser dahin, dass erstere rein erzählender natur seien, während die dits noch moralisch-satirische gedanken in die erzählung mischten. Aus den weiteren ausführungen geht jedoch hervor, dass gerade die fableaux ein stark ausgeprägtes satirisches element aufweisen, dass sie namentlich die priester und den adel verspotten und necken. Daher ist auch Rustobuef als hauptvertreter der fableaux, nicht der dits zu bezeichnen. — Wenn es auf s. 202 heisst: „Wir sahen, dass der Rosenroman eine encyclopädie des wissens der damaligen zeit vorstelt; eine eben solche, aber in prosa, liegt vor in des Italieners Brunetto Latini „Schatzkästchen“, so müssen diese worte eine ganz falsche vorstellung wach rufen, da die beiden genannten werke doch völlig von einander verschieden sind. — Nach dem auf s. 211 gesagten müste man vermuten, dass die darstellung der religiösen dramen von anfang an in den händen der laien gewesen sei. Auch sonst fehlt es der entwicklungsgeschichte des drama sehr an klarheit; wir erfahren z. b. nichts von der almählichen emancipation des dramas aus der kirche und den händen der geistlichkeit usw. Ebenso tritt auf s. 258 fg. der unterschied zwischen „soties“, „farces“ und „moralités“ nichts weniger als deutlich hervor.

Schliesslich erwähne ich noch, dass der verfasser auf s. 232 einen grammatischen fehler gemacht hat, indem die direkten worte Aucassins (6, 25) „*ma tresdouce amie que j'aim tant*“ in indirekter rede durch „*sa tresdouce amie qu'il aim tant*“ widergibt.

## NEUE ERSCHEINUNGEN.

**Acta Germanica.** Organ für deutsche philologie herausgegeben von **Rudolf Henning** und **Julius Hoffory**. 1.—3. heft. Berlin, Mayer & Müller. 1889—90. Inhalt: 1. **M. Hirschfeld**, untersuchungen zur Lokasenna. 2. **Andr. Heusler**, der *ljóðahátt*. 3. **J. Bolte**, der bauer im deutschen liede.

Durch das erste heft, eine unreife anfängerarbeit, war das neue unternehmen in wenig vertrauenerweckender weise inauguriert worden. Um so erfreulicher ist es, dass die beiden folgenden hefte ganz andern schlagens sind. Die anregende studie von Heusler, in der freilich das letzte wort über den *ljóðahátt* noch nicht gesprochen sein dürfte, wird sicherlich das verständnis des schwierigsten altnordischen metrum's beträchtlich fördern, und die sorgfältige auswahl Boltes aus hss. und fliegenden blättern des 15.—19. jahrhunderts ist ein sehr interessanter beitrug zur geschichte des deutschen volksliedes.

**Ahlgrimm, Franz**, Untersuchungen über die Gothaer handschrift des „Herzog Ernst.“ (Kieler dissertation 1890). 98 s. 8. Leipzig, G. Fock. 2 m.

1. Einleitung (mit vollständiger berichtigung des v. d. Hagenschen textes nach der hs.). 2. Verhältnis der Version **D** zu den übrigen bearbeitungen. 3. Dialekt; heimat des dichters; abfassungszeit. 4. Metrische beobachtungen. 5. Stil.

**Eckhardt, Eduard**, Das präfix *ge-* in verbalen zusammensetzungen bei Berthold von Regensburg. Beitrag zur mhd. syntax. (Freiburger dissertation 1889). 107 s. 8. Leipzig, G. Fock. 3 m.

1. Eigentliche *ge-*composita. 2. Das wandelbare *ge-*: I. zum ausdruck der zeitlichen vollendung; II. veralgemeinernd; hierher wird auch das *ge-* vor infinitiven gezogen; III. *ge-* beeinflusst durch vorhergegangenes wandelbares *ge-* beim gleichen verbum.

**Hodermann, Richard**, Bilder aus dem deutschen leben des 17. jahrhunderts. I. Eine vornehme gesellschaft. 80 s. Paderborn, Schöningh. 1890.

Der verfasser ist in Harsdörffers „Frauenzimmer-gesprechspielen“ (Nürnberg 1644) so heimisch, dass er es verstanden hat, in gleicher sprech- und denkweise ein bild einer ihren geist und witz übenden gesellschaft jener zeit zu entwerfen. Dieser erste teil des büchleins ist also eigene composition des verfassers, wenn auch mit vielen aus den vorbildern entlehnten zügen geschmückt; der zweite teil s. 49—76 dagegen bietet einen neudruck der von Harsdörffer seinen gesprächspielen angefügten „Schutzschrift für die teutsche spracharbeit.“

**Hoppe, Otto**, tysk-svensk ordbok. Stockholm, P. A. Norstedt & Söner. 1889. 800 s. 8. 9 kr. — Dasselbe (Skolupplaga) 536 s. 8. 6,50 kr.

Eine sehr tüchtige arbeit, die dem in Deutschland am meisten verbreiteten schwedischen wörterbuche von Helms unbedingt vorzuziehen ist.

**Idiotikon**, Schweizerisches. Gesammelt auf veranstaltung der antiquarischen gesellschaft in Zürich unter beihülfe aus allen kreisen des Schweizervolkes. Herausgegeben mit unterstützung des bundes und der kantone. XVII. heft (des zweiten bandes VIII. heft). Bearbeitet von **Fr. Staub**, **L. Tobler**, **R. Schoch** und **H. Bruppacher**. Frauenfeld, J. Huber. 1890. (Sp. 1169—1328). 4. 2 francs.

Wir begrüßen mit freuden das rüstige fortschreiten des verdienstlichen werkes, das für das alemannische gebiet eine ähnliche stellung beanspruchen wird,



wie sie für das bairische das berühmte buch von Schmeller einnimt, das ihm auch in der anordnung und einrichtung zum vorbild gedient hat. Der erste, 1885 vollendete band behandelt die mit vokalen und dem konsonanten *f* anlautenden stämme, in den folgenden lieferungen ist das *g* erledigt und das *h* begonnen.

**Rosenhagen, Gustav**, Untersuchungen über Daniel vom blühenden Tal vom Stricker. (Kieler dissertation 1890). 124 s. 8. Leipzig, G. Fock. 2 m.

1. Die überlieferung des gedichtes. 2. Metrik und sprache. 3. Litterarische stellung des gedichts (keine französische quelle — komposition — stil und darstellung — anschauungsweise und persönlichkeit des dichters). 4. Chronologie des gedichtes. 5. Zeugnisse für das fortleben des Daniel.

Die sehr erwünschte erste ausgabe des textes bereitet der verfasser vor.

**Ross, Hans**, Norsk ordbog. Første hefte (*abaakt — bruke*). Christiania, Alb. Cammermeyer 1890.

Ein sehr dankenswertes supplement zu dem bekanten trefflichen buche von Ivar Aasen. Es ist auf 15—17 hefte veranschlagt, die zu dem subscriptionspreise von 70 öre abgegeben werden.

**Schultz, Ferdinand**, Die überlieferung der mittelhochdeutschen dichtung *Mai* und *Bêaflôr*. (Kieler dissertation 1890). 61 s. 8. Leipzig, G. Fock. 1,50 m.

1. Die einzelnen handschriften. 2. Das verhältnis der handschriften. 3. Der archetypus. Textkritische grundsätze für eine neue ausgabe des gedichtes.

**Wöber, F. X.**, Die Skiren und die deutsche heldensage. Eine genealogische studie über den ursprung des hauses Traun. Mit einer tafel und vier abbildungen im texte. Wien, Carl Konegen. 1890. 281 s. 8.

Der haupttitel dieses buches ist irreführend, da von den „Skiren“ und der „deutschen heldensage“ so gut wie gar nicht darin die rede ist.

## NACHRICHTEN.

Die von dem „Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur“ vorbereitete phototypierte ausgabe des Codex regius der poetischen Edda, die sich den von der „Early English Text Society“ herausgegebenen Beowulf zum muster genommen hat, wird noch im laufe dieses jahres erscheinen. Der ladenpreis ist auf 25 kronen (28,13 mark) festgesetzt; mitgliedern des Samfund wird das werk, fals sie vor der ausgabe bei dem vorstande darauf subscribieren, für 10 kronen (11,25 mark) geliefert.

Der ordentl. professor dr. Ignaz Vincenz Zingerle in Innsbruck ist gelegentlich seines rücktrittes vom lehrante in den adelstand erhoben worden.

Der ordentl. professor dr. Michael Bernays in München scheidet zu ostern aus seiner akademischen tätigkeit, um nach Karlsruhe überzusiedeln.

Der privatdocent dr. Max freiherr von Waldberg in Heidelberg wurde zum ausserordentl. professor befördert.

## ERTHA HLUDANA.

Am 15. august 1888 ist im alten stamlande der Friesen, der jetzigen niederländischen provinz Friesland, die erste römische lapidarinschrift gefunden worden. Als man bei dem dorfe Beetgum, das etwa 8 klm. nordwestlich von Leeuwarden und eben so weit nordöstlich von Franeker liegt, einen „terp“, d. i. einen vor der bedeichung des landes von menschenhand aufgehäuften erdhügel<sup>1</sup>, also einen „warf“, wie Ost- und Nordfriesen sagen, abgrub, stiess man in 2 m. tiefe auf den unteren rest einer kalkstein-aedicula aus der Römerzeit. Auf dem oberen teile des fragmentes waren die füsse und das herabhängende gewand einer sitzenden weiblichen figur zu erkennen, die, wie man aus ähnlichen darstellungen schliessen konte, wahrscheinlich in einer nische dargestellt war. Darunter las man in den schönen buchstaben, wie sie auf römischen denkmälern aus der zweiten hälfte des 1. jahrhunderts nach Chr. gefunden werden, die worte:

*Deae Hludanae conductores piscatus mancipe Q(uinto) Valerio  
Secundo v(otum) s(oluerunt) l(ibentes) m(erito).*

Es ist dieses denkmal zwar nicht der erste rest aus der römischen zeit, der in Friesland zu tage gekommen ist; denn römische münzen sind von je her in grosser zahl im friesischen boden gefunden worden; man hat ferner im jahre 1777 in einem erdhügel auf Texel zwei römische stempel und 1844 zu Stavoren an der Zuiderzee ein dolium mit einem graffito entdeckt. Aber die Beetgumer inschrift ist die erste auf friesischem boden gefundene römische steininschrift, und deshalb hat der fund bei altertumforschern und historikern grosses aufsehen erregt. Ging es ihnen doch mit dieser römischen aedicula, wie dem naturforscher, der unter nördlichen breiten auf den vertreter einer südlichen flora stösst. Daher sind die drei gelehrten, welche bis jezt den fund veröffentlicht und besprochen haben, von holländischer seite

1) Über die natur der terpen wird neuerdings viel geschrieben. Zur orientierung vgl. Pigorini im *Bulletino di paletnologia Italiana* VII (1881), stück 7 und 8, Pleyte, *Nederlandsche Oudheden van de vroegste tijden tot op Karel den Grooten* s. 17 fgg., Schoor in der *Zeitschr. de Vrije Fries* XVII s. 115 fgg.

Pleyte<sup>1</sup> und Boissevain<sup>2</sup>, deutscherseits Zangemeister<sup>3</sup>, hauptsächlich darauf ausgegangen, aus der Beetgumer inschrift schlüsse auf die beziehungen Frieslands zum römischen reiche zu ziehen. Dagegen haben sie sonderbarer weise aus dem denkmal kein neues resultat hinsichtlich des wesens und der stellung der göttin Hludana, der die Ara errichtet worden ist, zu gewinnen vermocht, sondern sich bei den deutungen dieser göttin, welche von den mythologen bisher gegeben worden sind, beruhigt. Und doch sind wir erst durch diesen fund, den zweiten binnen fünf jahren, der vom götterglauben der heidnischen Friesen urkundliches zeugnis ablegt, in die lage versetzt, den streit der mythologen über wesen, namen und nationalität dieser gottheit an der hand eines ausreichenden sicheren inschriftenmaterials endgiltig zu entscheiden und ihre stellung im urgermanischen göttersysteme festzulegen. Wenn ich hier die Beetgumer inschrift nach dieser seite hin verwerte, so werde ich die fragen nach den beziehungen Frieslands zum römischen reiche und nach den damit in verbindung stehenden verhältnissen nicht weiter berühren. Damit möchte ich aber nicht eingeräumt haben, dass ich die annahmen und schlüsse jener gelehrten und namentlich Zangemeisters, der sich auf briefliche mitteilungen Mommsens beruft, für zutreffend halte. Indes scheint mir eine berichtigung dieser ansichten nicht dringlich. Dieselben werden sich ganz won selbst berichtigen, wenn die überzeugung durchgedrungen sein wird, dass zur beurteilung römisch-friesischer beziehungen die genaueste bekantschaft mit den römischen verhältnissen nicht ausreicht, sondern dazu auch einige kentnis des friesischen altertums erforderlich ist. Dagegen halte ich es für sehr dringlich, die göttin Hludana nach allen seiten ihres wesens genau zu erklären. Denn hat man Hludanas bedeutung klar erkannt und sich dadurch die möglichkeit geschaffen, ihr die rechte stelle im germanischen göttersysteme anzuweisen, so verschieben sich eine reihe von götterverhältnissen, und das ganze system, das wir nur in jüngerer gestalt aus den edden kennen, gewint seine alte, urgermanische gestalt wider.

Die göttin Hludana ist schon längere zeit bekant. Bereits im 17. jahrhundert fand man bei dem dorfe Birten unweit Xanten einen jezt im museum vaterländischer altertümer zu Bonn aufbewahrten altar

1) In den Verslagen der kgl. akad. der Wetensch., letterkunde III, 6 s. 58.

2) In der Zeitschr. de Vrije Fries XVII (1888) s. 327 fgg. (mit einem lichtdruck) sowie in der Mnemosyne 1888 s. 439 fgg.

3) In der Westd. zeitschr. für gesch. und kunst 8, korrespondenzbl. nr. 1 spalte 2 fgg.

mit der inschrift: *Deae Hludanae sacrum C(aius) Tiberius Verus*<sup>1</sup>. Schon der isländische gelehrte Skule Thorlacius († 1815) setzte in seiner abhandlung de dea Hludana (*Antiquitat. boreal. spec.* 3, Hafn. 1782) diese „Hludana“ der nordischen Hlóðyn gleich, die *Völuspá* 56 (Bugge) und *Snorra edda* 1, 474 und 585 genant wird, hielt sie also für eine germanische göttin; und J. Grimm, der ihm beistimte, sah (*Mythologie*<sup>4</sup> s. 213) „in dieser inschrift ein schlagendes zeugnis für das zusammentreffen nordischer und deutscher götterlehre.“

Seitdem ist bei Nimwegen ein jezt zu Utrecht aufbewahrter stein gefunden worden mit einer inschrift, die, wie Zangemeister in den *Etudes d'éd. à Leemans* 1885 s. 239 und in der *Westd. zeitschr.* a. a. o. spalte 5 angibt, ebenfalls den namen der göttin Hludana enthält. Die sehr verstümmelte inschrift hat von dem namen nur die buchstaben VD, vor denen L oder HL ausgefallen sein muss. Sonst geht aus der inschrift nur hervor, dass der göttin ein legionssoldat den altar gesetzt hat<sup>2</sup>. Diese Nimwegener inschrift hat, da sie zu lückenhaft ist, für die frage nach dem wesen und der bedeutung der Hludana keinen wert und gibt ebenso wie die Birtener lediglich zeugnis, dass sich auch in den römischen legionen Niedergermaniens Hludana-verehrer befunden haben.

Dagegen ist für die erkenntnis des wesens der Hludana eine steininschrift unschätzbar, die vor 20 jahren zu Iversheim in der nähe von Münstereifel gefunden wurde, und die wider die meinung erweckte, dass Hludana eine keltische göttin gewesen sei. Die nach der rechten seite wie auch unten abgebrochene inschrift lautet in der ergänzung durch J. Freudenreich, der sie in den *Bonner jahrbüchern* 50, s. 184 publicierte, folgendermassen: [*In Honorem*] *d(omus) d(ivinae) [deae] Hludanae (sacrum) pro salute im(peratoris) [M. Aurel.] (S)everi Alexa(ndri) [Pii] Fel(icis) invicti [Aug(usti) et Jul.] Mamae matris [Aug(usti)] vexillat(rio) leg(ionis) [I M(inerviae) P(iae) F(idelis)] (cu)r(am) (a)gente In(genuo)*. Freudenreich meinte nun, „es möchte die eigentümliche keltische form des schriftzeichens @ in unserer inschrift, welche dem griechischen @ entspricht, und wofür gewöhnlich ein gestrichenes ð (meist verdoppelt) mit der lautlichen geltung eines S oder Th vorkomme, dafür sprechen, dass wir die Hludana

1) Brambach, *Corpus Inscript. Rhenan* nr. 150.

2) Brambach nr. 106 mit den verbesserungen Zangemeisters a. a. o. Brambach nr. 188, ein am Monterberg bei Calcar gefundenes fragment, gehört, da nach Zangemeister (*Westd. zeitschr.* 8, korrespondenzbl. 1 spalte 5) in der inschrift nicht „Hludanae“, sondern „H. Lucenae“ zu lesen ist, nicht hierher.

(oder Hluthena) für eine, wenn auch nicht topische, keltische schutzgöttin anzusehen haben, welche sich immerhin mit einer verwanten germanischen gottheit berühren möge.“

Dieser und überhaupt jeder zweifel an dem reinen Germanentume Hludanas muss angesichts des Beetgumer fundes verstummen. Denn bei einer von den Friesen verehrten gottheit ist jeder gedanke an keltische herkunft von vorn herein ausgeschlossen. Hludana ist eine echt germanische göttin, und daher darf ihre deutung nur aus der sprache und dem glauben der Germanen versucht werden. Fragt man aber weiter, bei welchen deutschen stämmen Hludana verehrt worden ist, so wird man einräumen müssen, dass bis jezt die verehrung dieser göttin nur bei den Friesen wirklich nachgewiesen ist, und zwar durch die Beetgumer inschrift. Denn die Birtener, Nimwegener und Iversheimer altäre rühren von legionsoldaten her. Welcher germanischen völkerschaft aber diese soldaten angehört haben, lässt sich nicht mehr ermitteln. Es wäre sehr wohl denkbar, dass es durchweg Friesen gewesen sind. Jedesfalls hat bei einer deutung des namens der göttin unter allen germanischen dialekten der friesische den ersten anspruch auf berücksichtigung.

J. Grimm, der in seiner mythologie (s. 213) der von Thorlacius behaupteten identität der deutschen Hludana mit der nordischen Hlóðyn beipflichtete, konte bei seinem versuche, wesen und namen der göttin zu deuten, da er von den inschriften allein die Birtener kante, diese aber keinen sachlichen anhalt zu einer erklärung gewährt, nur von der nordischen Hlóðyn ausgehen. Diese wird einmal (Vsp. 55) als Thors mutter bezeichnet, als welche sonst (Lokas. 58, prk. 1; Sn.E. I, 54. 120. 320) Jǫrð, d. i. die göttin erde, genant wird; und da nun in den Skáldskaparmál (Sn. E. I, 474. 476) die erdgöttin sowol Fiǫrgyn als auch Hlóðyn heisst, so leitete Grimm den namen „Hlóðyn“ vom alt-nord. *hlóð* „strues, ara, herd“ ab, das wider von *hlaþan*, *hlóþ* „struere“ (Gramm. 2, 10 nr. 83) gebildet sei. „Hlóðyn“ bedeute also „schirmerin der feuerstätte.“ „Der herd sei uns grund und boden der wohnung, gleichsam ein väterlicher lar, wie die erde mutter.“ Grimm will daher Hludana (s. 735) geradezu den feurgöttern Loki und Logi zur seite stellen.

Diese sprachlich unanfechtbare deutung der nordischen „Hlóðyn“ ruht in sachlicher beziehung auf sehr schwachen füssen. Denn es ist zunächst, wie sich von selbst versteht, kein uralter mythischer zug, dass drei besondere göttinnen, Jǫrð, Fiǫrgyn, Hlóðyn, um die stellung als Thors mutter streiten. Ursprünglich kann nur eine von ihnen

als Thors mutter bezeichnet worden sein; mit anderen worten: die drei namen Jǫrð, Fiǫrgyn, Hlódyn sind im urgermanischen göttersysteme drei namen einer und derselben göttin. Der eine war der hauptname dieser göttin, während die beiden anderen als alte beinamen derselben zu gelten haben. Die namenformen zeigen nun auf den ersten blick, dass die ganz gleich gebauten namen Fiǫrgyn und Hlódyn die beiden beinamen gewesen sein müssen, während Jǫrð „die erde“ der die physikalische natur der göttin ausdrückende hauptname war. Die beinamen der gottheiten aber bedeuten stets etwas ganz anderes als ihr hauptname. Da dieser nun „die erde“ bedeutet, so kann Hlódyn nicht von einem worte gebildet sein, dessen grundbedeutung „erdhau-fen“ ist. Die Grimmsche deutung des namens Hlódyn ist daher auf-zugeben.

Man wird überhaupt bei einem streng methodischen versuche, die deutsche Hludana des 1. jahrhunderts zu erklären, von jenen nor-dischen angaben des 12. und 13. jahrhunderts nicht ausgehen dürfen; vielmehr müssen wir, da wir über mehr inschriftliche zeugnisse als Grimm verfügen, bei der eigentlichen deutung die altnordische Hlódyn zunächst ganz bei seite lassen. Dies taten bereits, obwol ihnen nur dasselbe material wie Grimm zu gebote stand, Lersch (Central-museum II 27) und Simrock (Mythol. 5. aufl. s. 382), welche Hludana bzw. Hlódyn als „hochberühmte göttin“, also aus *hlūd* „sonus“ erklärten. Diese deutung ist sicher falsch. Denn selbst zugegeben, dass *hlūd* hier einmal „ruhm“ bedeute, so würde doch eine *hlūd-ana* immer nur eine „über dem ruhme waltende“, also allenfalls eine „ruhm verleihende“, niemals aber eine „berühmte“ bedeuten können.

Auch Müllenhoff hat (Schmidts zeitschr. für deutsche gesch. 8, 264 fg.) eine erklärungs des namens Hlópyn-Hlúdana gegeben. Er meint, schon nach dem deutschen Hludana sei Hlódyn und nicht Hlódyn zu schreiben<sup>1</sup>. Das wort, woraus der name abgeleitet, finde sich in Chlodovëus oder genauer Hluthovius, got. Hludvii und ähnlichen namen; es sei dem griech. *κλυτός* ganz gleich. Hlódyn, Hludana sei *μήτηρ πολυώνυμος* oder *Κλυμένη* und bedeute die vielgenante, viel-namige. Diese deutung halte ich für keine glückliche. Ein „Hlu-dana“ auf römischen inschriften des 1. und 2. jahrhunderts nach Chr. entscheidet über die quantität des *u* gar nicht; dasselbe kann lang oder kurz sein. Aus dem deutschen „Hludana“ ist also kein zwingender grund zu entnehmen, das eddische Hlódyn in Hlódyn zu ändern.

[1] Dies wird schon durch die gesetze der altnord. metrik widerlegt; vgl. z. b. Sn. E. I, 474: *gein Hlóbrynjar beina*. H. G.]

Diese änderung könnte man sich nur dann allenfalls gefallen lassen, wenn sich durch dieselbe eine passende bedeutung für den namen ergeben würde. Als solche vermag ich aber „die vielgenante, vielnamige“ nicht anzuerkennen. So können weder die Germanen noch ein anderes volk eine uralte göttin bezeichnet haben. Daher ist die schreibung Hlóðyn beizubehalten und um ihrer willen das *u* in Hludana als lang zu betrachten, Müllenhoffs deutung aber abzulehnen.

Indem wir den einfall Grimms (Myth.<sup>4</sup> s. 221 anm.), auf dem Birtener altare könne „Hludanae“ für „Huldanae“ verschrieben sein, angesichts der neueren funde auf sich beruhen lassen und die deutung des namens „Hludana“ aus einem ortsnamen „Lüddingen“, wie sie Schreiber (Die feen in Europa s. 63) gibt, nur der vollständigkeit wegen erwähnen, da sie keiner widerlegung bedarf, wenden wir uns zu der erklärang des namens Hlóðyn, mit welcher Sophus Bugge in seinen „Studier over de nordiske gude- og heltesagns oprindelse“ (deutsch von O. Brenner, München 1889) vor kurzem hervorgetreten ist. Da er gerade seine erklärang des namens Hlóðyn als beweis einiger neuen behauptungen seiner „studien“ benutzt hat und da seine besprechung der Hlóðyn und der Hludana für Bugges methode charakteristisch ist, gehe ich näher auf sie ein. Er sagt s. 19 (der übersetzung): „Bei den nordischen sagen von göttern oder heroen, die auf antiker, griechisch-römischer grundlage ruhen, muss durchgehend vollständiger mangel an verständnis des klassischen altertumes vorausgesetzt werden, und zwar nicht bloss bei den nordleuten, welche die erzählungen aus diesem altertum mündlich widergeben hörten, sondern meist schon bei den englischen oder irischen mönchen, welche sie in lateinischen büchern lasen oder daraus vorlesen hörten. Wir müssen oft bei diesen gewähsmännern der nordleute die wunderlichste unwissenheit in bezug auf den ursprünglichen mythischen zusammenhang voraussetzen. So findet Hlóðyn als name von Thors mutter seine erklärang in der in einer ae. handschrift bewahrten glosse: *Latona Jovis mater þunres môdur*“; und s. 24: „Dagegen können bei den Engländern des öfteren anpassungen, umdeutungen und übersetzungen antiker mythischer namen oder entstellungen griechisch-römischer mythenzüge nachgewiesen werden, die für die namensformen und mythenformen, wie wir sie bei den nordleuten finden, das mittelglied gebildet haben müssen. So ist oben erwähnt, dass wir in einer altenglischen aufzeichnung *Latona Jovis mater þunres môdur* das mittelglied besitzen, das Hlóðyn Thors mutter mit der antiken mythenwelt verbindet.“ Also weil in einer ae. handschrift die worte *Jovis mater* durch *þunres môdur* glossiert

sind, muss „Hlóðyn“ eine verdrehung aus „Latona“ sein! In einer anmerkung zu den angeführten worten gibt Bugge — nicht etwa einen beweis, dass jene verdrehung wirklich statgefunden hat, sondern eine erklärung, wie er sich die verdrehung vorstellt: „*h* ist hier vor *l* eingeschoben wie in an. Hlymrek = ir. Luimneh Limerick; *ā* wurde zu *ó* in Hlóðyn = Latona wie früher im ags. *brōc*, an. *brók* = kelt. *braca* usw. usw. Gesezt, aber nicht zugegeben, dass jene übergänge in der weise, wie Bugge sie hier annehmen muss, alle zugleich an einem und demselben worte möglich wären, so ist damit doch noch nicht nachgewiesen, dass sie auch wirklich erfolgt sind. Aber auch jene möglichkeit könnte man erst dann in betracht ziehen, wenn Bugge nachgewiesen hätte, dass die identität der nordischen Hlóðyn und der deutschen Hludana seit Thorlacius mit unrecht behauptet worden sei. Denn sonst ist jene stelle einer altenglischen handschrift von gar keiner bedeutung. Diesen nachweis zu führen hat Bugge in seinem buche sorgfältig vermieden; erst in einem nachtrage (s. 574 fg.) findet sich das schlecht verhülte eingeständnis, dass in jener von ihm benutzten stelle einer altenglischen handschrift die Latona nur durch ein versehen mit den worten „Jovis mater“ zusammengeraten sei, und daran schliesst sich ein versuch, aus sprachlichen und sachlichen gründen darzutun, dass Hludana und Hlóðyn nichts mit einander zu tun hätten. „Man hat Hlóðyn“, so führt Bugge aus, „mit einer niederrheinischen göttin zusammengestellt, deren name in lateinischer form im dativ Hludanae oder Hludenaе geschrieben wird, und Munch (Saml. afh. IV, 138) meint, dass Hludana denselben stamm *hlud* enthalte wie der altdeutsche name Hludwig. Aber das lange *ō* in Hlóðyn kann nicht dem kurzen *u* in Hlud- entsprechen. Ausserdem ist keine tatsächliche übereinstimmung zwischen Hlóðyn und Hludana nachgewiesen, während das einzige, was von Hlóðyn erzählt wird, dass sie Thors mutter sei, mit dem übereinstimt, was man in England von Latona geschrieben findet.“ Mit diesen worten glaubt Bugge nachgewiesen zu haben, dass Hlóðyn und Hludana weder sprachlich noch sachlich zusammengehören. Von allen erklärungsversuchen kent er also nur die nicht erst erwähnenswerte meinung Munchs. Dass die namhaftesten mythologen das *u* in Hludana als lang betrachtet haben, dass Grimm, dessen mythologie Bugge kent, Hludana-Hlóðyn von *hlód* „herd“ herleitet, also jenes *u* ebenfals als lang annimt, weiss Bugge nicht oder findet es nicht erwähnenswert! Es scheint ihm nicht einmal der gedanke gekommen zu sein, dass ein in einer lateinischen inschrift erhaltenes Hludana langes oder kurzes *u* haben kann, dass man also beide möglichkeiten erwägen



muss. Zu dem sprachlichen nachweis der nichtzusammengehörigkeit der Hludana und Hlódyn bildet der sachliche ein charakteristisches seitenstück. Er besteht in der nackten behauptung, dass keine tatsächliche übereinstimmung zwischen Hlódyn und Hludana nachgewiesen sei. Darauf ist nun zunächst zu erwidern, dass ebenso keine tatsächliche verschiedenheit zwischen Hlódyn und Hludana nachgewiesen ist, was von Bugge hätte geschehen müssen. Es ist aber sehr leicht, die vollständigste „tatsächliche übereinstimmung zwischen Hlódyn und Hludana“ nachzuweisen, und es hätte einem gelehrten wie Bugge nicht zu schwer werden sollen, dies verhältnis klar zu durchschauen. Es ist nämlich, wie sich unten zeigen wird, die deutsche Hludana nachweisbar die gattin des deutschen Tius und die nordische Hlódyn nachweisbar die gattin des nordischen Týr, und damit dürfte doch wol, da ja auch Bugge (Studien s. 2) Tius und Týr für einen und denselben gott hält, eine „tatsächliche übereinstimmung“ zwischen Hlódyn und Hludana nachgewiesen sein. Soweit also Bugges voraussetzungen und schlüsse auf der angeblichen verdrehung des namens Latona zu Hlódyn beruhen, mag er dieselben getrost aufgeben, oder er möge consequent weiter folgern, dass auch „Hludana“ lediglich durch eine verdrehung aus „Latona“ entstanden sei, eine behauptung, die neben dem reiz der neuheit noch den vorzug haben würde, erst keiner widerlegung zu bedürfen. Wenn übrigens Bugge Hludana eine „niederrheinische“ göttin nent, so ist er durch diese unbestimmte bezeichnung einer erklärung, ob er Hludana für eine germanische oder für eine keltische gottheit hält, glücklich aus dem wege gegangen, zugleich aber hat er damit gezeigt, dass er auch bei dem im jahre 1889 erfolgten drucke jenes nachtrags zu seinen „Studien“ noch nicht von dem am 15. august 1888 im friesischen Beetgum gefundenen Hludana-denkmal notiz genommen hatte. Denn seit jenem funde darf man Hludana nicht mehr eine bloss „niederrheinische“ göttin nennen.

Dies sind die bisher versuchten deutungen. Wenn wir es nunmehr selbst unternehmen, wesen und namen der deutschen Hludana zu erklären, so haben wir

- 1) die form des namens schärfer, als bisher geschehen ist, ins auge zu fassen,
- 2) auf die Iversheimer und die Beetgumer inschrift gestützt das wesen der göttin festzustellen,
- 3) den namen „Hludana“ aus dem deutschen zu deuten und
- 4) dieser göttin den ihr gebührenden platz im urgermanischen göttersysteme anzuweisen.

1. Der name der göttin lautet im lateinischen dativ auf der um 100 nach Chr. errichteten Beetgumer und auf der Birtener Ara Hludanae, auf dem Nimwegener altare Hlud., auf dem Iversheimer, der aus kaiser Alexanders (222—235) zeit stamt, Hlu ðenae, während die Edden die göttin „Hlóðyn“ nennen. Demnach hiess die göttin bei den Westgermanen um das jahr 100 „Hlûðana“ oder „Hlûthana“, um das jahr 200 „Hlûðene“ oder „Hlûthene“, wogegen wegen des altn. „Hlóðyn“ gotisch \*Hlôþunja anzusetzen ist.

Welche von den beiden formen ist nun die ältere, die ostgermanische oder die westgermanische?

Grimm (Myth.<sup>4</sup> s. 212) bemerkt richtig, dass Hlóðyn dieselbe ableitung wie Fiǫrgyn haben muss. Als gotische entsprechung der nordischen Fiǫrgyn setzte er daher mit recht \*Fairgunja an. Wie nun aber der ostgerm. Hlóðyn-\*Hlôþunja eine westgerm. Hlûðana gegenübersteht, so muss neben der ostgerm. Fiǫrgyn-\*Fairgunja als westgerm. entsprechung \*Fergana angesezt werden. Der nominalstamm, welcher dem namen Fiǫrgyn-\*Fairgunja-\*Fergana zu grunde liegt, ist urgerm. \*ferg-â. Fiǫrgyn ist nun bekanntlich die weibliche entsprechung des gottes Fiǫrgynn. Dieser gott, der sich zu dem litt., lett., altpreuss. donnergotte Perkúnas, Pehrkons, Perkunos stellt (Grimm Myth.<sup>4</sup> s. 142) und dem ein got. \*Fairguns oder \*Fairguneis, ein westgerm. \*Fergan entspricht, ist, wie Zimmer in der Zeitschr. f. deutsches altertum 19, 164 fgg. nachgewiesen hat<sup>1</sup>, mit dem altindischen regen- und gewittergott Parjánya identisch. Zimmer (s. 166) leitet mit Grassmann (Wörterbuch zu Rig-Veda s. 790) diesen altindischen namen von der wurzel *parc-* „füllen, segnend, befruchtend anfüllen“ ab und stellt ein indogerm. *parkana-* und ein mit *taddhita ya* gebildetes *Parkánya* auf, welches die regenwolke und personifiziert den regen- und gewittergott bezeichne. Dies scheint mir, wenn ich die germanischen namenformen in betracht ziehe, noch nicht ganz richtig. Ich glaube vielmehr, dass dem namen Parjánya-Fiǫrgynn ein indogerm. appellativum *parka-* „regenwolke“ zu grunde liegt, von dem *Parkana* gebildet wurde und an das dann im skr. suffix *-anya*, im lit. *-una*, im ostgerm. *-uni*, im westgerm. *-ana* trat. Die westgerm. form mit suffix *-ana-* steht der indogerm. form *Parkana-* am nächsten. Wir müssen daher auch in bezug auf die weiblichen namen die form Hlûðana für älter als die ostgerm. Hlóðyn-Hlôþunja halten und annehmen, dass sich an die stelle des urgermanischen Hlûþana später im ost-

1) Auf die von mir anfänglich übersehene abhandlung Zimmers machte mich herr professor Gering freundlichst aufmerksam.

germanischen — wahrscheinlich unter lett.-litt.-altpreussischem einflusse — die form Hlôþunja gesetzt hat.

Der name „Hlûðana“ ist ebenso wie die weiblichen götterbeinamen Tanf-ana, \*Râh-ana (Rân), Verk-ana (griech. Ἐργάνη; vgl. Zeitschr. f. d. a. 31, 358), \*Ferg-ana, wie die männlichen götterbeinamen Wôd-an, Sax-an, Requalivah-an<sup>1</sup>, Makus-an<sup>2</sup>, wie die appellativa got. *thiud-ans*, ags. *theod-en*, ags. *dryht-en* u. a., aus einem nomen durch das suffix *-ana-* gebildet, das alte nomina agentis bildet, welche vorgesezte bezeichnen, wobei das zu grunde liegende nomen den bezirk, das gebiet der tätigkeit angibt (Kluge, Stambildungslehre § 20). „Hlûð-ana“ zerlegt sich demnach zunächst in *hlûð-*, das in dem friesisch des 13. bis 15. jahrhunderts, wie es in den friesischen rechtsquellen erhalten ist, *hlûð* oder *hlôð* lauten muss, aus dem eben genannten suffix *-ana-* und dem persönlichen feminin-suffix *-ôn* (Kluge a. a. o. §§ 34—36).

Es ist diese bildungsart auf *-ana-*, wie bisher noch nicht bemerkt worden ist, für eine reihe von götterbeinamen, zu denen auch Wôdan gehört, charakteristisch. Der hauptname einer gottheit ist niemals mit diesem suffix *-ana-*, *-ina-*, *-una-* gebildet. So zeigte sich denn schon oben aus anderen gründen, dass Hlôðyn-Hlûðana der beiname, nicht der hauptname einer göttin ist, und zwar, dass es Jqrð, also die germanische erdgöttin \*Airtha (terra mater), die höchste göttin der Germanen, ist, welcher dieser beiname gebührt. Durch „Hlûðana“ muss also ursprünglich eine abgeschlossene, bestimmte seite im wesen der germanischen erdgöttin, eine besondere, positive seite ihrer tätigkeit bezeichnet worden sein. Wie aber unser inschriftenbestand zeigt, war schon im 1. jahrhundert nach Chr. aus dem beinamen Hlûðana eine besondere dea Hlûðana geworden, die wir demnach als eine hypostase der alten, vielseitigen erdgöttin zu betrachten haben.

2. Die wahre bedeutung des wortes *hlûð* oder *hlôð* müssen wir mit hilfe der Beetgumer und der Iversheimer inschrift zu finden suchen.

Was das Beetgumer denkmal anlangt, so bleibt die einfachste und natürlichste annahme immer die, dass die conductores piscatus durch die errichtung des altares der göttin Hlûðana ein gelübde für gesegneten fischfang gelöst haben; alle anderen annahmen würden keinen festen boden unter den füßen haben. Dass indes Hlûðana nicht etwa eine besondere göttin der fischer oder des fischfanges war,

1) Vgl. Jahrbücher des vereins von altertumsfreunden im Rheinlande 81, s. 71.

2) Über diesen ältesten beinamen des germanischen feuer- und sonnengottes werde ich binnen kurzem ausführlicher handeln.

mit der fischerei unmittelbar überhaupt gar nichts zu tun hatte, beweist schon ihr name, der keinerlei hinweis auf die fischerei enthält, sodann aber die Iversheimer votivara, welche das in dieser gegend garnisionierende detachement der I. Minervischen legion für errettung des kaisers und seiner mutter der Hlûðana gesezt hat.

Man könnte nun umgekehrt bei einer deutung der Hlûðana von dem Iversheimer denkmal ausgehen und auch bei dem Beetgumer altar an eine „errettung“ der conductores piscatus aus gefahr — vielleicht aus gefahren zur see — denken, nach deren glücklicher überstehung sie der Hlûðana ein gelübde gelöst hätten. Allein dann liesse sich der name Hlûðana ebenso wenig deuten, denn er enthält keinerlei hinweis auf „hilfe“, „rettung.“ Mit der bedeutung „helferin, schützerin“ wäre aber auch nicht eine abgeschlossene seite im wesen der erdgöttin bezeichnet, was doch nach dem oben gesagten durch Hlûðana ausgedrückt sein muss.

Da also das wort *hlûð-hlôð* weder auf „fischfang“ noch auf „rettung“ unmittelbar weist, dennoch aber der göttin Hlûðana dort für gesegneten „fischfang“, hier für „errettung“ gedankt wird, so muss das wort *hlûð* etwas bedeuten, das sowohl die errettung Alexanders und seiner mutter als auch einen gesegneten fischfang mittelbar bewirkt hat.

Als Alexander und Mammaea am Rheine unter den unzufriedenen legionen weilten, sahen sie sich durch die bald hier bald dort hervorbrechende flamme der zwietracht und empörung wiederholt aufs ernstlichste bedroht. Längere zeit gelang es ihnen, die eintracht immer wider herzustellen und dadurch sich selbst zu sichern; aber schliesslich fielen sie den empörten legionen zum offer. Nach einer solchen errettung durch herstellung der eintracht muss die Iversheimer votivara von dem daselbst stehenden römischen detachement gesezt worden sein. Hätte diese abteilung aus römischen bürgern bestanden, so würde sie bei dieser gelegenheit nach römischem brauche der Concordia einen altar errichtet haben. Wenn nun das detachement, das offenbar zu einem überwiegenden teile oder ganz aus Germanen bestand, nach errettung des kaisers durch herstellung der eintracht der Hlûðana ein gelübde löste, so wird die vermutung nahe gelegt, dass Hlûðana die germanische göttin der eintracht gewesen sei.

Was gab denn nun bei der fischerei, wenn sie von gesellschaften betrieben wurde, nach dem glauben der Germanen einen guten fang? Nichts anderes als die eintracht. Die Laxdœlasaga cap. 14 [34<sup>14</sup> Käl.] sagt es ausdrücklich, dass zwietracht die fänge verderbe, wie es ja

überhaupt schifferglaube der Germanen war, dass uneinigkeit unter den genossen eines fahrzeugs verderblich sei<sup>1</sup>. Wenn also die Beetgumer Conductores piscatus der Hlūdāna für gesegneten fang dankten, so dankten sie ihr dabei mittelbar für gewährung der eintracht, sowie entsprechend das Iversheimer detachement, indem es für die errettung des kaisers und seiner mutter dankte, mittelbar für die gewährung der eintracht dankte. Hier wie dort wird also für dasjenige gedankt, was überhaupt eine gesellschaft znsammenhalten kann, für die eintracht. Hiernach muss also Hlūdāna als die gewährerin der eintracht und damit als die göttin der verbände und gesellschaften, als die schirmerin der genossenschaft, des bundes gedacht worden sein.

3. Es fragt sich nun, ob diese sachliche deutung Hlūdānas mit der sprachlichen in einklang gebracht werden kann. Wir sahen oben, dass das wort *hlūd* oder *hlūth*, welches dem namen Hlūdāna zu grunde liegt, im Friesischen des 13. und 14. jahrhunderts *hlūd* (*hlūth*) oder *hlōd* (*hlōth*) lauten müste. Von *hlūd* „sonus“ kann, Hlūdāna nicht kommen; es wäre dies in sprachlicher und sachlicher hinsicht ganz unmöglich. Wir haben vielmehr an *hlōd* (*hlōth*) zu denken, ein wort, welches im Altfriesischen und im Angelsächsischen begegnet, also offenbar sehr alt ist; es bedeutet „gesellschaft, schaar, bande.“ So bezeichnet in den gesetzen des angelsächsischen königs Ine (688—725) § 13 *hlōd* eine zum gemeinsamen stehlen vereinte gesellschaft oder bande von 7 bis 35 dieben<sup>2</sup>; und im friesischen Brokmerbrief § 68 wird *hlōth* als bezeichnung einer zum einbrechen vereinigten schaar oder bande verwendet<sup>3</sup>. Auch jene Beetgumer societas conductorum piscatus muss von den Friesen als *hlūd* bezeichnet worden sein. Der name Hlūdāna bedeutet demnach die über einer gesellschaft waltende, d. i. die bundesgöttin, die göttin der eintracht. Hlūdāna ist demnach die germanische entsprechung der römischen Fortuna-Concordia, die ebenfalls eine hypostase der erdgöttin war. So erklärt es sich vielleicht auch, dass die göttin Hlūdāna auf der Beetgumer ara sitzend dargestellt ist; denn der römische steinmetz dürfte sie als Concordia dargestellt haben, diese aber wird regelmässig sitzend abgebildet. Es ist sehr zu bedauern, dass sich der fehlende obere teil der Aedicula trotz eifrigem suchen nicht gefunden hat. Er würde uns vielleicht gezeigt haben, dass hier Hlūdāna auch die attribute der römischen Concordia führte.

1) Vgl. dazu Weinhold, Altnord. leben s. 71 fg.      2) Schmid, Gesetze der Angelsachsen s. 17.      3) v. Richthofen, Fries. rechtsqu. 161, 25.

In Friesland, wo das ringen mit dem meere eine unzähl ständiger communalverbände ins leben gerufen hatte, wo fischfang und überseeischer handel den raschen zusammenschluss zu gesellschaften und banden beförderte, muss die bundes- und eintrachtsgöttin Hlūdāna grosse verehrung genossen haben, und so ist es nicht zufällig, dass gerade ihr bild dem friesischen boden entstieg.

Wie bezeichnend ist es aber für den rechtlich-friedfertigen sinn der Friesen, dass sie, die in dem wesen ihrer männlichen hauptgottheit, des Tius, gerade den rechtsschutz durch einen besonderen beinamen, „Things“, hervorhoben, ihre weibliche hauptgottheit, wofür auch bei ihnen die erdgöttin galt, gerade unter demjenigen beinamen verehrten, der an ihr die gewähr von frieden und eintracht, also ebenfals eine ethische seite, betonte! Dass es gerade die mutter erde (Terra mater) war, von der den sterblichen nach dem glauben der Germanen „pax et quies“ gebracht wurden, ist aus Tacitus' (Germ. 40) angaben über Nerthus zur genüge bekant. „Nerthus“ ist, wie Hlūdāna, ursprünglich nur ein beiname der germanischen erdgöttin Ertha.

Wie sich Hlūdāna von Fiǫrgyn und wie sich diese beiden göttinnen wider von Ertha unterschieden, kann erst in einem anderen zusammenhange gezeigt werden.

4. Ertha Hlūdāna war die weibliche hauptgottheit der Friesen, wie „Tius Things“<sup>1</sup> die männliche. Daraus, dass den Friesen nicht der düstere sturm-gott Wōdan, sondern der lichtgott Tius Things als hauptgott galt, ersieht man, dass sie in ihren religiösen vorstellungen auf istvaeischem standpunkte stehen. Natürlich müssen Tius und Airtha „himmel und erde“ ursprünglich von allen Germanen als höchste gottheiten verehrt worden sein.

Wenn man nach dem verhältnis fragt, in welchem Tius und Airtha nach germanischer vorstellung zu einander gestanden haben, so kann die antwort nur lauten, dass sie als gemahl und gemahlin gedacht wurden. Denn es ist zunächst ein echt germanischer zug, stets eine männliche und eine weibliche gottheit zum Ehepaar zusammen zu stellen, sodass man, wenn die männliche und die weibliche hauptgottheit eines stammes gefunden sind, dieselben ohne weiteres als ein Ehepaar auffassen kann. So müssen natürlich auch die männliche und die weibliche hauptgottheit der Friesen ein paar gebildet haben.

Es lässt sich aber auch wol aus den Edden ersehen, dass Airtha Hlūdāna die gemahlin des Tius gewesen ist. Die nordischen mytho-

1) Vgl. Ztschr. XXI, 1 fgg.; XXII, 257 fgg.

logen sahen sich, weil sie den germanischen sturm- und todesgott Wôdan-Odin zum höchsten gotte und vater aller götter und menschen gemacht, also an die stelle, die einst Tius inne gehabt, gesetzt hatten, genötigt, die altgermanische theogonie umzubilden. Zum glück ist aus ihrer hand kein gebilde, das frei von widersprüchen wäre, hervorgegangen; vielmehr blickt hier und da die ältere gestalt dieser theogonie noch durch. Bei Tius-Týr, von dem die Edden nur wenig erzählen, kann man die umbildende tätigkeit der nordischen mythologen besonders deutlich erkennen. Während noch die ältere Edda diesen gott von riesen abstammen lässt (Hym. 5. 8), macht ihn die jüngere (I, 266) zu einem sohne Odins, also des gottes, der ihn aus seiner stellung als vater der götter und menschen verdrängt hat. Von einer gemahlin Tyrs spricht die jüngere Edda überhaupt nicht mehr, die ältere weiss wenigstens noch, dass einst Loki mit Tyrs gemahlin buhlte, wenn sie auch auffallender weise den namen derselben verschweigt. Die gemahlin Tyrs war offenbar zu angesehen und in ihrer stellung zu befestigt, um sich mit ihrem gemahl ohne weiteres in den hintergrund drängen zu lassen. Den umbildnern der alten theogonie blieb daher nichts übrig, als diese höchste göttin von Tyr zu scheiden und an ihrer alten stelle zu belassen. Sie musste nun auch dem neuen obergotte zur gattin gegeben werden, aber, da dieser schon vermählt war, mit der stelle einer zweiten gemahlin vorlieb nehmen. So erscheint denn Odin in den Edden unerhörter weise dauernd mit zwei gemahlinnen, von denen die erste, Frigg, seine alte, echte gemahlin<sup>1</sup>, die zweite aber, Jqrd̄ Hlóðyn Fiørgyn, ursprünglich die gattin seines vorgängers, des Tius, ist.

Dass Jqrd̄ in der tat eine ältere obergöttin als Frigg ist, geht ferner aus der angabe der Edden hervor, dass Frigg eine Tochter des Fiørgynn sei. Zu Fiørgynn hatten die Germanen, wie wir oben sahen, früh eine weibliche entsprechung, die „Fiørgyn“, geschaffen. Dieser name „Fiørgyn“ erwies sich als ein beiname der Jqrd̄. Schon deswegen kann Fiørgynn ursprünglich nur ein beiname des gemahls der Fiørgyn, also des Tius, gewesen sein. Dieses verhältnis lässt sich aber auch mit hilfe der altindischen mythologie nachweisen. Fiørgynn ist, wie Zimmer gezeigt hat, mit dem altindischen regengotte Parjánya, „dessen same der erde schoss erquickt“, identisch. Parjánya als befruchtender

1) Freilich soll Frigg nicht von anfang an Wôdans gemahlin gewesen sein, worin ich Müllenhoff (Zeitschr. f. d. a. 30, 217. 219) beistimme. Wessen gemahlin sie aber ursprünglich gewesen, hat er nicht angegeben. Ich werde demnächst Friggs gemahl in anderem zusammenhange besprechen.

regenspender hat daher Prithivî, die mutter erde, zur gattin. „Viel häufiger aber“, sagt Zimmer (s. 169), ist im Rig-Veda die jedesfalls bedeutend ältere anschauung verbreitet, dass Dyâus, der leuchtende himmelsgott, und Prithivî die janitrî, erzeuger, eltern der menschen, der welt seien, ja sogar der götter, denn sie heissen dêvaputrê, götter zu kindern habend. Parjánya wird daher auch geradezu sohn des Dyâus genant.“ Zimmer meint nun, dass „je nach der verschiedenen auffassung und dem jedesmal eigentümlichen mythenkreise Parjánya als sohn des Dyâus und neben ihm als gatte der Prithivî erscheint, die aber auch zugleich als seine mutter gefasst werden kann, da sie ja und Dyâus dêvaputrê sind.“ Diese erklärungs scheint mir noch nicht ganz den nagel auf den kopf zu treffen. Wir haben es bei jenen altindischen angaben nicht eigentlich mit verschiedenen mythenkreisen, sondern mit einem einzigen zu tun, aber in zwei verschiedenen phasen seiner entwickelung. Der Inder fasste Prithivî, die mutter erde, ursprünglich als gemahlin des himmelsgottes Dyâus. In dem glühend-heissen lande musste früh die vorstellung entstehen, dass sich im regen der befruchtende same des himmelsgottes in den schoss der mutter erde senke. Deswegen erhielt Dyâus gerade als gemahl der Prithivî den beinamen Parjánya. Dyâus Parjánya „der regenspendende himmelsgott“ war der gatte der Prithivî. Aus diesem beinamen entstand nun durch hypostase ein besonderer gott Parjánya „der regenspender“, der als hypostase des Dyâus zum sohne desselben werden musste. Dass er aber dabei zugleich gatte der Prithivî, der gemahlin des Dyâus genant wird, ist nur dadurch zu erklären, dass der name Parjánya ursprünglich dem Dyâus als beiname zukam. Etwas ganz analoges bietet die römische mythologie. Hier hat der himmelsgott Juppiter Juno zur gemahlin und den Genius zum sohne, der jedoch zugleich als gemahl der Juno bezeichnet wird. Auch dies ist einzig daraus zu erklären, dass Genius „der zeugende“ ursprünglich ein beiname Jupiters, Juppiter als Genius, d. i. zeugend, Junos gemahl ist. Als dann durch Hypostase Genius zu einem besonderen gotte erhoben wurde, ward er Jupiters sohn, blieb aber zugleich gemahl der Juno. Diese stellung des italischen Genius ist somit genau dieselbe, wie die des altindischen Parjánya. Als sich die Germanen in ländern nieder-gelassen hatten, welche an regen und feuchtigkeit überreich waren, vermochte sich der „regenspender“ in seiner stellung als befruchter der erde nicht zu behaupten. Der Germane konte die eigentlich zeugende kraft des himmels nicht in das im regen niederträufelnde nass, sondern nur in den wärmenden strahl der sonne verlegen; daher musste



ein anderer nachkomme des himmelsgottes, der ebenfalls durch hypostase entstandene feuer- und sonnengott im glauben der Germanen zum zeugenden lebensprincip werden, während der regenspender Fiörgynn mehr und mehr in den hintergrund trat. Wenn also Parjanya-Fiörgynn ursprünglich nur ein beiname des Dyâus-Týr war, so ist Frigg, die tochter des Fiörgynn, eine tochter des Týr und der Jǫrð, des himmels und der erde. Inwiefern ihr name dazu genau passt, werde ich an anderer stelle zu zeigen haben. Wäre Frigg die älteste obergöttin, so müste sie nicht von Ásen, sondern von riesen abstammen, wie dies mit Jǫrð, der tochter der Nótt und schwester der Dagr (Sn. 11, 123) der fall ist. Gibt man Jǫrð Fiörgyn Hlóðyn ihrem rechtmässigen gemahle zurück, so stellen sich sofort auch einige andere der in den Edden angegebenen götterverhältnisse in ihrer ursprünglichen gestalt wider her.

Da Jǫrð in der Edda die zweite gemahlin Odins ist, erscheint ihr sohn, der gewittergott Thor, als ein sohn des sturmgottes Odin, während in der altgermanischen theogonie Thunar noch als sohn des Tius und der Airtha, des himmels und der erde, galt.

Der sturmgott Odin selbst war ebenfalls ursprünglich ein sohn des Týr. Nach den Edden bestand zwischen diesen beiden göttern das verhältnis von vater und sohn. Die Edden machen nun Odin, den gemahl der Frigg, der tochter des Týr Fiörgynn, zu Týrs vater. Odin müste also seine eigene enkelin geheiratet haben. Diese unmögliche kombination entsprang der notwendigkeit, Odin zum alvater zu machen. Im urgermanischen göttersystem standen Tius und Wôdan gerade umgekehrt zu einander: Tius war der vater und Wôdan der sohn. Dieses verhältnis kann vernünftiger weise allein zwischen dem himmels- und dem sturmgotte gedacht werden. So fassen denn auch die anderen indogermanischen religionssysteme den sturmgott als nachkommen des himmelsgottes. Natürlich hatte sich der germanische sturmgott dereinst ebenso wie Parjanya-Fiörgynn vom himmelsgotte durch hypostase gelöst. Denn „Wôdan-Odin“ ist, wie schon die form dieses namens zeigt, ursprünglich ein blosser beiname.

Auch Thors gemahlin Sif ist, wie die angabe der jüngeren Edda (I, 585), dass sif ein synonymum von jǫrð sei, verrät, lediglich eine hypostase der Jǫrð; sie muss also in der älteren germanischen theogonie als tochter der Jǫrð gegolten haben.

Es ist uns somit gelungen, dem urgermanischen obergotte Tius nicht nur die rechtmässige gemahlin, Airtha Hlóðpunja Fairgunja, sondern auch vier kinder, und zwar den urgermanischen sturmgott, den gewittergott und die gemahlinnen dieser beiden götter, die in den Edden

Frigg und Sif genant werden, zurückzugeben. Diese vier kinder, welche durchweg erdeboren (terra editi) sind, zeigen die züge der eltern. Denn sie sind sämtlich ursprünglich teils tellurische gottheiten, teils solche der himmelserscheinungen.

BRESLAU, DEN 8. OKTOBER 1889.

HUGO JAEKEL.

## DER EINFLUSS DES NIBELUNGENLIEDES AUF DIE GUDRUN.

Wie die Eneide Heinrichs von Veldeke den ihm nachfolgenden höfischen epikern als muster galt und auf ihre dichtungen einen wesentlichen einfluss ausübte<sup>1</sup>, so hat auf die deutsche volksepik des XIII. jahrhunderts, besonders auf ihre vornehmere gattung, das Nibelungenlied als muster eingewirkt. Dieser einfluss zeigt sich zunächst in der beobachtung gewisser regeln für den epischen stil, in der auffassung, umgestaltung und ausschmückung des überlieferten stoffes; er erstreckt sich aber auch auf einzelheiten des inhalts und der sprache, indem eigentümliche ausdrücke, versteile und verse des musterepos wiederholt und ganze motive aus demselben entlehnt werden. Die beherrschende stellung nun, welche das Nibelungenlied innerhalb der volksmässigen epik einnimmt, erkennen wir namentlich, wenn wir dichtungen wie die Klage, den Biterolf, die Gudrun mit ihm vergleichen und die in ihnen sich findenden zahlreichen spuren der abhängigkeit von jenem ihren muster verfolgen. Dass die Klage sich vielfach mit dem Nibelungenlied berührt, ist bei der engen sachlichen zusammengehörigkeit beider epen natürlich. In welchem umfange dies geschieht, lässt sich am besten ersehen aus der sorgfältigen abhandlung von Sommer Ztschr. f. d. a. III, s. 193—218, zu der ergänzend hinzutritt Bartsch, Unters. üb. d. Nib. s. 337 fgg.; vgl. auch meinen aufsatz zur kritik des Nib. V, in dieser zeitschrift XVII, 390 fg. Über die sachlichen und sprachlichen übereinstimmungen des Biterolf mit dem Nibelungenliede habe ich gehandelt in dieser zeitschrift XVI, 346 fgg. Bei der Gudrun ist das vorkommen von 99 strophen in Nibelungenform schon längst auf einfluss des Nibelungenliedes zurückgeführt worden. Weit grössere beachtung aber als diese erscheinung verdient das vorhandensein von zahlreichen sachlichen und wörtlichen ähnlichkeiten und übereinstim-

1) Vgl. die ausgabe der Eneide von Behaghel s. CLXXXVI fg.

mungen, welche sich in diesen beiden epen zeigen. Die früheren nachweise von parallelstellen der Gudrun zum Nibelungenliede verdanken wir zu ihrem weitaus grössten theile dem fleisse v. d. Hagens, der sie unter den lesarten zur Gudrun im zweiten theile des zweiten bandes der Deutschen gedichte des mittelalters 1825 (herausgegeben von v. d. Hagen und Primisser) mitgeteilt hat; übersichtlich zusammengestellt sind sie im anhang zu Ziemanns ausgabe 1835. Diese parallelen sind in grösserer oder kleinerer auswahl in die späteren ausgaben übergegangen und haben bis jezt nur unbedeutende vermehrung erfahren. Allerdings dachte v. d. Hagen bei seiner samlung nicht daran, die abhängigkeit der Gudrun vom Nibelungenliede nachzuweisen, sondern er wolte vorzugsweise der feststellung und berichtigung des textes sowie der erläuterung dienen; er hat daher auch viele rein grammatischen und stilistischen oder nur sehr allgemeinen sachlichen analogieen herangezogen. Dieser umstand und die für uns höchst unbequeme art des citierens bei ihm und auch bei Ziemann<sup>1</sup> ist wol der grund gewesen, weshalb seine samlung bisher wenig berücksichtigt ist. In den einleitungen der meisten ausgaben wird zwar eine mehr oder weniger genaue kenntnis des Nibelungenliedes bei dem verfasser oder bearbeiter der Gudrun vorausgesetzt, derselben aber nur geringe bedeutung beigelegt. So ist es denn erklärlich, dass immer noch die ansicht vorherrscht, als ob das der Gudrun mit dem Nibelungenliede gemeinsame im wesentlichen aus allgemein epischen anschauungen und stilmitteln bestehe.

Um nun die richtige anschauung von dem verhältnis zu gewinnen, in welchem die beiden bedeutendsten erzeugnisse unserer echt nationalen epik zu einander stehen, genügt es nicht das bisher gesammelte material zu bearbeiten, sondern es bedarf einer lediglich zu einem solchen zweck angestellten neuen vergleichung der beiden epen, welche sowol durch vermehrung der übereinstimmungen als auch durch sichtung und prüfung derselben licht über diesen gegenstand zu verbreiten vermag. Ich habe mich daher bemüht, eine möglichst vollständige samlung aller im gedanken oder ausdruck stärker sich berührenden stellen

1) v. d. Hagen hat sich in der regel mit den blossen zahlenangaben begnügt, und zwar nach der verszählung seiner Nibelungen- und Gudrunausgabe. Ziemann hat leider die v. d. Hagensche zählung für das Nibelungenlied beibehalten; die Gudrunstellen hat er zwar nach strophen angegeben, hierbei aber offenbar nicht immer die Gudrun nachgeschlagen, so dass in den ziffern manches die benutzung störende versehen sich eingeschlichen hat. Der Nibelungenausgabe v. d. Hagens liegt bekanntlich im wesentlichen der text B zu grunde, doch hat er auch eine anzahl von mehrstrophen aus C aufgenommen.

beider dichtungen zu stande zu bringen, also eine sammlung aller übereinstimmungen, die sich nicht aus einem allgemein epischen stil erklären lassen, sondern bei denen an unbewusste entlehnung oder bewusste nachahmung zu denken ist. Und zwar stelle ich diese in der reihenfolge, wie sie dem leser der Gudrun nach und nach entgegentreten, zusammen.

Ich glaube keinen widerspruch befürchten zu müssen, wenn ich die entlehnungen aus dem Nibelungenliede einem verfasser und zwar einem bearbeiter der Gudrun gleich von vornherein zuweise. Die weiteren ausführungen werden dieses als gerechtfertigt erscheinen lassen.

Den text der Gudrun habe ich im allgemeinen nach der ausgabe von Sijmons gegeben, die mir als die konservativste der neueren ausgaben für meinen zweck den vorzug zu verdienen schien<sup>1</sup>. Das Nibelungenlied citiere ich, wo nichts anderes bemerkt ist, nach dem texte der handschrift B, weil dieser, wie sich zeigen wird, demjenigen Nibelungentexte am nächsten steht, den der bearbeiter der Gudrun benutzte. Stellen, zu denen nur A parallelismus bietet, kommen nicht vor; wol aber solche, mit denen allein C übereinstimmt. Diese habe ich in den text aufgenommen. Diejenigen varianten in A und C, deren wortlaut mit dem texte der Gudrun entweder mehr oder weniger übereinstimmt als die lesart von B, sind in den anmerkungen angegeben.

Gudrun str. 1—7. Sigebands herkunft und jugend ist dargestellt mit benutzung von Nib. avent. I. II und des anfanges von III, wo von Kriemhilds und Sigfrids herkunft und jugend gehandelt wird.

N. 20, 1 <i>Dô wuohs in Niderlanden</i> <i>eins vil edelen<sup>2</sup> küneges</i> <i>kint.</i>	G. 1, 1 <i>Ex wuohs in Írlande</i> <i>ein rícher küníc hêr.</i>
---	--

7, 1 <i>Ein ríchiu küneginne,</i> <i>frou Uote ir muoter híex.</i>	3 <i>sín muoter díu híex Uote</i> <i>und was ein küneginne.</i>
---	--

Nachdem der bearbeiter eine kurze schilderung von Geres macht G. 2 gegeben hat, die sich vergleichen lässt mit dem N. 8 über die macht der drei könige gesagten, geht er zu Nib. Avent. II über und berichtet G. 3. 4 im hinblick auf N. 23. 24 kurz die erziehung Sigebands, nicht ohne aus den folgenden strophen entlehnungen zu machen.

1) Einzelne abweichungen von ihr, die meist in einem engeren anschluss an den überlieferten text bestehen, sind als solche gekennzeichnet. Die gewöhnliche zählung der strophen habe ich selbstverständlich beibehalten und die häufigen umstellungen in dieser ausgabe, denen ich überhaupt nicht zuzustimmen vermag, unberücksichtigt gelassen.

2) A *ríchen*.

N. 25, 1 *Er was nu sô gewahsen,  
daz er ze hove reit*<sup>1</sup>.

27, 1 *Nu was er in der sterke,  
daz er wol wâfen truoc.  
swes er dar zuo bedorfte,  
des lag an im genuoc.*

G. 4, 1 *Er wuohs unx an die stunde,*

*daz er wâfen truoc.  
in heldes ahte er kunde  
alles des genuoc.*

Str. 5 spricht der bearbeiter über den tod Geres mit einigen trivialen bemerkungen; dann berichtet er, dem Nibelungenliede (str. 27) weiter folgend, von der jugendliebe Sigebands. Dieser unterlässt es mit rücksicht auf seine noch lebende mutter zu heiraten: *minnen ze rehter sîner ê, den<sup>2</sup> edelen kîneginnen was nâch Sigebanden wê*, ähnlich N. 25, 2—4 *manec frouwe und manic meit im wunschten, daz sîn wille in immer trûege dar, holt wurden im genuoge*. Das besonders betonte *ze rehter sîner ê* lässt als das bisherige verhältnis dasselbe voraussetzen, was Nib. 27, 3. 4 gesagt wird: *er begunde mit sînen werben schoeniu wîp, die trûten wol mit êren des kîenen Sivrides lîp*. Auch der zug der rücksichtnahme auf noch lebende eltern begegnet N. 43 fg., wo Sigfrid sich ablehend verhält gegen den wunsch der *rîchen hêrren* ihn zum kônig zu haben, *sît daz noch beide lebeten Sigmunt und Sigelint*. Auf diese angabe folgt nun im Nib. ebenso wie auf die entsprechende angabe über Sigeband in der Gudr. die erzählung von dem entschluss zur heirat. Hier rät die mutter, dort raten die mannen zur vermählung:

N. 49, 1 *Im rieten sîne mâge  
und genuoge sîne man,  
3 daz er dan eine wurbe<sup>3</sup>,  
diu im möhte zemen.*

G. 7, 1 *Sîn muoter riet dem rîchen,  
daz er im naeme ein wîp,  
dâvon getiuret würde  
sîn lant und ouch sîn lîp.*

Gleich diese sieben eingangsstrophen zeigen uns also, wie der bearbeiter das Nibelungenlied als seine vorlage gebraucht hat. Er suchte für die behandlung seines gegenstandes einen entsprechenden stoff aus dem Nibelungenliede auf, dessen darstellung er dann fast schritt für schritt folgte, wobei er unbedenklich ausdrücke wiederholte und ähnliche verse bildete.

Gudr. 8—49 erzählt im ersten teil den empfang der braut, die schwertleite des jungen fürsten — die vermählung wird kaum

1) Str. 25 fehlt in C.

2) Hs. der. Sijmons: *der kîneginne*. Vorzuziehen ist *den kîneginnen*; denn so bezeichnen — wie N. 25, 3 — die worte ein verhältnis der liebe, ebenso wie auch G. 748, 2.

3) C *naeme*, doch s. z. G. 169.

angedeutet —, seine regierung, die geburt und erziehung eines sohnes. Im zweiten teil dieses abschnittes bestimmt die königin den könig ein grosses fest mit hinzuziehung vieler gäste zu veranstalten. Das fest verläuft in den üblichen vergnügungen. Für diese darstellungen entnimt der bearbeiter reichlichen stoff aus einem zusammenhängenden abschnitt des Nibelungenliedes, der vom schluss der avent. VIII über die avent. IX. X. XI bis zum anfang von avent. XII (bis str. 676) sich ausdehnt; doch auch den übrigen teil der avent. XII berücksichtigt er, wie auch avent. XIII. Ausserdem greift er, von anderen kleineren entlehnungen abgesehen, widerum zurück auf avent. II.

Betrachten wir dies nun im einzelnen. G. 8, 2 begegnet uns eine aus dem Nib. bekante wendung *der begunde er volgen, als man vriunden sol*, vgl N. 1527, 2 *man sol vriunden volgen*<sup>1</sup>, 691, 2<sup>b</sup> *alsō man vriunden sol*; auch 1002, 4 *si dienden im nâch tōde, als man lieben vriunden sol*. In str. 9 werden wir auf den schluss von Nib. avent. VIII hingewiesen. Die braut führt als hofgesinde mit sich 700 recken und viele schöne mägde, ähnlich wie Brunhild bei ihrer abreise 86 frauen und 100 mägde Nib. 492. Deutlich tritt die beziehung auf diese stelle hervor in der folgenden strophe: *in magetlichen êren* (10, 1<sup>a</sup>) brachten sie ihre begleiter zu dem lande, wie es von Brunhild heisst: *in tugentlichen zûhten* (493, 1<sup>a</sup>) verliess sie ihr land. Hierzu ist noch zu vergleichen N. 569, 1<sup>a</sup> *in magtlichen zûhten*, also eine stelle aus der vornehmlich ausgebeuteten avent. X.

In der wenig eingehend behandelten darstellung des empfanges der braut G. 10—17 könnte man hie und da sachliche annäherung an die schilderung N. 529—542 finden; dass sie dem bearbeiter tatsächlich vorlag, machen folgende parallelen zur gewissheit:

N. 555, 1 *Do<sup>3</sup> der bûhurt was zer-*  
*gangen*  
*über al daz velt.*  
 542, 3 *man hört dâ hurteclîchen*  
*von schilden manegen stôz.*  
*hei wax richer buckeln*  
*vor gedrange lûte erdôz!*

G. 14, 2 *der (buhurt) was nu zer-*  
*gangen*  
*mit grôzer arbeit.*  
 16, 3. 4 *dâ horte man erdiezen*  
*manegen buckel richen*  
*von ir schilde stoexen;*  
*si kunden einander niht*  
*entwîchen.*

Übereinstimmung zwischen stellen dieses abschnittes und stellen von avent. XIII liegt vor in

N. 744, 3 *alles des si gerten,*  
*des was man in bereit.*

G. 15, 1 *swax si ir kunden dienen,*  
*des was man ir bereit.*

1) C ohne parallelismus.

2) Do fehlt in A; die ganze strophe fehlt in C.

Übereinstimmung mit einer entfernten stelle:

N. 1083, 1 <i>Daz was in einen xiten</i> <sup>1</sup> , dô . .	G. 11, 3 <i>ex was in einen xiten, sô . .</i>
---	---

Die sitte, die ankunft durch boten vorher anmelden zu lassen (G. 17), wird mehrfach im Nib. erwähnt: 221. 496 fg. 1277. 1652.

G. 19 berichtet die schwertleite: 500 recken empfangen das schwert mit dem könig zusammen; sie erhalten alles, was sie wünschen, besonders rosse und kleider, so dass des jungen königs ehre wol gewahrt wird. Diese züge finden sich sämtlich N. 28—32, nur in genauerer ausführung: das schenken der rosse und kleider, 400 schwertdegen, die ehre, die Sigmund und Siglind einlegen. Im ausdruck vgl.:

N. 596, 1 <i>Vil junger (degen) swert</i> dâ nâmen sehs hundert oder baz vgl. 29, 4).	G. 19, 1 <i>Vüinf hundert recken</i>  nâmen bî im swert.
--	--

G. 19, 2 *alles des si wolten, wurden si gewert* vgl. N. 744, 3<sup>2</sup>.

In übereinstimmung mit N. 658 wird G. 20 hervorgehoben, dass der junge könig ein gerechter richter und hochgeehrt war; nur die bemerkung über der königin freigebigkeit wird hinzugefügt. Wie N. 659 fg. wird dann G. 21—23 erzählt, dass nach 3 jahren (dort nach 10 jahren) ein sohn geboren wurde; es wird weiter berichtet von der taufe, dem namen, der erziehung und auch die bemerkung über die vortreflichkeit des geschlechtes wiederholt. Auch fast alle wörtlichen übereinstimmungen in diesen strophen beziehen sich auf denselben abschnitt des Nibelungenliedes:

N. 633, 1 <i>Diu hōchzit dô werte</i> unx an <sup>3</sup> den vierzehenden tac, daz in al der wile der schal nie <sup>4</sup> gelac.	G. 20, 1 <i>Er saz in Írlande</i> sît vil manegen tac,  daz sîn hōhiu êre ringe nie gelac.
658, 3 <i>und dar er rihten solde.</i>	3 <i>er rihte swem er solte.</i>

An N. 664, 1 *Daz lant ze Nibelunge Sifride diene hie klingt an*  
G. 21, 1 *Im dienten sîne huobe daz kreftige guot.*

N. 521, 1 <i>Ob ich nu eine hête</i> sprach er, drizec lant,	G. 21, 3 <i>der si gewaltic taete</i> drizic kûenege lant,
---	---

1) C *daz geschah in den geziten.*

2) C *allex daz si wolden.*

3) *unx an* fehlt in A.

4) A *nie der schal gelac.*

- |  |   |
|--|---|
| <p><i>so emphieng ich doch gerne<br/>gäbe ûz iwer hant.</i></p> <p>N. 662, 1 <i>Nu hete ouch dort bi Rîne,</i></p> <p><i>sô wir hoeren sagen,<br/>bi Gunther dem rîchen<br/>einen sun getragen.</i></p> <p>660, 1 <i>Den îlte man dô toufen<br/>und gap im einen namen,<br/>Gunther nâch sinem<br/>oheim.</i></p> <p>4 <i>dô zôh man in mit flîze.</i><br/>(24, 1 <i>Man zôch in mit dem vlîze.</i>)</p> <p>660, 3 <i>geriet er nâch den mâgen,<br/>daz waer im wol ergân<sup>1</sup>.</i></p> <p>1852, 1 <i>Gevâht ernâch dem künne,<br/>er wirt ein küene man.</i></p> | <p><i>ob si diu haben solte,<br/>diu zeryaebe gar ir hant</i></p> <p>G. 22, 1 <i>In den naechsten drien jâ-<br/>ren (hs),<br/>sô wir hoeren sagen,<br/>si begunde bi dem künnege<br/>ein edel kint tragen.<br/>daz wart getoufet<br/>unde sit genennet<br/>bi sinem namen Hagene.</i></p> <p>23, 1 <i>Man hiex ez ziehen schöne<br/>und vil vlîzlichen phlegen.<br/>geriete ez nâch dem künne,<br/>sô würde ez wol ein degen.</i></p> |
|--|---|

Schon G. 23, 1 erinnert fast noch mehr an N. 24, 1 als an 660, 4. Dass der bearbeiter hier abermals in *avent. II* zurückgeblickt hat, beweisen die folgenden bemerkungen über die erziehung:

- |   |  |
|---|--|
| <p>N. 26, 3 <i>sin pflâgen ouch die wîsen,<br/>den ère was bekant.</i></p> <p>25, 1 <i>Er was nu sô gewahsen<sup>2</sup>.</i></p> | <p>G. 23, 3 <i>sin phlâgen wîse vrouwen<br/>und vil schoene meide.</i></p> <p>24, 1 <i>dô was ez gewahsen.</i></p> |
|---|--|

Nach diesem rückblick wendet sich der bearbeiter zu *avent. XII*, um mit verwertung des ihm N. 667—676 gebotenen zu erzählen (G. 26—35), wie sich Sigeband, ohne sonderliche neigung, durch seine gattin bewegen lässt, jenes fest zu veranstalten, das einen so traurigen ausgang haben sollte; gerade wie Gunther halb widerstrebend sich entschliesst dem rat Brunhilds zu folgen und jene verhängnisvolle einladung an Sigfrid ergehen zu lassen. Das gespräch eröffnet beidemal die königin: in der Gudrun bedauert sie, dass sie den könig so selten bei seinen helden sieht; im Nibelungenliede, dass sie Kriemhild noch nicht wider gesehen hat. Beidemal fragt der könig darauf, wie das sich machen liesse. Hierauf erwidert Ute, ein so reicher könig müsse mehr feste geben; Brunhild, ein noch so reicher vasall müsse dem gebot seines herren folgen. Dort erfüllt zuletzt der könig den wunsch der gattin mit den worten: *ich wil iu gerne volgen* (35, 2), hier mit

1) C *er wurde ein küener man.*

2) 25 fehlt in C.



den worten: *nu wizzet, dax ich geste sô gerne nie gesach* (674, 2); die gatten verständigen sich über die botensendungen. Auch die freigebigkeit der königin wird beidemal am schluss erwähnt: vgl. N. 676, 4 und G. 36, 2. 3, das eine mal mit beziehung auf die boten, das andere mal mit beziehung auf das weibliche hofgesinde. Hierzu sind noch die parallelstellen zu beachten:

<p>N. 668, 2 <i>dax si ir vremde wâren, dax was ir harte leit, dax man ir sô selten diende von Sifrides lant<sup>1</sup>.</i></p> <p>1343, 2 <i>dar umbe ist mir sô leit, dax mich die sô selten, ruochent hie gesehen.</i></p> <p>670, 1 <i>Wie möhten wir si bringen? sprach der künic rich.</i></p> <p>669, 1 <i>ob dax möhte geschehen, dax si Kriemhilde solde noch gesehen.</i></p> <p>671, 1 <i>Swie hōhe rīche waere deheines küneges man.</i></p> <p>673, 3 <i>wie wir ensament sâzen, dō ich erste wart din wip<sup>2</sup>.</i></p> <p>520, 2 <i>dō sprach diu minneclīche: mir waere niht ze leit, ob ich ze boten miete iu geben solt mīn golt.</i></p>	<p>G. 27, 2 <i>des verdriuzet sere mīn herze und mīnen lip, dax ich dich sihe sô selten, dar umb sô ist mir leide.</i></p> <p>28, 1 <i>Dō sprach der künic edele: wie solte dax geschehen,  dax dū mich woltest gerne vor mīnen recken sehen?</i></p> <p>29, 1 <i>Si sprach: sô rīche niemen ist lebendic erkant.</i></p> <p>30, 1 <i>Dō ich magetlīchen in Frideschotten sax.</i></p> <p>36, 1 <i>Dō sprach diu küneginne: dax ist mir niht leit, sô gibe ich besunder vīnfundertvrouwenkleit.</i></p>
--	---

In diesem abschnitt G. 26 — 35, der sich sowol inhaltlich wie sprachlich so eng an N. 667 — 676 anschliesst und von dem unter ganz gleichen umständen wie dort gefassten entschluss zu einer *hōchzīt* erzählt, ist nun als ein umstand von besonderer wichtigkeit hervorzuheben, dass der bearbeiter der Gudrun auf sein muster hinweist, indem er zu den worten *ich wil iu gerne volgen* 35, 1 hinzufügt *als ez mēr geschach, dax man nâch vrouwen râte lobeten hōchzāten*. Denn in diesem zusammenhang kann in der stelle nichts anders gesehen werden als eine bezugnahme auf das Nibelungenlied, wenn sie auch, für sich betrachtet, nur ein allgemein episches motiv enthalten könnte, wie Kaiserchr. D. 397, 15 Rother (Massm.) 1530 fg., die Martin u. a. hierzu anführt.

1) A *sô selten* | *diende siniu lant*. — C 668, 3 ohne parallelismus.

2) C ohne parallelismus.

Die folgende festschilderung G. 37—49 besteht aus den bei solchen darstellungen ziemlich regelmässig widerkehrenden angaben über die hervorragendsten vorgänge und umstände des festes. Dass bei dieser schilderung der bearbeiter immer noch die eben besprochenen abschnitte des Nibelungenliedes vor sich hatte, zeigen folgende übereinstimmungen.

Den geladenen wird entboten, *daz si nâch dem sumere von des winters stunden solten biten* G. 37, 4; ebenso wie N. 694, 2 bei der einladung gesagt wird: *swenne der winder ein ende habe genomen*. Von dem herankommen der gäste wird in der Gudrun mit ähnlichen worten geredet, wie im Nibelungenliede von den ins land reitenden verwanten des königs, die den kommenden entgegengeschickt werden.

N. 528, 1 *Dô riten allenthalben  
die wege durch daz lant.*

G. 39, 1 *Riten si begunden  
ûf vil manegen wegen.*

Bemerkt wird G. 42, 3 wie N. 537, 4, dass man schilde und speere für die ritterspiele herbeibringt. Über die ausstattung der geladenen, an der einen stelle in der heimat, an der anderen am hofe des wirtes, heisst es:

N. 705, 4 *alle die es dô gerten<sup>1</sup>,  
den gap man ros und ouch  
gewant.*

G. 40, 2 *allen, die ir gerten,  
den gap man ir genuoc.*

Wie N. 753 sitzen G. 42 fg. die frauen während der ritterspiele in den fensterbrüstungen. Wie N. 753, 4 nimmt G. 44, 2 auch der wirt am spiele teil. Ähnlich wie N. 751 wird G. 49 die mitwirkung der musik erwähnt: posaunen, trompeten und flöten werden hier wie dort genant. Auch in den angaben über den schluss des festes zeigt sich der einfluss des Nibelungenliedes (s. unten zu G. 66). Die hierhergehörigen parallelstellen aus dem Nibelungenliede gehören nicht bloss diesem teile, sondern noch einigen andern festschilderungen an.

N. 1827, 4 *Exel unde Kriemhilt  
ex bescheidenlichen sach.*

G. 43, 4 *daz si ex bescheidenlichen  
sâhen.*

N. 41, 2 *Diu hœchgezit werte  
unz an den sibenden tac.  
Siglint diu rîche  
nâch alten siten pflac.*

48, 1 *Diu hœchgezit werte  
unz an den niunden tac.  
swes man mit ritters vuore  
bi dem künige pflac,*

1) C *die si dô fûeren wolden.*

N. 39, 1 *Swie vil si kurzwile*

*pflügen al den tac,  
vil der varenden diete  
ruowe sich bewac.*

*des mohte die varnde diet  
(hs.)*

*lützel dâ vevdriexen;  
die heten arbeite:  
wan si sin ouch wolten  
geniexen.*

In der dazwischen stehenden erzählung von dem greifen finden sich folgende einzelparallelen:

N. 90, 2<sup>b</sup> *nu hoeret wunder sagen* = G. 50, 1<sup>b</sup>.

N. 215, 4 *in hât der übel tiufel  
her zen Sahsen gesant.*

G. 54, 3 *ex het der übele tiuvel  
gesant in dax riche  
sinen boten verre.*

2171, 3 *alsam tet ouch sin wip.  
si klageten ungefuoge  
des guoten Rüedegères lip.*

60, 3 *der küneecund ouch sin wip,  
si klageten al gemeine  
des Kindes werden lip (hs.)*

1168, 3 *ir wât was vor den brüsten  
von heizen trehen naz.*

62, 1 *Der wirt weinte sêre,  
sin brust diu wart im naz.*

Stellen aus der festesschilderung in avent. V und aus der sie einleitenden erzählung am ende von avent. IV verwendet dann wider der bearbeiter für die darstellung vom schluss des festes.

N. 309 *Er sprach: ir guoten recken, ê dax ir scheidet hin,  
sô nemet mine gâbe; alsô stêt mîn sin,  
dax ichz immer diene, versmachtet niht mîn got,  
dax wil ich mit iu teilen; des hân ich willigen muot.*

G. 63 *Die geste wolten riten, dô sprach diu künegin:  
jâ sult ir, edele helde, noch hie ze hove sin,  
und lât iu niht versmähen silber unde golt.  
des haben wir ze gebene: wir sin iu groezlichen holt.*

N. 253, 1 *Der küneec<sup>1</sup> phlac sîner geste  
vil groezliche<sup>2</sup> wol*

3 *er bat<sup>3</sup> der sêre wunden  
vil güetlichen phlegen  
vgl. auch 743, 3. 4.*

G. 65, 4 *Der wirt hiez sîner geste  
schöne und güetlichen phle-  
gen.*

Ausserdem greift er noch einmal auf die oben besprochenen schilderungen des Nibelungenliedes zurück:

1) C *der wirt*

2) A *güetlichen*

3) C *man hiez*

N. 753, 1 *In diu venster sâxen  
diu hêrlîchen wîp  
und vil derschoenen meide:  
gezîeret was ir lîp.*

636, 4 *sô endete sich diu hôchzit:  
daz wolde Gunther der  
degen<sup>1</sup>.*

646, 4 *si rûmten vroelîchen  
des kûnec Guntheres lant<sup>2</sup>.*

G. 66, 1 *Dô lie diu kûneginne  
scheiden manic wîp  
und vil der edelen meide,  
alsô dax ir lîp*

*ir gâbe was getiuret.  
4 diu hôchzit sich endet:*

*si rûmten Sigebandes lant.*

Eine so starke nachahmung des Nibelungenliedes, wie sie dieser ganze abschnitt aufweist, findet sich später in der Gudrun nicht wider. Und diese erscheinung lässt sich leicht erklären, wenn wir diese erste aventiure als einen zusatz des bearbeiters ansehen. Ohne durch einen vorliegenden text unterstützt oder gebunden zu sein konte derselbe hier ganz nach seinem eigenen ermessen verfahren und — nicht bloss aus mangel an erfindungsgabe und an darstellungsfähigkeit, sondern auch in der absicht etwas dem Nibelungenlied entsprechendes zu bieten — demselben unbedenklich entnehmen, was ihm geeignet schien.

Der nun folgende abschnitt G. 67—162 enthält die erzählung von Hagens entführung durch den greifen und seiner rückkehr. Gemäss der eigenartigkeit des inhalts treten hier parallelen mit dem Nibelungenliede spärlicher hervor; doch kann man auch an den beigebrachten sehen, wie der bearbeiter bei seinen entlehnungen sich an bestimmte teile des Nibelungenliedes hielt. Es sind besonders benutzt avent. VI. XXV—XXVII; daneben auch XVI und XIV.

N. 1446, 1 *Nu lâxen dax belîben,  
wie si gebâren hie.*

G. 67, 1 *Nu lâxen wir belîben,  
wie dâ gescheiden wart.*

1474, 1\* *Hagene wart ir innen* = G. 76, 1\*: beidemale schleicht ein Hagen zu fremden frauen heran; sonst sind die persönlichkeiten und die situationen sehr verschieden!

N. 917, 3 *sam xwei wildiu pantel  
si liefen durch den klê.*

G. 98, 3 *als ein pantel wilde  
lief er ûf die steine.*

878, 4 *dar nâch er vil<sup>3</sup> schiere  
einungefüegen lewen vant.*

102, 2 *bi im er harte nâhen  
einen lewen vant.*

Alle vier stellen beziehen sich auf jagd.

1) A *ex sciet von dannen manic degen.*

2) C *dô der Burgonden lant.*

3) C *harte.*

<p>N. 336, 1—3 .. <i>der starke Sifrit ...</i>  <i>sô het er .. krefte genuoc,</i>  <i>zwelf manne sterke.</i></p> <p>358, 4 <i>den edelen juncfrouwen</i>  <i>was von arebeiten wê<sup>1</sup>.</i></p> <p>370, 4 <i>ir starkex arbeiten</i>  <i>tet sit den hôhgemuoten wê<sup>2</sup>.</i></p> <p>1492, 1 <i>Dô ruofte er (Hagen) mit</i>  <i>der krefte,</i>  <i>dax al der wâg erdôz.</i></p>	<p>G. 106, 1 <i>Ouch hete der wilde Hagene</i>  <i>krefte zwelf man.</i></p> <p>108, 4 <i>den ellenden vrouwen</i>  <i>den tet ir arebeit vil wê.</i></p> <p>109 1 <i>Hagene ruofte lûte,</i>  <i>dax in des niht verdrôz.</i></p>
<p>(Hier übereinstimmung des namens <i>Hagene</i> und der situation; vgl. oben zu G. 76, 1.)</p>	
<p>N. 787, 2 <i>des dûhte Prûnhilde</i>  <i>diu wîle gar ze lanc.</i></p> <p>353, 2<sup>a</sup> <i>unt von Zaxamanc der</i>  <i>guoten<sup>3</sup></i></p> <p>388, 1 <i>Sehs unt ahzec türne</i>  <i>si sâhen drinne stân,</i>  <i>dri palas wite.</i></p> <p>4 <i>dar inne selbe Prûnhilt</i>  <i>mit ir ingesinde was.</i></p> <p>1481, 1 <i>ir trieget âne nôt.</i></p> <p>1551, 4 <i>in wart striten kunt getân.</i></p> <p>355, 4 <i>wol lie dax schînen Kriem-</i>  <i>hilt,</i>  <i>dax si in holden willen truoc</i>  <i>(vgl. 1609, 4. 1674, 4)</i></p>	<p>G. 112, 2 <i>ê er diu maere erviere,</i>  <i>diu wîle dûhte in lanc.</i></p> <p>118, 3<sup>a</sup> <i>von India der guoten</i></p> <p>138, 3 <i>einen palas hôhen</i>  <i>kôs er bi der vlûote.</i>  <i>driu hundert türne</i>  <i>sach er dâ vil veste unde</i>  <i>guote.</i></p> <p>139, 1 <i>Dar inne was her Sigebant.</i></p> <p>146, 1 <i>ir trieget mich ân nôt (hs.)</i></p> <p>151, 3 <i>wer im grûezen kunt taete.</i></p> <p>155, 4 <i>dem kinde er holden willen</i>  <i>von schulden vriuntlichen</i>  <i>truoc.</i></p>

1) C *den schoenen juncfrouwen tet ir arebeiten wê.*

2) A *tet sit schoenen frouwen wê*, doch s. zu G. 1119, 4.

3) A *der guoten* fehlt. C *dem lande*. Wir haben an dieser stelle den seltenen fall, dass alle drei handschriften von einander abweichen und nur auf der lesart von B der parallelismus beruht. Dass die an sich schon höchst auffallende bezeichnung von *India der guoten* nicht ein unmotivierter einfall des bearbeiters ist, sondern durch das Nibelungenlied veranlasst sein muss, beweist die auch sonst hier hervortretende berücksichtigung der avent. VI (N. 336. 358. 356. 365). Doch scheint der bearbeiter hier nur flüchtig im Nib. geblättert zu haben, da er offenbar 353, 2 misverstanden hat, indem er *der guoten* auf *Zaxamanc* bezog und übersah, dass es zu *siden* gehört. *der guoten grûen alsam* ist vom redaktor B gesetzt worden für *der grûenen sô* (A).

N. 356, 2. 3 <i>hermîne vederen ... pfelle darobe lâgen</i> 365, 1 <sup>b</sup> <i>man truoc in ûf den sant.</i> 2 <sup>b</sup> <i>allex ir gewant.</i>	G. 156, 3 <i>phelle ob liechten vederen.</i> 160, 1 <sup>b</sup> <i>tragen ûf den sant.</i> 2 <sup>b</sup> <i>ir spîse und ir gewant.</i>
---	---

Die darstellung von Hagens jugendgeschichte von da, wo diese einen normalen verlauf hat (163 fg.), folgt widerum den schon mehrfach benutzten abschnitten, avent. II und anfang III (Sigfrids jugend) sowie X. XI (das erste grosse fest in Worms).

N. C 22, 5 <i>Ê dax der degen küene vol wüehse ze man.</i>	G. 163, 1 <i>Wahsen er begunde bevollen zeinem man.</i>
--	---

Über die ritterlichen übungen Sigfrids (av. III) und Hagens:

N. 129, 2 <i>dô was er ie der beste, swes man dâ began.</i>	G. 163, 2 <i>dô pflic er mit den helden, swes man ie began.</i>
---	---

Über die verabschiedung der gäste:

N. 41, 3 <i>durch ir sunes liebe teilen<sup>1</sup> rôtex golt. si kunde ez wol gedienen, dax im diu liute wâren holt.</i>	G. 164, 3 <i>dô gap in sîne gâbe der wirt von liehtem golde. durch sînes sunes liebe ze staeten vriunden er si haben wolde.</i>
--	---

Über die taten des jungen Siegfried und Hagen:

N. C 22, 7 <i>dâ von man immer mêre mac singen unde sagen.</i>	G. 166, 4 <i>des hôrte man in dem lande von dem helde sagen unde singen.</i>
--	--

Dass hier etwa der redaktor C die stellen 22, 5 und 7 der Gudrun nachgebildet habe, wird wol niemand behaupten wollen. Denn der zusammenhang von N. C 22 mit den anderen hier benützten stellen des Nibelungenliedes stelt es ausser zweifel, dass der bearbeiter die worte von C in seinem Nibelungentexte las.

Wie Sigfriden raten auch Hagen die *mâge* zur heirat:

N. 49, 1 <i>Im rieten sîne mâge, und genuoge sîne man, 3 dax er dan eine wurbe<sup>2</sup>.</i>	G. 169, 1 <i>Im rieten sîne mâge, er wurbe umbe ein wîp.</i>
---	--

Eine ankündigung des festes in andere lândere ergeht G. 172 wie N. 28; der zahlreiche besuch wird G. 174, 4 wie N. 30, 4, die beschenkung der schwertdegen mit kleidern G. 175 wie N. 31. 32 erwâhnt. Zu dem sachlichen parallelismus tritt parallelismus des ausdrucks:

1) C *geben*

2) C *naeme*, vgl. zu G. 7, 2.

N. 28, 1 <i>Dô hiex sîn vater Sigemunt künden sînen man.</i>	G. 172, 1 <i>Dô hiex er ex künden in diu vürsten lant.</i>
30, 4 <i>des sach man vilder vremen zuo in rîten in dax lant.</i>	174, 4 <i>man sach an allen enden sîne geste zuo dem lande rîten.</i>

Doch hat an der letzten stelle der bearbeiter sich bereits beeinflussen lassen durch eine strophe der avent. X. N. 559, 5—8 wird gesprochen von *hergesidele*; G. 174, 3 heisst es *dâ sidelle man vil wîten*. Und nun vergleiche man den zweiten teil von N. 559, 5—8 mit G. 174:

N. 559, 7 <i>des si dâ haben solden, wi wê nec des gebrast. dô sach man bi dem kûnege vil manegen hêrlîchen gast.</i>	G. 174, 2 <sup>b</sup> <i>wie wênic er des liex, 3<sup>a</sup> des si an in gerten. 4 man sach an allen enden sîne geste zûo dem lande rîten.</i>
---	---

In den zwei stropfen, die sich auf Hagens vermählung beziehen, enthalten die worte G. 176, 3<sup>a</sup> *ob ich von herzen minne* eine deutliche beziehung auf N. 135, 3<sup>a</sup> *die ich von herze minne*, eine stelle des bereits in diesem zusammenhang benutzten schlusses von avent. III (vgl. N. 129, 2. G. 163, 2). In G. 178 zeigt der anfang eine berück-sichtigung von avent. IV:

N. 244, 1 <i>Dô enpfie er wol die sîne, die vremen tet er sam.</i>	G. 178, 1 <i>Wol behagete ex sîner muo- ter, sîme vater tet ex sam.</i>
--	---

Mit dem schluss seiner festesschilderung wendet sich der bearbeiter jener darstellung in avent. X zu, auf welche bereits die benutzung von 559, 5—8 hinwies. Wie die erzählung der schwert-leite, der krönung und vermählung im Nibelungenliede hier vorbildlich gewesen ist, veranschaulicht folgende zusammenstellung:

N. 596, 1 <i>Vil junger<sup>1</sup> swert dâ nâmen sehs hundert<sup>2</sup> oder baz.</i>	G. 178, 4 <i>wol sehs hundert degene nâmen bi im wâpen oder mêre.</i>
594, 1 <i>Nâch siten, der si pflâgen und man durch reht begie, Gunther unde Prînhilt niht langer dax enlie<sup>4</sup>.</i>	179, 1 <i>Nâch siten kristenlîchen<sup>3</sup> wîhen man dô hiex beide zuo der krône; niht lenger man dax liex.</i>

1) A *degen*. B *junger swert*, dann von erster hand übergeschrieben *daegen*.  
C *knappen*.

2) C *vier hundert*.

3) Hs. *sittlîchen*.

4) A *verlie*.

N. 541, 1 *Vil manegen bûhurt rîchen  
sach man dan getriben*

*von helden lobelîchen,  
niht wol waer ez belîben.*

G. 179, 4 *manegen buhurt rîchen  
sach man dâ von des kû-  
neges mannen.*

184, 3 *manic rîchiu tjoste  
wart von in getriben.  
daz sâhenschoene vrouwen.  
jâ waer daz übele belîben.*

*Nach sîten kristenlîchen* würde, wenn es richtig ist, aus N. 1788, 4 entnommen sein. Diese im Nib. wol motivierte angabe würde zwar in der Gudr. durch das versteckte *kristen unde heiden* 186, 3 nicht genügend motiviert, aber bei dem charakter der bearbeitung begreiflich sein.

Vereinzelt steht G. 187, 2<sup>b</sup> *ludem unde dôz* = N. 883, 1<sup>b</sup>.

Die angaben über die verzichtleistung des alten königs zu gunsten seines sohnes, über die strenge und gerechte herschaft desselben, über seine ritterliche tüchtigkeit, sowie über die geburt einer tochter G. 188—197 erinnern lebhaft an N. 657—666. Besonders tritt die ähnlichkeit hervor in den stropfen:

N. 657 *Dô sprach vor sînen friunden der hêrre Sigmunt:  
den Sîfrides mâgen tuon ich allen kunt,  
er sol vor disen recken mîne krône tragen.  
diu maere hôrten gerne die von Niderlanden sagen.*

G. 188 *Vor den sînen gnôzen sprach her Sîgebant:  
mînem sune Hagenen gibe ich mîniu lant,  
diu liute mit den bûrgen nâhen unde verren.  
alle mîne recken sulen in haben ze einem herren.*

Der bearbeiter greift im folgenden noch einigemale zu schon benutzten teilen zurück. G. 189, 2 *dô begunde Hagene lîhen bûrge unde lant* ist zu vergleichen mit N. 40, 1. 2 *Der hêrre hiez lîhen Sîvrit den jungen man lant unde bûrge.* Und ganz in der nâhe:

N. 45, 3 *waere in Burgonden<sup>1</sup>  
ze wunsche wol getân.*

G. 191, 4 *diu was von Îserlande  
und was ze wunsche wol  
getân.*

325, 3 *si wax unmâzen schoene* | 199, 2 *wart unmâzen schoene.*— eine übereinstimmung, die deshalb keine zufällige ist, weil jene worte beidemale auf eine schöne, vielbegehrte, allen werbern gefährliche königstochter sich beziehen.

Überblicken wir nach dieser vergleichung mit dem Nibelungenliede noch einmal diese vier ersten aventiuren der Gudrun, so werden wir ohne bedenken die s. 155 über die stropfen 1—66 ausgesprochene

1) C in *Burgonden waere.*



auffassung über dieses ganze stück ausdehnen können. Denn für etwas anderes als einen zusatz des bearbeiters brauchen wir auch den von dem greifen und Hagens leben in der wildnis handelnden teil nicht zu halten. Diese erzählung, für sich allein genommen, wird man sich nicht gut als den eingang der Gudrun vorstellen können; auch passt ihr fabelhafter charakter nicht zu dem inhalt der Gudrun im allgemeinen. Wir werden aber in ihr nicht sowol eine eigene erfindung des bearbeiters, als vielmehr eine nacherzählung von sachen zu sehen haben, die ihm in mehr als einer sage schon dargeboten waren. Es sind also die vier ersten aventiuren ein späterer zusatz zur Gudrun, dem der verfasser durch bedeutende anleihen beim Nibelungenliede gehalt und wert zu geben suchte. Wenn nun der bearbeiter in diesem teile, wo er ganz frei verfuhr, das Nibelungenlied so stark nachahmte, so ist es nicht anders zu erwarten, als dass er auch in den weiteren teilen des epos, das ja nach algemeiner anschauung überhaupt nur in einer tiefgreifenden bearbeitung auf uns gekommen ist, überall, wo er änderte und erweiterte, in bezug auf inhalt und form nach dem vorbild des Nibelungenliedes sich umgeschaut haben wird. So erklärt es sich, dass dieselben erscheinungen, wenngleich nicht mehr in solcher häufigkeit und solchem umfange, auch dort widerkehren.

Die fünfte aventiure der Gudrun begint mit einigen bemerkungen über Hetels jugend; auch sie enthalten wider entlehnungen aus dem anfang des Nibelungenliedes.

N. 20, 1 *Dô wuohs in Niderlanden*  
*eins edelen küneges kint*  
 3 *in einer rîchen bürge*  
*wîten wol bekant.*  
 7, 2 *ir vater hiex Dancrât,*  
*der in diu erbe liex.*

G. 204, 1 *Ein helt der was erwachsen*  
*in Tenelant*  
*ze Stürmen in einer marke,*  
*daz ist wol erkant.*  
 209, 3 *vater und ouch muoter,*  
*die im diu lant dâ liexen*

Wir haben bei den einleitungsaventiuren wiederholt gesehen, wie der bearbeiter, wenn er es mit einem motiv zu tun hat, das ihm auch aus dem Nibelungenliede bekant ist, zur ausführung dieses motivs das musterepos heranzieht. Hetels entschluss die gefährliche werbung um Hilde zu wagen findet sein analogon in Gunthers werbung um Brunhild. Also suchte der bearbeiter aus der VI. aventiure des Nibelungenliedes sich anregungen für seine schilderung dieses gegenstandes. Die *besten* (die vornehmsten) raten Hetel G. 210, 1 wie die *hōhsten māge* Gunther N. C 324, 2 zur ehe<sup>1</sup>. Hetel weiss keine, *diu xen Hege-*

1) AB *bloss man seite, daz dâ waere manec scoene* (B) *magedin*. Gunther entschliesst sich selbst.

lingen mit  ren waere vrouwe, noch die man mir ze h se m hte bringen 210, 3. 4. Gunthier sagt zu, nach einer suchen zu wollen: *diu mir unt m me r che ze frouwen m ge xemem* N. C 324, 6. Es wird von einer gerühmt, *dax deheiniu lebet s  schoeniu nindert uf der erde* G. 211, 3, entsprechend N. 325, 2 *ir geliche enheine man wesse ninder m *<sup>1</sup>. Hetel ist bedenklich: *swer werbe n ch ir minne, ex s  ir vater leit* 213, 2. Ähnlich r t Sigfrid ab: *swer umb*<sup>2</sup> *ir minne wirbet, dax ex im h he st t* N. 329, 3. Dem weiteren überlegen macht zunächst Morung ein ende durch den rat, sich der hilfe Horands zu bedienen, dem alle sitten Hagens bekant seien G. 214. Ebenso gibt dort Hagen den rat, man solle Sigfrid um seine unterstützung bitten, da ihm kund sei, wie es um Brunhild stehe N. 330. Zu bemerken ist noch, dass G. 212, 4 *kumt si her ze lande, s  h st du immer vreude unde w nne* anklingt an N. 333, 2. 4 *und kumt diu scoene Pr nhilt her in ditze lant*<sup>3</sup>, *s  mahtu mit der scoenen immer vroeliche leben*.

Hiernach greift der bearbeiter zunächst in einige andere teile des Nibelungenliedes hinein, so dass folgende einzelparallelen entstehen:

<p>N. 72, 1 <i>An dem sibenden</i><sup>4</sup> <i>morgen ze Wormez uf den sant riten die vil k�enen; allez ir gewant . . .</i></p> <p>84, 1 <i>Waz s�n der k�ninc wolde, des fr�gte Hagene.</i></p> <p>811, 4<sup>b</sup> <i>und tet vil willeclichen dax.</i> �hnlich 666, 4<sup>b</sup>. 1042, 4<sup>b</sup>. 1076, 4<sup>b</sup>.</p> <p>497, 2 <i>uns waere zeder selben verte nieman s� bereit als ir, friunt Hagene</i><sup>5</sup>.</p>	<p>G. 219, 1 <i>An dem sibenden morgen kom er in dax lant. er und s�ne gesellen truogen guot gewant.</i></p> <p>232, 4 <i>Waten hete wunder, waz s�n der k�nec von Hegelingen wolte.</i></p> <p>237, 4<sup>b</sup> <i>und tet vil g�etlichen dax.</i></p> <p>239, 3 <i>nu enweiz ich niemen, der mir dar bezzer waere danne ir, Wate, lieber vriunt.</i></p>
--	--

Sowol Hagen als Wate soll eine botschaft des königs ausrichten.

2306, 1<sup>a</sup> *Ich bringe ex an ein ende* = G. 240, 3<sup>b</sup>.

<p>1769, 4<sup>b</sup> <i>m�ch enwendes der t�t</i></p>	<p>240, 4<sup>b</sup> <i>ex ens� dax michts der t�t enwende,</i></p>
---	--

1) A .. *ir geliche was deheiniu m .*

2) *umb* fehlt A.

3) A *Pr nhilt in dax lant.*

4) C *sehsten*

5) C 2—4 *nu bereitet iuch zer verte, ritter vil gemeit, wand wir in disen z ten ander niemen h n, der dar m ge geräten.*

N. 732, 1 *Dô der wirt des landes*  
*Sifriden sach*  
*und ouch Sigemunden,*  
*wie minneclîch er sprach.*

G. 245, 1 *Wate der vil küene,*  
*dô er Horanden sach*  
*unde ouch Fruoten,*  
*wie schiere er dô sprach.*

In dem folgenden tritt bis str. 302 abermals eine wiederholte benutzung von Nib. avent. VI—VIII hervor. Bei der beratung über die gefährliche fahrt und werbung redet Wate von Horand wider ebenso wie in gleicher lage Hagen von Sigfrid.

N. 330, 4 *sît im dax ist sô kûndic,*  
*wie ex um Prînhilde<sup>1</sup> stât.*

G. 254, 2 *er weiz in quoter mâxe,*  
*wie ex umb Hagenen stât.*

An N. 375, 2 klingt an G. 359, 1.

N. 341, 8 *diu wir tragen mit êren*  
*für die hêrlîchen meit.*

Deutlicher ist die beziehung, wenn

G. 262, 4 *dax iuch wol mit êren*  
*mac gesehen ein ieslîchiu*  
*vrouwe.*

Zwischen den stellen aus avent. VI.

VII steht aus avent. XXII noch:

N. 1284, 1 *Hornboge der snelle*  
*wol mit tûsent man*  
*kêrte von dem küenege.*

G. 271, 1 *Môrunc der snelle*  
*dâ her von Friesen reit.*  
*er brâhte zwei hundert de-*  
*gene.*

1285, 1 *Dô kom von Tenemarke*  
*der küene Hâwart.*

272, 1 *Dâ reit von Tenemarke*  
*Hôrant der küene man<sup>2</sup>.*

Auf die angabe der 1000 boten Hetels und die motivierung *waere er niht sô rîche er enkûnde ex nimmer verenden* 272 muss der bearbeiter gekommen sein beim lesen von den 1000 begleitern Sigfrids N. 474, 2 und der auf sie sich beziehenden worte *sine kundenx niht verenden . . . Sifrit was sô rîche* C 475, 8. 9. Denn im folgenden nehmen die bei G. 271, 1. 272, 1 unterbrochenen beziehungen zu diesem abschnitt entsprechend dem inhalt — abschied und fahrt — ihren fortgang.

N. 363, 1 *Si sprach: herre Sifrit,*  
*lât iu bevolhen sîn . . .*

G. 278, 1 *Der küene sprach trûrende:*  
*lât iu bevolhen sîn . . .*

405, 3<sup>b</sup> *er solde ân angest sîn<sup>3</sup>.*

283, 1<sup>b</sup> *ir sult ân angest sîn.*

366, 2 *ir schif mit dem segele*  
*dax ruorte ein hôher wint.*

285, 1 . . . *ein nortwint*

369, 4<sup>a</sup> *ir schif dax gie vil ebene<sup>4</sup>.*

2<sup>b</sup> *ir segele ruorte sint.*

3<sup>a</sup> *ir schif giengen ebene.*

1) A *umb die frouwen.*

2) Diese nachahmung zeigt, dass die von Sijmons vorgeschlagene umstellung der str. 271. 272 unzulässig ist.

3) C ohne parallelismus.

4) Desgl.

N. 371, 1 <i>An dem zwelften morgen, sô wir hoeren sagen, heten si die winde verre dan getragen.</i>	G. 288, 1 <i>Si hete wol tûsent mîle dax wazzer dan getragen hin ze Hagenen bürge, sô wir hoeren sagen.</i>
--	---

Dazwischen steht aus einem entlegeneren teile des Nibelungenliedes:

N. 1567, 1 <i>Wir kunnen niht bescheiden, wâ si sich leiten nider.</i>	G. 286, 1 <i>Wir kunnenz niht bescheiden noch wixzenz niht zesagen, wâ si ir nahtselde ... nâmen.</i>
--	---

Ähnliche übergangsformeln kommen in Nib. und Gudr., sowie im Biterolf öfter vor (s. Martin zu 286), doch unter ihnen keine, die so wie diese sich gleichen. Eine andere parallele aus einem entlegeneren teile des Nib. kündigt bereits eine im folgenden sich wiederholende berücksichtigung der erzählung von Rüdigers ankunft und empfang in Worms an. Beidemale sind ja auch die verhältnisse die gleichen: hier die um Kriemhild werbenden boten Etzels, dort die um Hilde werbenden boten Hetels!

N. 1117 <i>Dô die vil unkunden wâren in bekommen<sup>1</sup>, dô wart derselben hêrren<sup>2</sup> vaste war genomen. si wundert, wannen fûeren die recken an den Rîn.</i>	G. 289 <i>Dô die von Hegelingen wâren hin bekommen zuo der Hagenen bürge, dô wart ir war genomen. die liute wundert alle, von welcher kûnege lande ...</i>
--	--

Durch eine dem bearbeiter hier ins gedächtnis kommende stelle ist wol veranlasst:

N. 1465, 2 <i>dô mohte man si kiesen an hêrlîchen siten.</i>	G. 295, 2 <i>man mohte dâ wol kiesen an sînen hêren siten.</i>
--	--

Und hierauf treten abermals die beziehungen zu avent. VI hervor:

N. 365, 1 <sup>b</sup> <i>man truog in ûf den sant<sup>3</sup>. 356, 2<sup>b</sup> dūhten si unwert<sup>4</sup>.</i>	G. 301, 2 <sup>b</sup> <i>truoc man ûf den sant. 3<sup>b</sup> het man dâ unwert vunden.</i>
369, 2 <i>den besten den man kunde<sup>5</sup> vinden umben Rîn.</i>	4 <sup>b</sup> <i>die besten die si bî in vunden kunden.</i> vgl. zu 1 <sup>b</sup> N. 708, 3.

1) C *Dô die geste wâren zen herebergen komen.*    2) C *dô wart ir gevertes*  
3) C *die truog man ûf den sant.*    4) A *vil wert*  
5) C *den besten wîn 2 den man inder kunde*

## Einzelparallelen:

N. 2284, 3 <i>ex ensî dax mir zebreſte dax Nibelungen ſwert.</i> 151, 1 <i>Die boten herbergen hiex man in die ſtat.</i> 1309, 2 <i>mantel tief unde wît<sup>1</sup>.</i> 2135, 1 <i>Swie grimme Hagene waere unt ſwie herte gemuot ...</i>	G. 315, 3 <i>ex ensî dax mir gebreſte alsô gar des mînen.</i> 319, 1 <i>Er hiex ſi herbergen balde in die ſtat.</i> 333, 2 <i>tiefe mentel wît.</i> 334, 1 <i>Swie rîch her Hagene waere  und ſwie hôch gemuot ...</i>
--	---

Sowie der bearbeiter auf die empfangsformalitäten zu sprechen kommt, benutzt er vorzugsweise die erzählung von Rüdiger (vgl. oben zu G. 289); daneben noch zwei verwante schilderungen:

N. 1125, 4 <i>der hërre ſtuont von ſe- dele<sup>2</sup>.</i> 1379, 1 <i>Der künec gezogentliche grüezen ſi began: ſît willekomen beide, ir Hiunen ſpileman!</i> 141, 1 <i>Der gruoxte ſi vil scône, erſprach: ſît willekomen<sup>3</sup>! wer iuch her habe geſen- det, deſn hân ich niht vernom- men.</i> 1380, 1 <i>Si nigen deme küneger.</i> 1140, 1 <sup>b</sup> <i>wol gezogen was ſîn muot.</i> 1127, 2 <i>den geſten hiex man<sup>4</sup> ſchenken 3 ... den beſten wîn, den man kunde vinden in dem lande al um den Rîn.</i>	G. 334, 2 <i>diu küneginne guot ſtuont ûf von dem geſidele.</i> 335, 1 <i>Si ſprach gezogentliche:  nu ſît uns willekomen!  ich und der künec mîn hërre haben dax wol vernomen.</i> 336, 1 <i>Si nigen ir al gemeine, zühtic was ir muot. 3 dô truoc man in ze trin- ken den aller beſten wîn, der in allen landen in vürſten hûſe mac geſîn.</i>
--	---

Im folgenden iſt die benutzung eine zerſtreute, und nur ſehr wenige parallelen laſſen ſich zu kleineren gruppen vereinigen.

1) C *lane tief u. w.*

2) C *der wirt dô von dem ſedele gie gegen Ruedegere dan.*

3) C *Dô ſprach der künec Gunther: nu ſît willekomen.*

4) A *er.*

- |  |   |
|--|---|
| <p>N. 2061, 3<sup>b</sup> <i>sehs hundert küener man,<br/>dax nie küneec deheiner<br/>bexxer degene gewan.</i></p> <p>1691, 3 <i>swie blide er hie gebäre,<br/>er ist ein grimmer man.</i></p> <p>484, 3 <i>swer einer marke gerte<sup>1</sup>,<br/>dem wart sô vil gegeben.</i></p> <p>411, 1 <i>Er ilte hin widere,<br/>dô vant<sup>2</sup> er recken vil,<br/>dâ diu küneginne<br/>teilte ir hôhen spil.</i></p> <p>1913, 3 <i>ein hertex swert im ofte<sup>3</sup><br/>an sîner hende erklanc.</i></p> <p>129, 4 <i>sô si den stein wurfen<br/>oder schuxzen den schaft.</i></p> <p>526, 2 <i>getorste si in küssen,<br/>diu vrouwe taete dax</i></p> <p>1667, 1 <i>Dô giengen sundersprâ-<br/>chen<br/>die drî künege rîch.</i></p> <p>1870, 1 <i>Disiu starken maere<br/>wurden dan geseit.</i></p> <p>1114, 1 <i>An dem sibenden morgen<br/>von Bechlâren reit.</i></p> <p>1119, 3 <i>ze hove si dô riten,<br/>si fuorten quotiū kleider<br/>vil harte<sup>4</sup> spaehe gesniten.</i></p> | <p>G. 348, 1<sup>b</sup> <i>von dem küenen man,<br/>dax künic deheiner<br/>nie noch gewan<br/>sô rehte küenen recken.</i></p> <p>4 <i>swie sanfte so er gebäre,<br/>er ist ein maerer helt ze<br/>sînen handen.</i></p> <p>351, 3 <i>dax sie von nieman gerten<br/>nemen ze einer marke.</i></p> <p>353, 1 <i>Vür den küneec si giengen.<br/>dâ wâren ritter vil.<br/>dâ vunden si besunder<br/>maneger hande spil.</i></p> <p>361, 2<sup>b</sup> <i>an Waten hende erklanc<br/>vil dicke dax schoene wâ-<br/>fen.</i></p> <p>371, 4 <i>dô wurfen si die steine<br/>und begunden mit den<br/>scheften schiexen.</i></p> <p>418, 2 <i>getorst (hs.) ich vor mîner<br/>vrouwen,<br/>ich kustes an ir munt.</i></p> <p>420, 1 <i>Dô giengen sundersprâ-<br/>chen<br/>die xwêne ritter guot.</i></p> <p>428, 1 <i>Ditxe starke maere<br/>gar verholen wart.</i></p> <p>430, 1 <i>An dem vierden morgen<br/>ze hove si dô riten.<br/>iteniūwîu kleider<br/>ze wunsche wol gesniten<br/>truogen an die geste.</i></p> |
|--|---|

G. 433 Hagen bietet den scheidenden Hegelingen als geschenke rosse, kleider, gold und gesteine an zur widervergeltung für ihre grossen gaben.

1) C ohne parallelismus.

2) A *sach*

3) C *dicke*

4) C *wol unt*

G. 434 *Dò sprach Wate der alte: ze rîche ich daxuo bin,  
dax ich iuwers goldes mit mir iht viere hin.  
an dem uns unser mâge erworben habent hulde,  
Hetele der rîche, der vergaebe uns nimmer unser schulde.*

N. 1428. Den gesanten Etzels wird so reiche gabe von den Burgunden angeboten, dass sie wegen ihres herren sie sich nicht anzunehmen getrauen.

N. 1429 *Dô sprach xuo dem künege der bote Würbelin:  
her künic, lât iuwer gâbe hie ze lande sîn.  
wir mugen ir doch niht fûeren: mîn hêrre ez uns verbôt,  
dax wir iht gâbe naemen, ouch ist es harte lûtzal nôt.*

Der ausdruck in G. 434, 1. 2 zeigt, dass der bearbeiter noch eine andere stelle im sinne hatte:

N. 258, 1 *Dar xuo was er ze rîche, dax er iht naeme solt.*

G. 434, 2 zeigt auch ähnlichkeit mit N. 487, 4 C.

Einzelparallelen:

N. 449, 1<sup>b</sup> *ich wil hinnen varn.*

*got müexe iuwer êre*

*die zît wol bewarn.*

2123, 1 *Und welt ir niht erwinden*

1002, 1 *An dem dritten morgen*

*ze rechter messexît.*

265, 4 *dâ zierten sich engene*

*die scoenen frouwen wider*

*strît<sup>1</sup>.*

1508, 1<sup>b</sup> *dâ ich dax schif dâ<sup>2</sup> vant.*

Zu beachten ist die nähe der folgenden Nib.-parallele:

N. 1476, 1 *Si swebten sam die voege  
vor im ûf der vluot.*

435, 4 *sô spranc si nâch dem  
wurfe,*

*jâ erklang ir allez ir ge-  
want<sup>3</sup>.*

2234, 3 *huop er ein<sup>4</sup> starkex wâ-  
fen,*

*dax was scharpf genuoc.*

G. 436, 1<sup>b</sup> *sît wir von hinnen varn.*

*got müexe iuwer êre*

*und iuchselben hie bewarn.*

438, 2 *nu ir niht welt erwinden*

440, 1 *An dem nachsten morgen*

*nâch vruomesse zît*

2 *dô kleiten sich meide*

*und wîp wider strît.*

442, 1<sup>b</sup> *dâ er diu schef vant.*

G. 446, 3 *si swebten sam die voege  
in dem waxzer bî dem  
sande.*

450 1 *Wate . . . spranc*

2 *in eine galîe,*

*dax im diu brünne erklang,*

451, 2 *unde ein swert vil schar-  
pfex,*

*ez was swaere genuoc.*

1) A alle vrowen. C vil manic juncfrouwe sît. 2) dâ fehlt in A.

3) A dax lûte erklang ir gewant, doch B ir = im. C ohne überinstimmung. 4) C dax.

G. 455, 1 *An dem sibenden morgen* ist wiederholt strophenanfang in Gudr. und Nib., vgl. z. b. N. 72. G. 219. Ähnlich G. 430. 552.

G. 456—460, 1. Die Dänen haben boten zu Hetel gesant, um ihm ihren glücklichen erfolg, dass sie Hagens tochter bringen, zu melden.

457 *Hetele der herre vil vroeliche sprach,*  
dass er nun der sorge um seine helden ledig sei.

458 *Ob du mich niht triegest, vil lieber bote min,*  
*und mir dax niht liegest, . . . .*

*sô wil ich dir lônên dirre maere harte lobelichen.*

Nach der ausrichtung der botschaft:

460, 1 *Dem boten hiez er geben wol hundert marke wert.*

N. 221—242, 1. Gernot sendet boten nach Worms und lässt den freunden den glücklichen ausgang des Sachsenkrieges melden. Die vorher leid trugen, freuen sich der botschaft. Einen der boten heisst man zu Kriemhild gehen.

224, 2 *Kriemhilt diu schoene vil gütlichen sprach:*

*nu sag an liebiu maere, jû gib ich dir mîn golt,*  
*tuostuz âne liegen, ich wil dir immer wesen holt.*

Nach dem bericht des boten:

241, 3 *und zehen marc von golde, die heiz ich dir tragen.*

Weitere einzelparallelen:

N. 1106, 4 *mit lachendem muote*<sup>1</sup>  
*diu edele juncvrouwe*  
*sprach*

G. 474, 1<sup>a</sup> *Mit lachendem muote*  
2<sup>a</sup> *sprach der künic Hetele*

(beidemale beim empfang nahestehender).

G. 481. Irold und Morung gehen Hilde zur seite, um sie dem könig als braut zuzuführen; ebenso gehen N. 1290 zwei reiche fürsten, prächtig gekleidet, neben Kriemhild Etzel entgegen.

N. 355, 2 *die aller besten siden,*  
*die ie mër gewan*  
*deheines küneges künne.*

G. 482, 3 *die aller besten siden,*  
*die man mohte vinden.*

Dass der bearbeiter bei den kampfschilderungen besonders avent. IV und XXXII vor sich gehabt hat, beweisen mehrere der folgenden parallelen, vgl. auch oben zu G. 456 fg.

N. 1867, 1 *Vil<sup>2</sup> lûte rief dô Danewart*  
*dax gesinde allex an:*  
3 *nu wert iuch ellenden.*

G. 496, 1 *Hetelen hörte man rüefen*  
*vaste an sine man:*  
*nu wert iuch, snelle degene.*

1) C *munde.*

2) *Vil* fehlt in A.



- |   |   |
|---|---|
| <p>N. 194, 3 <i>sô<sup>1</sup> scht ir helme houwen<br/>von guoter heledē hant.</i></p> <p>N. 1492, 1 <i>Dô ruofte er (Hagen) mit<br/>der krefte,<br/>daz al der wäg erdôx,<br/>wan des heldes sterke<br/>was<sup>2</sup> michel unde grôx.</i></p> <p>221, 4 <i>ex heten die vil küenen<br/>wol nâch êren getân.<br/>vgl. 220, 3.</i></p> <p>C 1877, 1 <i>Der helt in grôzem zorne<sup>3</sup><br/>xuo dem hûse spranc.</i></p> <p>207, 1 <i>Dô wart ein<sup>4</sup> michel drin-<br/>gen<br/>und grôxer swerte klanc.</i></p> <p>185, 2 <i>dô stoup ûz dem helme,<br/>sam von brenden grôx<br/>die viwerrôten vanken.</i></p> | <p>G. 498, 2 <i>dâ wurden sper geschoxzen<br/>von guoter helde hant.</i></p> <p>501, 1 <i>Hagene ruofte lûte,<br/><br/>daz im der wâc erdôx,<br/>an die sîne trûte,<br/>sîn sterke diu was grôx.</i></p> <p>502, 4 <i>er het ex lobelîche<br/>mit sînen ellen dâ getân.</i></p> <p>503, 1 <i>Hagene in grôzem zorne<br/>spranc ûz in die vhuot.</i></p> <p>504, 1 <i>Dô wart ouch von den<br/>swerten<br/>ein vil michel klanc.</i></p> <p>514, 3 <i>dâ sach manic degē<br/>daz viur ûz helmen stieben.</i></p> |
|---|---|

## Einzelparallelen:

- |  |   |
|--|---|
| <p>N. 519, 4 <i>si het in manigen<sup>5</sup> zîten<br/>sô lieber maere niht ver-<br/>nomen.</i></p> <p>567, 2<sup>b</sup> <i>jâ wil ich immer sîn,<br/>swie ir mir gebietet.</i></p> <p>1038, 4 <i>wie lûtxel man der mäge<br/>dar inne vroelîche vant.</i></p> <p>640, 4 <i>die liute drinne<sup>6</sup></i></p> | <p>G. 526 4 <i>dô hôrten die vrouwen<br/>in maniger zîte in nie sô<br/>liebez maere.</i></p> <p>531, 2 <i>swie du mir gebiutest,<br/>sô wil ich immer sîn.<br/>vgl. 1287, 4. 1311, 2.</i></p> <p>546, 2 <i>daz man die liute drinne<br/>vil vroelîche vant.</i></p> |
|--|---|

(Sowol N. 1038 wie G. 546 handelt es sich um eine heimkehr.)

- |  |   |
|--|---|
| <p>N. 730, 1 <i>Mit wie getânē vrôuden<sup>7</sup></i></p> | <p>G. 549, 1 <i>Mit wie getâner êre</i></p> |
|--|---|

## Von gastgeschenken:

- |   |  |
|---|--|
| <p>N. 707, 2 <i>daz ex niht mohten tragen<br/>ir moere heim ze lande.</i></p> | <p>G. 551, 3 <i>daz sis niht mohten viieren<br/>von sînem hûse mêre.</i></p> |
|---|--|

Trotz der formelhaftigkeit von G. 531, 2. 549, 1. 551, 2 scheint doch nachahmung bei ihnen vorzuliegen wegen der nachbarschaft von N. 519 und 567 einerseits sowie von N. 730 und 707 andererseits.

1) C *dâ*      2) A *von des heldes sterke, diu was.*

3) AB *Alsô der stritemüede ûz*      4) ein fehlt in A.

5) C *langen.*

6) A anders.      7) C *êren*

G. 559. Hagen küsst Hilden beim abschied; *er und sin gesinde gesähen nimmer mër dax lant ze Hegelingen*. Dieses moment des abschieds, verbunden mit gleicher reflexion, begegnet auch N. 493. Die scheidende Brunhild küsst ihre nächsten freunde, *xuo ir vater lande kom diu frouwe nimmer mē*. Ebenso wird beim abschied Rüdigers das küssen wie das nimmerwidersehen hervorgehoben N. 1648, 1. 1650, 2; vgl. auch 723, 4.

G. 560, 3 heisst es von der verheirateten tochter: *er kunde ze nieman sine tochter baz bewenden*, ganz ähnlich sagt N. 2098, 2 Rüdiger von seiner tochter *sine kunde in dirre werlde niht baz verwendet sin*.

Auf *er muote Hilden tohter* 580, 4 kann der bearbeiter gebracht sein durch N. 3, 2 D *ir muotten küene rechen*<sup>1</sup>, zumal da er sich im folgenden wider mit den anfangsteilen des Nib. beschäftigt.

G. 587—596 handelt von dem entschluss Hartmuts um Gudrun zu werben. Der bearbeiter hat hierbei als vorbild gehabt N. 45—67, wo Sigfrid in der gleichen lage wie Hartmut sich befindet. Eine zerlegung dieser beiden erzählungen in ihre hauptmomente zeigt die übereinstimmung beider. Gudrun: 1) Man hört in dem lande (Ormanie), dass niemand schöner sei als Gudrun. Hartmut entschliesst sich, besonders auf zureden seiner mutter, Gudrun zu heiraten 587. 588. 2) Der vater, dem dies mitgeteilt wird, macht einwendungen 589. 590. 3) Hartmut weist diese zurück, will, dass boten gesendet werden. Gerlind unterstützt dieses, will den boten geld und kleider geben 591. 592. 4) Ludwig weist auf den übermut des volkes hin, befürchtet, dass sie für zu gering angesehen werden 593. 5) Hartmut will ein ganzes heer hinführen, wenn es nötig ist; er will nicht ruhen, bis er Gudrun gewint 594. 6) Nun will Ludwig die sendung der boten in geziemender weise besorgen. Hartmut wählt 60 seiner mannen aus 595. 596. — Nibelungenlied: 1) Sigfrid hört von Kriemhilds schönheit sagen, er entschliesst sich, da seine mage und mannen ihm zum heiraten zureden, Kriemhild zu nehmen 45—50. 2) Seine eltern hören dies, beide suchen ihn davon abzubringen 51. 52. 3) Sigfrid besteht darauf: er will auf jede minne verzichten, wenn er nicht Kriemhild gewint 53. 4) Sigmund ist bereit, ihm, wenn er durchaus wolle, in jeder weise zu helfen. Aber er warnt vor dem übermut der mannen Gunthers 54. 55. 5) Sigfrid will im weigerungsfalle leute und land mit gewalt ihnen entreissen. Als ihn hierauf Sigmund warnt

1) N. 3 fehlt BC.

und ihm ein heer anbietet, erklärt er, dass er nur selbzwölfter ziehen werde 56—60, 3. Man stattet seine helden aus. Auch Siglind ist mit ihren frauen dabei behilflich (vgl. G. 592) 61—67. — Dazu kommen noch ähnlichkeiten im ausdruck:

N. 52, 1 <i>Ex gefriesch ouch Siglint.</i>	G. 587, 1 <i>Dô gevriesch man diu maere.</i>
54, 1 <i>Und wil du niht erwinden.</i>	594, 4 <i>ich erwinde nimmer.</i>
3 <i>und wil dirx helfen enden</i> <sup>1</sup>	595, 1 <i>Ich hilfe ex gerne vüegen.</i>

G. 587, 1—3 in Ormanie lant, daz nieman schoener waere, danne was erkant diu Hetelen tohter ist wol entstanden durch eine erinnerung an N. 472, 1—3 in Burgonden lant. ich wil selbe tiwerr wesen<sup>2</sup>, danne iemen habe bekant deheine küneginne. Ebenso, wenn es von den boten heisst G. 599, 4\* diu ros wurden traege wie N. 682, 4 diu ros den boten wâren<sup>3</sup> müede von den langen wegen.

Bei der behandlung der brautwerbung wird wider die darstellung von Rüdigers sendung herangezogen (vgl. zu G. 289. 334 fg.):

N. 1104, 4 <i>di vuoren in der mâxe</i> <sup>4</sup> ,	G. 603, 2 <i>si vuoren in der mâxe,</i>
1116, 3 <i>daz si vil rîche wâren,</i>	<i>daz iegelicher sprach,</i>
<i>daz wart dâ wol bekant</i>	<i>daz si waeren rîche.</i>

Man berichtet dem könige von den boten und besorgt ihnen sogleich herberge G. 603, 4—604, 2. N. 1115, 3. 4. 1116, 4.

Wie N. 292 die beiden sich liebenden Sigfrid und Kriemhild mit lieben ougenblicken einander vil tougenlich<sup>5</sup> ansehen, so wirft Hartmut bei seinem ersten zusammensein mit Gudrun dieser verstohlene blicke zu. Im ausdruck passen noch besser zu einander

N. 348, 1 <i>Friuntliche blicke</i>	G. 624, 2 <i>tougen ougenblicke</i>
<i>und güetlichez sehen,</i>	
<i>des mohte dâ</i> <sup>6</sup> <i>in beiden</i>	<i>was dâ vil geschehen.</i>
<i>harte vil geschehen.</i>	

#### Einzelparallelen:

G. 636, 1 schliesst die frage mit <i>(ni)wan allex guot</i> wie N. 2108, 3.	
N. 471, 4 <i>er sprach: wol ûf, ir helde,</i>	G. 639, 3* <i>wol ûf in der selde</i>
<i>ir sult ze Sifride gân.</i>	4* <i>und wâfent iuch, ir helde!</i>
472, 1 <i>Si sprungen von den betten</i>	640, 1 <i>Si sprungen von den betten</i>
<i>unt wâren vil bereit.</i>	<i>und lâgen dô niht mër.</i>

1) C füegen.

2) A wesen tiwerre

3) A ros und liute wâren

4) C ohne parallele.

5) A tougen

6) A von

Die erwahrung der unter den schwertschlagen sprühenden funken G. 644, 1, womit sich etwa N. 1999, 1. 2 am besten vergleichen liesse, ist als ein zu allgemeiner zug in den epischen schlachtschilderungen hier ohne bedeutung.

Bei der darstellung der zwischen Herwig und Gudrun entstehenden liebesneigung lag dem bearbeiter Nib. avent. V vor, die mit ihrem ausgeprägt höfischen charakter ihm besonders zusagen muste; ausserdem aber hat er zur darstellung der verlobung einen blick in avent. XXVII geworfen, wo das verlobnis des jungen Giselher mit Rüdigers tochter berichtet wird. Schon wenn 654, 2 Gudrun *gezweiet mit ir muote* genant wird, d. h. „in ihrem sinne zwischen den eltern und dem geliebten schwankend“<sup>1</sup>, so hat der bearbeiter offenbar im sinne gehabt die worte aus N. C 1621, 3 *in gezweietem muote*<sup>2</sup>, welche die stimmung der halb neidisch halb freudig der verlobung Giselhers beiwohnenden junglinge bezeichnen. Vgl. auch G. 1308, 2 *gezweiet was ir muot*. Der auf den nicht ganz gleichstehenden bräutigam sich beziehende ausdruck *dax ich iu versmahe durch min lihtex künne* 656, 3 (*der versmahet dax* 657, 1. *dax ex mir niht versmahet* 657, 3) ist jedenfalls veranlasst durch Rudegers worte *Sone lat iu niht versmahen min ellendes solt* C 1620, 1<sup>3</sup>.

Nun zu den parallelen aus Nib. avent. V. G. 658, 3 *mit lieplichen blicken er sach ir under d'ougen* erinnert an N. 292, 3 *mit lieben ougen blicken einander sahen an*; zu G. 658, 4 *si truege in ime herzen* vgl. N. 280, 3 *der si da truog in herzen*. — Der bräutigam ist in beiden fällen bildschon; bescheidener gedacht in Nib., grossartiger in Gudr.

N. 285, 1 *Do stuont so minnecliche  
dax Sigmundes kint,  
sam er entworfen waere  
an ein permint  
von guoten meisters<sup>4</sup> listen.*

G. 660, 2 *vor der juncvrouwen  
stuont der helt quot,  
sam er ux meisters hende  
wol entworfen waere  
an einer wixen wende.  
(vgl. 1601.)*

1) So richtig erklärt von Bartsch, der *in ir muote* liest und auch die angeführte stelle aus Nib. C citiert. *gezweiet mit ir muoter* d. h. sie und ihre mutter zusammen, wie nach dem vorschlag von C. Hofmann Martin und Sijmons lesen wollen, würde doch sehr schlecht passen zu dem gleich folgenden *Kudrun enphieng in mit anderen vrouwen*. Hilde macht sich in dieser scene gar nicht bemerklich, und 655, 4, wo sie erwähnt wird, hat zusammen mit v. 2 und 3 nur vorausdeutenden sinn. 2) AB *in vroelichem muote*.

3) Ganz abweichend von AB: *So sol ich iu mit triuwen immer wesen holt*.

4) C *quoter meister*.

Aus anderen teilen des Nibelungenliedes stammen die beiden folgenden parallelen, vielleicht reminiscenzen:

N. 1175, 1 <i>Und geruochet<sup>1</sup> ir ze minnen den edelen hêrren mîn ...</i>	G. 661, 1 <i>Geruochet ir mich minnen ...</i>
--	---

So leitet Rûdeger, so Herwig die verheissung der ehre und macht ein, die durch die vermählung dort Kriemhild, hier Gudrun zu teil werden soll.

N. 567, 2 <sup>b</sup> <i>jâ wil ich immer sîn, swie ir mir gebietet.</i>	G. 661, 2 <i>sô wil ich immer sîn, swie ir mir gebietet. (vgl. 531.)</i>
---	--

Diese ergebnheitsversicherung Herwigs lässt sich vergleichen mit der Sigfrids N. 303. — Bei der erzählung der eigentlichen verlobung zeigt sich wieder der einfluss von avent. XXVII:

N. 1622, 1 <i>Dô man begunde vrâgen die minneclîchen meit, ob si den recken wolde.</i>	G. 664, 1 <i>Vrâgen si begunde 2 Hetele dô ze stunde, ob si ze einem man wolte Herwigen.</i>
--	--

Die erzählung von dem kriege zwischen Sigfrid von Morland und Herwig enthält ausdrücke, die, einzeln genommen, allgemein und bedeutungslos wâren, in ihrer gesamtheit aber eine berücksichtigung von Nib. avent. IV (Sachsenkrieg) beweisen:

N. 169, 1 <i>Dô besant ouch sich von Sachsen der küene Liudgêr. 4 dô hete ouch sich hie heime der küene Gunther besant 170, 1 mit den sînen mâgen. 143, 1 Ir habet ir zorn<sup>2</sup> verdienet. 146, 4 disiu starken maere sol ich mînen vriunden klagen. 175, 3 mit roube und ouch mit brande wuosten si dax lant. 191, 1 Den von Tenemarke was vil grimme leit. 210, 2<sup>b</sup> des lag ir vil dâ tôt.</i>	G. 688, 1 <i>Dô besante sich Sivrit, der küene von Mœrlant. 670, 1 Mit ahtzic tûsent helden hete er sich besant. 671, 3 wan er nie verdiente der rîchen küenege haz. 672, 1 Er klagete ez sînen vriunden. 2 dax man im brennen wolte und wüesten sîn lant. 675, 1 Dem recken ûz Sêlant was sîn schade leit. 676, 1 des lac dâ maneger tôt.</i>
---	--

1) C ruochet

2) C haz

N. 162, 1 *Und lât die boten rîten  
heim in ir hêrren lant.*  
202, 4 *sus wurben nâch den êren.*  
161, 3 *ouch sol dâ mit rîten  
Volkêr der küene man:  
der sol den vanen fûeren.*

## Einzelparallelen:

G. 705, 4 *gâben herberge*, ein kampfesausdruck, findet sich auch  
N. 1955, 2 *gab er herberge*.

N. C 1707, 2 *diu kûneginne hêr  
was des vil genoete,  
dax si geraeche ir leit*<sup>1</sup>.

N. 1391, 1 *Dô sprach aber Wâr-  
belîn*<sup>2</sup>:

*und möhte*<sup>3</sup> *dax gesche-  
hen,*

*dax wir mîne vrouwen  
konden* <sup>4</sup> *gesehen*

(vgl. 669, 1. 2.)

276, 3 *dax er dâ fûr niht naeme  
eins rîchen kûneges lant*<sup>5</sup>.

G. 677, 1 *Die boten hiex er rîten  
in dax Hetelen lant.*

679, 4 *si werbent vaste umb êre.*

689, 2 *Îrolt der degen  
sol al dax gesinde  
nâch dem vanen wîsen.*

G. 737, 1 *Des was dâ vil genoetec  
diu alte Gêrlint,  
wie si dax rechen möhte*

740, 1 *Dô sprach der junge Hart-  
muot:*

*und möhte dax geschehen,*

*dax ich die Hilden tohter  
solte hie gesehen.*

740, 3 *dâ vûr ich niht naeme  
ein wîtex vûrsten rîche.*

Von Gerlind (vgl. oben z. 737) heisst es G. 742, 2: *si hete in ir*<sup>6</sup>  
*achte* mit folgendem finalsatz, von Kriemhild N. C 2023, 6: *si het ex*  
*in ir achte vil gerne dar xuo brâht, dax.*

G. 750. *Wol inner zwelf mîlen* kommt das Normannenheer zu dem  
lande der Hegelingen in die nâhe der burg Hildes (es legt in einer  
zwölf meilen grossen entfernung von der burg an?), so dass sie pfal-  
zen und türme derselben sehen. Hier scheint dem bearbeiter die  
ankunft der Burgunden vor Brunhilds burg vorgeschwebt zu haben  
N. 371. 372. 388, deren darstellung auch begint C 371, 1 *Inre tagen  
zweIVEN*<sup>7</sup>.

In der beschreibung der aufnahme, welche die fremden gesan-  
ten finden, sucht der bearbeiter nach dem muster zweier stellen des  
Nibelungenliedes die höfische etikette hervorzukehren:

1) AB *dax si in taete leit.*

2) C *Dô sprach der bote Wârbel*

3) C *kûnde* statt *und möhte*

4) A *ê kunden*

5) C *naeme niht eines kûniges lant.*

6) *in ir* Vollmer, hs. mit.

7) AB *An dem zwelften morgen.*

N. 151, 2 *swie vrient man in waere,  
vil scône ir pflegen bat  
Gunther der rîche.*

1131, 1 *Dô stunt er von dem sedele  
mit allen sînen man.*

165, 1 *Den boten rîche gâbe  
man dô für truoc.*

G. 767, 1 *Swie erbolgen si in waeren,  
schenken man in hiex  
den boten vor den maeren.*

768, 1 *Vil gezogenliche  
von dem sedele stuont  
allex dax gesinde.*

772, 2 *vrou Hilde hiex si wern,  
swie vremede si ir wâren,  
ir gâbe rîche.*

Zu G. 772, 4 *der si doch niht nâmen* vgl. N. 1429, wo Wârbelin die gabe Gunthers stolz zurückweist.

**Einzelparallelen:**

N. 466, 4 *zucht des jungen heldes  
diu<sup>1</sup> tet Albrîche wê.*

1403, 4 *die<sup>2</sup> Sifrides wunden  
tâten Kriemhilde wê.*

2159, 1<sup>b</sup> *ex ist uns übel komen.*

1039, 1 *Wie si nu gefüeren,  
des enkan ich niht gesagen.*

494, 1 *Dô hört man uf der verte  
maniger hande spil.*

1372, 1 *Uns koment niuwe maere.*

1379, 1 *Der künec gezogenliche*

*grüexen si began:  
sît willekomen beide.*

1381, 2 *wie gehabet sich Etxel?*

G. 800, 4 *gewalt der Ludewiges  
tete Kûdrûnen wê.*

807, 2<sup>a</sup> *ex ist mir komen übele  
(s. z. 816.)*

809, 1 *Wie si nu gefüeren,  
wer möhte iu dax gesagen?*

813, 2 *ouch mohte man dô hoeren  
maneger hande spil.*

814, 3 *uns koment niuwiu maere.*

815, 1 *Der künec gieng in enge-  
gene,*

*2 gezogenliche er sprach:  
sît willekomen, ir hêrren.*

*4 wie gehabet sich mîn vrou  
Hilde?*

Hier, bei einem botenempfang, also einem konventionellen vorgang, zeigt sich wider ein etwas längeres verweilen an einer stelle des Nibelungenliedes.

N. 2159, 2<sup>b</sup> *sô grôzen schaden ...,  
den nimmer überwin-  
dent<sup>3</sup>  
ir liut und ouch ir lant.*

G. 816, 4 *schaden alsô grôzen  
ich waene dîn lant niht  
überwinde.*

1) *diu* fehlt A.

2) *die* fehlt A. Dio str. fehlt C.

3) A *den wir nimmer überwinden*

Über eine standesgemässe ehe: G. 819, 4 *Kûdrûn waere hin ze im nâch êren niht gewant*, N. 2098, 2. 3 *sine kunde niht baz verwendet sîn ûf xûht und ouch ûf êre*.

N. 1138, 3 *wax iu mîn lieber hêrre  
her enboten hât,  
sît im sîn dinc nâch  
Helchen*

*sôrehte<sup>1</sup>kumberlîchen stât.*

910, 2 *ich weix hie vil nâhen*

367, 3 *die rehten wazzerstrâzen,  
die sint mir wol bekant*

328, 2<sup>b</sup> *swie ex mir ergê.*

G. 822 *wax uns mîn vrou Hilde  
her enboten hât,  
dax ex ze Hegelingen*

*sô rehte unvroelîchen stât.*

836, 3 *ich weix hie bi vil nâhen  
(vgl. 838, 3.)*

*ir rehte wazzerstrâze.*

839, 2<sup>b</sup> *swiex uns der nâch ergê.*

G. 844, 1 *Hetele der enruochte* (843, 2 *er ahte ex niht ein brôt*), *ob si immer* usw. scheint hervorgerufen zu sein durch N. 1902, 1 *Hagene ahte ringe, gevidelte er nimmer mê*. Denn hier, wo der bearbeiter zu dem kampf auf dem Wûlpensande komt, wendet er sich den den kampf der Nibelungen enthaltenden teilen des Nibelungenliedes zu; diese lieferten ihm von 1858 ein reiches material von motiven, wendungen, ausdrücken und sätzen. Zwischen diesen entlehnungen finden sich noch einige wenige anderweitige.

N. 1867, 1 *Vil<sup>2</sup> lûte rief dô Dancwart  
dax gesinde allex an.*

2011, 3<sup>a</sup> *ê si die tür gewonnen*

1980, 1 *und lief Gernôten an<sup>3</sup>*

1975, 1 *Dô schuxxen si die gêre,  
3 dax die gêrstangen  
vil<sup>4</sup> hôte draeten dan.*

2214, 1 *Er sluoc den videlaere  
ûf den helm guot,  
dax des swertes ecke  
unx ûf die spange wuot.*

1978, 3<sup>b</sup> *er was ein ûbel man.*

1907, 1 *Der jungesunvrou Uoten  
zuo dem strîte spranc:  
sîn wâfen hêrlichen  
durch die helme erklanc.*

G. 858, 1 *Lûte ruofte dô Ludewîc  
an alle sîne man.*

862, 2<sup>a</sup> *ê sie dax lant gewonnen.*

863, 1 *der lief Waten an.  
2 mit einem sper. .schôx er. .,  
3 dax diu stücke hôte  
sprungen in die winde.*

864, 1 *Wate Ludewîgen  
durch den helm sluoc,  
dax des swertes ecke  
ûf dax houbet truoc.*

865, 2<sup>b</sup> *ex was ein ûbel gast.*

866, 1 *Hartmuot und Îrolt  
zuo einander spranc.  
ir ietwederes wâfen  
ûf dem helme erklanc.*

1) C *sîn dinc sô*      2) *Vil* fehlt A.

3) C *Gernôten lief er an*

4) *vil* fehlt A.



N. 1917, 2<sup>b</sup> *der maere helt guot.*<sup>1</sup>1992, 1<sup>b</sup> *vil maere helt guot.*G. 867, 1<sup>b</sup> *ein maerer helt guot.*875, 3<sup>b</sup> *ein maerer helt vil guot.*

G. 870 wird von den im kampfgewühl im meere ertrinkenden gesagt:

2 *ex wart nie helt als maneger gedrucket an den grunt.  
ein lant si möhten erben, die âne wunden sturben.*

N. C 2159, 5 fg. heisst es von den in dem kampfgewühl innerhalb des saales niedergeworfenen und im blute ertrinkenden:

6 *vil maneger âne wunden dar nider wart geslagen,  
der wol genesen waere. ob im wart solch gedranc,  
swie gesunt er anders waere, dêr in dem bluote doch ertranc.*

Dass dieser törichte einfall des redaktors C die veranlassung zu jenem ganz natürlichen zuge in der Gudrun gewesen ist, erscheint kaum glaublich. Dennoch — mag nun in der vorlage des bearbeiters schon etwas derartiges gestanden haben oder nicht — darf man die strophe in C nicht aus der Gudrun ableiten. Die fassung in dieser ist jedenfalls durch C beeinflusst; und man hat um so weniger grund an die priorität der Gudrun hier zu denken, als das *vil maneger* in starken übertreibungen widergegeben ist und der ausdruck auch an unklarheit leidet (v. 4).

N. 1883, 4<sup>b</sup> *wie möht erküener gesin?*

2223, 4 *Hildebrant der küene  
wie kunde er grimmer  
gewesen?*<sup>2</sup>

2022, 1 *Der herte strit der<sup>3</sup> werte,  
unx inx diu naht benam.*

2234, 2 *höher an der hant  
3 huob er ein starkez wâfen.*

185, 4 *ir ietweder den sinen  
an dem anderen vant*<sup>4</sup>.

1548, 4 *si versuchten, wer si wâ-  
ren*<sup>6</sup>.

1756, 1 *Der tac der<sup>7</sup> hete nu ende  
und nähhet in diu naht.*

G. 875, 1<sup>b</sup> *wie möhte der küener sîn?*

4 *wie kundens wesen küener  
der alte Wate und ouch  
(von Tenen) Fruote?*

877, 1 *Der herte strit der werte  
des selben tages lanc.*

879, 1 *Dix werte in grôzen sorgen,  
unx inx diu naht benam.*

880, 1 *die truogen hōch enhant  
2 ir vil scharphiu wâfen.*

*ir ietweder vant  
mit kreften an dem an-  
dern*<sup>5</sup>

*rehte wer er waere.*

885, 3 *der tac was verendet,  
nahten ex begunde.*

1) C *der küene* *degen guot*2) C *xorn der Hildebrandes kunde grimmer niht gewesen.*3) *der* fehlt A; C *dō.*

4) C ohne parallelismus.

5) So Vollmer, hs. *an einander.*

6) C ohne parall.

7) *der* fehlt A.

- |  |   |
|--|---|
| <p>N. 1903, 1 <i>Volkêr der vil snelle<br/>von dem tische spranc,<br/>sîn videlboge im lûte<br/>an sîner hende erklanc.</i></p> <p>1913, 3 <i>ein hertex swert im ofte<br/>an sîner hende erklanc.</i></p> <p>1787, 3 <i>ich kiusex von dem lufte.</i></p> <p>1210, 1 <i>Si wâren vil unmiëxec<br/>wol fünftehalben tac.</i></p> <p>322, 2 <i>in den landen<br/>ninder anderswâ.</i></p> | <p>G. 886, 1 <i>Einer von Tenemarke<br/>ze Hôranden spranc,<br/>sîn swert im harte lûte<br/>an der hende erklanc.</i></p> <p>903, 2 <i>Fruote bi dem lufte<br/>kiesen dô began.</i></p> <p>914, 1 <i>Vil unmiëxec si wâren<br/>unx an den sehsten tac.</i></p> <p>915, 2<sup>b</sup> <i>nindert anderswâ<br/>3<sup>b</sup> in deheimem lande.</i></p> |
|--|---|

In der erzählung von der bestattung der Hegelingen und von der stiftung des klostere merkt man an einigen ausdrücken, dass der bearbeiter die darstellung von dem begräbnisse Sigfrids in avent. XVII durchgesehen hat. Zu G. 915, 1 *Lesen unde singen man hörte sô vil dâ* vgl. N. 1005, 3 *man sanc unde las*; zu G. 915, 3 *gote sô schône diente* vgl. N. C 996, 1 *Dô man dâ gote gediente* oder N. 1004, 1 *Dô gote dâ wart gedienet*; zu G. 915, 4 *vil der phaffen* vgl. N. 1005, 4 *hey wax quoter pfaffen* usw.; zu G. 917, 3 *durch willen der sêle* vgl. N. 993, 3 *durch willen, sîner sêle*, beidemal in zusammenhang mit den reichen spenden.

Die klagende Hilde hatte ihr vorbild in der klagenden Kriemhild: daher übte avent. XVII noch weiter ihren einfluss aus. G. 926, 1 *Owê mîner leide*, womit Hilde die klage anhebt, ist zwar an sich ganz formelhaft, doch wird ebenso die klage Kriemhilds N. 953, 2 (am genauesten C) eingeleitet. Vgl. auch N. 1685, 1. Ritter und jungfrauen werden G. 927 von leid ergriffen, als die königin klagt; ebenso klagt N. 954 alles gesinde mit der herrin. Dem ausruf Hildes: *hei sollte ich dax geleben* G. 929, 1 entspricht der Kriemhilds: *Hey<sup>1</sup> solde ich den bekennen* N. 965, 1. Hilde nent sich *gotes armiu* 929, 4 wie Kriemhild 1020, 4 (XVIII)<sup>2</sup> bezeichnet wird. *Dô sprach diu jâmerhafte* G. 932, 1 = N. 955, 1.

In dieser darstellung weisen 3 stellen auf entferntere teile des Nib.

- |  |  |
|--|--|
| <p>N. 2017, 2 <i>meide unde vrouwen<br/>die<sup>3</sup> quelten dâ<sup>4</sup> den lip.</i></p> <p>2024, 3 <i>dan lange dâ ze quelne<br/>ûf ungefüegiu leit.</i></p> | <p>G. 927, 1 <i>Ritter unde meide<br/>quelten dô den lip<br/>von ungefüegem leide.</i></p> |
|--|--|

1) *Hey* fehlt A.2) C *diu küniginne*.3) *die* fehlt A.4) C *ouch*

N. 1703, 2 *alles des er gerte  
des waer ich im bereit.*

G. 929, 2 *allex dax ich hête  
wolte ich dar umbe geben.*

Diese worte Kriemhilds und Hildes beziehen sich auf den der-  
einstigen rächer.

N. 150, 3 *wir mugen uns niht besen-  
den  
in sô kurzen tagen.*

G. 930, 2 *wir suln uns besenden  
in disen zwelf tagen.*

Während von diesen drei stellen G. 927 und 930 durch blosse erinne-  
rung entstanden sein mögen, scheint N. 1703 aufgesucht zu sein, wie  
man auch nach massgabe der folgenden parallele annehmen kann. Auch  
hier ist es der rächer (Blödel, Herwig), der der königin antwortet:

N. 1846, 3 *ex muoz erarnen<sup>1</sup> Hagne,  
dax<sup>2</sup> er iu hât getân.  
<sup>3</sup>ich antwurt iu gebunden  
usw.*

G. 936, 2 *ex muoz erarnen Hartmuot,  
dax er mir ie mîn wîp...  
4 ich rîte im noch sô nâhen  
usw.*

also auch ein ziemlich gleichartiger abschluss der versicherung.

Vielleicht reminiszenzen sind:

N. 1446, 1 *Nu lâzen dax beliben,  
wie si gebâren hie.*

G. 951, 1 *Nu lâzen wir belîben,  
wie ex umbe si gestâ  
(vgl. 67. 1071).*

328, 4 *den (lîp) wil ich verliesen,  
sine werde mîn wîp.*

959, 4 *den lîp wil ich verliesen,  
ê ich in ze vriunde welle  
gewinnen.*

Im begriff die seefahrt der Normannen zu erzählen denkt der  
bearbeiter an die fahrt der Burgunden über die Donau. Dass er  
diese erzählung aufsucht, verrät sich schon G. 953, 1 *Mit vil grôzen  
sorgen kômens über vluot*, vgl. N. 1467, 2 *dax ergie den Nibelungen  
ze grôzen sorgen, wie si koemen übere*, 1511, 1<sup>b</sup> *koemen über fluot*.  
Besonders auffallend ist folgende entlehnung. N. 1517, 3 sagt Gernot  
zu Hagen, der den kaplan ins wasser geworfen hat:

*taetex ander iemen, ex solt iu wesen leit.*

G. 964, 3 sagt Hartmut zu Ludwig, der das gleiche Gudrun angetan hat:

*taete ex ander iemen, sô zurnte ich alsô sêre.*

Diese parallele zeigt, wie der bearbeiter in dem bestreben den ton  
des Nibelungenliedes zu treffen, solche züge und worte, die deut-  
lich das kenzeichen ihrer herkunft tragen, nicht nur nicht vermie-  
den, sondern zuweilen sogar gesucht hat. Vgl. G. 334, 1.

1) C arnen

2) C swax

3) C oder ich wil darumbe mînen lîp verloren hân

G. 966 fgg. Hartmut hat Gudrun gewonnen und einen gefährlichen kampf dabei bestanden. Er entsendet boten an Gerlind, um das gelingen der kühnen tat voraus zu verkünden. Dieselbe lage der dinge haben wir N. 496 (rückkehr Gunthers mit Brunhild). Daher schlägt der bearbeiter diesen teil des Nibelungenliedes, den er schon mehrfach benutzt hat, wider auf, um mit dessen hilfe (von 518 an) eine ausführlichere beschreibung von der ausrichtung der botschaft und dem sich daran schliessenden empfang zu geben. Doch hat er dabei auch die von Rüdegers und der spielleute sendung handelnden abschnitte berücksichtigt, wie folgende parallelen zeigen:

N. 1350, 2 <i>ich enbiute mînen vriunden</i> <i>lieb und allez guot.</i> 1133, 1 <i>Dô sprach der bote biderbe<sup>1</sup>:</i>	G. 966, 2 <i>do enbôt [man] vroun Gêrlinde</i> <i>liep unde guot.</i> 968, 1 <i>Dô sprach der bote biderbe:</i>
---	---

Zerlegen wir nun zunächst G. 966—970 in die einzelnen momente.

1) Der bote hat Gerlind das nahen der kommenden gemeldet: *dô dax gehôrte Gêrlint, jâ waene ich ir lieber nie geschaeh* 967. 2) Der bote berichtet die aufforderung, dass sie von der burg herabkommen soll um die jungfrauen zu empfangen: *ir und iuwer tohter sult rîten zuo dem stade beide* (mägde, frauen und ritter soll sie mit sich führen, auch das gesinde freundlich empfangen) 968. 969. 3) *Dax tuon ich willeclîchen, sprach vrou Gêrlint* usw. 970. — Hierzu vgl. N. 519—525. 1) Sigfrid hat als bote Ute und Kriemhild das nahen der kommenden gemeldet: *si hete in manegen zîten sô lieber maere niht vernomen* 519. (Str. 520—523 erzählen von dem liebenswürdigen benehmen der beiden frauen gegen Sigfrid). 2) Sigfrid berichtet die aufforderung, die gäste gut zu empfangen: *dax ir gên im rîtet für Wormez ûf den sant* 524. 3) *Dô sprach diu minneclîche: des bin ich vil bereit* usw. 525.

Man vergleiche ferner mit einander: G. 971—975. 1) Man heisst die rosse und *satelkleit* beschaffen 971, die besten gewänder aus den kisten für Hartmuts helden 972. 2) An dem dritten morgen reiten Gerlind und Ortrun mit ihrem gesinde, weib und man, aus der burg 973. 3) Die gäste sind in dem hafen angekommen, alles wird aus den schiffen geladen 974.

974, 1—2 *Dô wâren ouch die geste komen in die habe.*  
*allez, dax si brâhten, dax wart gevüeret abe.*

975, 1 *Hartmuot der snelle si (Gudrun) vuorte bî der hant.*

1) C *hêre*, doch s. G. 1176, 1.

N. 529—543. 1) Ausführliche beschreibung der ausstattung der pferde, frauen und reiter 529, 5—537. Fast wörtlich stimmen überein (vgl. auch N. 1593, 2. 3. 275, 1):

N. 529, 7 <i>diu suochen ûz den kisten</i> <i>diu aller besten kleit,</i> C 8 <i>diu si mügen vinden.</i>	G. 972, 1 <i>Dô suohtens<sup>1</sup> ûz den kisten</i> <i>die aller besten wât,</i> <i>dâ si dâ inne wisten.</i>
---	--

2) Ute reitet mit rittern und mägden von der burg zum ufer 540. (541. 542. buhurt). 3) Die jungfrauen (Utes) stehen am hafen, die kommenden verlassen die schiffe 543.

543, 1—3 *Die vil minneclîchen die stuonden an der habe.*  
*Gunther mit sînen gesten gie von den schiffen abe.*  
*er fuorte Prûnhilde selbe an sîner hant.*

Die königin oder königstochter wird beim empfang auch von zwei fürsten geführt, wie hier 977 Ortrun um Gudrun zu begrüßen (vgl. oben zu 481). Ebenso geht N. 1290, 1. 2 Kriemhild, geleitet von zwei fürsten, Etzel entgegen. Vgl. auch G. 537, 1. 2. Im ausdruck schliesst sich G. 977 enger an eine der str. 1290 benachbarte stelle des Nibelungenliedes an:

N. 1259, 1 <i>Diu Rûedegêres tochter</i> <i>mit ir gesinde gie,</i> <i>dâ si die kûneginne</i> <i>vil minneclîche enphie.</i>	G. 977, 1 <i>Diu Hartmuotes swester</i> <i>bî xwein vûrsten gie,</i> <i>dâ si die Hîlden tochter</i> <i>vîxeclîche enphie.</i>
--	---

Es folgt nun wider ein längeres stück der Gudrun, in welchem unter sich zusammenhängende Nibelungen-parallelen selten, weit überwiegend einzelparallelen vorkommen.

N. 1660, 1 <i>Dô stuonden von den rosen,</i> <i>dax was michel reht,</i> <i>neben Dietrîche</i> <i>manic ritter unde kneht.</i> (vgl. 76, 1. 2. 646, 1. 2.)	G. 984, 1 <i>Vrô sis dâ heime vunden,</i>  <i>dax was michel reht,</i> <i>den si erzeigen kunden,</i> <i>ritter oder kneht.</i>
1046, 1 <i>Sus saz si nâch ir leide,</i> <i>dax ist alwâr,</i> <i>nâch ir mannes tôde</i> <i>wol vierdehalbex<sup>2</sup> jâr.</i>	1011, 1 <i>werc diu vil smaehen,</i> <i>dax ist alwâr,</i> <i>der phlâgen die vrouwen</i> <i>vierdehalbex jâr.</i>

vgl. auch G. 1070. N. 137, 1. 2. 1082, 1. 2.

1) So schon v. d. Hagen, unzweifelhaft richtig statt hs. *schüttens*.

2) C *unx in dax vierde*

- |   |   |
|---|---|
| <p>N.2029, 1 <i>Dô sprach von Burgonden<br/>Gîselher daz kint.</i></p> <p>G.1033, 3* <i>ob ich ein ritter waere;</i> dieselbe hypothetische erklärung eines weibes N. 1356, 4*, ähnlich G. 577, 2* <i>ob si ein ritter waere.</i></p> <p>N.2256, 3 <i>sô hât mîn got vergezzen.</i></p> <p>1613, 1 <i>Dô sprach offentlichen<br/>der edel spilman.</i></p> <p>1224, 3 <i>wir sîn vil ungescheiden,<br/>ex entuo danne<sup>1</sup> der töt.</i></p> <p>1800, 2 <i>hât iemen in beswaeret<br/>daz herze und ouch den<br/>muot.</i></p> <p>3<sup>b</sup> <i>daz ex mir ist vil leit.</i></p> <p>1803, 1 <i>Swie grimme und swie<br/>starke<br/>si in vient waere.</i></p> <p>2311, 4 <i>swie vient<sup>2</sup> ich im waere.</i></p> <p>2135, 1 <i>Swie grimme Hagen wae-<br/>re,<br/>2 já erbarmet im diu gâbe.</i></p> <p>2090, 3 <i>triwen undezühte(êren<sup>2</sup>),<br/>der got an mir gebôt.</i></p> <p>1671, 3 <i>sterkest aller recken.</i></p> <p>1746, 3 <i>er spranc von sîme sedele,<br/>als er in komen sach.<br/>ein gruox sô rehte schoene<br/>von kûnege nie mër ge-<br/>schach.</i></p> <p>221, 3 <i>heim zuo sîme lande<br/>den friunden er enbôt.</i></p> <p>1358, 1 <i>Sô sâget (boten) ouch<br/>Gîselhêre,<br/>daz er wol gedenke dran.<sup>4</sup></i></p> <p>1419, 3 <i>si (die boten) gerten tege-<br/>liche<br/>urloubes von dan.</i></p> | <p>G.1029, 1 <i>Dô sprach von Ormanie<br/>Hartmuot daz kint.</i></p> <p>G.1036, 3 <i>sit mîn hât got vergezzen.</i></p> <p>1038, 1 <i>Dô sprach offentlichen<br/>der degen Hartmuot.</i></p> <p>1044, 2 <i>uns enscheidet niemen,<br/>ex entuo danne der töt.</i></p> <p>1049, 2* <i>mir ist leit unmâxen,<br/>3 dâ mite er iu beswaeret<br/>daz herze und ouch die<br/>sinne.<br/>swie vint ir mir waeret.</i></p> <p>1062, 1 <i>Si erbarmet mir sô sêre,<br/>swie ich selbe lide nôt,<br/>durch ir hâhen êre,<br/>die got an mir gebôt.</i></p> <p>1063, 3 <i>richest aller kûnege.</i></p> <p>1077, 3 <i>dô gieng er hin engegene<br/>dâ si si komen sâhen.<br/>dô gruozte ers vlîchlichen,<br/>dô si in Hilden botschaft<br/>verjâhen.</i></p> <p>1083, 2 <i>hin ze Tenemarke<br/>[ir vriunden]<sup>3</sup> si ex enbôt.</i></p> <p>1084, 1 <i>Si hiez (die boten) ex sa-<br/>gen Hôrande,<br/>daz er gedaechte dran.</i></p> <p>1087, 1 <i>Die boten urloubes<br/>gerten von im dan.</i></p> |
|---|---|

1) danne fehlt C.

2) A vient ab ich.

3) Ergänzt von W. Grimm, vgl. 1089, 2.

4) C er denke wol dar an

<p>682, 3 <i>ze Norwaege in der marke dâ funden si den degē<sup>1</sup>.</i></p> <p>1730, 2 <i>swaz im dâ von geschiht, daz ist mir vil unmaere.</i></p> <p>241, 1 <i>Dô sprach diu minneclî- che, du (bote) hâst mir wol geseit.</i></p> <p>528, 1 <i>Dô riten allenthalben die wege durch daz lant, der drier kûnege mäge, die hete man besant.</i></p> <p>1746, 1 <i>Dô der voget von Rine in den palas gie, Etxel der rîche daz langer niht enlie, er spranc von sime sedele.</i></p> <p>977, 1 <i>iu enkunde niemen daz wunder volsagen<sup>2</sup>.</i></p> <p>146, 1 <i>Dô man die snellen rechen sach zen rossen gân, dô kôs man vil der vrou- wen trûriclichen stân<sup>3</sup>.</i></p>	<p><i>ze Wâleis in die marke, dâ si mit sînen man Môrungen vunden.</i></p> <p>G. 1094, 4 <i>swaz ir dâ von geschaehe, daz was Kûdrânen un- maere.</i></p> <p>1100, 1 <i>Dô sprach der degē Ort- wîn: du (bote) hâst mir wâr geseit.</i></p> <p>1101, 1 <i>Man sach in allen enden riten in daz lant, nâch den vrou Hilde hête gesant.</i></p> <p>1105, 1 <i>Swelhe bekomen wâren oder swer ze hove gie, die vreudenlôse vrouwe selten daz verlie, si engienge in engegene.</i></p> <p>1115, 2 <i>daz iu daz wunder niemen kunde wol (hs.) gesagen.</i></p> <p>1118, 1 <i>Dô nû gescheiden wâren hie die liute dan, dô sach man vil der vrou- wen in den venstren stân.</i></p>
---	--

Auch N. 366, 1. 1049, 1 sehen die frauen, in den fenstern stehend, den scheidenden nach.

Zusammengehörige Nibelungenparallelen:

<p>N. 494, 3 <i>Ouch kom in zuo ir reise ein rehter wazzerwint.</i></p> <p>370, 1 <i>Ir vil starken segelseil wurden in gestraht.</i></p> <p>4 <i>ir starkex arebeiten tet sit den hochgemuoten<sup>4</sup> wê.</i></p>	<p>G. 1919, 1<sup>b</sup> <i>in kam ein rehter wint.  vil segele sich erstrahten.</i></p> <p>4 <i>dar nâch si muosten ar- beiten sêre.</i></p>
---	--

1) *dâ* fehlt A. — C *dâ funden si mit freuden den vil kûenen degē.*

2) C *Nune kundiu niemen daz wunder wol gesagen*

3) C *weinende vil manige vrouwen stân.*

4) A *schoenen vrouwen*: verschiedenheit der personen, B und G gleichheit der personen.





N. 392, 7) ist zu einfach, G. 1171, 3 *du sollt mich lâxen hoeren* (N. 393, 1), G. 1175, 1 *ist dir dax bekant* (N. 372, 3) sind zu allgemein formelhaft, um hier etwas zu bedeuten. G. 1176, 1. 2 stimmt besser zu N. 87, 1. 2 als zu N. 394, 1. 2 (s. u.). Zweitens werden in gleicher situation, aber mit anderem ausdruck 1183 Wate und Frute vorgeführt. Drittens ist dieselbe stelle, aber in der lesart von AB schon benutzt G. 285, 3. Es müste also, eine nachbildung angenommen, der bearbeiter mit zwei Nibelungentexten zugleich gearbeitet haben — oder gar die übereinstimmungen mit C müsten aus der Gudrun hervorgegangen sein. Der redaktor C ist auf jenen ausdruck unzweifelhaft selbständig verfallen; 1513, 8 braucht er auch *an riemen ziehen*. Zufällig entstanden ist weiter die parallele G. 1176, 1 *Dô sprach der bote hère* = N. C1133, 1; vgl. G. 1169, 1. 1174, 1. 1177, 1 und N. 1138, 1, ausserdem zu G. 968, 1.

N. 87, 1 <i>Alsô sprach dô Hagene: ich wil des wol verjehen, swie ich Sîvriden nimer habe gesehen</i> <sup>1</sup>	G. 1176, 1 <i>Dô sprach der bote hère: des wil ich dir verjehen. Îrolden und Mörungen, die hân ich gesehen.</i>
1204, 1 <i>ich vil</i> <sup>2</sup> <i>armiu kînegîn.</i>	1178, 4 <i>mich vilarmenkîningînne.</i>
1020, 4 <i>dô sprach diu gotes arme</i> <sup>3</sup> .	1184, 2 <i>ebenso.</i>
C358, 4 <i>den schoenen juncfrou- wen tet ir arebeiten wê</i> <sup>4</sup>	1204, 4 <i>den ellenden meiden tete ir ellende wê</i> (hs.)
972, 1 <i>Dô</i> <sup>5</sup> <i>sprach</i> <sup>6</sup> <i>diu jâmers rîche:</i>	1208, 1 <i>ebenso.</i>
C1784, 1 <i>Dô sprach der videlaere den Hiunen vaste nâch: 2<sup>b</sup>war ist iu sô gâch?</i> <sup>7</sup>	1212, 1 <i>Sî sprungen ûz der bar- ken und ruofen in hîn nâch: 2<sup>b</sup>war ist iu sô gâch?</i>
1925, 3 <i>Dietriches stimme ist in min ôre komen.</i>	1213, 2 <i>doch was in diu stimme wol zuo den ôren komen.</i>
2106, 4 <i>si enwessen niht der maere, dax in sô nâhete der tût.</i>	4 <i>er wiste niht der maere, dax er sô nâhen stüende sînem trûte.</i>

G. 1224. 1225 bietet Ortwin der Gudrun 4 *bouge* an, um sie sich geneigt zu machen. Dass man einen fremden durch ein solches

1) C als ich mich kan verstan. noch nie gesehen hân.

2) vil fehlt C.

3) C diu kîningînne

4) AB edelen. was von

5) A Ex

6) C rief

7) AB Zehant dô rief in Volkêr hîn engegene ... ir snellen degene

geschenk sich gewinnen will, ist an sich ein allgemein episches motiv, das bekanntlich schon im Hildebrandsliede sich findet. Ebenso begegnet es N. 1493. 1574 fg. An der letzten stelle werden die 6 bouge, die Hagen dem markgrafen Eckewart anbietet, wie in Gudrun mit dank abgelehnt, und zwar — ein beweis der nachahmung — mit ganz ähnlichen worten.

N. 1575, 1 *Got lône iu iuwer bouge*<sup>1</sup>. G. 1225, 1 *Got lâxe iu iuwer bouge  
beiden saelic sin.*

Der bearbeiter dachte hierbei noch an eine andere stelle:

N. 640, 3 *got lâx iu iuwer erbe immer saelic sin.*

Einzelparallelen.

- |   |   |
|---|---|
| N. 372, 4 <i>wes sint dise<sup>2</sup> bürge<br/>und ouch daz hêrliche<br/>lant?</i>        | G. 1226, 1 <i>Wes sint disiu erbe<br/>und ditze riche lant<br/>und ouch die guoten bür-<br/>ge?</i> |
| C 1367, 4 <sup>a</sup> <i>daz ist mir ungewixzen</i> <sup>3</sup>                           | 1229, 4 <sup>a</sup> ebenso.  |
| 1424, 1 <i>Dô sprach der küninc Gun-<br/>ther:<br/>künnet ir uns gesagen</i> <sup>4</sup> . | 1230, 1 <i>Dô sprach der küninc Her-<br/>wic:<br/>müget ir uns gesagen.</i>                         |
| 1225, 2 <i>dâ wart vil michel weinen<br/>von vriunden getân.</i>                            | 1265, 2 <i>dô wart ein herter schei-<br/>den<br/>von vriunden getân.</i>                            |
| 801, 2 <i>ê dax<sup>5</sup> ich erwinde,<br/>ex sol ir werden leit.</i>                     | 1278, 4 <i>ê dax ich erwinde,<br/>sô gemüet ex dinen rücke<br/>sêre.</i>                            |
| 772, 2 <i>ich wilselbetiuverr wesen</i> <sup>6</sup> ,<br>danne ieman habe bekant.          | 1279, 3 <i>jâ bin ich verre tiurer,<br/>danne ir mit iuvern mä-<br/>gen.</i>                        |
| 2053, 4 <i>leb ich deheine wile,<br/>ich sol ..</i>   | 1280, 4 <i>und leb ich deheine wile,<br/>ich wil ..</i>   |
| 2312, 1 <i>Dô sprach der alte Hil-<br/>debrant:<br/>jâ geniuxet si es niht.</i>             | 1282, 1 <i>Dô sprach diu tiuwe-<br/>linne:<br/>jâ geniuxest du sin niht.</i>                        |
| 518, 1 <i>Dô sprach der riter küene:<br/>nu gebet mir botenbrôt.</i>                        | 1289, 1 <i>Der sagete im offenlichen:<br/>gebet mir daz botenbrôt.</i>                              |

1) C gâbe.

2) A die

3) AB niht gewixzen

4) A ane gesagen. C ir sult uns wixzen lân

5) A end

6) A ich wil wesen tiwerre. C wesen edeler.

N. 1824, 2 abwehrend: *ex wixent  
uns die liute.*

1127, 3<sup>b</sup> *unt den besten win,  
(vgl. 369, 1. 2) den man kunde vin-  
den*

*in dem lande al umben  
Rin.*

1127, 3<sup>a</sup> *mete den vil guoten.*

1291 beim küssen:

*2 ir varwe wol gelân  
diu lihte ir ûz dem golde.*

742, 4 *ir varwe gegen dem golde<sup>1</sup>  
den glanz vil hêrlichen  
truoc.*

649 *Sô wol<sup>2</sup> mich, sprach dô  
Sigmunt,  
daz ich gelebet hân,  
daz diu schoene Kriem-  
hilt*

*sol hie gekrônnet gân.  
des müezen wol getiuwert  
sîn diu erbe mîn.  
mîn sun, der edel Sifrit,  
sol hie selbe künec sîn.*

G. 1294, 2 ebenso: *jâ wixent iux die  
liute.*

1305, 1<sup>b</sup> *dô brâhte man in win,  
daz in Ormanie*

*nîht bezzet mohte sîn;*

*mete den vil guoten ...*

1308, 1 *Si kusten beide ein ander  
unter rôtem golde guot,  
dar zuo schein ir varwe.*

1310 *Wol mich, sprach vrou  
Ortrûn,  
daz ich gelebet hân,  
daz du bi Hartmuote*

*wilt hie bestân.  
des dinen guoten willen  
gibe ich dir ze lône,  
die ich tragen solte,  
mîner muoter Gêrlânde  
krône.*

Wir befinden uns hier im vorabend des grossen entscheidungskampfes — kein wunder, dass der bearbeiter seine blicke auf die abschnitte richtet, welche die eigentliche Nibelungennot enthalten.

N. 1992, 1 *Nu lône dir got, Irinc,  
vil maere helt guot,  
du hâst mir wol getroc-  
stet  
daz herze und ouch den  
muot.*

1769, 4 *ich sol ex wol verdienen,  
mich enwendes der tôt.*

G. 1311, 1 *Nu lône dir got, Ortrûn,  
sprach daz meidîn.*

*3 du hâst beweinet dicke  
mînes herzen leide.*

*getriulicher dienste  
wil ich (mich) nimmer  
tac von dir scheiden.*

1) C glanze

2) So fehlt A. C Nu wol

Die ähnlich wie N. 1992 beginnenden dankesworte N. 1769 weisen speziell auf einen abschnitt des Nibelungenliedes hin (avent. XXX), in welchem die nachtruhe vor dem entscheidungstage mit einer anschaulichkeit geschildert ist, die wol zu nachahmungen und entlehnungen anregen konnte.

N. 1762, 2 <i>den funden si berihet den recken über al mit vil richen betten</i> <sup>1</sup> .	G. 1325, 3 <i>man vant dâ gerihet wol drizic oder mere vil süberlicher bette.</i>
---	---

N. 1763 *Vil manegen kolter spaehē von Arraz man dâ sach  
der vil behten pfellel*<sup>2</sup> *und manic beddedach  
von Arâbischen siden, die beste mohten sin.  
dar ūfe lāgen listen, die gāben hērtlichen schin.*

1764 *Diu*<sup>3</sup> *declachen hārmīn vil manegiu man dâ sach  
und von swarzem zobe.*

G 1326 *Dar ūfe lāgen golter dâ her von Arabē  
vil maneger hande varwe, und grūene als der klē  
von listen harte tiure diu deckelachen riche.  
rōt von (?) dem viure schein golt ūz den siden süberliche*

1327 *An den lichten pfellen.*

Einige ausdrücke sind den verwanten schilderungen in Nib. avent. VI entnommen: vgl. zu G. 1326, 2 N. 353, 2 *der quoten, grūen alsam der klē*<sup>4</sup>; ferner

N. 354, 1 <i>Von fremder vische hiuten bezoc wol getān.</i>	G. 1327, 1 <i>von maneger vische hāt 2 bezoge wāren drunder.</i>
---	--

G. 1327, 4 erinnert an N. 2106, 4 (s. zu G. 1213, 4). Dann tritt wider die übereinstimmung mit Nib. avent. XXX hervor. Gudrun redet beim schlafengehen in ganz ähnlichen abweisenden worten zu ihrer männlichen umgebung wie Hagen in der gleichen lage zu den Hunnen:

N. 1760, 4 <i>ir Krimhilde helde</i> <sup>5</sup> , <i>ir sult ze herberge gān.</i>	G. 1328, 1 <i>jā sult ir slāfen gān, ir Hartmuotes helde.</i>
1761, 3 <i>und lāt uns ellenden hīnt haben gemach.</i>	<i>wir wellen ruowe hān, ich und mīne vrouwen, doch dise naht al eine.</i>

Die motivierung dieser abweichung ist in Gudr. ebenso unklar, wie sie in Nib. klar ist.

1) C *dâ funden si gerihet vil manegiu betten breit.*

2) A *pfelle*                      3) *Diu* fehlt A.

4) A *der grūenen sō der klē.*

5) C *degene*

N. 612; 3 *der rîche kûnec selbe*

*dô beslôx die tür<sup>1</sup>,  
vil<sup>2</sup> starker rigele zwêne  
warf er snelle derfür.*

1843, 2 *jâ gib ich dir ze miete<sup>3</sup>  
silber unde golt (bürgen  
1844, 1)*

G. 1330, 1 *Dô sprach diu Hilden  
tohter:*

*bestiexet mir die tür.  
starker rigele viere  
schôx man dar viür.*

1333, 2 *jâ gib ich ir ze miete  
guote büрге wît.*

G. 1336. 1337 weist der zurückkehrende Ortwin die neugierigen ab, die vor der allgemeinen bekantmachung des erfolges seiner sendung von ihm etwas erfahren wollen, genau so wie dies N. 711 Gere tut; vgl. auch G. 1336, 1 *Die boten si wol enphiengen* und N. 710, 3 *er wart vil wol enphanen*. Auch die übereinstimmung G. 1354, 2 *vor Ludewiges sal* und N. 716, 4 *für den Guntheres sal* ist in diesem zusammenhang nicht zufällig.

Von hier an treten die beziehungen zu den letzten teilen des Nibelungenliedes immer häufiger hervor.

N. 2302, 1 *Si jach, si tet ex gerne.*

2090, 1 *Owê mir gotes armen,  
dax ich diltz gelebet hân<sup>5</sup>.*

2065, 2<sup>b</sup> *des kômen helde in nôt*

1847, 1 *Nu wâfent iuch, sprach  
Bloedel,  
alle mîne man.*

2254, 3 *und heizet mir gewinnen  
mîn liehtex wîcgewant.*

198, 4 *dô wolden si den gesten  
weren büрге unde lant.  
(avent. IV, s. unten)*

1712, 1 *Wizzet ir, vriunt Hagne,*

*ob<sup>6</sup> si iu sîn gehax?  
sô wil ich iu dax râten,  
ir hüetet deste bax.*

G. 1352, 1 *Si jâhen, dax<sup>4</sup> six gerne  
taeten.*

1359, 3 *owê ich gotes armiu,  
dax ich den lîp ie gewan.*

1371, 2<sup>b</sup> *des kument helde in nôt*

1375, 1 *Nu wol ûf, sprach Hart-  
muot,  
alle mîne man.*

1376, 2 *si ruoften, dax man  
braechte  
ir liehtex wîcgewant.*

3 *si wolten deme kûnege  
helfen wern dax rîche.*

1382, 1 *Du weist vil wol, Hart-  
muot,*

*dax si dir sîn gehax,  
den du ir mâge slüege.  
nu hüete dich deste bax.*

1) C *er beslôx mit vlîxe selbe dô die tür*3) C *dar umbe mîn silber unt mîn golt.*4) Sijmons streicht *dax*; vielleicht nach N. zu korrigieren: *si taetenz gerne*5) C *sprach der getriuwe man*2) *vil* fehlt AC6) C *dax*.

- N. 1598, 8 *daz iu ze schaden bringe  
gegen einigem<sup>1</sup> sporn.*  
1492 1 *Dô ruoft er mit der krefte,  
daz al der wâc erdôx,  
wan des heldes sterke  
was michel unde grôx.*
- G. 1391, 2 *si heten niht gebresten  
gegen einigem sporn.*  
1394, 1 *Er blies ze dritten stunden  
mit einer krefte grôx,  
daz im der wert erwagete  
und im der wâc erdôx.*

Die kampfschilderung G. 1396—1515 lässt in ihren zahlreichen berührungen mit Nib. avent. IV und avent. XXXII fg. erkennen, dass sie nach der darstellung des Sachsenkrieges und des kampfes der Nibelungen entworfen ist.

- N. 2270 3<sup>a</sup> *gewâfent wol ze vlîxe<sup>2</sup>*  
176, 1 *Si kômen ûf die marke,  
die knehte zogten dan.  
Sîfrit der vil starke  
vrâgen des<sup>3</sup> began.*  
640, 4 *unt ouch die liute drinne<sup>4</sup>  
(im lande)*  
C210, 4 *von den vil manic frouwe  
grôxen schaden dû gewan<sup>5</sup>.*
- G. 1396, 2<sup>a</sup> *ze vlîxe wol gewâfent.*  
1399, 1 *Die von Tenemarke  
zer bürge riten dan.  
Irolt der vil starke  
wîsen dô began.*  
1400, 3 *und ouch den liuten drinne  
(im lande)*  
1401, 2 *des vil manic vrouwe  
grôxen schaden gewan.*

Dass C, nicht Gudr., original ist, beweist hier nicht bloss der zusammenhang mit den anderen stellen von avent. IV, sondern auch der umstand, dass C 210, 4 eine nachbildung von N. 1501, 3. 1935, 4 ist.  
N. 197, 1 *Dô wâren ouch die Sâhsen*

- mit ir scharn komen,  
mit swerten wol gewâhsen,  
daz hân ich sî vernomen.*  
637, 8<sup>a</sup> *leit wâs ez Sîfride.*  
183, 1 *Nu het ouch in hêr Liud-  
gast  
vîentliche erkorn.  
dû ros si nâmen beidiu  
xen sîten mit den sporn.*
- G. 1402, 1 *Nu was ouch Wate der  
alte  
mit sînen recken komen.  
der helt was grimmes  
muotes,  
daz heten si vernomen.*  
1402, 4<sup>a</sup> *leit was ez Gêrlînde.*  
1407, 1 *Dô hete Ortwînen  
Hartmuot erkorn.  
swie er [sîn] niht erkande,  
doch houete er mit den  
sporn*

1) C einem halben      2) C ze vlîxe wol gewâfent  
3) C dô      4) A ganz abweichend.  
5) AB ganz abweichend, ausserordentlich steif.

- si neigten ûf die schilde  
die schefte mit ir kraft.*
- N. 184, 1 *Diu ros nâch stichen ..*
- 181, 4 *ietweder dô des andern  
mit nâde hûeten began.*
- 185, 4 *Ir ietweder<sup>1</sup> und ähnlich*
- 202, 4 *sus wurben nâch den êren  
die rîter<sup>2</sup> küene unde guot.*
- C2038, 2 *wie mohte ich des getrou-  
wen<sup>3</sup>?*
- 1888, 4 *ein vil starkex wâfen  
dax truog er blôx an sîner  
hant.*
- 207, 1 *Dô wart ein<sup>4</sup> michel drin-  
gen.*
- 1905, 1 *Dô sach der voit von Rîne  
ungescheiden den strît:  
dô sluoc der vürste selbe  
vil<sup>5</sup> manege wunden wît.*
- 2013, 2 *vil manegem wart das  
houbet  
geneiget sô zetal.*
- 2163, 1 *Der tût uns sêre roubet.*
- 2226, 1 *Dô sach von Tronge Ha-  
gene  
Volkêren tût —  
beschliesst dies zu rächen.*
- 2233, 2 *dax im von der wunden  
nider<sup>6</sup> vlôx<sup>7</sup> dax bluot.*
- sîn ros, dax spranc vil  
wîte.  
er reit ûf Ortwinen.  
ir sper si neigten bêde.*
- G. 1408, 1 *Ir ietweder des andern  
mit stiche niht vergax.*
- 1410, 3<sup>b</sup> *die guoten ritter sêre.  
4<sup>b</sup> unde wurben vaste umbe  
êre.*
- 1413, 4 *wie möhte er des getrou-  
wen?*
- 1414, 2<sup>b</sup>. 3 *der truoc an sîner hant  
ein vil starkex wâfen.*
- 1419 *Dô wart ein michel drin-  
gen,  
gemischet wart der strît.  
si sluogen durch die ringe  
vil manege wunden wît.  
dô sach man mit den  
swerten  
geneiget manegex houbet  
der tût tet dem gelêche,  
dax er diu liute quoter  
vriunde beroubet.*
- 1420, 1 *Dô sach von Tenen Hô-  
rant  
Ortwinen wunt —  
beschliesst dies zu rächen.*
- 1422, 3 *man sach dax bluot rîli-  
chen  
vliexen hin ze tal  
vil manegen ûz den wun-  
den*

1) C ganz abweichend.

2) A helde

3) AB des getrouete ich vil übele

4) ein fehlt A.

5) fehlt A.

6) C vil sêre

7) A schôz

- |   |   |
|---|---|
| <p>N. 2297, 1 <i>sam</i><sup>1</sup> <i>Hagenen ê geschach.</i><br/> <i>daz bluot man durch die</i><br/> <i>ringe</i><br/> <i>— den bluotigen bach</i><br/> <i>hiu ûx herten ringen</i><br/> 2221, 2. 3 —<br/> <i>dem helde vliexen sach</i><br/> <i>voneinem scarpfenswerte.</i></p> | <p>G. 1424, 1 <i>als ouch ê geschach</i><br/> <i>dem küenen Ortwinen,</i><br/> <br/> <i>daz im ein rôter bach</i><br/> <br/> <i>vlôx ûx sînen ringen</i><br/> <i>von Hartmuotes handen.</i></p> |
| <p>G. 1427, 4 <i>dâ wurben wol nâch êre die geste</i> s. zu G. 1410, 4; vgl. G. 1468, 4.</p>  |   |
| <p>N. 2270, 3<sup>b</sup> <i>mit einer</i><sup>2</sup> <i>schar sô breit.</i><br/> 1727, 2 <i>dax ir dax habet verdienet,</i><br/> <i>dax ich iu bin gehaz.</i></p>   | <p>G. 1430, 2<sup>b</sup> <i>mit einer schar breit.</i><br/> 1433, 1<sup>b</sup> <i>du hâst verdienet dax,</i><br/> 2<sup>b</sup> <i>dax ich dir bin gehaz.</i></p>                             |
| <p>C1655, 7 <i>der mir hât benomen</i><br/> 8 <i>vîl der mînen wunne.</i><br/> 5 <i>Ich solx alsô schaffen,</i><br/> <i>dax mîn rache ergê</i></p>  | <p>1436, 2 <i>den ich genomen hân</i><br/> <i>ir guot und ir mâge.</i><br/> <i>ich sol ex alsô schaffen,</i><br/> <i>dax du nimmer kîssest</i><br/> <i>dîne vrouwen.</i></p>                    |
| <p>212, 2 <i>nider von den rossen.</i><br/> <i>einander liefen</i><sup>3</sup> <i>an</i><br/> <i>Sîfrit der küene</i><br/> <i>und ouch Liudgêr.</i></p>   | <p>1437, 1 <i>Nâch dem selben worte</i><br/> <i>liefens einander an</i><br/> <i>die zwêne rîche kûnege.</i></p>   |
| <p>1887, 2 <i>den sluog er eteslichem</i><br/> <i>sô swaeren swertes swanc.</i></p>   | <p>1446, 1 <i>Er sluoc im ander stunde</i><br/> <i>einen resten swanc,</i></p>  |
| <p>1864, 1 <i>Dô sluog er Bloedelîne</i><br/> <i>einenswinden swertes slac,</i><br/> <i>dax im dax houbet schiere</i><sup>4</sup><br/> <i>vor den füezen lac.</i></p>   | <p><i>dax des kûneges houbet</i><br/> <i>von der ahsel spranc.</i></p>  |
| <p>2062, 1 <i>Der ellenden huote</i><br/> <i>hete wol ersehen.</i></p>  | <p>1448, 1 <i>Dô sach der bürge huote.</i></p>  |
| <p>2220, 4 <i>er enkunde in dem sturme</i><br/> <i>nimmer bezzers niht ge-</i><br/> <i>tuon.</i></p>  | <p>1453, 2 <i>si enkunden hân getân</i><br/> <i>niht bezzers in dem strîte.</i></p>   |
| <p>2230, 2 <i>owê dax ich sô grimmen</i><br/> <i>vîent ie gewan.</i></p>  | <p>1457, 1 <i>Dax ich der starken vînde</i><br/> <i>ie sô vîl gewan,</i><br/> <i>dax müet mich nu vîl sêre.</i></p>   |

1) A als

2) C ir

3) A liefens

4) C houbt mit helme



G. 1457, 4 sagt Hartmut ironisch von dem am burgtor kämpfenden Wate: *sol er sîn portenaere*, so möchte ich ihm nichts gutes zutrauen. N. 1895, 1 sagt ebenfalls ironisch Dankwart, als ihn Hagen beauftragt die tür zu hüten: *sol ich sîn kameraere*, so werde ich meinen dienst wol erfüllen; weshalb er auch 1910, 4 in C *portenaere* genant wird.

N. 1831, 3 *Diu ros ze rucke stiezen*  
*die Burgonden man.*

881, 4 *daz swîn vil<sup>1</sup> zornecl-*  
*chen*

*lief an den küenen helt*  
*sâ. (vgl. 2008, 1)*

108, 1 *Ich bin ouch ein recke*

2295, 4 *man sagt ex noch ze wun-*  
*der,*

*daz dô hêr Dietrich genas.*

1007, 1 *Ex was ein michel wun-*  
*der,*

*daz si ie genas.*

455, 4 *dô vant er innerthalben*  
*stân<sup>2</sup>*

456, 1 *einen ungefüegen.*

C1833, 1 *Ob ir nu disen spileman*  
*het darumbe erslagen<sup>3</sup>,*  
*ich hiez iuch alle hâhen,*

*daz wil ich iu sagen.*

1937, 3<sup>b</sup> *ditz<sup>4</sup> ist ein grimmiu nôt.*

2075, 2<sup>b</sup> *und hetes vil getân.*

2074, 3<sup>b</sup> *wer möht ix understân?*

*da enwil der künic Etxel*  
*\*niemen scheiden lân.*

1753, 1 *Des antwurte Rüedegêr,*

G. 1464, 4 *diu ros si hinder (sich ze)*  
*rücke stiezen.*

1468, 1 *Wate vil zorniclîchen*

*lief Hartmuoten an.*

1470, 1 *Er was ouch ein recke.*

3 *ex was ein michel wun-*  
*der,*

*daz dô Hartmuot*

*von Waten niht muoste*  
*sterben*

— wie N. 2295 zweikampf—

1475, 3 *dô sach der helt guot*

4 *einen ungezogenen*  
*mit dem swerte stân.*

1476, 3 *und slüeget ir ir eine,*  
*iuwer leben waer zergan-*  
*gen.*

*allex iuwer künne*

*müese sichertîchen da-*  
*rumbe hangen.*

1480, 1<sup>b</sup> *ditz ist ein grôxiu nôt.*

1482, 1<sup>b</sup> *des hâst du vil getân.*

*ich enweiz niht, wie ich*  
*müge*

*den strît understân.*

4 *sô schiede ich ex gerne.*

1484, 1 *Des antwurte Herwic,*

1) vil fehlt A.            2) C dran

3) AB *Ob ir hie bî mîr slüeget disen spilman,*  
*sprach der künic Etxel, daz waere missetân.*

4) C daz

- ein rîter hôch gemuot.*  
N.1703,1 *Dax wolde ich immer*  
*dienen,*  
*swer raeche mîniu leit.*  
1864,1 *Dô sluoc er Bloedelîne*  
*einen swinden swertes*  
*slac,*  
*dax im dax houbet schiere*  
*vor den fûezen lac.*  
(vgl. 1899, 1. 3.)  
2007,1 *Irnvrît unde Hâwart*  
*sprungen fûr dax gadem*  
*wol mit tûsent helden.*  
*vil ungefüegen kradem.*  
*hört man allenthalben.*  
(vgl. 558, 3. 4.)  
93,1 *Er sach sô vil gesteines,*  
*sô wir hoeren sagen,*  
*hundert kanzwagene*  
*ex möhten<sup>1</sup> niht getragen*  
(vgl. 1062, 1. 2.)  
2153,1 *Gêrnôt der starke<sup>2</sup>*  
*den helt den rief er an.*

- ein edel ritter guot.*  
G. 1485,3 *dax wolte ick immer die-*  
*nen,*  
*swer mich des getröste.*  
1493,1 *Dô sluog er Herwîgen*  
*einen tiuren slac,*  
  
2<sup>b</sup> *dax er vor im lac.*  
vgl. 1446, 1. 2.  
1499,1 *Dô wart ûf gehouwen*  
*vil manic rîchez gadem.*  
*dô hörte man dar inne*  
*vil ungevüegen kradem.*  
  
1500,1 *Si ruorten ûx der bürge,*  
*sô wir hoeren sagen,*  
*dax ex zwêne kiele*  
*kunden niht getragen.*  
  
1502,1 *Îrôlt der starke*  
*ruofte Waten an.*

Der zug, dass das blut aus dem hause fliesst G. 1504, 1, komt auch N. 2015 vor.

- N.1888,3 *mit bluote was berunnen<sup>3</sup>*  
*allex sîn gewant.*  
1677,1 *Si sprach: nu sît wille-*  
*komen,*  
*swer iuch gerne siht.*  
G.1511,1 *Mit bluote was er berun-*  
*nen,*  
*nax was sîn wât.*  
1512,3 *willekomen Wate!*  
*wie gerne ich dich saehe.*

Mit G.1515 der eigentliche kampf zu ende und mit ihm auch im allgemeinen die äusserst zahlreichen sachlichen und sprachlichen für die darstellung desselben verwendeten entlehnungen aus den schlussteilen des Nibelungenliedes. — Es folgen zunächst einzelparallelen.

- N.942,4 *ex ahtet mich vil ringe.*  
*2 mir ist vil unmaere.*  
1709,4 *sô ist ouch mir unmaere.*  
G.1517,3 *und ahte ex iuch ringe.*  
*nu ist ouch mir unmaere.*

1) A heten

2) C Ex was der starke Gêrnôt

3) C berunnen was.

<p>N.C2016, 2 <i>ir schilde unde wâfen</i><sup>1</sup>  <i>si leiten von der hant.</i></p> <p>Der rat Frutes G. 1535, 3 <i>nu heizet mir die tôten tragen ûz den selden</i> scheint nachgebildet zu sein dem rate Giselhers N. 1947, 3 <i>ir sult die tôten liute ûz dem hûse tragen.</i></p> <p>N. 388, 1 <i>Sehs und ahxec türne — dri palas wite und einen sal wol getân.</i>  387, 3 <i>si liexen âne huote</i>  <i>ir schiffel bi der vluot.</i></p> <p>831, 1 <i>Dô schikten si die reise mit den knehten dan.</i>  (vgl. 1464, 1.)</p> <p>255, 1 <i>Die wider heim ze hûse heten reise</i><sup>3</sup> <i>muot.</i></p>	<p>G.1532, 2 <i>ir schilde und ouch ir wâpen</i>  <i>legtens ûz der hant.</i></p> <p>G.1542, 1 <i>der vierzic türne guot und sehs</i><sup>2</sup> <i>sale witer</i>  3 <i>und dri palas rîche.</i></p> <p>1543, 1 <i>Dô hiex man schaffen huote</i>  <i>den schiffen bi der vluot.</i></p> <p>1545, 1 <i>Dô schiktens ir reise mit drîzic tûsent man.</i></p> <p>1553, 1 <i>Dô si ze Hegelingen der verte heten muot.</i></p>
--	---

Diese parallele führt uns auf avent. IV, die für das folgende noch mehr material geliefert hat.

Es senden nämlich die zurückkehrenden Hegelingen botschaft von ihrem siege an Hilde voraus G. 1561 fg. wie N. 221 fg. die siegreichen Burgunden. Schon 1561, 3 *der muoste dâ beliben tôter oder wunder* usw. weist hin auf N. 229, 1 *Ouch muoste dâ beliben vil maneger frouwen trût*, ferner G. 1563, 3 *ex gehörte vrou Hilde nie sô liebiu maere* auf N. 237, 4 *ir kunden disiu maere nimmer lieber gesîn*. Dazwischen die wol als reminiscenz anzusehende stelle 1562, 1 *Ir schif giengen ebene* (vgl. G. 285, 3. N. 369, 4). Die frage der herin nach den ihrigen und der darauf folgende bericht des boten ist in Gudr. weit kürzer behandelt als in Nib. Doch erinnert das in der sich daran schliessenden antwort Hildes stehende *ich gibe iu [golt] dax mîne* 1566, 3 an das in N. voraufgehende 224, 2 *jâ gib ich dir mîn golt*. Mit ähnlichen worten wird dann wider in Gudr. von den vorbereitungen für den empfang der sieger, in Nib. von denen für den empfang der zum siegesfest geladenen gesprochen.

<p>N. 261, 1 <i>In denselben xîten,</i>  <i>dô si nu solden komen,</i>  <i>dô het diu schoene</i><sup>4</sup> <i>Kriem-</i>  <i>hilt</i></p>	<p>G.1568, 1 <i>Vrou Hilde hiex bereiten,</i></p>
--	---

1) AB *diu wâfen mit den schilden*

2) Hs. *sechzig*

3) C *der reise heten.*

4) C *vrouwe*

*diu maere wol vernomen*  
 N. 262, 3 *von den stolzen recken,*  
*die dâ solden komen.*

*sô siz hete vernomen,*  
*gên ir vil lieben gesten,*  
*die ir dâ solten komen.*

Doch berücksichtigt daneben der bearbeiter noch eine zweite darstellung, wenn er weiter sagt, dass Hilde trinken und speise, stühle und bänke bereiten lässt und dass zimmerleute auf dem plan und am gestade arbeiten. 1568. 1569. Auch N. 526, 5—8. 527 lassen gleich nach der verkündigung von dem glücklichen ausgang der werbung Gunthers die hofbeamten das *gesidele* am ufer aufschlagen, die *schaffaere* sind tätig, der palas wird geschmückt und der saal von fremden *bezimbert*. In diesen stropfen entsprechen sich im ausdruck:

N. 526, 8 *des küneges schaffaere*  
*man mit arbeiten vant.*  
 7 *vor Wormez ûf den sant...*

G. 1569, 1 *Die ze Matelâne*  
*unmüezic man dô vant.*  
*unde ouch ûf dem sant.*

Die berührungen setzen sich in der besprechung des eigentlichen empfanges fort. Wie Ute mit ihren mägden von der burg zu den schiffen reitet N. 540, so reitet auch Hilde und ihr gesinde den kommenden entgegen aus der burg zum gestade G. 1573. G. 1573, 4 *dô sach man [manege] vrouwen wol getâne* ist dem bearbeiter wohl zunächst eingegeben durch N. 540, 12 *wart nie sô vil der vrowen bi einander gesehen*, ausserdem durch N. 541, 4 *dô huop man von den moeren manege vrowen wol getân*. Auf diese letztere handlung wird sogleich hingewiesen G. 1574, 1. 2 *Si wären von den rossen gestanden ûf den sant vrou Hilde und ir gesinde*. Wenn es dann weiter heisst 1574, 2. 3 *dô vuorte an sîner hant die schoenen Kûdrûnen Îrolt der maere*, so erinnert dies wider an N. 543, 3, wo von Gunther gesagt wird *er fuorte Prûnhilde selbe an sîner hant*. — Teils in diesen zusammenhang, teils zu der verwanten schilderung in *avent. XIII* gehören noch folgende Nibelungenstellen:

N. 725, 2<sup>a</sup> *dô reit ouch in enegegene.*  
 525, 1 *des bin ich vil<sup>1</sup> bereit.*  
*swax ich im kan gedienen<sup>2</sup>,*  
*daz ist im unverseit.*  
 731, 1 *Nu was ouch komen Sifrit*  
*mit den sînen man.*

G. 1573, 2<sup>a</sup> *dô reit in enegegene.*  
 1578, 1 *swax ich iu gedienen mac,*  
*des bin ich iu vil willic.*  
 4 *dô was ouch komen Her-*  
*wic*  
*mit den stolzen werden*  
*recken - sînen.*

1) *vil* fehlt A.

2) A *dienen*.

## Einzelparallelen:

N. 1185, 1 <sup>b</sup> <i>zviu raetestu mir dax?</i> 2 <sup>b</sup> <i>dir immer xaeme bax.</i>	G. 1581, 1 <sup>b</sup> <i>zviu raetestu du mir dax?</i> 2 <sup>b</sup> <i>dax xaeme mir vil bax.</i>
1174, 1 <i>Wax mac ergetzen leides,</i> 2 <i>wan friuntliche liebe?</i>	1585, 2 <sup>b</sup> <i>möhte iht bezzers sîn,</i> <i>dan vriuntlichiu triuwe?</i>

Für die erzählung von den zum feste gehörenden umständen besonderer art, ist, entsprechend der situation, vorzugsweise die darstellung des Wormser siegesfestes und der ihm vorangehenden umstände vorbildlich gewesen.

N. 244, 1 <i>Dô enphie er wol die sîne,</i> <i>die fremden tet er sam.</i> 292, 1 <i>Er neig ir flizecliche.</i> 291, 3 <i>sît willekomen, her Sifrit,</i> <i>ein edel rîter quot.</i>	G. 1587, 1 <i>Dô si die maget kuste,</i> <i>die andern tete si sam.</i> 1588, 1 <i>Si nigen ir vlîziclichen.</i> 1589, 3 <i>sît willekomen, her Sîvrit,</i> <i>ein kûnec ûz Môrlande.</i>
--	---

Dies ist eine ebenso auffallende und wol auch ebenso beabsichtigte übereinstimmung wie G. 334, 1. 964, 3.

N. 303, 1 <i>Ich sol in immer dienen</i> 1521, 1 <i>Dô si dax schif enthuoden</i> <i>und gar getruogen dan,</i> <i>swax si dar ûfe hêten.</i> 1244, 1 <i>Dô si über die Trûne kô-</i> <i>men,</i> <i>bî Ense ûf dax velt,</i> <i>dô sach man ûf gespannen</i> <i>hütten unt gezelt.</i> 4 <i>dîu koste was den gesten</i> <i>dâ von Rûedigere getân.</i>	G. 1589, 4 <i>ich sol ez immer dienen.</i> 1591, 1 <i>Do enthuoden si die kochen</i> <i>und truogen ûf den sant</i> <i>vil dinges, des si brâhten.</i> 1592, 1 <i>Vrou Hilde mit ir gesten</i> <i>reit ûf dax velt.</i> <i>man sach ze Matelâne</i> <i>hütten und ouch gezelt.</i> 4 <i>dar inne phlac man ir</i> <i>vlîzicliche.</i>
--	--

Nach dieser unterbrechung in G. 1591. 1592 dauert im folgenden der einfluss jener oben bezeichneten schilderung fort und macht sich noch stärker geltend als vorher. — Dass man gefangene feinde mit edelmut behandeln soll, dafür tritt auch der bearbeiter nach dem vorgang des Nibelungenliedes ein. Es wird G. 1595—1599 für den in banden liegenden Hartmut dringendste fürbitte eingelegt. Anfangs sträubt sich Hilde und erwidert u. a.: *ich hân von sînen schulden grôzen schaden erlîten* 1596, 2. Gunther redet den gefangenen Liudger an: *ich hân von ivern schulden schaden vil genomen* 248, 2. Als dieser darauf für ehrenvolle behandlung grosses gut bietet, antwortet Gunther:

N. 250 *Ich wil iuch beide lâxen, sprach er, ledec gên.  
dax mîne viande hie bi mir bestên,  
des wil ich haben pûrgen, dax si mîniu lant  
iht rûmen âne hulde. des bôt dô Liudegêr die hant.*

Ganz ähnlich antwortet Hilde, als sie schliesslich nachgibt:

G.1599, 2 *ich wil si ungebunden ze hove lâxen gân.  
si müezen mir erstacten, dax si uns niht entrînnen,  
und müezen sweren eide, dax si âne mîn gebôt iht rîten  
hinne.*

Der N. 285, 1—3 gebrauchte, die schöne erscheinung Sigfrids charakterisierende vergleich, den der bearbeiter schon 660 verwendete, hat ihm so gut gefallen, dass er ihn noch einmal bringt:

G.1601, 3 *in allen sinen sorgen stuont er in der gebaere,  
als er mit einem pensel ... wol entworfen waere.*

Zu 1601, 3<sup>b</sup> vgl. N. 102, 11 *er stêt in der gebaere.* — Wie Sigfrid, als er sich verabschieden will, von Giseler gebeten wird noch zu bleiben und sich auch hierzu bestimmen lässt (319—322), so tut Herwig das gleiche auf bitten Hildes (1603—1607). G. 1606, 2 *sô wart mir sanfter nie* berührt sich mit N. 322, 2. 3 *jâ waer er in den landen nînder anderswâ gewesen alsô sanfte.* N. 309, 3<sup>a</sup> sagt Gunther, als er den recken beim abschied seinen dank abstattet: *dax ichz immer diene;* genau ebenso G. 1604, 3<sup>a</sup> Hilde zu Herwig.

Einzelparallelen:

N. 1306, 4 *nu ist hie mit ir gâbe  
vil manic wunder getân<sup>1</sup>.*

G. 1610, 4 *ex tet diu vil schoene  
Hilde mit ir gâbe michel  
wunder (hs.).*

Die verteilung der hofämter (*kameraere, truhsaexe* 1611; *schenke* 1612) an Irold, Wate, Frute scheint veranlasst zu sein durch N. 10. 11.

N. 1209, 4 *si sluxzen ûf die kisten,  
die ê stuonden wolbespart.*

1210, 2<sup>b</sup> *des vil dar inne lac.*

1113, 1 *Hey wax man richer  
pfellel*

*von ir kamere truoc!  
der wart den edelen recken  
ze teile dô genuoc.*

G. 1614, 2 *vrou Hilde hiez zervüeren,  
dax lange was gelegen  
in kisten und in kameren  
manegen phelle richen.  
die truogen kameraere:*

*die teilte man [den ge-  
sten] willeclichen.*

1) C *nu ist hie michel wunder von ir gâbe getân*

- |   |  |
|---|--|
| <p>N.1126, 1 <i>Wie rehte züheteclichen<br/>er xuo den boten gie!<br/>Gunther unde Gêrnôt<br/>vil vlîxeclîch enphie.</i></p> <p>1125, 4 <i>der herre stuont von se-<br/>dele,</i></p> <p>1126, 4 <i>den guoten Rûedegêre<br/>er bî der hende genam<sup>1</sup>.</i></p> | <p>G.1618, 1 <i>Der helt von Ortrîche<br/>zir kemenâten gie.<br/>Ortwînen vlîxîclîche<br/>manegiu maget enphie.<br/>sîn swester stuont von<br/>sedele<br/>und nam in bî der hende.</i></p> |
|---|--|

Dass für die verlobungen G. 1648 fg. sowol die verlobung von Rûdegers tochter als die von Kriemhild zum muster gedient hat, be- weisen:

- |   |  |
|---|--|
| <p>N.1621, 1 <i>Dô hiex man si beide<br/>stên an einen rinc<sup>2</sup>.</i></p> <p>568, 3 <i>man hiex<sup>3</sup> si xuo einander<br/>an dem ringe stân.</i></p> <p>1623, 3 <i>der si umbeslôz,<br/><br/>Gîselhêr der junge.</i></p> <p>C565, 5 <i>Sîne wesse niht dermaere,<br/>wax man dâ wolde tuon.</i></p> <p>568, 4 <i>man vrâgte si, ob si wolde<br/><br/>den vil waetlichen man.</i></p> <p>1622, 2 <i>ein teil was ex ir leit.<br/>4 si schamte sich der vrâge,<br/>so manic magt hât getân.</i></p> <p>570, 1 <i>Dô er si gelobete<br/>und ouch in diu meit.</i></p> | <p>G.1648, 1 <i>Dô hiex man Ortrûnen<br/>xuo dem ringe gân.</i></p> <p>1650, 1 <i>Dô umbeslôz ouch Hart-<br/>muot<br/>die meit ûz Irlant</i></p> <p>1662, 4 <i>wes man dâ phlegen wolte,<br/>des nam Herwîges swe-<br/>ster wunder.</i></p> <p>1663, 2 <i>si sprachen xuo der vrou-<br/>wen:<br/>welt ir disen man?</i></p> <p>1665, 1 <i>Doch lobete si in trâge,<br/><br/>als dicke ein maget tuot.</i></p> <p>1666, 1 <i>Dô lobeten si ein ander<br/>der ritter und dax kint.</i></p> |
|---|--|

Einen eigentümlichen ausdruck für die dürftigkeit der gattin hat die Gudrun mit der handschrift D gemeinsam. Sigfrid von Mohrenland erklärt G. 1654, 4, dass er Herwigs schwester zur gattin *wan*

1) C 1125, 4 *der wirt dô von dem sedele  
gie gegen Rûedegêre dan.*

1126 *Wie rehte frîuntliche er den gast enphie  
und alle sîne degene! Gêrnôt dô niht enlie,  
ern enpfienge in ouch mit êren, unt alle sîne man.  
der künîc Rûedegêre fuorte bî der hende dan.*

2) C 1<sup>b</sup> *man hiex an einen rinc* 2<sup>a</sup> *stên die mînneclîchen*

3) A *bat*

in einem *hemede baete*. N. 1066, 3 D wird gesagt: bei Sigfrid *waere Kriemhilt hemdeblōx bestān*<sup>1</sup>.

In einem längeren abschnitt wird die einholung von Herwigs schwester und die sich daran schliessende *höchzit* erzählt. Hierzu sind wider die beiden grossen empfangs- und festesschilderungen Nib. avent. X und XIII, besonders die erste, benutzt worden, wie dieses folgende zusammenstellung veranschaulichen wird.

Gudrun: 1) Der empfang 1658—1662. a. die frauen und ritter reiten den kommanden entgegen, wobei kampfspiele stattfinden 1658—1660. b. Die helden streiten sich über die schönheit der frauen 1661. c. Diese geben sich den empfangskuss 1662, 1. d. Sie gehen in seidne hütten 1662. — Die verlobung 1663—1666. 2) Die eigentliche feier 1667—1671, 2. a. Die königspaare werden geweiht. b. Über 500 werden schwertdegen 1667. (Hilde gibt allen ihren gästen kleider 1668, 1). c. Kampfspiel am gestade vor Matelane, vor einem *gesidele*: *α*. scheftebrechen, *β*. frauenkleider werden bestäubt 1668. 1669. (Das zuschauen der frauen, die fahrenden 1670. 1671, 1. 2). 3) Fortsetzung des festes. a. Am andern morgen nach der frühmesse reiten wider die schwertdegen 1671, 3. 4. b. Freude und schall, da von der palas erhalt, c. bis an den vierten tag 1672.

Nibelungenlied: 1) der empfang 538—557. a. Die frauen und ritter reiten den kommanden entgegen 538—540, wobei kampfspiele stattfinden 541. 542. b. Man geht sich entgegen, begrüsst und küsst sich 543—548, 2. c. Die helden vergleichen die schönheit der frauen 548, 3—550. d. Die frauen gehen in seidne hütten und in zelte 551. e. Tjoste und buhurt vor denselben. Die frauen werden fast überstäubt 552—554 (vgl. G. 1668. 1669). (Beendigung des buhurts, ritter und frauen unterhalten sich, ritt in die burg. Mahl 558—560). — Die verlobung 561—570. 2) Die eigentliche feier 595—597. a. Die königspaare werden geweiht 595. b. Über 600 degen empfangen das schwert. c. Kampfspiel. *α*. Die schwertdegen lassen schäfte krachen 596. *β*. Die frauen sehen zu 597, 1. 2. 3) Fortsetzung des

1) Die übrigen handschriften haben *hemdeblōx*, was den gegensatz zu dem reichthum an schatz und gewande viel weniger klar und natürlich ausdrückt; denn nicht die völlige nacktheit, sondern die dürftigste art der bekleidung charakterisiert die armut. Überhaupt scheint *hemede* in diesem sinne in volkmässiger redensart gebraucht zu sein, vgl. J. Grimm, Germania 2, 300. Allerdings ist *hemdeblōx* sonst nicht belegt, während *hemdeblōx*, *blōx sam ein hant* u. ä. auch anderweitig vorkommen (MSF. 171, 20 und zu Iwein 3236). Aber gerade das mag der grund gewesen sein, weshalb in fast allen handschriften des Nibelungenliedes das ungewöhnliche wort verdrängt wurde.



festes 750—752. a. Am morgen des zweiten tages vor der frühmesse reiten junge helden. b. Musik; grössere teilnahme am waffenspiel. — Dazu c. Das fest währt bis zum vierzehnten tag, ohne dass je der freudenlärm verstumte 633.

Sprachliche übereinstimmungen sind folgende:

N. 738, 4 <sup>a</sup> <i>vil manegen puneix richen.</i>	G. 1660, 3 <i>manegen puneix richen.</i>
542, 3 <i>man hört dâ hurteclîchen von schilden manegen stôz.</i>	4 <i>man hörte schilde stôzen helde sêre.</i>
608, 1 <i>Er erbeite<sup>2</sup> kûme, daz man (ze naht C) von tische gie.</i>	1666, 2 <i>si erbiten alle kûme der naht des tages sint.</i>
607, 7 <i>der eine tac in dûhte wol drîxîc tage lanc.</i>	1667, 1 <i>Dô wâren ouch die kûnege gewîhet nâch ir ê. dâ wurden swertdegene</i>
595, 3 <i>dô wurden si gewîhet</i>	<i>vûnf hundert oder mê.</i>
596, 1 <i>Vil junger<sup>3</sup> swert (daegen) dâ nâmen sehs hundert oder baz.</i>	1668, 4 <i>man hörte vil schefte bre- chen, die dâ die helde neigten in ir handen.</i>
4 <i>man hörte schefte hellen<sup>4</sup> an der swertlegen hant.</i>	1672, 3 <i>daz werte vollicliche unx an den vierden tac. daz edele ingesinde selten müexîc dâ gelac.</i>
633, 1 <i>Diu hôchzit dô werte unx an<sup>5</sup> den vierchenden tac, daz in al der wîle nie der schal gelac.</i>	

Die erzählung von dem grossen schenken, die verschiedenen stellen des Nibelungenliedes nachgebildet ist, erinnert zunächst an N. 485. G. 1674, 4 *des sînen rôten goldes gap dâ her Herwic wol ze tûsent phunden*, ähnlich N. 485, 1 *Wol bi hundert phunden gab er âne zal<sup>6</sup>*. G. 1675, 2—4 *mancher erhielt rosse mit guten sâtteln, der sie selten vor diesen zeiten geritten hatte; daz sach dô Ortwin: si begunden mit der mîlte strîten*. Dem entspricht N. 485, 2—4: *genug gingen in reicher kleidung, die nie zuvor so herliche kleider trugen; daz gevriesc diu kûnegîn* — und nun im gegensatz zu Gudr. — *ex was ir waerliche leit<sup>6</sup>*. Hinsichtlich des allgemeinen charakters lässt sich

1) *vil* fehlt A.                      2) A *Der kûnic beite*.

3) A *degen*. C *knappen*. B *daegen* nach *swert* von erster hand übergeschrieben.  
4) C *bresten*                      5) *unx an* fehlt A.

6) C ohne parallelismns.

dieser schilderung zur seite stellen N. 634—636, vgl. auch im einzelnen:

N. 635, 4<sup>a</sup> *unt ouch diu ros mit setelen.*

G. 1675, 2 *ros mit guoten satelen.*

Ferner in der sache und im ausdruck folgende gröstenteils zusammengehörigen Nibelungenstellen:

N. 1310, 4 *des gestuont<sup>1</sup> dô vil der degene von milte blôz âne kleit.*

1 *Ir vriunde<sup>2</sup> und ouch die geste . .*

3 *swes ieman an si gerte, daz gâben si bereit.*

1187, 2 *daz si ze gebene hête golt silber unde wât.*

1790, 1 *Dô naeten sich die recken*

*in alsô got gewant, daz nie helde mære in deheines küneges lant*

*ie bezzer kleider brâhten.*

1262, 2 *dô gap diu küneginne . .*

3 *unt also got gewant, daz si niht bezzers brâhte in daz Etxelen lant.*

231, 2 *man muoz der wârheite den<sup>3</sup> ûx erwelten jehen.*

1310, 1 *Ir vriunde und ouch die geste*

*die heten einen muot, daz si dà niht ensparten deheiner slahte got.*

1268, 1 *Ein ander si vil selten gesâhen<sup>4</sup> nâch den tagen.*

G. 1676, 4 *er und sine degene gestuonden kleider blôz in kurzen stunden.*

1679, 1 *Er und sine vriunde' . .*

3 *swaz si haben mohten und ieman an si gerte*

1681, 4 *daz er ze gebene hête wât unde golt daz swære.*

1682, 1 *Man sach [die von] den Stürmen*

*von dem sedele stân in sô guoter waete, daz künic noch küneges man*

*bezzer nie getruogen in deheinen ziten.*

1683, 1 *Wate der gap eime alsô got gewant, daz man an küneges libe bezzer nie bevant.*

1685, 1 *Si muosten al geliche*

2 *Waten dem degene der wârheite jehen*

1686, 1 *Ïrotl der hiez schouwen*

*willic sinen muot, daz im niht erbarmte deheiner slahte got.*

1690, 3 *daz si dà nâch selten gesâhen cinander mære.*

1) C *stuont*

2) C *Die kunden*

3) A *dem*

4) A *sâhen*

Ein solches mass von berührung mit und abhängigkeit vom Nibelungenliede im ausdruck und stil, wie es aus dieser übersicht sich für das Gudrunepos ergibt, besteht bei keiner anderen der verwanten dichtungen. So sehr der inhalt der klage mit dem des Nibelungenliedes sich berührt, so mässig ist doch die äusserliche übereinstimmung mit ihm. So häufig im Biterolf beziehungen zum Nibelungenlied durch den inhalt gegeben sind, so beschränkt sich doch auch hier die übereinstimmung auf ganz vereinzelt umfangreiche und nicht gerade zahlreiche kleinere entlehnungen. Auch eine durchsicht des Alphart hat mich kaum auf ein dutzend verse geführt, deren ähnlichkeit mit stellen des Nibelungenliedes man als über bloss formelhaftigkeit hinausgehend ansehen könnte.

Ich habe die parallelen im allgemeinen in der reihenfolge aufgeführt, wie sie das überlieferte gedicht darbietet, da dieses verfahren am besten es ermöglichte, die rechte beleuchtung für die erkenntnis ihrer entstehung und ihrer bedeutung zu gewinnen. Nach ihrer verschiedenen beschaffenheit würden sie sich auch in folgende arten einteilen lassen:

1) Wörtliche übereinstimmungen mit unwesentlicher sachlicher beziehung, die aber vor der allgemeinen phraseologischen wendung sich auszeichnen durch fülle und eigentümlichkeit des ausdrucks, wozu oft noch die gleiche oder analoge stellung im verse und auch die verbindung mit gleichen reimen komt. Beispiele G. 15, 1, 20, 1, 2. 67, 1. 108, 4. 112, 2. 353, 1. 2.

2) Angabe von einzelnen charakteristischen gleichen handlungen mit mehr oder weniger starker wörtlicher übereinstimmung. Beispiele sind zahlreich.

3) Gleichheit des namens, der handlung, relative gleichheit des ausdrucks. Beispiele G. 76, 1. 109, 1. 501, 1. 2. 1139, 1. Vgl. auch 334, 1.

4) Gleichheit der motive mit entsprechender, teilweise übereinstimmender darstellung. Dabei handelt es sich: a) um einzelne umstände und vorgänge. Beispiele: G. 433. 624. 664. 864; auch sehr häufig in einem abschnitte, wie G. 1396—1515; b) um mehrfache unter sich zusammengehörende umstände und vorgänge, so dass ganze parallele schilderungen entstehen. Beispiele: G. 8—49. 587—596. 1658—1672.

Mit sachlichen und sprachlichen entlehnungen aus dem Nibelungenliede sind am stärksten durchsetzt diejenigen teile der Gudrun, welche typische vorgänge beschreiben, also bericht geben über prinzen-

erziehung, feste, empfang, abschied, botschaft, werbung, schenken, kampf. Man kann beinahe behaupten: es kommt fast nie eine solche schilderung vor, in der nicht wenigstens aus einer entsprechenden darstellung des Nibelungenliedes, oft aus mehreren, zuweilen fast aus allen solchen motive und ausdrücke entlehnt wären. Dies zeigt sich nirgends deutlicher als in den vier ersten aventiuren, die von Hagens eltern und jugend handeln. Als abschnitte von ähnlichem charakter würden sich an diese zunächst die schlussteile reihen: die kampf schilderung 1396—1515, die beschreibung der rückkehr und der feste 1561—1618. 1648—1686. Nach diesen teilen würde folgen der kampf auf dem Wülpensande 858—903. Zwischen solchen umfangreichen nachahmungen stehen nun in grosser fülle alle arten kleinerer, von der über 10 und 20 strophen sich ausdehnenden schilderung bis zum einzelnen halbverse hinab, so sehr mit einander vermischt, dass man grössere abschnitte, in denen diese parallelen fehlen, nicht nachzuweisen vermag.

Die über 20 strophen langen abschnitte, die einen mangel an parallelen zeigen, sind folgende: 1) 372—417 *wie suoze Hörant sanc*, bis dahin, wo der kämmerer die helden erkennt und ihnen seinen schutz zusagt. 2) 706—736 der kampf zwischen Hetels heer und Sigfrid, benachrichtigung Hartmuts hiervon, entschluss Ludwigs und Hartmuts Gudrun zu entführen. 3) 773—799 rückkehr der boten Hartmuts, einnahme der burg, gefangennahme Gudruns. 4) 985—1010 Gudruns aufenthalt bei Gerlind und ihre niedrige arbeit. 5) 1231—1264 der hauptteil des gesprächs Gudruns und Hildburgs mit Ortwin und Herwig am strande. 6) 1619—1647 die anstiftung der drei verlobungen durch Gudrun.

Versuchen wir nun eine erklärung dieser ganzen in unserer klassischen epik einzig dastehenden erscheinung zu gewinnen.

Zunächst wird man nach der zusammenstellung der parallelen wol nichts einwenden gegen die im eingang gemachte voraussetzung, dass im wesentlichen nur ein bearbeiter diese fülle von sprachlichem und sachlichem material aus dem Nibelungenliede in die Gudrun übertragen hat. Die eigentümlichkeiten, die dieser gehabt hätte, würden sich folgendermassen bestimmen lassen. Er sieht in dem Nibelungenliede ein muster der vollkommenheit, er besitzt eine vorzügliche kenntnis desselben, er fühlt sehr stark das bedürfnis änderungen an der Gudrun zu machen, er benutzt für diese mit vorliebe die sprache und den inhalt des Nibelungenliedes, er hat die Gudrun von anfang bis zu ende ohne wesentliche unterbrechungen mit solchen entlehnungen durchsetzt, abwechselnd zwischen längeren nachdichtungen und kürzeren übertragungen.

Ein zusammentreffen aller dieser erscheinungen ist aber nur denkbar bei einem bearbeiter.

Dem kann auch die tatsache nicht widersprechen, dass die parallelen nicht alle genau zu demselben Nibelungentexte passen. Nun stimmen die parallelstellen ihrer weit überwiegenden mehrzahl nach am besten zum text der handschrift B. Stellen des Nibelungenliedes, wo alle drei haupttexte von einander abweichen, sind 353, 2. 383, 6. 1598, 8. Weder A noch C passt 353, 2 zu G. 118, 3; 383, 6 fehlt in A und lässt sich in der lesart von C kaum noch mit G. 1148, 1 vergleichen; 1598, 8 fehlt in A und entspricht G. 1391, 2 in der lesart von C viel weniger als in der von B. Die abweichungen in A, welche grössere ähnlichkeit mit den parallelstellen der Gudrun zeigen, sind unbedeutend und es kann hier überall die grössere ähnlichkeit der Gudrun mit dem älteren, ihrem bearbeiter unbekanten text dem zufall ihre entstehung verdanken. Anders ist das verhältnis der Gudrun zu C. Einerseits berührt sich die Gudrun mit mehreren zusatzstrophen von C. Andererseits zeigt in dem B und C gemeinsamen textbestand sehr oft C weit geringeren parallelismus oder gänzlichliches fehlen desselben, wo B (wie auch A) parallelismus mit Gudrun hat. Viel seltener haben die parallelstellen in C grössere ähnlichkeit mit dem text der Gudrun. Von unwesentlichem absehend finden wir dies bei 660, 3 (G. 23, 2). 358, 4 (G. 117, 4). 324, 2 (G. 210, 1). 1877, 1 (G. 503, 1). 730, 1 (G. 549, 1). 54, 3 (G. 595, 1). 1621, 3 (G. 654, 2). 1620, 1 (G. 656, 3). 1707, 3 (G. 737, 2). 371, 1 (G. 750, 1). 1784, 1. 2 (G. 1212, 1. 2). 210, 4 (G. 1401, 2). 2038, 2 (G. 1413, 4). 1833, 1. 2 (G. 1476, 3. 4) — also bei 14 stellen. Dass nun ein bearbeiter zwei Nibelungentexte nebeneinander benutzt haben soll, ist nicht recht glaublich. Also meine ich: er las einen Nibelungentext, der zwar sonst der handschrift B am nächsten stand, an diesen stellen aber die fassung von C bot (vgl. die bemerkung zu G. 166, 4). So erklärt es sich z. b., wie in der nämlichen schilderung G. 870 sich berührt mit C 2159, 5—8 und G. 875, 4 übereinstimt mit 2223, 4 B, nicht aber mit C. Der bearbeiter gebrauchte also eine handschrift des Nibelungenliedes, in welcher sich entweder der anfang der entwicklung des textes B zum texte C darstellte, oder in welche einzelne lesarten und zusätze des schon fertig gestellten textes C aufgenommen waren.

Wie hat man sich nun das verfahren des bearbeiters vorzustellen? Er hatte eine Gudrundichtung vor sich, die weit kürzer, vielleicht halb so lang als die uns überlieferte war. Diese genügte den ansprüchen nicht, die sein an höfischen mustern gebildeter geschmack

stellte. Er setzte sich daher den zweck, die Gudrun nach den anschauungen seiner zeit umzugestalten und auszubauen. Wie man aber einen nationalen bisher nur volkmässig behandelten stoff nach den modernen ansprüchen umzuarbeiten hatte, das lehrte ihn das Nibelungenlied in seiner ja auch schon überarbeiteten oder modernisierten gestalt. Also nicht bloss mangel an eigner erfindung und sprachlicher kraft, sondern auch der wunsch dem Nibelungenliede etwas ganz entsprechendes an die seite zu stellen veranlasste ihn die Gudrun umzuarbeiten, indem er einerseits nach den allgemeinen vorschritten, die er aus dem Nibelungenlied herauslas, seine erzählung ausspann, und andererseits ungescheut, ja mit einer gewissen absichtlichkeit ganze scenen, situationen und einzelzüge, sachliches wie sprachliches, aus diesem in seine dichtung übertrug.

Er arbeitete, indem das Nibelungenlied aufgeschlagen vor ihm lag. Gut orientiert in demselben, fand er mit leichtigkeit die darstellungen aller solcher gegenstände und vorgänge auf, wie sie ihm die Gudrun selbst schon bot oder auf die sie ihn führte. Oft benutzte er mehrere verschiedene partien zugleich, um aus ihnen das ihm zusagende und wesentliche für seinen zweck auszuwählen. Grössere schilderungen allgemeineren inhalts erzählte er in freier weise nach; aus schilderungen von mehr individueller art entnahm er einzelne züge und sprachliche wendungen, oft in sehr grossem umfange, vereinzelt angaben mit ihrer ausdrucksweise verwendete er in anderen beziehungen. Vielfach regte ihn auch das Nibelungenlied zur übertragung von all solchem material an. Daher folgen so oft parallelen aufeinander, die keinen inneren zusammenhang, sondern nur den äusserlichen haben, dass sie in der quelle räumlich sich nahe stehn. Bei seiner tätigkeit mochten dem bearbeiter der Gudrun aus den verschiedensten teilen des Nibelungenliedes einzelne stellen ins gedächtnis kommen, die er aufnahm ohne sich jedesmal ihrer herkunft bewusst zu sein. Solche reminiscenzen haben wir in vielen derjenigen kleineren parallelen zu sehen, die mitten zwischen zusammengehörigen parallelen auftauchen.

Selbstverständlich erstreckt sich der einfluss des Nibelungenliedes nicht bloss auf diejenigen strophen, bei denen sich die nachahmung nachweisen lässt. Selbstverständlich dehnt sich auch die bearbeitung noch weit über diejenigen strophen aus, die unter dieser beeinflussung gebildet sind. Es muss demnach die Gudrun einer sehr gründlichen umgestaltung unterworfen sein: es sind vom bearbeiter die meisten alten strophen umgebaut, massenhaft neue dazugesetzt, und der inhalt willkürlich verändert und stark erweitert. Dieser bearbeiter war ein

dichter niederen ranges, und er hat vielen partien des epos, wie wir es jetzt haben, den stempel seines dürftigen geistes aufgedrückt. Trockenheit, breite und unbestimmtheit, mangel an kraft und prägnanz des poetischen ausdrucks zeigen sich häufig genug. Nur hie und da stehen noch strophen von echter schönheit, und es zeichnen sich einzelne abschnitte durch frischeren ton vor dem übrigen aus. Solche stellen und abschnitte werden wir als reste des originals bezeichnen dürfen. Ich habe oben 6 abschnitte angegeben, die, über 20 strophen lang, ohne parallelen mit dem Nibelungenliede sind. Diese mögen verhältnismässig ursprünglich sein. Ihre handlung zeigt eine gewisse abgeschlossenheit, wie denn auch die abschnitte 985—1010 und 1231—1264 eine art von anfang und schluss erkennen lassen<sup>1</sup>; bei der mehrzahl derselben kommen viele gute und schöne strophen vor, strophen, die zu Müllenhoffs „echten“ gehören<sup>2</sup>, d. h. zu denen, die sich inhaltlich und stilistisch vor den meisten anderen auszeichnen. Auch in den strophen 1619—1647, unter denen keine von Müllenhoff für „echt“ gehaltenen sind, ist die darstellung klar und fließend, frei von leeren vers- und strophenfüllungen; es begegnen einzelne recht ansprechende züge, und die frieden, freundschaft und verwantschaft stiftende Gudrun ist ein für den schlussteil gut passendes bild.

Weiter auf solche und ähnliche erscheinungen einzugehen unterlasse ich, da dies immer tiefer in das gebiet der vermutungen hineinführen würde. Aber das glaube ich als sicheres resultat meiner untersuchung betrachten zu dürfen: der parallelismus, der die abhängigkeit der Gudrun vom Nibelungenliede beweist, ist eine erscheinung, die bei jeder kritik des überlieferten Gudruntextes hervorragende beachtung erfordern wird. Aus ihm kann man ersehen, wie Müllenhoff und Martin nicht überall das richtige getroffen haben. Denn von ihren „echten“ strophen sind viele ebenso gut mit Nibelungenstoff durchsetzt

1) 986, 1 *Dô fuor ouch von dem lande der degen Hartmuot. 1011 Werc diu vil smachen, daz ist al wâr, der phlâgen die vrouwen vierdehalbez jâr, unze daz her Hartmuot ûz drîn herreisen was komen heim ze lande. 1234, 1. 2 Ofte erblickte Herwîc die junefrouwen an: worauf die widererkennung folgt. 1265, 1 Si fuoren sô si kunden beldiste dan.*

2) Auf 372-417 kommen 14 „echte“ strophen, auf 773—799 kommen 10, auf 985—1010 kommen 11, auf 1231—1264 kommen 10. Aus den 1705 strophen der Gudrun hat Müllenhoff 414 „echte“ herausgelesen; das verhältnis der „echten“ zu den „unechten“ ist also in jenen 4 abschnitten ungefähr 1:2 und 1:3, in der Gudrun überhaupt ungefähr 1:4. Ohne mit dieser bemerkung der kritik Müllenhoffs beipflichten zu wollen, hebe ich dieses hervor, weil die strophen, die er ausgesondert hat, tatsächlich zu den besten in der Gudrun gehören.

wie die „unechten“, also auch durch die bearbeitung hindurch- oder gar aus ihr hervorgegangen. Das gleiche gilt von den echten und interpolierten stropfen, wie sie Sijmons unterschieden hat. Auch eine kritik nach einer methode, wie sie Wilmanns anwendet, muss stets unsicher tasten, wo an dem ganzen ein bearbeiter und zwar ein solcher wie dieser tätig gewesen ist, dessen wilkür und unklarheit gar oft diejenigen ungereimtheiten verschuldet haben mag, aus welchen man auf kontaminationen und dergleichen zu schliessen versuchte.

### Anhang.

Ich habe in meiner abhandlung nur diejenigen parallelen berücksichtigt, die nach meiner auffassung aus einer wirklichen nachahmung des Nibelungenliedes herzuleiten sind; ausgeschlossen geblieben sind solche, die auch unabhängig vom Nibelungenliede teils durch zufall, teils unter der einwirkung eines allgemeinen epischen sprachgebrauches entstanden sein können. Eine hineinziehung auch solcher parallelen würde den überblick erschwert und das urteil beeinträchtigt haben. Dennoch würde es die kontrolle der vorliegenden untersuchung wesentlich fördern und zugleich einem allgemeineren interesse dienen, auch die für unseren zweck unwesentlichen parallelen wenigstens nach ihren stellen zu bezeichnen, zumal da unter solchen parallelen noch manche sein mögen, die trotz ihrer geringfügigkeit und ungenauigkeit doch aus nachahmung hervorgegangen sind. Daher gebe ich in dem hier folgenden anhang eine zusammenstellung aller mir bekanten sachlichen und sprachlichen berührungen des überlieferten Gudruntextes mit dem Nibelungenliede, die der erwähnung wert zu sein scheinen. Die in der abhandlung schon angeführten und besprochenen sind durch \* ausgezeichnet.

Gudrun	Nibel.	Gudrun	Nibel.
*1, 1	2, 1. 20, 1.	*14, 2	555, 1.
1, 2	20, 2.	*15, 1	744, 3. 1310, 3.
*1, 3	7, 1.		1755, 3.
3, 1	25, 1.	16, 3	542, 3.
*4, 1	27, 1.	*19, 1	596, 1. 29, 4.
6, 2	1992, 1.	*19, 2 wie	
*7, 1	49, 1.	*15, 1	
*7, 2	49, 3.	*20, 1	18, 2. 633, 1.
*8, 2	1527, 2. 691, 2.	*20, 2	633, 2.
	1002, 4.	*20, 3	658, 3.
*10, 1	493, 1. 569, 1.	*21, 1	664, 1.
*11, 3	1083, 1.	*21, 3	521, 1.



Gudrun	Nibel.	Gudrun	Nibel.
*22, 1. 2	662, 1. 2.	*108, 4	358, 4. 370, 4 C.
*22, 3	660, 1. 1328, 3.	*109, 1	1492, 1.
*23, 1	660, 4. 24, 1.	110, 4	215, 2.
*23, 2	660, 3. 1852, 1.	111, 4	158, 2.
*23, 3	26, 3.	*112, 2	787, 2.
*24, 1	25, 1.	115, 2. 3	76, 1—3.
24, 2	1850, 2.	117, 4	358, 4 C.
*27, 2. 3	668, 2. 3. 1343, 2. 3.	*118, 3	353, 2.
*28, 1, 2	670, 1. 669, 1. 2.	124, 1	391, 1.
*29, 1	671, 1.	126, 1	340, 4 A.
*30, 1	673, 3.	126, 2	1197, 1.
30, 4	449, 4.	134, 2	339, 2.
34, 4	1380, 2.	137, 3	718, 3.
*35, 2	674, 2.	*138, 3. 4	388, 1. 2.
*36, 1. 2	520, 2. 3.	*139, 1	388, 4.
*37, 4	694, 2.	*146, 1	1481, 1.
38, 4	719, 3.	148, 2	222, 2. 3.
*39, 1	528, 1.	*151, 3	1551, 4.
*40, 2	705, 4.	154, 1	862, 1.
*42, 3	537, 4.	154, 4	2251, 4.
*42, 4	753, 1.	155, 2	572, 4.
43, 2	200, 2.	*155, 4	355, 4. 748, 3.
*43, 4	1827, 4.		1609, 4. 1674, 4.
*44, 2	753, 4.	156, 2	60, 4.
45, 2	243, 2.	*156, 3	356, 2. 3.
*48	41, 1. 2. 39, 1. 2.	157, 1	734, 1.
*49, 1. 2	751, 1. 2.	*160, 1. 2	365, 1. 2.
49, 2	129, 2.	*163, 1	22, 5 C.
*50, 1	90, 2.	*163, 2	129, 2.
*54, 3. 4	215, 4.	*164, 3. 4	41, 3. 4.
*58, 2. 3	739, 2.	166, 1	336, 3 C.
58, 4	387, 4.	*166, 4	22, 7 C.
*60, 3. 4	2171, 3. 4.	*169, 1	49, 1. 3.
61, 4	867, 4.	171, 4	811, 4. 1042, 4.
*62, 1	1168, 3.		1076, 4. 1142, 4 C.
*63	309.	*172, 1	28, 1.
*65, 4	253, 1. 3.	*174, 2—4	559, 5—8. 30, 4.
*66, 1. 2	753, 1. 2.	*176, 3	135, 3.
*66, 4	636, 4. 646, 4.	*178, 1	244, 1.
*67, 1	1446, 1.	*178, 4	596, 1. 44, 5 C.
*76, 1	1474, 1.	*179, 1. 2	(1788, 4.) 594, 1. 2.
97, 2	427, 4 A.		566, 2.
98, 2	24, 2.	*179, 4	541, 1.
*98, 3	917, 3.	180, 1	163, 4.
*102, 2	878, 4.	181, 2	1004, 1.
*106, 1	336, 1—3.	*184, 3. 4	541, 1. 2.
107, 1	952, 1.	185, 2	520, 2.

Gudrun	Nibel.	Gudrun	Nibel.
185, 4	1728, 3. 1524, 2.	284, 1	646, 3.
*187, 2	883, 1. 542, 3. 4.	*285, 1—2	366, 2.
*188	657.	*285, 3	369, 4.
*189, 2	40, 1. 2.	*286, 1—3	1567, 1.
*191, 4	45, 3.	*288, 1. 2	371, 1. 2.
192, 3	108, 1.	*289, 1—3	1117, 1—3.
194	658.	291, 1	365, 1.
197, 3. 4	660, 1. 2.	*295, 2	1465, 2.
199, 2	325, 3.	298	303.
*204, 1. 2	20, 1. 3.	301, 1	533, 1. 708, 3.
*209, 3	7, 2.	*301, 2	365, 1.
*210, 1	324, 2 C. 49, 1—3.	*301, 3	356, 2.
*210, 3. 4	324, 6 C.	*301, 4	369, 2.
*211, 3	325, 2.	302, 2	354, 1.
*212, 4	333, 2. 4.	311, 1	475, 1. 1792, 1.
*213, 2	329, 3.	*315, 3	2284, 3.
*214, 2. 3	330, 4.	*319, 1	151, 1. 247, 1.
*219, 1. 2	72, 1. 2.	326, 4	202, 4.
222, 3	2115, 4.	327, 2. 3	1409, 2.
*232, 4	84, 1.	329, 1	79, 1.
*237, 4	811, 4 (vgl. G. 171, 4).	330, 1	973, 2. 1927, 1.
*239, 3. 4	497, 2.	*333, 2	1309, 2.
*240, 3	2306, 1.	333, 4	182, 4.
*240, 4	1769, 4.	*334, 1	2135, 1.
242, 2	520, 2.	*334, 2	1125, 4.
*245, 1. 2	*732, 1. 2.	*335, 1. 2	1379, 1. 2,
246, 1	1707, 3.	*336, 1	1380, 1. 1140, 1.
251, 2	161, 4.	*336, 3. 4	1127, 2. 3. 369, 1. 2.
252, 2	1408, 8 C.	339, 3	102, 11.
*254, 2	330, 4.	*348, 1—3	2061, 3.
*259, 1	375, 2.	*348, 4	1691, 3.
260, 1. 2	1094, 1. 2.	349, 4	1022, 2.
260, 3	649, 2.	350, 2	1222, 4.
*262, 4	341, 8.	*351, 2	484, 3.
266, 1	535, 3.	*353, 1. 2	411, 1. 2.
267, 1	446, 1.	355, 2	384, 1.
267, 3	533, 1.	*361, 2. 3	1913, 3.
268, 2. 3	130, 4.	367, 2	1976, 2. 3.
*271, 1. 2	1284, 1.	*371, 4	129, 4.
*272, 1	1285, 1.	374, 2	1925, 3.
*272, 3. 4	474, 2. 475, 8. 9 C.	379, 1	980, 1.
274, 1	734, 1. 24, 1.	384, 1. 2	787, 1. 2.
274, 2. 3	1126, 4. 1127, 1.	414, 2. 3	2061, 4.
274, 4	67, 2.	*418, 2	526, 2.
276, 4	369, 2.	419, 1	1544, 1.
280, 1	1338, 3.	*420, 1	1667, 1.
*283, 1	405, 3.	*428, 1	1870, 1.

Gudrun		Nibel.		Gudrun		Nibel.	
429, 4		202, 4.		*514, 3. 4		185, 2. 3.	
*430, 1—3		1119, 3. 4.		518, 2. 3		2148, 4. 922, 2. 3.	
432, 3. 4		1337, 1. 315, 4.		521, 1. 2		1920, 1.	
*434		1429.		525, 4		2144, 1.	
*434, 1. 2		285, 1. 487, 4 C.		*526, 4		519, 4.	
*436, 1. 2		449, 1. 2.		*531, 2		567, 2.	
437, 2. 3		1718, 4.		538, 1. 2		1746, 2. 3.	
*438, 2		2123, 1. 54, 1. 64, 1.		*546, 2 ,		1038, 4. 640, 4.	
*440, 1		1002, 1.		546, 4		71, 4. 1530, 4.	
*440, 2		265, 4.				864, 4. 961, 4.	
*442, 1		1508, 1.		*549, 1		730, 1.	
442, 2		541, 4. 1289, 1.		*551, 3		707, 2.	
*446, 3		1476, 1.		*559, 1—3		493, 2—4.	
448, 1		404, 2.		*560, 3		2098, 2. 114, 4.	
*450, 1. 2		435, 4.		561, 3		381, 3.	
*451, 2		2234, 3.		567, 1		609, 1. 2.	
451, 4		1974, 1.		569, 1		144, 3.	
*455, 1		72, 1 u. ö.		569, 3		1629, 2.	
*457, 1		224, 2.		573, 1		659, 3.	
*458, 1. 2		224, 3. 4.		577, 2		1356, 4.	
*460, 1		241, 3.		*580, 4		3, 2 D.	
463, 1		31, 2.		583, 1		1884, 2.	
472, 2		1992, 1.		583, 2		355, 4. 1001, 4.	
*474, 1. 2		1106, 4. 1586, 1.		*587, 1		52, 1.	
477, 3		1729, 1.		*587, 1—3		772, 1—3.	
*481, 2. 3		1290, 1—3.		*594, 4		54, 1.	
482, 2		1308, 2.		*595, 1		54, 3.	
*482, 3		355, 2.		*599, 4		682, 4.	
*496, 1. 2		1867, 1. 3. 1862, 3.		*603, 2		1104, 4.	
*498, 2		194, 3.		*603, 2. 3		1116, 3.	
499, 2. 3		1999, 1. 2. 2212, 4.		605, 2		633, 4.	
499, 3		276, 2. 381, 3.		605, 3		1279, 3.	
*501, 1. 2		1492, 1. 2.		606, 1		141, 1.	
502, 2		2212, 2.		614, 2		135, 2.	
*502, 4		221, 4. 220, 3.		617, 2		324, 1. 137, 1.	
		2072, 1.				1046, 1.	
*503, 1		1877, 1 C.		619, 2		2003, 3. 2035, 3.	
*504, 1		207, 1.		619, 4		1001, 4.	
505, 1		985, 1.		622, 3		102, 11.	
509, 1		266, 1 u. ö.		*624, 2		292, 3. 348, 1. 2.	
510, 2		197, 3.				1608, 1.	
511, 2		1549, 2.		630, 1		1446, 1.	
511, 3		2209, 4.		631, 3		1004, 4 A.	
512, 1		291, 3. 598, 2.		630, 4		1049, 4.	
		1009, 3.		*636, 1		2108, 3.	
513, 2		28, 4. 38, 4.		*639, 3. 4		471, 4.	
513, 3		207, 2.		*640, 1		472, 1. 962, 1.	

Gudrun	Nibel.	Gudrun	Nibel.
*644, 1	1999, 1. 2. 2212, 4.	769, 3	595, 4.
644, 4	283, 4.	770, 1	569, 4.
645, 4	1827, 4.	*772, 2. 3	165, 1.
650, 1	2112, 1.	*772, 4	1429.
*654, 2	1621, 3 C.	773, 3	1897, 3. 1918, 4.
*656, 3	1620, 1 C.		2053, 3.
*658, 3	292, 3. 1802, 2.	775, 4	1918, 4.
*658, 4	280, 3. 348, 3.	780, 2. 3	193, 1. 833, 1.
659, 4	52, 4.	782, 1	973, 1.
*660, 2—4	285, 1—3.	782, 4	77, 1. 1831, 2. 3.
*661, 1	1175, 1.	786, 4	2242, 4.
*661, 2. 3	567, 2. 303.	791, 2	253, 3.
*664, 1—3	1622, 1. 2.	794, 2	1803, 2.
665, 1	1080, 2.	797, 4	2032, 3.
666, 3	138, 3.	*800, 4	466, 4. 1463, 4.
*668, 1	169, 1.		2313, 4.
*670, 1	169, 4. 170, 1.	803, 2	1005, 2.
*671, 3	143, 1.	*807, 2	2159, 1. 1060, 1.
*672, 1	146, 4.	*809, 1	1039, 1.
*672, 2	175, 3.	810, 2	540, 3.
674, 4	2012, 4.	*813, 2	494, 1.
*675, 1	191, 1.	*814, 3	1372, 1.
*676, 1	210, 2.	*815, 1—3	1379, 1. 2.
*677, 1	162, 1.	*815, 4	1381, 2.
*679, 4	202, 4.	*816, 4	2159, 2.
*689, 2. 3	161, 3. 4.	817, 1	71, 4.
692, 1	1209, 4.	818, 4	974, 4.
694, 1	69, 4.	*819, 4	2098, 2. 3.
*705, 4	1955, 2.	820, 2	154, 3.
710, 1	230, 1.	820, 4	2120, 4. 724, 4.
718, 1	1002, 1.		938, 4.
*737, 1. 2	1707, 2. 3 C.	821, 2	227, 2.
*740, 1. 2	1391, 1. 2. 669, 1. 2.	822, 2	600, 3.
*740, 3	276, 3.	*822, 3. 4	1138, 3. 4.
*742, 2	2023, 6 C.	824, 4	1005, 2.
744, 1	1473, 1.	826, 1	284, 1. 817, 1.
748, 3	1001, 4. 2150, 3.	829, 3	1820, 4.
749, 3	371, 2.	830, 3	2069, 1.
*750, 1	371, 1 C.	832, 2	1646, 3 C.
754, 3	303, 1. 3. 2053, 4 C.	832, 3	145, 1.
756, 2	1310, 2.	835, 3	159, 4.
758, 4	1541, 1.	*836, 3	910, 2.
*767, 1. 2	151, 2. 3. 1127, 2.	*836, 4	367, 3.
	822, 1.	837, 2	817, 1. 284, 1.
767, 2	688, 4.		759, 1.
*768, 1. 2	1131, 1.	838, 1	1201, 4 C. 1689, 2.
769, 1	592, 4.	838, 2	330, 4.

Gudrun		Nibel.		Gudrun		Nibel.	
*839, 2	328, 2.			924, 1		1540, 4.	
840, 1	1474, 2.			*926, 1		953, 2.	
842, 1	365, 1.			*927, 1. 2		2017, 2.	2024, 3.
843, 1	2175, 3.					1004, 2.	
*844, 1	1902, 1.			929, 1 <sup>a</sup>		1222, 1.	
847, 4	1623, 4.			*929, 1 <sup>b</sup>		965, 1.	
855, 1. 2	1775, 2. 3.			*929, 2		1703, 2.	
855, 2	529, 2.			929, 3		511, 1.	
855, 4	193, 2.			*929, 4		1020, 4.	
856, 1 <sup>a</sup>	539, 3.			*930, 2		150, 3.	
856, 1 <sup>b</sup>	2242, 1.			*932, 1		955, 1.	
857, 1	1631, 3.	2189, 3.		932, 2		77, 4.	
*858, 1	1867, 1.			*936, 2. 4		1846, 3. 4.	
862, 1	1767, 2.			941, 4		1573, 3.	
*862, 2	2011, 3.			943, 1		2059, 3.	
*863, 1	1980, 1.			947, 2		1643, 2.	861, 1.
*863, 2. 3	1975, 1. 3.			948, 1		348, 1.	
*864, 1. 2	2214, 1. 2.			950, 3		553, 2.	
*865, 2	1978, 3.			*951, 1		1446, 1.	
*866, 1. 2	1907, 1. 2.	186, 2.		952, 4		1460, 4.	
*867, 1	1917, 2.			*953, 1		1467, 2.	1511, 1.
*870, 2. 3	2159, 2—4 C.			957, 1		953, 1.	
871, 3	28, 4.	1330, 1.		957, 2		2040, 1.	
874, 4	2148, 4.			*959, 4		328, 4.	
*875, 1	1883, 4.			960, 1		1857, 1.	
*875, 3	1992, 1.			960, 2		1516, 1.	
*875, 4	2223, 4.			962, 4		466, 4.	
*877, 1	2022, 1.			963, 2		1005, 2.	
878, 1. 2	1935, 4.			964, 2		348, 3.	376, 7.
*879, 1	2022, 1.			*964, 3		1517, 3.	
*880, 1	2234, 2.	1888, 4.		*966, 2		1350, 2.	
*880, 2	2234, 3.			*967, 4		519, 4.	
*880, 3	185, 4.	1548, 4.		*968, 1		1133, 1.	
*885, 3	1756, 1.			*968, 4		524, 3.	
*886, 1. 2	1903, 1. 2.	1913, 3.		*970, 1		525, 1.	235, 3.
889, 2	1101, 2.			971, 2		1102, 2.	1586, 4.
890, 1	1562, 1.			971, 2. 3		669, 1. 2.	
892, 2	1667, 1.			*972, 1. 2		529, 7. 8 C.	1210, 2.
*903, 2	1787, 3.					275, 1.	
904, 1	1509, 3.			*974, 1. 2		543, 1. 2.	
*914, 1	1210, 1.	266, 1.		*975, 1		543, 3.	
*915, 1	1005, 3.			*977, 1. 2		1259, 1. 2.	1210, 1. 2.
*915, 2. 3	322, 2.			977, 3		2075, 2.	
*915, 3	996, 1 C.	1004, 1.		978, 2		814, 4.	
*915, 4	1005, 4.			980, 1		777, 1.	
916, 2. 3	1003, 2. 3.			982, 2		597, 4.	
*917, 3	993, 3.			982, 3		1189, 3.	

Gudrun	Nibel.	Gudrun	Nibel.
*984, 1. 2	1660, 1. 2. 76, 1. 2. 646, 1. 2.	1115, 2	977, 1 C.
996, 3	2168, 3.	1115, 3	69, 4.
1006, 3	31, 4.	*1118, 1. 2	1461, 1. 2. 366, 1. 1049, 1.
1010, 1	1873, 1.	*1119, 1	494, 3.
*1011, 1. 2	1046, 1. 2. 137, 1. 2. 1082, 1. 2.	*1119, 2	370, 1.
1019, 1	442, 3.	*1119, 4	370, 4.
1021, 2	631, 4.	*1132, 1--3	421, 6—8.
1023, 2	8, 2.	1134, 3	1542, 2.
1025, 1	49, 1. 109, 2.	1135, 3	1827, 4.
1028, 3	990, 3.	1137, 1	1073, 4.
*1029, 1	2029, 1.	*1138, 1. 2	2049, 1. 2.
*1033, 3	1356, 4.	*1139, 1	1965, 1.
1035, 2	942, 2.	*1140, 2. 3	85, 2.
*1036, 3	2256, 3.	*1145, 3	388, 2. 79, 2.
*1038, 1	1613, 1.	*1148, 1	383, 6.
1039, 2	2045, 3.	*1151, 1	1257, 1.
1041, 1	1619, 1.	*1151, 3	1667, 1.
*1044, 2	1224, 3. 2043, 2.	*1154, 2	1728, 3. 1524, 2. 1553, 3.
1044, 3	1487, 2.	*1154, 3	1496, 3. 2041, 3.
1046, 2	281, 2.	*1157, 2	1739, 2.
1049, 1	2031, 3.	1158, 2	147, 3.
*1049, 2. 3	1800, 2. 3.	1159, 1	561, 3.
*1049, 4	1803, 1.	1163, 4	963, 2.
1059, 2	227, 3.	1165, 1	1230, 1.
*1063, 1	2135, 1. 2.	1166, 4	392, 7.
*1063, 2	2090, 3.	*1171, 1	1020, 4.
*1063, 3	1671, 3.	1171, 3	393, 1.
1065, 1	608, 1.	1171, 4	997, 4.
1066, 2	797, 3.	1174, 4	369, 4 C. 1513, 8 C.
*1077, 3. 4	1746, 3.	1175, 1	1727, 1. 372, 3.
1078, 1	87, 3. 330, 4.	1176, 1*	1133, 1* C.
1080, 1	1133, 1. 503, 2.	*1176, 1. 2	87, 1. 2. 394, 1. 2.
1082, 2	2072, 1.	1176, 4	144, 4.
*1083, 2	221, 3.	*1178, 4	1204, 1.
*1084, 1	1358, 1.	1180, 3	78, 3.
1085, 4	19, 4.	1180, 4	1163, 3.
1086, 2	866, 1.	1183, 2. 3	369, 4 C.
*1087, 1	1419, 3. 69, 4.	*1184, 2	1020, 4.
*1087, 2. 3	682, 3.	1188, 1	1756, 1.
*1094, 4	1730, 2. 1709, 4.	1192, 4	13, 4.
1095, 1	1454, 3.	*1204, 4	358, 4 C.
1099, 1	1366, 1. 2274, 4.	*1208, 1	972, 1.
*1100, 1	241, 1. 1964, 5 C.	1209, 1	1020, 4.
1101, 1. 2	528, 1. 2.	*1212, 1. 2	1784, 1. 2 C.
*1105, 1—3	1746, 1—3.	*1213, 2	1925, 3.

Gudrun		Nibel.		Gudrun		Nibel.	
*1213, 4	2106, 4.			*1333, 2	1843, 2.	241, 2.	
1217, 1	1083, 1.			*1336, 1	710, 3.		
1218, 3	1594, 3. 4.			*1337	711.		
*1225, 1	1575, 1. 640, 3.			1338, 1	537, 3.	2068, 1.	
*1226, 1. 2	372, 4.			1342, 3	1952, 3.	2284, 2.	
*1229, 1	1367, 4 C.			*1352, 1	2302, 1.		
*1230, 1	1424, 1.			1352, 2	1456, 3. 4.		
1233, 1	640, 3.			*1354, 2	716, 4.		
1244, 3	2150, 3. 102, 11.			1355, 2	383, 3.		
1250, 4	1311, 4.			1357, 1	442, 3.		
1251, 1	585, 4. 619, 1.			1357, 2	958, 1.		
	868, 1.			1358, 1	962, 1.		
1261, 4	102, 3. 1663, 3.			*1359, 3	2090, 1.		
*1265, 2	1225, 2.			1362, 1	921, 3.		
1273, 1	1540, 1. 1756, 1.			1362, 2	958, 1.		
*1278, 4	801, 2.			1363, 2	1669, 4.		
1279, 1	329, 1. 1966, 1.			*1371, 2	2065, 2.		
*1279, 3	772, 2.			1374, 1	87, 1.		
*1280, 4	2053, 4. 1852, 3.			*1375, 1	1847, 1.		
*1282, 1	2312, 1.			1376, 1	472, 1.	962, 1.	
1286, 3	604, 4.			*1376, 2	2254, 3.		
1287, 3	147, 3.			*1376, 3	197, 4.		
1287, 4	567, 2. 3.			1379, 4	31, 4.		
*1289, 1	518, 1. 1156, 3.			*1382, 1. 2	1712, 1. 2.		
1289, 4	284, 3.			1388, 1	1847, 1.		
1290, 1	1481, 1.			1388, 2	2215, 1. 2212, 4.		
*1294, 2	1824, 2.			1389, 1	1760, 3.		
1302, 4	708, 3. 4.			1390, 1	2106, 1.		
*1305, 1—3	369, 1. 2. 1127, 3. 4.			*1391, 2	1598, 8.		
*1308, 1. 2	1291, 2. 742, 4.			1391, 4	2108, 2. 2110, 2.		
	413, 4. 536, 3.			1393, 1	1797, 2.		
1308, 2 <sup>b</sup>	1621, 3 C.			*1394, 1. 2	1492, 1. 2.		
*1310	649.			*1396, 2	2270, 3. 181, 2.		
*1311, 1	1992, 1.			1397, 3	196, 4.		
*1311, 2	567, 2. 3.			1397, 4	98, 2. 2210, 3.		
*1311, 3	1992, 2.			*1399, 1. 2	176, 1. 2.		
*1311, 4	1769, 4.			*1400, 3	640, 4.		
1322, 1	87, 3 C.			*1401, 2	210, 4 C. 1501, 3.		
1322, 4	404, 3.				1935, 4.		
1325, 1	581, 2. 603, 1.			*1402, 1. 2	197, 1. 2.		
*1325, 3. 4	1762, 2. 3.			*1402, 4	637, 8.		
*1326	1763, 1764, 1. 2.			1403, 1	195, 3.		
*1326, 2	353, 2.			1404, 3	1690, 2.		
*1327, 1. 2	354, 1.			1405, 4	8, 4.		
1327, 4	2106, 4.			*1407	183.		
*1328, 1—3	1760, 4. 1761, 3.			*1408, 1	184, 1. 181, 4.		
*1330, 1. 2	612, 3. 4.				185, 4.		

Gudrun	Nibel.	Gudrun	Nibel.
1409, 1	207, 1.	1457, 2.	1346, 4.
1409, 2	750, 4. 719, 4. 879, 4.	*1457, 4	1895, 1. 1910, 4 C.
*1410, 3. 4	202, 4.	1460, 4	144, 4.
1411, 3	1881, 1.	1461, 1	380, 1.
1413, 2	1943, 2.	1464, 1	2051, 1.
1413, 3	1184, 4.	1464, 2	1467, 4.
*1413, 4	2038, 2 C.	*1464, 4	1831, 3.
*1414, 2. 3	1888, 4.	1465, 1	1686, 4.
1415, 2	2152, 2.	1465, 1. 2	2045, 1. 2.
1416, 2	2215, 1. 2221, 2.	1466, 1	1866, 3. 973, 1 C.
1418, 1	2152, 2.	1466, 4	2212, 2.
*1419, 1	207, 1.	*1468, 1	881, 4. 2008, 1.
*1419, 2	1905, 1. 2. 202, 2.	1469, 1	336, 3.
*1419, 3	2013, 2.	*1470, 7	108, 1.
*1419, 4	2163, 1.	*1470, 3. 4	2295, 4. 1007, 1.
*1420, 1	2226, 1.	1473, 2	2181, 3.
*1422, 2. 3	2233, 2.	1474, 2	2313, 3. 4.
1423, 3	1552, 3.	1474, 4	377, 3.
*1424, 1	2297, 1.	1475, 2	598, 2.
*1424, 2. 3	2221, 2. 3. 2297, 2. 3.	1475, 3. 4	455, 4. 456, 1.
*1427, 4	202, 4.	1476, 1	1785, 2. 2080, 1.
1428, 1	977, 1.	*1476, 3. 4	1833, 1. 2 C.
*1430, 2	2270, 3.	1477, 1	2145, 3.
1431, 1	372, 3.	1479, 1	1839, 1.
*1443, 1	1727, 2.	*1480, 1	1937, 3.
1435, 2	2304, 3.	1481, 1	938, 1.
*1436, 2—4	1655, 5—8 C.	*1482, 1	2075, 2.
*1437, 1. 2	212, 2. 3.	*1482, 2	2073, 2. 2074, 3.
1441, 4	1709, 1.	*1482, 4	2074, 4.
1442, 2	1687, 1.	1483, 4	1654, 3.
1443, 3	1911, 2 C.	*1484, 1	1753, 1.
1444, 1	2155, 3.	*1485, 3	1703, 1. 2045, 3.
1444, 3	1316, 2.	1486, 1	1037, 1.
1445, 1	798, 4.	1487, 2	505, 4.
1445, 3	2011, 3.	1487, 4	1691, 4.
*1446, 1. 2	1887, 2. 1864, 1. 2.	1489, 1	848, 1.
1446, 3	1559, 2.	*1493, 1. 2	1864, 1. 2. 1899, 1. 3.
*1448, 1	2062, 1.	1498, 2	1398, 3. 2003, 3.
1449, 1	2106, 4.		2035, 3.
1452, 1	444, 2.	*1499, 1. 2	2007, 1. 2. 558, 3. 4.
1452, 4	251, 3.	*1500, 1. 2	93, 1. 2. 1062, 1. 2.
1453, 2. 3	2220, 4.	*1502, 1	2153, 1.
1454, 3	94, 4.	1502, 2	1930, 4.
1455, 3	158, 1. 942, 4. 1902, 1.	*1504, 1	2015, 2.
*1457, 1. 2	2230, 2.	1504, 4	2244, 2.
		1506, 1	1923, 1.
		1506, 2	1132, 4.



Gudrun		Nibel.		Gudrun		Nibel.	
1507, 2		645, 3.		*1587, 1		244, 1.	
1508, 2		2089, 2.		*1588, 1		292, 1.	
*1511, 1		1888, 3.	2245, 2.	1589, 2		1859, 2.	
1511, 2		486, 1.		*1589, 3		291, 3.	517, 1.
*1512, 3		1677, 1.		*1589, 4		303, 1.	
1515, 4		1454, 3.		*1591, 1. 2		1521, 1. 2.	
1517, 1		1887, 3.		*1592, 1. 2		1244, 1. 2.	1296, 1. 2.
*1517, 3. 4		942, 4.	1709, 4.			1569, 3. 4.	
		942, 2.		*1592, 4		1244, 4.	
1523, 4		2310, 3	A C.	1595, 2		836, 1.	
1524, 2		1771, 3.		*1596, 2		248, 2.	
1524, 4		2013, 2.		1597, 1		2292, 1.	
1528, 3		1895, 1.		1597, 2		512, 4.	
*1532, 2		2016, 2	C.	1598, 2		1311, 2.	
1532, 3		1995, 2.		*1599, 2—4		250.	
1534, 1		940, 3.		1599, 4		100, 1.	
1535, 1		1498, 1.		*1601, 3. 4		285, 1. 3.	102, 11.
*1535, 3		1947, 3.		1604, 1		361, 1.	
1537, 1		442, 1.		*1604, 3		309, 3.	499, 6.
1537, 3		2071, 1.				2045, 3.	
*1542, 1—3		388, 1. 2.	1755, 7. 8. C.	*1606, 2		322, 2. 3.	
*1543, 1		387, 3.		1607, 1		973, 2.	
*1545, 1		831, 1.	1464, 1.	1608, 1		609, 1	C.
1546, 2		217, 3.		1610, 2. 3		235, 4.	
1551, 1. 2		490, 1. 2.		*1610, 4		1306, 4.	
*1553, 1		255, 1.		1611		10. 11.	
*1561, 3		229, 1.		1613, 1		1627, 1.	
*1562, 1		369, 4.		*1614, 2—4		1209, 4.	1210, 2.
*1562, 3		221, 1.	725, 1. 2.			1113, 1.	
*1563, 3		237, 4.		1615, 3		1367, 4	C.
1566, 3		224, 3.	520, 3.	*1618, 1. 2		1126, 1. 2.	
1566, 4		674, 3.		*1618, 3		1125, 3.	1126, 4.
*1568, 1. 2		261, 1. 2.	262, 3.			343, 4.	
		528, 3.	1445, 3.	1622, 2		113, 3.	
*1569, 1. 2		526, 7. 8.		1624, 2		840, 3.	
1570, 1		1567, 1.	2316, 1.	1631, 2. 3		1746, 2. 3.	556, 2.
1571, 3		235, 4.				594, 2.	
1572, 2. 3		751, 1. 2.		1634, 2		1667, 1.	
*1573, 2		725, 2.		1640, 1		848, 8	C.
1573, 3		1044, 1.		1641, 1		1843, 1.	1844, 1. 2.
*1573, 4		540, 12.		1642, 1		1840, 2.	
*1574, 1. 2		541, 4.		1644, 1		1055, 1.	
*1574, 2. 3		543, 3.		1646, 3		439, 2.	
*1578, 1. 2		525, 1. 2.		*1648, 1		1621, 1.	568, 3.
*1578, 4		731, 1.		*1650, 1		1623, 3.	
*1581, 1. 2		1185, 1. 2.		1654, 2. 3		175, 3.	
*1585, 2. 3		1174, 1. 2.		*1654, 4		1066, 3	D.

Gudrun	Nibel.	Gudrun	Nibel.
1656, 1	1229, 5.	*1675, 2—4	635, 4. 485, 2—4.
1659, 1	1746, 4.	*1676, 4	1310, 4.
*1660, 3	738, 4. 1293, 3.	*1678, 2	2150, 3.
*1660, 4	542, 3. 1818, 6.	1678, 4	1709, 3.
*1661, 2—4	550.	*1679, 1. 3	1310. 1. 3.
*1662, 2. 3	551, 3.	*1681, 4	1187, 2.
*1662, 4	565, 5 C.	*1682, 1—3	1790, 1—3.
*1663, 2	568, 4.	*1683, 1. 2	1262, 2—4.
*1665, 1	1622, 2. 4.	*1685, 1. 2	231, 2. 84, 4.
*1666, 1	570, 1.	*1686, 1. 2	1310, 1. 2.
*1666, 2	608, 1.	*1690, 3	1268, 1.
*1667, 1	595, 3.	1695, 1	1230, 1.
*1667, 2	596, 1.	*1697, 3	1365, 1.
*1668, 4	596, 4. 36, 2.	1700, 4	934, 2.
*1669, 1—3	552, 3. 554, 3.	1701, 1. 2	1631, 1. 2.
*1670, 3	597, 1. 2.	1701, 3	75, 1. 2. 385, 1.
1671, 1. 2	39, 1. 2.		531, 7.
*1671, 3. 4	750, 3. 4.	1702, 1	532, 7.
*1672, 1. 2	751, 2. 3.	1703, 1	1991, 4.
*1672, 3. 4	633, 1. 2.	1703, 4	1992, 1.
1674, 1	636, 1.	1704, 2	1139, 3. 1177, 2.
*1674, 4	485, 1.		

MÜHLHAUSEN IN THÜRINGEN.

EMIL KETTNER.

## VOLKSTÜMLICHES ZUM „ARMEN HEINRICH“.

Hartmanns sinnige dichtung „Der arme Heinrich“ bezeugt uns sehr deutlich, wie eng volksglaube und ärztliches wissen im mittelalter zusammenhingen. Zahlreiche variationen von blutheilungen sind in den alten traditionen niedergelegt, die alle — ob christlichem oder heidnischem boden entsprossen — auf den uralten glauben an die versöhnung der götter durch dargebrachte blutopfer zurückgeführt werden können. Die elastische natur des volkslebens hat diese uralte heidnische anschauung in die volksmedizin hinübergeleitet und bis auf unsere tage treu bewahrt; ist doch der alverbreitete zauber mit dem blute hingerichteter nichts anderes als ein schössling dieser anschauung, die auch eine reiche zahl bedeutsamer sagen und märchen gezeitigt hat. Zu ihnen gehört auch die armenische und rumänische erzählung, die ich hier als kleinen beitrag zu dem kreise volkstümlicher überlieferung mitteilen will, zu dem eben auch unser „Armer Heinrich“ gehört.

Die erzählung der Armenier in der Bukowina, die mir herr G. Munzath so freundlich war aus seiner handschriftlichen samlung armenischer volksüberlieferungen im original mitzuteilen, folgt hier in genauer verdeutschung.

### Von der rechten liebe.

Es war einmal ein junger, reicher und schöner herzog, der in glück und freuden sein leben zubrachte. Alles, was er unternahm, war von glück gekrönt. Trotzdem er verschwenderisch lebte, so nahm sein wolstand doch von tag zu tag immer mehr zu, so dass er bald seine besitzungen nicht kante, noch schnell, ohne viel nachdenken herzusagen im stande war. Wo immer er sich zeigte, überall flogen ihm die herzen entgegen und männer und frauen buhlten um seine gunst. Seine schönheit, grossmut und freigebigkeit machten ihn im königspalast und in der betlerhütte gleich beliebt, und stolz konte er von sich rühmen, dass er die liebe der weiber bis auf den letzten tropfen genossen, dass kein weib ihm je habe widerstand leisten können. „Ich, und nur ich allein, kenne die rechte liebe!“ rühmte er sich seinen freunden gegenüber. Und so kam es, dass er hochmütig und stolz ward; er wante sein herz von gott ab und hing es an weiber. Gott ist aber langmütig und straft nicht gleich die vergehen des menschen; er lässt ihm zeit zur umkehr und reue. So kam es auch, dass der schöne herzog noch einige jahre sein lasterhaftes leben fortsetzte. Da kam aber eine ekelhafte krankheit über ihn; sein leib war mit eiternden wunden bedeckt, die einen unausstehlichen gestank von sich gaben. Jedermann floh den kranken herzog; seine freunde verliessen ihn, seine diener entsprangen und wolten ihren kranken herrn nicht mehr pflegen. Die berühmtesten ärzte liess der herzog an sein lager rufen, aber keiner konte ihm helfen, keiner ihn heilen. Da stieg die demut wider ins herz des herzogs, und tagelang flehte er inbrünstig zu gott um vergebung seiner sünden. Alle seine güter verschenkte er an die armen und an die mönche, damit sie für sein seelenheil beten solten. Doch niemand konte bei ihm lange aushalten; nur eine einzige maid war es, die tochter eines blinden betlers, den der herzog bei der verteilung seiner güter zu beschenken vergessen hatte, die war es also, die gott ihm zur tröstung gesant hatte und die ihn mit unaussprechlicher liebe und ergebung tag und nacht pflegte. Der herzog wunderte sich gar oft darüber, wie das doch käme, dass ihn gerade diese maid, die er nie beschenkt hatte, so aufopfernd, so herzinnig pflege und behandle; und oft und oft fragte er sie: „Sag’ mir, liebes kind, warum

pflegst du mich? Warum verlässt du mich nicht auch, so wie es alle getan haben, die ich doch reichlich beschenkt habe? Sieh, ich kann dir nichts geben, und nach meinem tode erhältst du so wenig, dass es nicht der mühe wert ist, dafür bei mir nur einen tag zuzubringen!“ Aber von der maid bekam er immer nur eine antwort: „Lasst gut sein, herr herzog! Mein schönster lohn ist der, wenn ich sehe, dass ich euerem herzen und euerem körper linderung verschaffe!“ Bei einer solchen gelegenheit zog er einmal von seinem finger einen kostbaren ring und schenkte ihn der maid, indem er sagte: „Nimm diesen ring und schenke ihn dem, den du auf erden am liebsten hast!“

So vergieng die zeit, so vergieng ein jahr nach dem anderen, und der herzog konte im dritten jahre seiner krankheit schon kein glied mehr rühren. Manchmal kam der eine oder der andere mönch zu ihm und betete mit ihm zu gott. Bei einer solchen gelegenheit erzählte er einem mönche einen wunderbaren traum, den er jüngst gehabt habe. Die heilige mutter gottes hätte im traume zu ihm gesagt, er solle sich im blute einer jungfrau baden, die ihn von ganzem herzen liebe. Lachend schloss der herzog seine rede: „Wer wird mich faulendes aas lieben?“ Unbemerkt hatte die maid diese erzählung mitgehört und rief jezt: „Ich! ich liebe euch, o herr! und ich will jezt gleich mein leben lassen, damit ihr euch in meinem blute baden könnt und gesundet! Heute in der nacht, als ich an euerem bette gewacht, tat eine stimme vom himmel mir kund, dass euch mein blut heilen würde!“ Der herzog beschwor weinend die maid, von ihrem vorhaben abzustehen; diese aber holte statt aller antwort eine badewanne in die stube. Ihren oberleib entblössend, neigte sie sich über die wanne, und indem sie dem mönche ein scharfgeschliffenes messer überreichte, sprach sie also: „Frommer mann, durch deine hand muss ich sterben, denn nur ein mann, der nie ein weib berührt hat, darf dies segensvolle werk an mir volziehen!“ Der mönch ergriff das messer und wolte es ins herz der maid bohren; da sprang aber diese auf und rief, indem sie den ring, den ihr der herzog geschenkt hatte, küsste: „Bevor ich sterbe, gebe ich den ring demjenigen, den ich auf erden am liebsten habe!“ Und sie warf den ring dem herzog zu, der ihn an seine lippen drückte und rief: „Das ist die rechte liebe, die selbst den tod nicht scheut! Nicht solst du für mich sterben; ich will mein leben lassen, damit du frei und glücklich werdest!“ Und als er sich vom lager erhob, um sich das leben zu nehmen, da bemerkte er und auch der mönch und die maid, dass sein körper wundenlos sei und sein gesicht so schön, wie in seinen besten tagen. Ein wunder gottes war

geschehn! Die rechte liebe hatte gottes vergebung für einen armen sündler erwirkt. Der herzog und die maid wurden selbstverständlich ein paar und lebten in glück und frieden, aber auch in demut vor gott bis an ihr lebensende .....

Dies das armenische märchen, dessen engste verwantschaft mit dem „Armen Heinrich“ keinem zweifel unterliegt, obwol der schluss das volkstümlich heidnische element ganz in den hintergrund schiebt und einen christlichen gedanken hineindrängt, um der moral, welche das volk eben darin erkennen solte, eine bessere färbung zu geben. Der hauptgedanke ist in beiden stücken derselbe. „Es ist eine asketische erinnerung an die in jugend und kraft blühenden ritter, voll reichthum und behaglichkeit, kühn an taten und durch erfolge, dass sie vor den armen und dürftigen bei gott keinen vorzug haben. Er demütigt den kraftvollen übermut, der bei allem ritterlichen wesen die herten der jugend ergreift ....“<sup>1</sup> Gleich dem armen Heinrich geschieht es auch dem armenischen herzog, dass „*sîn höher muot wart verkêret in ein leben gar geneiget*“ (v. 82 fg.). Beide werden von ekelhafter krankheit befallen; vom „armen Heinrich“ heisst es nur: „*nû sehent, wie genaeme er è der werlte waere, und wart nû alse unmaere, dax in niemen gerne an sach*“ (v. 124 fg.); ähnlich — wenn auch ärger — ergeht es dem herzog, „dessen leib eiternde wunden bedecken, die einen unausstehlichen gestank von sich gaben. Jedermann floh ihn, seine freunde verliessen ihn, seine diener entsprangen und wolten ihn nicht mehr pflegen.“ Aber er dachte, gleich dem „armen Heinrich“ noch immer nicht daran, dass es eine gottesprüfung sei; er suchte auch der menschen hilfe für sein übel. Und da sie diese hilfe nicht finden, so verschenken sie hab und gut an arme und mönche, „damit sie für das seelenheil beten sollen“; „*dax sich got erbarmen geruochte über der sêle heil*“ (v. 254 fg.). Nun aber weichen beide stücke wesentlich von einander ab: der „arme Heinrich“ zieht zu einem bauern, dessen tochter ihn pflegt; den armenischen herzog dagegen pflegt die maid eines blinden betlers, „den er bei der verteilung seiner güter zu beschenken vergessen hatte.“ Also ist in der armenischen erzählung die opferfreudigkeit der maid und somit auch ihre unbewusste liebe mehr hervorgehoben, die erst am schluss, wo der ring eine rolle spielt, zu vollem bewusstsein erwacht. Und noch in einem wesentlichen punkte weichen beide stücke von einander ab. Dem „armen Heinrich“

1) Cassel im Weimar. jahrbuch 1, 452.

gibt der arzt selbst den rat: „*ir müesent haben eine maget, diu vol-  
len érbaere und ouch des willen waere, dax si den töt durch iuch  
lite. nu enist ex niht der liute site, dax ex iemen gerne tuo. sô  
hoert ouch anders niht dar xuo niwan der megede herzen bluot: dax  
waere für iuwer suht guot* (v. 224 fg.). Dem armenischen herzog aber  
wird nach langem gebete durch die mutter gottes im traume kund-  
getan, dass er durch das blut einer jungfrau, die ihn liebe, heil wer-  
den würde. Dasselbe wird durch eine stimme vom himmel auch der  
maid offenbart. Und hierin nähert sich die armenische erzählung der  
schlusszählung der sieben weisen meister. Es tritt also auch hier  
das umgekehrte verhältnis ein. „Die ärzte wissen das mittel nicht zu  
raten, aber gott rät es an; während sonst es der ärzte lezte kur war,  
die gott verwarf, stelt hier gott es als das untrügliche rezept dar“<sup>1</sup>.  
Und somit ist auch hier, gerade so wie in der erwähnten schlusserzäh-  
lung der sieben weisen meister und in der fast ganz zur legende gewor-  
denen historie von den beiden freunden Amicus und Amelius<sup>2</sup>, die  
blutheilung vom christlichen geiste selbst legitimiert. Dies findet auch  
darin ausdrück, dass der mönch die maid töten soll, „denn nur ein  
mann, der nie ein weib berührt hat, darf dies segensvolle werk vol-  
ziehen.“ Was nun die eigentliche heilung des herzogs durch den ring  
anbelangt, die sich in keinem der verwanten stücke bislang nachweisen  
liess, so ist dies eben ein gemisch von echter weltlichkeit und selt-  
samer wundertäterei, die eigentlich gar wenig zu einander passen; aber  
immerhin scheint der glaube an die unbedingte heilkraft des alten heid-  
nischen medicamentes auch durch die christliche lebenssitte und lehre  
hindurch.

Simrock sagt ....: „der arme Heinrich“ nent die jungfrau scherz-  
zend sein gemahl und vermählt sich ihr gleichsam durch die geschenkten  
ringe. Hieraus scheint Grimm zu schliessen, dass in der ältern  
opfersage, welche der spätern, von Hartmann benutzten überlieferung  
zu grunde lag, eine frau sich für ihren gemahl hingegeben habe und  
dieser zug in unserm gedicht nur eine anders begründete erinnerung  
des ursprünglichen zusammenhangs sei. Die vergleichung der sage mit  
der von Admet und Alceste, die sich auch für ihren siechen gemahl  
hingibt, mit der von könig Robert“ (bei Simrock s. 85) „bestätigt diese  
vermutung.“ Aber diese ansicht Simrocks trifft wol nicht das richtige;  
in der ursprünglichen sage ist der freiwillige tod einer jungfrau das

1) Cassel im Weimar. jahrb. 1, 445.

2) Vincenz von Beauvais, Speculum historiale lib. 24. 262.

hauptmoment gewesen, und erst in späterer zeit mögen die verwanten sagen an stelle der jungfrau die gattin gesetzt haben. Und zu diesen historien gehört auch das folgende bisher noch nicht bekant gemachte märchen der Siebenbürger Rumänen, das ich aus der handschriftlichen samlung des herrn N. Savu in genauer verdeutschung mitteile.

### Die treue gattin.

Es war einmal — was einmal war, wäre es nicht gewesen, würde es nicht erzählt. In einem dorfe lebte ein mal ein junger ehemann mit seinem schönen weibe anfangs in glück und frieden. Als aber nach jahr und tag die frau kein kind zur welt brachte, da zog unwillen und verdruss in das herz und das haus des jungen mannes; besonders da einige alte frauen, die gerne ihre töchter dem manne zur ehfrau gegeben hätten, ihm heimlich zuflüsterten, dass sein weib deshalb keinen kindersegen habe, weil es in die zunft der hexen sich habe aufnehmen lassen. Anfangs schenkte der mann diesen üblen nachreden gar keinen glauben, später wolten sie ihm nicht aus dem sinn, und zum schluss jagte er sein schönes weib aus dem hause und heiratete eine andere. Seine erste frau lebte nun einsame, gar traurige tage in einer kleinen hütte am ende des dorfes, die sie von ihren eltern ererbt hatte; während die zweite frau, die ebenfals kinderlos blieb, ein gar tolles leben führte. Sprach ihr mann nur ein wort über ihre verschwendung, da antwortete sie ihm sogleich: „Ja, du bist der geiz selbst! deshalb bleibt auch der kindersegen aus!“ Der mann bereute gar bald, dass er seine erste frau vertrieben; er ward trübsinnig und liess sein weib in haus und hof nach gefallen schalten und walten. Aber nicht genug, dass die frau verschwenderisch war, so hielt sie sich auch buhlen, die mit dem weibe in saus und braus lebten. Unzähligemal machte der mann ihr bittere vorwürfe, aber seine reden halfen nichts; im gegen teil sie verbitterten das herz der frau so sehr, dass sie auf den ruchlosen gedanken verfiel, ihren gatten zu vergiften. Sie mischte ihm also schlangengift in den brantwein; und als er davon trank, schwoll sein leib so stark an, dass er nicht mehr im stande war sich von der stelle zu rühren. Todkrank lag er im bette und konte nicht sterben. Kein heilmittel konte ihn von seiner bösen krankheit befreien; die „alten frauen“ des dorfes und die ärzte der stadt sagten, dass er gift getrunken habe und sterben müsse, wenn nicht jemand das gift aus seinem körper sauge. Als dies seine verruchte gattin hörte, erschrak sie sehr und floh aus dem dorfe; sie ward nie mehr gesehen. Von gott und menschen verlassen lag nun der arme mann ohne pflege und hilfe in

seiner stube. Da geschah es einmal in der nacht, als er vor schmerzen eingeschlafen war, dass seine erste gattin von niemand gesehen in die stube trat. Sie blieb vor dem bette stehen, nahm ein scharfes messer in die hand und schnitt ihm in den linken arm eine kleine wunde; drauf begann sie ihm das blut auszusaugen. Im schmerze erwachte der mann und als er seine frau an seinem arme saugen sah, bat er sie unter tränen, von ihrem vorhaben abzustehen, denn sie müsse vom eingesogenen gifte sterben. Aber die frau sprach: „Dich allein hab ich geliebt und will nun für dich auch sterben!“ Der mann konnte sie nicht abwehren, denn er war nicht im stande, auch nur ein glied zu rühren. Und so sog denn die treue gattin das blut ihres gatten bis dass sie ganz erschöpft in ohnmacht fiel. — Am nächsten tage kamen die leute, um nach dem kranken manne zu sehen. Aber wie erstaunten sie, als sie ihn gesund und wolauf fanden, während seine treue gattin noch immer in tiefer ohnmacht auf dem boden lag! Da trat eine besprecherin (= zauberfrau, *descantelere*) an das weib heran und sprach: „Holt mir schnell zwei wachteln!“ Als sie die vögel erhielt, schlachtete sie den einen und vernischte das blut desselben mit einigen tropfen blut vom manne und dessen ohnmächtiger frau; dann flöste sie der gattin einige tropfen von diesem blute ein, besprengte die lebendige wachtel und liess sie dann fliegen. Wie gross war nun die freude, als die treue gattin zu sich kam! Auf der hochzeit, die die geschiedenen eheleute wider vereinigte, sagte die besprecherin: „Nun werdet ihr auch kinder haben!“ Und so geschah es denn auch; die eheleute lebten nun in frieden mit einander und hatten die freude mehrere kinder zu haben und gross zu ziehen .....

Dies das rumänische märchen, das in Siebenbürgen und im Banat in mehreren varianten verbreitet ist, unter denen eine statt der wachteln schwalben setzt. Der eingang und die situation dieses märchens ist ganz abweichend von den mit der erzählung Hartmanns von Aue verwanten stücken. Einen ähnlichen zug, nämlich die vergiftung des mannes durch die gattin, der aber dadurch nicht stirbt, sondern nur mit unheilbarer krankheit behaftet wird, finden wir in der sage von „Amicus und Amelius“ (Simrock a. a. o. s. 131); einem andern zug, dass nämlich die gattin das gift aus dem leibe des mannes saugt, begegnen wir im gedicht „König Robert“ (Simrock s. 85 fgg.). Interessant ist der zauber mit der wachtel, den auch Cassel (Weimar. jahrb. 1, 410 und 428) besprochen hat. Aber nicht nur bei den Rumänen, sondern auch bei den siebenbürgischen zeltzigeunern finden wir diesen



zauber mit dem blute der wachtel vor. Ein heilverfahren der zigeuner, welches sie bei kranken tieren beobachten, deren krankheit sie nicht ergründen können, besteht nämlich in folgendem. Es werden zwei vögel, womöglich wachteln (*berecto, föryo*) genommen, von denen man den einen schlachtet, den andern aber, mit dem blute des ersten besprengt, frei fliegen lässt. Mit dem reste des blutes wird das futter für das kranke tier angemacht, wobei eine besprechungsformel hergesagt wird. Die wachtel wird von den zigeunern auch „teufelsvogel“ (*ciriklo bengeskro*) genant und ihr dämonische eigenschaften zugeschrieben; besonders sollen sich die Nivaschi-töchter (wasserjungfrauen) gerne in wachteln verwandeln und als solche den tag auf dem felde zubringen, in der nacht aber das getreide wegstehlen. Um sie vom getreide fern zu halten, ist es gut, bei der aussaat in die vier ecken des feldes teile von einer wachtel zu vergraben — ein aberglaube, den man auch unter der rumänischen landbevölkerung Siebenbürgens antrifft<sup>1</sup>.

Für das hohe alter und die verbreitung des blutzaubers unter den siebenbürgischen zigeunern spricht auch folgendes verfahren. Um tiere vor dieben zu schützen, lässt man aus dem finger eines kleinen kindes drei tropfen blut auf ein stückchen brot fließen, das man dem tiere unter hersagen einer formel zu fressen gibt. Jedes neue zelt wird von den zigeunern mit einigen tropfen kinderblut befeuchtet, um es vor bezauberung und andern unfällen zu sichern<sup>2</sup>. Ähnliches gilt von jungfrauen, deren menstruationsblut zu heilsalben verwendet wird<sup>3</sup>.

Mit dem glauben an die heilkraft des jungfrauenblutes hängt wol auch ein brauch der juden in Rumänien und auf der Balkanhalbinsel zusammen. Wenn nämlich jemand unerwartet im sterben liegt, so sammelt man für ihn „jahre“, indem der rabbi oder der synagogendiener mit einem papier von einer jungfrau zur andern geht und sie aufschreiben lässt: wie viel tage, wochen usw. sie für den sterbenden von ihrem eigenen leben hergeben will. Dies wird für ein grosses verdienst angerechnet und von gott belohnt. Leopold Kompert hat diesen, wie es scheint weitverbreiteten jüdischen brauch in einem

1) Ausführliches darüber in meinen: „Zauber- und besprechungsformeln der transsilvanischen und südungarischen zigouner“ (Budapest, Hornyánsky, 1888) s. 27 fgg.

2) Vgl. Del Rio (*Disquis. Magic.* s. 1008) „Banairolus scribit (Ennod. muliebri cap. 2), si menstruo cruore domus alicujus postes inungantur, daemoniacis magorum artibus et insidiis aditum omnem praecludi.“ Schon Grimm erzählte von der Ungarin, die, um schöner zu werden, das blut junger mädchen braucht.

3) S. darüber meinen aufsatz: „Über den zauber mit menschlichen körperteilen bei den transsilvanischen zigeunern“ (in den „Ethnologischen mitteilungen aus Ungarn“, herausgeg. von prof. A. Herrmann, Budapest, bd. I).

Ghetto-märchen sehr sinnig erzählt (Aus dem Ghetto I. bd., „Nicht sterben können“ s. 295).

Aus den mitgeteilten märchen und volksgebräuchen ist wol ersichtlich, dass der stoff des „armen Heinrich“ in seinen grundelementen weit verbreitet ist und im volksbewusstsein auch noch heute fortlebt. Hartmann mag eben eine volkstümliche überlieferung bekant geworden sein, deren älteste form im orient zu suchen ist; an einen historischen vorfall ist dabei gar nicht zu denken.

MÜHLBACH IN SIEBENBÜRGEN.

HEINRICH VON WLISLOCKI.

---

### ZU MINNESANGS FRÜHLING 30, 28.

Der anfang des schönen spruches, in welchem gottes alwissenheit und almacht gepriesen wird, ist von Lachmann so abgedruckt:

MSF. 30, 27 *Wurze des waldes  
und erze des goldes  
und elliu apgründe  
diu sint dir, hërre, künde.*

Das *erze* des zweiten verses bietet die hs. C; aber A hat nicht *erix*, wie in den lesarten zu MSF angegeben ist, sondern — was schon Pfeiffer in seinem abdruck der handschrift (Lit. verein Publ. IX) angab und dr. H. Wunderlich jetzt nach freundlicher einsicht der hs. mir ausdrücklich bestätigt — *erix*. Dies fasse ich als *griex*; *e* ist oberdeutsche schreibung für *g*, und *i* für *ie* komt durch die ganze mhd. periode sowol obd. als md. vor.

Diese fassung der textstelle in C halte ich für die echte und ursprüngliche. In jedem falle gibt sie einen in den zusammenhang völlig passenden sinn. Die alwissenheit gottes wird in geeigneter weise veranschaulicht an der kentnis auch der verborgensten und geringfügigsten dinge. Für diesen gedanken passt das körnchen gold im flussande, weil geringfügiger, sicherlich besser als die grössere goldmenge im erze. Dazu komt, dass das erste gold bei den Germanen aus flüssen gewonnen wurde, wie z. b. aus dem Rhein und der Donau. Das rheingold ist schon Otr. I, 1, 72 erwähnt, und auf dieses flussgold geht auch die sage von dem in den Rhein versenkten schatz der Nibelungen zurück. Also lag dem dichter der gedanke an goldsand nahe genug.

Wie geläufig die bezeichnung noch in viel späterer zeit war, zeigt Konrad v. Megenberg ed. Pfeiffer 485, 11: *diu (waxzer) ziehent guldeinen griex und etleiche edel gestain.*

Bestärkt werde ich in meiner ansicht noch dadurch, dass ja auch in v. 1 und 3 der strophe eine offenbar beabsichtigte oder wenigstens noch in ihrer wirkung gefühlte alliteration der bedeutungsvolsten worte vorliegt: *wurxe des waldes — und elliu apgründe.* Das spricht doch dafür, dass auch der zweite vers diesen schmuck gehabt hat. Ich halte also für die echte fassung desselben: *und griex des goldes.*

KIEL.

FRANZ AHLGRIMM.

## ÄLTERE DEUTSCHE DRAMEN IN KOPENHAGENER BIBLIOTHEKEN.

Das drama des 17. jahrhunderts, an sich freilich kein ästhetisch sehr anziehender stoff, ist erst neuerdings gegenstand der eingehenden aufmerksamkeit deutscher gelehrten geworden. Selbst ganz vergessene dichter, z. b. Chr. Reuter, sind ans licht gezogen, und die bibliotheken sind rastlos durchstöbert worden. Volständige bibliographische übersichten fehlen aber noch; man ist immer auf den „Nötigen vorrat“ Gottscheds mit Freieslebens nachlese angewiesen, wozu Maltzahns bücherschatz und selbst Goedeques schätzbarer grundriss kaum ausreichende supplemente darbieten. Unter diesen umständen wird wol jeder selbst unscheinbare beitrug zu bibliographischer vervollständigung das interesse der fachmänner beanspruchen dürfen, und auch auswärtige bibliotheken können hie und da das ihrige beisteuern.

In Dänemark wurde die deutsche litteratur der genanten periode allgemein gelesen und galt als anerkanntes muster der einheimischen. Seit dem absterben der alten schulkomödie um 1635 existierte gar kein schauspiel in der muttersprache; es wurde nur deutsch und von deutschen truppen gespielt, bis nach einföhrung der souverainetät französische schauspieler und opernsänger wenigstens am hofe mit den deutschen zu weteifern begannen. In unseren bibliotheken ist die litteratur dieser zeit ziemlich vollständig erhalten, und ich glaube die aufmerksamkeit deutscher leser auf einige gruppen derselben hinlenken zu dürfen.

So findet sich in der Kopenhagener universitätsbibliothek ein alter sammelband deutscher schauspiele aus den jahren zwischen 1625 — 80, ohne gesamttitle oder andere erläuterungen. Die dramen sind gewiss

nur ganz zufällig zusammen gebunden und nicht etwa (als bühnen-repertoire oder dergleichen) in bestimmter absicht vereinigt. Auch deutet nichts darauf, dass sie in Dänemark aufgeführt worden seien.

Der band beginnt mit 1) Opitz, Trojanerinnen, Wittenb. 1625, und 2) desselben Judith in der bearbeitung von Andr. Tscherning, Rostock 1646, diese mit musik. Dann folgt 3) Der Schwermende Schäfer Lysis, Auf desz Durchlauchten Hochgebornen Fürsten und Herren, Herren Georg Wilhelm, Hertzogens in Schlesien zur Lignitz, Brieg und Wohlau, Höchsterfreulichen Geburtstag (welcher ist der 29 September Anno 1660) vorgestellet in einem Lust-Spiele auf der Fürstlichen Residentz in Olau, Den 29 September Anno 1661. In der Fürstlichen Residentz-Stadt Brieg, Druckts Christoff Tschorn.“ Herr dr. Joh. Bolte hat neuerdings in Herrigs archiv LXXXII, 120 nachgewiesen, dass wir hier den bisher nicht aufgefundenen, vielleicht einzigen, ersten druck haben von des Andreas Gryphius freier bearbeitung der Pastorale burlesque von Th. Corneille „Le Berger extravagant.“ Das Hirtenspiel ist unter dem titel „Der schwermende Schäffer, Satyrisches Lustspiel“ zum zweiten male zu Breslau 1663 gedruckt, meistens zusammen mit Gryphius, freuden- und trauerspiele, oden und sonette; es findet sich widerum in der gesammelten ausgabe der „Teutschen Gedichte“ 1698, I. Eine auf der rückseite des titels abgedruckte erklärung weist hier auf den ersten druck zurück: „Der groszgünstige leser wisse, dasz der abdruck dises schwermenden schäffers, so zu Brig durch Christoff Tscheren heraus gegeben, nur ein auszug aus dem ganzen wercke, welches dir hirmit überreicht wird“<sup>1</sup>. Christoff Tschorn (nicht: Tscher) bezeichnet sich indes auf dem titel des ersten druckes nur als der buchdrucker, welcher doch wol auch das festspiel auf seine kosten herausgegeben haben kann; der auszug aber ist solcher art, dass er wol eher vom verfasser selbst als von Tschorn besorgt sein muss. Der erste druck folgt nämlich akt für akt und scene für scene der späteren vollständigen ausgabe, nur dass die hälfte der repliken um grosse stücke verkürzt, bisweilen auch etwas umgearbeitet ist, wahrscheinlich um die vorstellung nicht über die gebühr auszudehnen. Sonst unterscheidet sich dieser erste druck von den späteren durch einen versificierten „eingang“, vom erzengel Michael vorgetragen, weil das geburtsfest des jungen prinzen eben auf den Michaelistag fiel. Dieser eingang ist in unserem exemplar defekt, und die lücke begreift vermut-

1) Vgl. H. Palm in der einleitung zur ausgabe von Gryphius' lustspielen 1878, 346.

lich ein paar blätter (unpaginiert) mit dem personenverzeichnis und der ersten scene des ersten akts, so dass die zweite scene den anfang macht. Am schluss des stücks folgen zwei festgedichte zum geburts- tag, von denen das letzte, welches mit dem hirtenspiel in keiner ver- bindung steht, W. S. v. S. unterzeichnet ist. Alle diese spuren von dem ursprung des stücks als festspiel sind in den späteren drucken weggelassen.

Gryphius sagt im vorwort zur bearbeitung, dass sie ihm „von einer durchlächtigsten person unserm vaterland mit zutheilen gnädigst anbefohlen“, welches Palm l. c. vom grafen Schafgotsch versteht, dem die späteren auflagen dediciert sind. Er muss aber zugeben, dass ein graf als solcher nicht „Durchlaucht“ war, und dass es zweifelhaft ist, ob dieser titel dem grafen Schafgotsch zukam. Wahrscheinlicher hat- ten die eltern des einjährigen prinzen, dessen geburtsfest das stück feiert und in dessen erblande (Wohlau) es localisiert ist, das festspiel bei dem benachbarten dichter bestellt und wünschten es demnächst ver- öffentlicht zu sehen. Besonders die mutter, herzogin Luise von Lieg- nitz, scheint sich für Gryphius interessiert zu haben, und ihr ist die ausgabe seiner werke, Breslau 1663 geweiht.

Auf Joh. Chr. Hallmanns bekantes trauerspiel 4) Sophia, Liegnitz 1671, folgt sodann in unserem sammelbande 5) Hieronymus Thomae von Augstburg „Titus und Tomyris oder Trauer- spiel, Beygenahmt die Rachbegierige Eyfersucht. Gedruckt zu Giessen bey Joseph Dieterich Hampeln, der Löblichen Universität bestellten Buch- drukern. 1662.“ Unlängst hat Creizenach<sup>1</sup> auf den wenig bekanten Augsburger dichter und sein drama aufmerksam gemacht. Dieses dürfte ziemlich selten sein; Creizenach hat ein exemplar aus der Gottsched- schen samlung in der grossherzogl. bibl. zu Weimar benutzt, welches ganz mit dem Kopenhagener exemplar zu stimmen scheint, nur dass dieses das druckjahr 1662, nicht 1661, trägt. Die auflage von 1662 ist bei Goedeke, nicht aber bei Gottsched noch bei Maltzahn ver- zeichnet.

Mit recht hebt Creizenach hervor, dass „Titus und Tomyris“ besonders in stofflicher rücksicht kulturgeschichtlich interessant ist und wie kaum ein anderes stück anknüpfungen darbietet für die geschichte der wechselwirkungen zwischen dem hauptsächlich nach der späteren antike, den Franzosen und Niederländern ausgebildeten kunstdrama und

1) Studien zur gesch. d. dramat. poesie im 17. jahrh. I, in den Berichten der sächs. geselsch. der wissensch., phil.-hist. klasse, XXXVIII, 1886, s. 93.

dem von den herumziehenden banden „englischer komedianten“ beeinflussten volksschauspiel im 17. jahrhundert. Gewöhnlich standen diese zwei gattungen des recitierenden dramas sich ziemlich fremd gegenüber; das kunstdrama als gelehrte studie war nur zur lektüre für die gebildeten stände bestimmt, während die romantisch verwilderte „haupt- und staatsaction“ fast ausschliesslich die bühne beherrschte und auf das eigentliche volk wirkte. Ausnahmeweise bemächtigten sich die berufsschauspieler eines oder des anderen der gelehrten dramen und brachten es in roher form auf die bühne, wie dies z. b. mit Gryph's Papinian der fall war. Bei Hier. Thomae finden wir aber das entgegengesetzte verhältnis, ein hineinspielen des volksschauspiels und des englischen einflusses im kunstdrama. Der stoff ist bekantlich von Shakespeare in seiner jugend 1600 unter dem titel Titus Andronikus in versen bearbeitet. In einer älteren, roheren prosaform gieng das stück mit den ersten englischen schauspielertruppen nach Deutschland, vielleicht auch nach Holland über, und liegt schon 1620 in deren repertoire, den „Englischen comedien und tragedien“ deutsch gedruckt vor<sup>1</sup>. Denselben stoff wenigstens, jedoch in näherem anschluss an die Shakespearsche fassung, benutzte der Niederländer Jan Vos, welcher bestrebt war, höheren kunststil mit rohem romantischem effekt, englischer freiheit und natürlichkeit zu verschmelzen. Seine tragödie „Aran en Titus, of Wraak en Weerwraak“ 1641, die G. Grefflinger schon 1650 ins deutsche zu übersetzen beabsichtigte<sup>2</sup>, hält Creizenach für die vorlage von Hier. Thomae's Titus und Tomyris 1662, und er hat auch in der handlung gewisse übereinstimmungen nachgewiesen, die wol kaum zufällig sein können. Vielfach weicht jedoch Thomae von Vos ab und nähert sich den älteren „englischen komedianten.“ Shakespeare dagegen scheint er gar nicht zu kennen, und in mehreren einzelheiten ist seine fassung von allen drei älteren ganz verschieden, so schon in den namen der personenliste. Auch ist bei ihm Aran kein mohr, und Titus setzt in der gastmahlsscene des lezten akts nicht Tomyris das fleisch ihrer ermordeten söhne vor.

Auf überschätzung des einflusses von Vos scheint mir die annahme Creizenachs zu beruhen, dass Hier. Thomae auch form und kunststil seinem niederländischen vorbilde entlehnt habe. Wie Creizenach selbst (s. 100) in demselben atemzuge bemerkt, war ja der neue poetische kunststil damals schon von Gryphius vor 15 jahren im deutschen drama

1) Alb. Cohn, Shakespeare in Germany 1865, CXII und 157, vgl. auch Tieck, Deutsches theater I, 1817.

2) Bolte im Anz. f. deutsches altertum und deutsche litt. XIII, 112.

benutzt, und Thomae schliesst sich hier doch wol ganz einfach den Schlesiern an, denen eben das leibhaftige vorführen der blut- und greuelthaten trotz der klassicistischen äusseren form besonders eigen war. In den chören, die bei Vos mehr realistisch von römischen priestern, kriegern und jungfrauen vorgetragen werden, lässt Thomae, wie auch Creizenach bemerkt, ganz nach Gryphius allegorien auftreten; und während bei Vos der dialog frischer und derber vorschreitet, versteigt er sich bei Thomae häufig zu unnatürlich verschrobenem pathos, wozu Gryphius und der mit Thomae gleichzeitig auftretende Lohenstein auffallende parallelen darbieten. So die klage Arans auf dem scheiterhaufen:

*Erschrecklicher himmel, blitz, donner und prassel  
In einem beschwefelt erhitztem gerassel,  
Ruft grausame geister, erfüllet die lüfte,  
Euch, die ich geschicket in dunkle gräfte.  
Hier schmachtet, hier stirbet der euch hat erstochen,  
Wie habt ihr euch, schreckliche geister, gerochen?  
Höret, wie krachen die prasselnde flammen,  
Sehet, wie schrumpfet mein' haut schon zusammen, ...*

oder eine frühere replik des Lætus:

*..... saust, grause winde, sauset,  
Rast scharffe donnerkeil, ihr wirbelwinde brauset,  
Betrauret diesen tag, der immer mehr erschreckt,  
Der sturm auf wind und not auf vorig angst erweckt.*

Ähnlich donnert Gryphius in „Leo Armenius“ 1646:

*Du schwefel-lichte brunst der donner-harten flammen,  
Schlag los, schlag über sie, schlag über uns zusammen,  
Brich abgrund, brich entzwey, und schlucke, kann es seyn,  
Du klufft der ewigkeit, uns und die mörder ein!*

und Lohenstein in „Cleopatra“ 1661:

*Die erde bricht, der abgrund reisst entzwey,  
Die rache tagt mir aus den finstern höhlen,  
Wo die mit mord und blut besprützte seelen  
Sich laben durch ihr angst-geschrey.*

Haben also kunstdichter wie Shakespeare, Vos und Hier. Thomae der volksdichtung den damals so beliebten stoff des Titus Andronikus entlehnt, so zeigt sich andererseits die weiterbehandlung desselben stoffes im volksschauspiel wider vom kunstdrama beeinflusst. Was das stück nach allen seiten hin so anziehend machte, war eben seine blutige rohheit, die einem drange der zeit nach massiv äusserlicher reizung

entgegenkam. In dieser hinsicht waren kunstdichter wie volksdichter echte kinder ihrer zeit; erstere scheiden sich von den lezteren nicht sowol durch feineren ästhetischen geschmack, als vielmehr durch ausgebildeteren formsinn, indem sie auf dramatische motivierung etwas mehr gewicht legen und den dialog in den höheren ton des verses emporheben. Das volksschauspiel hingegen zieht mit rohem effekt die greuelscenen in den vordergrund und behandelt dieselben in entsprechend rohem stil. So die erste deutsche fassung des Titus Andronikus in den „Englischen comedien und tragedien“ 1620, und ebenfals die späteren bearbeitungen des stücks in haupt- und staatsactionsstil, die wie es scheint volle hundert jahre von der volksbühne herab die gunst des publikums behaupteten. Diese bearbeitungen gehen aber keineswegs ausschliesslich von der ursprünglichen, mehr volkstümlichen form bei den „englischen comedianten“ hervor; wo genauere nachrichten vorliegen, weisen diese vielmehr für den gang der handlung auf die spätere kunstdichtung als quelle zurück. Das von Alb. Cohn veröffentlichte programm einer hauptaction zu Breslau 1699<sup>1</sup> wenigstens gibt sich schon durch personenliste und titel: „Rache gegen Rache, oder der streitbare Römer Titus Andronikus“ deutlich genug als ableger der tragedie des Jan Vos kund, welcher das inhaltsreferat auch ziemlich genau folgt. Von einer späteren aufführung, vielleicht zu Nürnberg um 1710<sup>2</sup>, kennen wir nur den titel „Der mörderische gotthische mohr sampt desen fall und end“, wonach wol fraglich bleibt, ob es sich von der alten redaction 1620 oder von einer neueren bearbeitung in haupt- und staatsactionsstil handelt. Ähnlich ist der fall mit der lezten bekanten und etwas ausführlicher besprochenen vorstellung des Titus Andronikus als deutsches puppenspiel zu Kopenhagen 1719, die Bolte a. a. o. nach dem dänischen dramaturgen Overskou<sup>3</sup>, und Creizenach nach Rahbek<sup>4</sup> anführt. Beide dänische autoren schöpften ihre leider ziemlich unbestimmte nachricht aus der Geschichte Friedrichs IV. von Riegels 1799, II 427, die wider aus einer wahrscheinlich verschollenen handschrift des bekanten dänischen gelehrten Friedrich Rostgaard den anschlazettel eines marionettenspiels entlehnt, welchem Rostgaard 1719 nebst den vornehmsten adelspersonen Kopenhagens beiwohnte:

1) Jahrb. der deutschen Shakespearegesellschaft. XXIII, 277.

2) Meissner im Jahrb. d. Shakespearegesellschaft. XIX, 143. 150 nr. 94, vgl. auch Bolte im Anz. für deutsches altertum u. deutsche litt. XIII, 112, note 2.

3) Den danske Skueplads, Kopenh. 1854, I, 139.

4) Holbergs udvalgte Skrifter, Kopenh. 1806, VI 532, s. Ber. d. sächs. ges. d. wissensch., phil.-hist. klasse XXXVIII, 106 note 1.



„Mit gnädigsten consens hoher obrigkeit. Allen herren cavalliers, damen und der curiositäten liebhabern, wird hiemit angedeutet, das allhier angekommen ein vortreflicher maitre, der da vorstellet mit grossen figuren die schönsten comoedien, tragödien, historien und allerhand schönen begebenheiten, auf einen kostbaren, zierlich und oft veränderlichen theatro, worauf auch soll präsentirt werden, schöne opern, maschinen, balletten, jägerien mit vielen thieren, worunter auch ein chinesischer elephant in lebensgrösse, und alle diese thiere präsentiren sich als lebendig, und andre dergleichen sachen mehr, und wird angefangen mit Tito Androniko und der hoffärtigen kaiserinn und dem Mohr Aran.“

„Von dieser zwei bogen langen marionettenkomedie“ — fährt Riegels fort — „geben wir zur probe einige zeilen des schlusses: Titus richtet eine pastete zu, darinnen das fleisch von der kaiserinn ihren söhnes haupte(!) eingebakken. Titus machet friede, bittet den kaiser und kaiserinn zur mahlzeit. Die kaiserinn isst mit grossem appetit von der pastete. Die kaiserinn will wissen, was dieses sey, das ihr so wol schmeckt.“

„Gleich nach dieser farce trat ein acteur hinein und sagte: Ein lustiges nachspiel soll schliessen. Wenceslaus, könig von Pohlen, tragödie von mons. Rostran (!Rotrou), welche die mit kgl. erlaubniss spielende comödianten heute freytag d. 17. oder den 19. [november] präsentiren werden.“

Aus diesem text bei Riegels lässt sich aber gar nicht ersehen, wie weit er die handschrift Rostgaards wörtlich citiert, und wo er nur mit eigenen worten referiert; ob also die paar zeilen, welche die gastmahls-scene aus Titus Andronikus zusammenfassen, von Rostgaard als augenzeuge herrühren, oder nur von Riegels als erläuterung des theaterzettels zugefügt sind. Dennoch schliesst Rahbek, dass es sich hier um die „englische tragedie“ Titus Andronikus handele, „zweifelsohne nach der in Gottscheds Verz. d. schausp. genannten samlung englischer komedien und tragedien mit dem Pickelhering 1730 aufgeführt.“ Eine samlung von diesem jahre existiert aber gar nicht, und wäre auch 11 jahre später als das in Kopenhagen gegebene stück. Die „englischen comoedien und tragoedien ... sampt dem Pickelhering“ rühren, wie schon öfter gesagt, von 1620 her, sind aber in Gottscheds Nöth. vorrat nur in der zweiten auflage 1629 aufgeführt; 1630 erschien „Liebeskampf oder Ander teil der engl. comoedien und tragoedien“; 1670 eine dritte samlung, „Schaubühne engl. und französischer comödianten, 1727 neu aufgelegt; aber Titus Andronikus ist nur in die

erste samlung aufgenommen. Rahbek wird sich also jedenfalls in der jahreszahl arg geirt haben. Der kurze auszug aus der gastmahlsscene stimmt zwar nicht übel mit dem gange der handlung in der alten „englischen tragedie“, welche auch recht wol als ein „zwei bogen langes“ stück bezeichnet sein kann. Aber gesetzt auch, dass wir hier Rostgaards eigene worte und nicht eine blosse vermutung Riegels' haben, so konte sich dies gedrängte referat von einer einzigen stelle des stücks eben sowol auf eine spätere textredaction beziehen. Noch weiter spint der in der älteren theatergeschichte immer unzuverlässige Overskou die hypothese aus, indem er<sup>1</sup> die ganze handlung der „englischen tragedie“ in solcher weise referiert, dass man darin eine fortsetzung von Rostgaards bericht sehen konte. So lange das originalmanuscript Rostgaards sich nicht auffinden lässt, wissen wir demnach nur, dass in Kopenhagen 1719 die beliebte geschichte Titus Andronikus' aufgeführt worden ist, nicht aber, ob dies die alte „englische tragedie“ oder eine modernere umbildung des stoffes war.

Die folgenden stücke des sammelbandes sind des sogenannten Filidors festspiele zu fürstlichen geburts- und hochzeitfesten am hofe zu Rudolstadt 1665—67. Gewöhnlich werden sie dem Altonaer lyriker Jacob Schwieger zugeschrieben, über dessen leben und wirken aber noch immer ein dunkel schwebt. 1660 veröffentlichte er unter dem namen „Filidors des Dorfferers“ eine recht frische samlung lyrisch-erotischer gedichte: „Die geharnschte Venus“, und auch in Joh. Rists Elbschwanenorden soll er, jedoch nach unsicheren nachrichten, den dichternamen Filidor geführt haben. Diese wie andere dergleichen hirtennamen waren aber mehreren dichtern der zeit gemein, und sonst weiss man von einer übersiedelung Schwiegers nach Rudolstadt gar nichts. Der erste gewährsmann für seine identität mit dem Rudolstadter dramatiker ist Moller, *Cimbria litt.* I, 614, der jedoch keine beweise beibringt; nach ihm Eschenburg in *Bragur* 1792, II, 420 und die meisten neueren: Gervinus, Koberstein, Rachse im vorwort seiner ausgabe der „Geharnschten Venus“<sup>2</sup> u. a. Goedeke dagegen bezweifelt die identität, und Kurz<sup>3</sup> stelt eine ganz neue hypothese auf, wonach der Altonaer Schwieger vielmehr seine lezten lebensjahre in Dänemark

1) Wortgetreu nach Bärensprung im Jahrbuche des vereins f. Mecklenburgs Gesch. 1836, I 89, oder dessen quelle, J. B. Rousseaus kunststudien, München 1834, selbst aber ohne irgend eine quollonangabe.

2) Neudrucke deutscher litteraturwerke des XVI. und XVII. jahrhunderts, heft 74—75, 1888.

3) *Gesch. der deutschen litt.* II 300, vgl. 396.

verbracht haben dürfte. Er soll nämlich schon 1657 mit einem dänischen heere gegen Karl Gustav von Schweden nach Polen gezogen sein, und nach Moller a. a. o. gab er noch 1667 in Kopenhagen eine kleine lyrische samlung „Filidors Erst entflamte jugend“ heraus. Somit kann er kaum in den jahren zwischen 1665—1667 zu Rudolstadt gewirkt haben, noch weniger nach den gewöhnlichen berichten daselbst 1665 oder 1666 gestorben sein.

Diese nachrichten über Schwieger sind aber ganz und gar unzuverlässig. In dem 1657 datirten vorwort zur „Geharnschten Venus“ sagt Schwieger, dass die samlung „mitten unter denen rüstungen im offenem feld-läger“ gedichtet sei, und in den gedichten selbst nennt er die polnischen flüsse Bug und Masau als zeugen seiner leiden im kriege<sup>1</sup>. Moller in Cimbr. litt. weiss aber von Schwiegers dänischen kriegsdiensten nichts; erst Karl Förster<sup>2</sup> sagt, dass er sich an dem kriege zwischen Friedrich III. und Karl Gustav in Polen beteiligte, was wider Pabst in einem aufsatz über Schwieger als dramatiker<sup>3</sup> so versteht, als ob er „soldat in dänischen diensten“ gewesen. So auch bei den späteren litteraturhistorikern; aber im jahre 1657 ging kein dänisches heer nach Polen, sondern nur über die Elbe nach Bremen. Wahrscheinlicher ist, dass sich Schwieger als abenteurer eine kurze zeit von Schweden oder Brandenburg zum polnischen kriege hat werben lassen; schon im august desselben jahres war er, den zuschriften mehrerer „Zehen“ der „Geh. Venus“ zufolge, wider in Hamburg zurück.

Dass Schwieger „Filidors Erst entflamte jugend“ geschrieben habe, ist nur eine übereilte folgerung Mollers aus dem gemeinschaftlichen pseudonym und dem mit Schwiegers lyrik etwas verwanten charakter der kleinen samlung. In der tat geht aber aus dem inhalt wie aus den vorausgeschickten ehrenversen hervor, dass der pseudonyme verfasser ein junger Däne von adel war, der sich hier zum ersten male in der poesie versuchte, und zwar nach deutschen vorbildern, zu denen wir freilich auch Schwieger rechnen müssen<sup>4</sup>. Überhaupt gibt es nach meiner sorgfältigen untersuchung von einer früheren oder späteren verbindung Schwiegers mit Dänemark nicht die geringste spur, und somit wäre sein aufenthalt in Rudolstadt wenigstens negativ sicherer festgestellt. Aus verbürgten nachrichten kennen wir ihn aber nur als

1) Raehses ausg. X und 58.

2) W. Müllers Bibl. deutscher dichter des XVII. jahrh., 1828, XI, s. xvi.

3) Blätter f. litt. unterhaltung 1847, nr. 269.

4) Paludan, Renaissancebevægelsen i Danmarks litt., Kopenh. 1887, 284.

lyriker und in den herzogtümern angesiedelt; auch scheinen die dramen des Rudolstadter Filidors an Schwiegers lyrische dichtung kaum eine anknüpfung darzubieten. Selbst den verfassernamen Filidor tragen diese dramen nicht einzeln, sondern nur auf einem recht schönen kupfertitel: „Filidors trauer-, lust- und mischspiele, erster teil, Jena bey J. L. Neuenhahn. 1665“, welcher vor dem „Vermeinten prinzen“ eingehftet ist. Es ist aber nicht klar, wie viel und welche stücke diese, schon in dem ersten jahre, wo Filidor als dramatiker auftrat, geplante ausgabe begreifen sollte. In dem Kopenhagener sammelbande folgt unmittelbar nach dem gesamttitle nur „Der vermeinte prinz“ und „Die Wittekinden“; in anderen exemplaren aber, wie aus Maltzahn 341 und Gödeke 1887, III, 106 hervorgeht, auch „Ernelinde“, „Der betrogene betrug“ und „Basilene.“ Indessen sind die dramen unter einander stark verwant, in einer periode, an demselben orte und bei einerlei gelegenheiten gedichtet, was auf einen einzigen verfasser schliessen lässt. Ob aber dieser Schwieger ist, bleibt immer fraglich; nach den gewöhnlichen angaben seines todesjahres, 1665 oder 66<sup>1</sup>, wären ihm jedenfalls wol die späteren stücke abzusprechen.

Die in unseren sammelband aufgenommenen dramen Filidors sind: 6) Die erfreuete unschuld, mischspiel, am 3. märz 1666 (Gödeke hat 1664) aufgeführt; 7) Ernelinde oder Die viermal braut, mischspiel, Rudolstadt 1665 (nach Gödeke sollte das titelblatt kein druckjahr, sondern nur das jahr der aufführung tragen, was jedoch in unserem exemplar nicht der fall ist); 8) Der vermeinte prinz, lustspiel, Rudolstadt 1665 (mit dem oben genannten gesamttitle); 9) Die Wittekinden, singe- und freudenspiel, Jena 1666, und dann, von den übrigen gesondert als nr. 13 der samlung: Der betrogene betrug, lustspiel, Rudolstadt 1667. Übrigens sind die exemplare genau mit den verzeichnissen Gödekes und Kobersteins übereinstimmend. Mit ausnahme der „Wittekinden“ sind alle stücke in prosa; die speciellen festallusionen sind meist in versificierte allegorische zwischenspiele verlegt; dem hauptinhalte nach nähern sich aber die dramen dem modernen intrigenlustspiel und bilden somit eine besondere gruppe im kunstdrama der damaligen zeit, von den Franzosen und besonders den Italienern beeinflusst. Komische scenen wechseln wie im volksschauspiel mit den ernsteren; als lustigmacher vertreten aber die italienischen figuren Pantalon und Scaramuz die stelle des deutschen Hanswursts. Der ton ist im ganzen etwas feiner als gewöhnlich, und als quellen

1) Raehse a. a. o. XI.

weist der verfasser selbst für den „Vermeinten prinzen“ auf einen italienischen roman von Pallavicino („Il principe Hermafrodito“? Koberstein), für den „Betrogenen betrug“ auf Scarrons Roman comique hin. Für „Ernelinde“ hat dr. Bolte auf Cicogninis „Moglie di quattro mariti“ (1659) hingewiesen, und nach dem ausführlichen auszuge des letzteren stückes bei Klein Gesch. des dramas V, 707 scheint die Ernelinde eigentlich kaum mehr als eine übersetzung zu sein. Von Filidors festspielen ist dies das einzige, welches auf die volksbühne übergieng; in Meissners verzeichnis der um 1710, vielleicht in Nürnberg, aufgeführten stücke finden wir nämlich auch „Die 4mal braut Elinde“<sup>1</sup>. Filidor und sein in damaliger zeit ziemlich einzig dastehendes verhältnis zu romanischer litteratur wäre gewiss einer mehr eingehenden monographischen behandlung wert, als ihm bisher zu teil geworden. Meines wissens ist Pabsts oben citierter aufsatz in den Blättern für litterarische unterhaltung 1847 bis zum heutigen tage der einzige und ganz unzulängliche derartige versuch.

In nahem verhältnis zu den festspielen Filidors steht nr. 17 in unserem sammelbande, „Die steigende und fallende Athenais oder Eudoxia, Uf gnädigem Befehl Des Hochgebohrnen Grafen und Herrn, Herrn Albert Anthons, Der vier Grafen des Reichs, Grafen zu Schwarzburg und Hohenstein, Herrn zu Arnstadt ... Dero Hoch Gräflichen Gemahlin, Der auch Hochgebohrnen Gräfin und Frauen, Fr. Emilian Julianen, Gräfin und Frauen zu Barby und Mühligen ... Zu Ehren, An Ihrem GOtt Lob! am 19 Augusti frölich erschienenen Gebuhrts Feste, Uf dem Theatro des Hochgräflichen Residenz Schlosses zu Rudolstadt in einer Tragoedia fürgestellt von M. Mich. Hörnlein, Gräfl. Inf. — In Rudolphstadt druckts Christoph Fleischer, 1680.“ Dieser lange, feierlich formelle titel entspricht genau, oft wörtlich denen zu Filidors festspielen, und das stück ist also an demselben hofe, vor denselben fürstlichen personen und bei einerlei gelegenheit, nur 13 jahre später aufgeführt. Ist der unter dem namen Filidor bekante festdichter des gräflichen hauses (den fürstentitel nahm die linie Schwarzburg-Rudolstadt erst im anfang des 18. jahrhunderts an) wie gewöhnlich angenommen 1665 oder 66 gestorben, so fällt es ganz natürlich, dass nach ihm ein informator im grafenhouse die ledige stelle als hofdichter eingenommen und das bei dem grafenpaare offenbar sehr beliebte höfische festspiel in einem etwas verschiedenen, mehr geschichtlichen, aber auch mehr pedantisch langweiligen ton fortgesetzt habe. Seine

1) Jahrb. d. Shakespearegeselsch. XIX 150, nr. 95.

prosatragedie, aus der geschichte des byzantinischen kaiserreichs entlehnt, finde ich in keinem deutschen litteraturverzeichnis erwähnt. Vielleicht war es doch derselbe stoff, welcher nach Maltzahn 531 unter dem titel „Die unglückseelige Eudoxia“ noch 1732 zu Altdorf in der musik aufgeführt wurde. Hörnleins behandlung bietet nur wenig bemerkenswertes, und von der relativen originalität seines vorgängers hat er schlechterdings nichts geerbt.

Nr. 10 des sammelbandes, das alttestamentliche singspiel *Der Hoffmann Daniel*, Wolfenb. 1663, findet sich schon bei Gottsched 216 und Freiesleben 36 verzeichnet.

Unbekant scheint dagegen 11) „Poetisches freuden-spiel von des Ulysses wiederkunft in Ithaken. Der durchl.... fürstin Sophia Elisabeth, verwittibten hertzogin zu Braunschweig ... zu ehren und wilkommen zu halten verordnet worden von I.(hro) F.(ürstl.) D.(urchl.) zu Mecklenburg. Güstrow, Chr. Scheippel. 1668.“ Der text des anonymen festspiels liegt nicht vor; nur ein programm oder argument der handlung, welche nach vorbild der an den höfen sehr beliebten opera-ballette in „eintritte“ eingeteilt ist, die oft mit gesang und tanzaufzügen schliessen, von nymphen, von hirten, zuletzt von einem chor tugenden, die „ein dactylisches danck- und freuden-lied auff das hochfürstl. haus Mecklenburg applicieret“ absingen. Der dialog war doch offenbar prosaisch, und solche schauspielprogramme mit ausführlicher inhaltsangabe kommen nicht selten vor, häufiger doch bei balletten oder haupt- und staatsactionen als bei eigentlichen höfischen kunst Dramen. Ich finde ein solches, zu dem anonymen festspiele „Ariadne“ 1641 zur geburtsfeier der kaiserin Maria, bei Gödeke III, 214, andere bei Freiesleben 34, 1662; 37, 1665; 38, 1665; 60, 1692.

Das stück selbst spint sich nach einem kurzen inhaltsverzeichnis und einem prolog, wo „die Liebe“ den fürstlichen herschaften poetische annehmlichkeiten sagt, in einer reihe ziemlich lockerer mythologischer und allegorischer scenen ab, auf der insel Calypsos, im lande der Phaeaker und nach der heimkehr in Ithaka mit Eumaeos, den hirten, Telemachos und Penelope, die „ihr elend in einem dreyfachen sonnet beklaget.“ Von den freiern und des Ulysses kampf mit ihnen komt nichts vor. Der stoff war beliebt und ist von den dramatikern der nachzeit oft wider benutzt. Hauptactionen „Ulysses und Penelope“ betitelt wurden 1690 zu Torgau von der Veltenschen truppe, und um 1710 vielleicht in Nürnberg aufgeführt; Chr. Ludwigs „Ulysses von Ithaka“ gieng im anfang des 18. jahrhunderts in Berlin und vielleicht 1735

in Wien<sup>1</sup>; noch 1748, nachdem Holbergs parodie „Ulysses von Ithacia“ in Dänemark den haupt- und staatsactionen einen tödtlichen streich versetzt hatte, stand „Ulysses und Penelope oder Die treue beständigkeit“ auf dem repertoire. v. Quotens in Kopenhagen<sup>2</sup>. Eine oper „Ulysses“ schrieb Bressand zu R. Keisers musik 1696 und 1702; eine andere, nach dem italienischen von Fr. Lersner bearbeitet und von Vogler componiert, wurde von mitgliedern der Hamburger oper 1722 in Kopenhagen gegeben.

12) Wieder errungene Freiheit oder Gabile und Salibert, Heldenspiel von Alexandro Romano 1679, ein romantisch-politisches stück mit versteckten zeitallusionen zum kriege Ludwigs XIV. gegen Holland 1672—74, s. Gottsched 234.

Nach 13) dem „Betrogenen betruge“ folgt 14) „Das Friedejauchzende oder vom Krieg gedrückte und vom Frieden wider erquickte Europa. In einem kurz anmuthigen Freuden-Spiel höchst erbaulich präsentirt und vorgestellet. Gedruckt in Europa 1679.“ Mythologisch-allegorische stücke mit volkstümlichen zwischenscenen zur feier besonders des westfälischen friedens und als ausdruck der allgemeinen freude über das ende des langen, verheerenden krieges kommen als nachahmungen von Johann Rists „Friedewünschendem“ und „Friedejauchzendem Deutschland“ ziemlich häufig vor, und sind schon öfter behandelt<sup>3</sup>. Dass solche auch viel später, bis an den schluss des jahrhunderts gedichtet wurden, sehen wir z. b. aus conrector Joh. Ernst Müllers „Das durch den Frieden erfreute Europa“, Rudolstadt 1698. Das hier vorliegende, bei gelegenheit des friedens zu Nimwegen entstandene stück finde ich in den litteraturverzeichnissen nicht. Es ist jedoch nichts weiter als eine ziemlich wertlose pastiche nach Rist: bürger-, bauern- und soldatenscenen, auftritte zwischen Mars, Fama und Irene usw.; prosa mit eingemischten liedern, durch sehr schlechte holzschnitte illustriert; zum schluss 22 „freuden-gedichte.“ Der verfasser ist ungenant; es scheint aber, dass man eine ganze samlung sol-

1) C. Heine, Joh. Velten 1887, s. 38. Gottsched 253 (vgl. Freiesleben 59), 321 und note am schluss der vorrede. Jahrb. der Shakespearegeselsch. XIX, 151 nr. 104. Plümicke, Theatergesch. v. Berlin 1781, s. 169.

2) Overskou, Den danske Skueplads II, 64. Werlauff Antegnelse til Holbergs Lystspil 1858, s. 300. Paludan, Holbergs Forhold til det ældre tyske Drama, in (dansk) Hist. Tidsskrift 6. R. II 55, vgl. 46.

3) Gaedertz, Rist als niederdeutscher dramatiker 1884. Bolte im Jahrb. f. niederd. sprachforschung XI, 1885: Rists Irenaromachia und Pfeiffers Pseudostratiotae, vgl. XII, 1886: Hans unter den soldaten.

cher stücke hat anlegen wollen, denn dem titelblatt gegenüber findet sich ein kupfertitel mit inschrift „Friedens-Comödien“ und ein paar reimen. Der tod mit seiner sense fährt auf einem mit hirschen bespannten streitwagen über kronen, schwertern u. dgl. einher, zwischen kämpfenden flotten und brennenden städten, während von oben ein engel mit der posaune den frieden verkündet.

15) *Monarchia optima reipublicae forma*, Rudolstadt 1679, ein politisch-didactisches drama im geist des absolutismus (von Chr. Zeidler v. Runnenburg), findet sich bei Gottsched 242.

17) *Wochen-Comedie*, ohne titelblatt, sicher aber die bei Gottsched 114 und Gödeke III, 222 verzeichnete „*Apocalypsis mysteriorum Cybeles*, d. i. Eine schnackische wochen-comedie oder verplauderte stroh-hochzeit... Autore Wigando Sexwochio, Bojemo“, 1662, wider 1679 und 1737 zu Leipzig aufgelegt, vielleicht diese letztere ausgabe. Es ist dies kein schauspiel, sondern nur eine reihe dialogisierter sittenschilderungen, ganz interessant als parallelen zu dem französischen „*Recueil général des caquets de l'accouchée*“ 1623<sup>1</sup> und zu Holbergs „*Wochenstube*“ 1723. Wir haben hier aus drei verschiedenen ländern und drei unterschiedlichen zeitpunkten innerhalb hundert jahren darstellungen der kindbettgebräuche mit dazu gehörigem, in vielem auffallend übereinstimmenden ceremoniell, aberglauben und geklätsch. Nähere erörterungen habe ich in dem artikel „*Holberg und das ältere deutsche drama*“ neuerdings gegeben<sup>2</sup>.

Nach 17) „*Die steigende und fallende Athenais*“ schliesst der band mit 18) *Gryphius, Papinian* — ohne titel, namen und jahr, offenbar aber die ausgabe, welche nach einer aufführung von der städtischen jugend zu St. Gallen 1680 besorgt wurde<sup>3</sup>. Das original ist hier ungeändert; nur ein versificierter eingang und beschluss ist beigefügt, und hic und da sind am rande abweichungen angedeutet, welche man sich bei der vorstellung erlaubt hatte. Die meisten veranlasste die ganz curiose freiheit, mit welcher der vorrede zufolge rollen und repliken zerschnitten und auf mehrere personen verteilt wurden, um einem ehrsamem rat und allen spitzen der löblichen bürgerschaft das vergnügen zu gönnen, ihre sprösslinge auf den brettern zu sehen: „weil ... in einer gesellschaft junger leuthen, mehrenteils gleiches stands

1) Neue ausgaben von E. Fournier, mit einleitung von Le Roux de Lincy, *Bibl. Elzévirienne*, chez Jannet, Paris 1855, — und von D. Jouaust, av. préf. de L. Ulbach, Paris 1888.

2) *Hist. Tidsskr.* 6. R. II, 62.

3) Gödeke III, 218. Scherer *St. Gallische handschriften*, 1859, s. 76.



und alters ... man alle befriedigen muss, ein jeder seine geschicklichkeit zu zeigen begierig und keiner dem andern viel nachgeben, viel weniger eine stumme oder verächtliche persohn vertreten wil ...“ Solche dilettantenvorstellungen hatten also mit denselben schwierigkeiten zu kämpfen wie die gleichzeitige wideraufnahme der alten schulkomödie im geiste Chr. Weises. In der einladung zu des oben genannten correctors J. E. Müller „Von dem Frieden erfreutes Europa“ 1698 heisst es ganz entsprechend<sup>1</sup>: „Siehe, der köpfe sind viel, welche alle gerne aus einem löblichen jugend-triebe mit wollen zu einem solchen spiele gezogen werden und ihre geschicklichkeit sehen lassen; will nun der lehrmeister aller ihre gunst behalten, so muss er auf ein solches argument oder sache bedacht sein, welches viele redende personen erfordert, da es wol nachmalen schwer fället, die fürgeschriebenen gesetze einer komödie zu beobachten.“

KOPENHAGEN.

J. PALUDAN.

1) Pabst in den Blättern f. litt. unterhaltung 1847, s. 1084.

## DIE MENSCHENWELT IN VOLKSRÄTSELN AUS DEN PROVINZEN OST- UND WESTPREUSSEN.\*

Vergleiche Zeitschrift für deutsche philologie IX, 65—77: Die pflanzenwelt usw. und XI, 344—359: Die tierwelt usw.

### I. Gestalt und persönlichkei des menschen.

#### Der körper.

1. Op twei stange steit e spêker<sup>1</sup>,  
Op em spêker stân twei rêker<sup>2</sup>,

\*) Verglichen wurden: Curtze, Volksüberlieferungen aus dem fürstentum Waldeck usw. Arolsen 1860. Dorr, Twöschén Wiessel on Noacht, plattdietsche gedichte. Elbing 1862. Fiedler, Volksreime und volkslieder in Anhalt-Dessau usw. Dessau 1847. Firmenich, Germaniens völkerstimmen. Lepner, Der preusche Littauer oder vorstellung der nahmens-herleitung, kind-taufen, hochzeit usw. Danzig 1744. Meier, Deutsche kinder-reime und kinder-spiele. Tübingen 1851. Monc, Anzeiger für kunde der teutschen vorzeit. Müllenhoff, Sagen, märchen und lieder der herzogtümer Schleswig-Holstein. Kiel 1845. N. pr. pr.-bl. = Neue preuss. provinzialblätter. Rochholz, Alemannisches kinderlied und kinderspiel. Leipzig 1857. Schleicher, Litauische märchen, sprichworte, rätsel. Weimar 1857. Simrock, Rätselbuch I und II. 1. aufl. Violet, Noringia oder gesch. der Danziger Nehrung. Danzig 1864. Z. f. d. m. u. s. = Zeitschrift für deutsche mythol. uud sittenkunde von Wolf und Mannhardt. Göttingen 1853—59.

Op de rêkersch steit e schmecker,  
 Op em schmecker steit e lecker,  
 Op em lecker steit e riker<sup>3</sup>,  
 Op em riker stân twei kicker<sup>4</sup>,  
 Op de kickersch steit e wôld,  
 Wo söck ophölt jung on ôlt.

1) Spêker, spîker = speicher (der rumpf). 2) Reicher, die arme.  
 3) Riecher, die nase. 4) Kicker, die augen. Vgl. N. pr. prov.-bl. VIII, 372.

Variationen: 1. Op twei stölze — ständer usw. — 2. Op em spîker steit en dreller. — 7. Op em kicker steit en barg, Op en barg steit en wôld usw. — 8. Darön spazêrt — vermehrt söck — plöschärt (plaisiert) — versammelt söck — verbargt söck jung on ôlt. In Pommernellen: Auf zwei pfählen steht 'ne tonne, Auf der tonne steht ein trichter, Auf dem trichter steht 'ne kugel, Auf der kugel steht ein wald, Drin spazieret jung und alt. — Eine heugabel unten, Auf der heugabel ein feleisen, Auf dem feleisen ein kreuz, Auf dem kreuz ein knopf, Auf dem knopf ein busch, Im busch tiere. Auf Hela: Oem wôld stân' twei pöst' (pfosten), Op de twê pöst steit e borm (brunnen), Op de borm stân' twê grîpersch, Op de grîpersch steit de schmecker, Op de schmecker steit de ricker usw. In Littauen: Eine zweikrallige gabel, auf der gabel ein bienenstock, auf dem bienenstock ein knäuel, auf dem knäuel ein wald und in dem walde viele vögel (hasen). Schleicher, 203. In Masuren: Es stehen zwei säulen, Und auf diesen säulen ein spreustall, Und an dem spreustall die greifer, Und über den greifern der schnapper, Und über dem schnapper der puster (atmer), Und über dem puster die scher, Und über den sehern das wäldchon und die ziegen. Stoją dwa słupy, a na tych słupach plewnia, a na plewni grabaj, a nad grabajem chapaj, a nad chapajem sapaj, a nad sapajem patrzaj, a nad patrzajem gaj i kozy. — Vgl. Müllenhoff 508, 24. Firmenich III, 74: Strelitz; 160: Osnabrück. Ähnliche rätsel noch bei Meier 328. Rochholz 249, 434—440. Simrock I, 434. Mone, Anz. VII, 262, 190.

### Das auge.

2. In einem weissen see  
 Schwimmen zwei granaten.  
 Wer dies rätsel tut raten,  
 Dem schenke ich zehn dukaten  
 Und eine tasse thee.

3. Rund röm rûch, ön e mödd wäterke.

4. Rund röm hâr, Gott bewâhr,  
Dat kein böset ding rön fâhr'.

In Masuren: Ich hab' solch ein handwerkzeug, das rund herum bewachsen ist, und wenn die not es drückt, dann strömt wasser heraus. Ja mam takie rzemiosło, co mi w koło obrosło, a jak bieda przytłoczy, To i woda wyskoczy. — Vgl. Rochholz 252, 444. Simrock I, 27.

Der mund.

5. In einem schönen garten  
Sind hunderterlei traktaten.  
Es regnet nicht, es schneiet nicht,  
Und ist doch immer nass.

Var.: 1. In einem rosenroten garten Stehn nichts als weisse tip-pitaten usw. — In meinem rosenroten garten Stehn 32 pallisaden (polizaten) usw. (Pommerellen.) — In meiner mutter garten, Da wachsen weisse pallisaden usw. — In meines vaters garten Stehn weisse karaten usw. (Angerburg). — Stehn weisse tippeltaten usw. (Dönhoffstädt). — Vgl. Meier 280. Zeitschr. f. d. myth. III, 13. Rochholz 252, 441. Mone, Anz. VII, 262, 191.

Der mund.

6. E stalke voll witte gâns', on önwendig e rôder ganter dâmank. Im Werder: Wat öss dat? En stall voll witter hêner on mödden e rôder hân darmank. R. Dorr, Twöschén wiessel on noacht 77.

Die zähne.

7. Twei stange witte hêner.

In Littauen: Ein stänglein voll weisser hühnchen. Schleicher 211.

Die zunge.

8. Rôde koh liggt ön e natte stall.

Der furz.

9. Öss êner ver de pôrt,  
Heft nich gesündigt, nich gemord't —  
Kann hei passêre?

10. Twösche twei barg' bullert 't.

11. Twösche twei barg' dâ bromt e bâr.

12. Wat rent längs de fâr<sup>1</sup>,  
Heft kein hût, kein hâr  
On bromt wî e bâr?

1) Fâr, fahr, f. furche, ackerfurche.

## Der nasenschleim.

13. De rike (eddelmann) stöckt et ön e fupp<sup>1</sup>, de ärme (bûr) schmött et weg. Vgl. Meier 350. Rochholz 274, 591.

1) Fuppe = tasche.

## Der säugling.

14. Auf dem rücken lieg' ich,  
Nach dem himmel seh' ich.  
Aufgedeckt, 'reingesteckt,  
Ach, wie süß hat das geschmeckt!

Var.: 2. In die höhe seh' ich. 4. Hat mir jung sehr gut geschmeckt. Vgl. N. pr. prov.-bl. X, 294. Simrock II, 56.

## Ich selbst.

15. Min't väders sähn, min'r mutter sähn on doch nich min bröder.

## Die tochter.

16. Es sass ein kind am wege und weinte. Da kam ein mann daher und fragte: mein kind, was weinest du? — „Ich weine, dass du mein vater bist und ich nicht dein sohn bin.“

## Grossvater, sohn und enkel.

17. Es gingen zwei väter und zwei söhne auf die jagd und schossen drei hasen. Jeder nahm einen. Wie haben sie das gemacht?

## Seines gleichen.

18. Der bauer sieht es täglich, der könig selten, gott niemals.  
Vgl. Mone, Anz. VII, 264, 225. 267, 269.

## Beim begräbnis.

19. Als die träger sangen, sank der tote mit,  
Und die ihn getragen, sangen alle mit.

Vgl. Simrock I, 40.

## Der sarg.

20. De et måkt, de wöll et nich; de et dräggt, behölt et nich;  
De et kefft, de brükt et nich; de et brükt, de wecet et nich.  
Vgl. Curtze 300. Simrock I, 39.

## Wenn alle die seligkeit hätten.

21. Ich hab' gut und geld, die ganze welt;  
Die seligkeit gewiss, doch weiss ich, was noch besser ist.  
Vgl. Meier 326. Simrock I, 210.

**II. Stand und beruf.**

Der barbier.

22. Schnid af, schmit weg!

23. Wer nöm̄t dem kaiser on könig alles ver e nās weg?

Der holzhacker, die wiege, die tonne und die steine.

24. Op e lucht<sup>1</sup> piff paff, ön e stāw riff raff,  
Öm hūs rund, ver e dār bunt.

1) Lucht, f. boden; in Westpr. bön.

Der müller.

25. Wenn öck wāter hebb, kann öck wīn drinke; wenn öck  
āwer kein wāter hebb, mott öck wāter drinke.

Vgl. Simrock I, 166.

26. Der müller steht in der mühle; in jeder ecke liegt ein mehl-  
sack, auf jedem sacke sitzt eine grosse katze, jede katze hat vier junge  
und jede junge katze hat wider vier junge. Wie viel füsse sind in der  
mühle?Antwort: Zwei, die des müllers; die katzen haben ja pfoten.  
Vgl. Simrock I, 356.

Die musikanten.

27. Acht mönsche spēle de ganze nacht dorch, on wenn se op-  
stāne, heft jeder gewonne. Vgl. Simrock I, 281.

Der priester.

28. Der schwarze rabe hat geschrieen und die ganze versammlung  
hat sich gewiegt.29. Littauisch: Jodas warnas krankterejo, wissa pota linkterejo.  
Lepner 118.30. Der pastor und seine frau, der küster und seine schwester,  
die gingen am weiher, und fanden ein nest mit vier eier(n). Jeder  
nahm eins — und es blieb doch noch eins.Die frau des pfarrers war des küsters schwester. Vgl. Ztschr. f.  
d. myth. III, 187. Müllenhoff 508, 21. Simrock I, 66.

Der schuster

(auf dem schemel sitzend, von einem hunde angefallen.)

31. De tweebeen sat op em dreebeen,

Da kēm de vêabeen on wull den tweebeen bīte;

Da nēm tweebeen den dreebeen

On wull dem vêabeen schmīte.

(Pr. Eylau.)

32. Quadloch nahm Nadloch,  
 Kam Rudloch un wull Quadloch biten;  
 Nahm Quadloch Nadloch  
 Un wull Rudloch schmiten. (Pommerellen.)

Der siebmacher.

33. De bûr fârt môt twei, de eddelmann môt vêr, de könig môt  
 sess — wer fârt môt sówe?

Var.: De buer fârt met zwê pêrd, de graf met vêr usw. N. pr.  
 prov.-bl. X, 292. Gewöhnlich hört man das rätsel hochdeutsch.

Die tonnenwäscherin.

34. Bûk op bûk, flêsch ön 't loch.

### III. Kleidung und schmuck.

Der strumpf.

35. Rûch bâwen, rûch in;  
 Hêw op un steck in —  
 Wat mag dat wol sin? (Jerrentowitz.)

Die schlorren (pantoffeln).

36. Am dâg geit et klipp klapp, ön e nacht steit et am bedd on  
 jappt. Vgl. nr. 43. 95. Simrock I, 37.

Der stiefel.

37. O himmel, o himmel, mein loch ist voll schimmel!  
 Binnen sechs wochen hat kein mannsfleisch drin gestochen.

38. Bi dâg drägt et flêsch on knâke,  
 Oen e nacht steit et âpe.

Vgl. Simrock II, 21.

Der stiefelknecht.

39. Et ös e knecht, de ward môt fête getrampelt, em ward dat  
 ledder äwre ôre getâge — on hei seggt doch kein wort.

Hierher gehören auch die rätselfragen:

40. Wer ös de geduldigste knecht?  
 41. Wat fer e knecht hefft noch môt keiner magd gesprâke?  
 42. Wat fer e knecht ett nich on drinkt nich?

Das schnürsenkel (der schnürriemen).

43. Ön e nacht wî e wêsebôm, bi dâg' wî e ledder<sup>1</sup>.

Vgl. Rochholz 261, 988. Simrock I, 267.

1) Ledder, leiter.

## Der ring.

44. Et ging e mäke ön 't kellerloch  
 On zeigd' dem herre dat blanke loch.  
 Da docht de herr ön sinem sönn:  
 Ach hadd öck doch den finger bönn'!
45. Von bönnen blank, von buten blank  
 Ön e mödd e fleescherner peter damank.

(Einlage bei Elbing.)

Var. in form und lösung: Innen blank, üten blank, is doch fleesch on blot damank (= ring, auch fingerhut). Jerrentowitz. — 2. Ön e mödd e hölterner peter damank = fenster. — Ön e mödd en bösken sand damank = sanduhr. (Pommerellen.) — Ön e mödd e bêtke löne damank = milchsieb. (Samland.)

## IV. In haus und stube.

## Das fenster.

46. Von de rechte sîd blank, von de linke sîd blank,  
 Ön e mödd' e stöcksken blie damank. (Pommerellen.)
- Vgl. 45.

## Schlüssel und schloss.

47. Foss krop ön 't loch on leet de pot' bute.
48. Ich armer und ich blinder mann,  
 Der ich das loch nicht finden kann!  
 Da nimt mich die jungfer und führt mich hinein,  
 Wol in das kleinste loch hinein. (Jerrentowitz.)

## Die tür, der ofen und der balken.

49. Wenn man êrscht de nacht kem, dat öck mî raue kunn  
 (ruhen könte)!
- Wenn man erscht de dag kem, dat öck mî warme kunn!  
 Was soll ich sagen? Ich muss tag und nacht tragen.

## Der schornstein.

50. Et huckt e mannke op em dack on rôkt e pîpke tobak.  
 Vgl. Simrock II, 18.

## Die leiter (treppe).

51. Et kickt op de lucht on heft keine ôge nich.

## Die dachleiter.

52. Et kickt (e mannke) äwert dack on heft keine ôge nich.

## Der ofen.

53. Holl os schwêt (schwitzt) dorch e röbbe.

54. Ons dicket felle<sup>1</sup> spit gêle krelle<sup>2</sup>,  
 Öm sôma manchmâl, òm winta òmma. (Natangen.)

1) Felle, n. füllen. 2) Krelle, f. koralle. — Die gewöhnlichen leute benutzen den ofen auch zum brotbacken.

55. In der stube steht ein mann,  
 Der hat tausend flicker an.

## Ofen und sieb.

56. Mìn söhn Klût geit gar nich üt,  
 Mine dochter Hissebissee rent dat ganze derp ut.  
 Neue pr. prov.-bl. X, 293. Vgl. Simrock II, 28.

## Der spiegel.

57. Op jenner welt, då wo öck wass',  
 Da ös kein lêw, kein bôm, kein gras,  
 Do ös kein liw, kein lêwe,  
 On doch si öck darön gewêse.  
 N. pr. prov.-bl. VIII, 377.

## Der kamm.

58. Opgeschaart mancke jägt 'de schwin üt dem kôrn.  
 (Samland.)

## Die uhr.

59. Ach ich armer schmiedeknecht,  
 Hab' keine händ', mach's (zeig') immer recht,  
 Hab' keine füss, muss immer gehn  
 Und tag und nacht gar schildwach stehn;  
 Und wenn ich mich zur ruhe lege,  
 So schändet jedermann von mir.

Var.: 5. Und leg' ich mich einmal zur ruh, dann brummet jedermann dazu.  
 N. pr. prov.-bl. X, 291. — Klopf' mit dem hammer tag und nacht und halte wacht.  
 Jerrentowitz. — Vgl. Simrock II, 8.

60. Op schildwach mot öck stâne,  
 Heww kein fêt on mot gâne,  
 Heww kein mùl on mot sâge,  
 Stahl on ise mot öck drâge.

Ebenso hochdeutsch:

Ich armes weib muss schildwach' stehn,  
 Hab' keine füsse und muss gehn,



Hab' keinen arm und muss schlagen,  
Hab' keinen mund und muss sagen.

61. Es klippert (klingert) und klappert auf eisernen draten.  
Wer das kann raten, kriegt funfzig dukaten;  
Und wer das kann wissen, kriegt jungfern zu küssen.

Vgl. Rochholz 261, 492. Ein ähnliches rätsel, mit der lösung: strickzeug, bei Meier 276; mit der lösung: ölmühle, 293.

62. Es ticket, es tacket an meiner schlafkammer  
Eine wippe, eine wappe, eine goldene kappe.
63. Ön ons stâw hängt e wipp on e wapp under goldner kapp.  
Var.: hängt e schill on e schall.

64. In meiner schlafkammer  
Sind vier goldne puppen und ein goldhammer.

65. Et ett nich, et drinkt nich, et heft keine fêt on geit doch.

66. Et geit ône fêt on schleit ône hând'.

67. Es hängt ein mann an der wand und baumelt mit dem fusse.  
Wiszy chłop na ścianie a nogą rucha. (Masuren.)

Die uhr, die wiege, die katze und der hund.

68. An der wand kling klang, am bett buff baff,  
Am haus nau nau, vor der tür hau hau. (Pommerellen.)

Das vogelbauer.

69. Ich bin ein armer bauer,  
Hab keine sünd begangen, werd' doch gefangen.

Das weberschiffchen.

70. Blanket hênke leppt verbî dem stakeltûn.

Das wockenrad.

71. Acht jungfre schlâfe tosamme ön ênem bedd on liggt keine  
vêre, keine hinde. (Gerdauen.)

Auch mit der lösung: die speichen des wagenrades. Vgl. Curtze 301.

Die schnüre auf dem wockenrade.

72. Es laufen (drehen sich) lange wûrmer um die stube. Lataia  
glizdy około izby. (Masuren.)

Die finger der spinnenden hand.

73. Fif zêge frête von ênem hûpe. In Gerdauen: Fûf schâpke  
frête ût ênem îserne rêpke<sup>1</sup>.

1) Dem. von rêpe f. raufe.

## Der spinner und die spule.

74. De grossvåder geit nich eh'r von de grossmutter<sup>1</sup>, bet se dick ös.

1) Auch: Grossvåder lett nich nå.

Die spinnerin mit dem wocken.

75. Öck ging ön e gebröknis<sup>1</sup>,  
Da begêgend' öck ênem gespöknis<sup>2</sup>,  
Dat hadd fif fêt on kein' zâgel —  
Nu råd mâl, wat ös dat fer e vågel?

1) Bruch. 2) Gespenst.

76. Öck ging äwer en gebröknis  
On sêg e grôtet gespöknis:  
Twê kepp, ên' zâgel on nêge fêt!  
Rât't, mine herre, wat ös det?

Die spinnerin sass mit ihrem wocken zu pferde.

Das knäuel.

77. Hundert pêrd' têne et op e barg on könne et doch nich tertêne.

Auch als frage: Was ziehn vier (zehn usw.) pferde nicht den berg hinauf? — In Littauen: Ein kleines dingchen, und doch bringen es selbst tausend pferde nicht über den berg. Schleicher 202. Vgl. Rochholz 261, 487. Simrock I, 430.

Nähnadel und faden.

78. Îsernet mûl on flassner zâgel.

Vgl. Firmenich III, 123: Wische in der Elbniederung bei Seehausen. Simrock I, 414; II, 54. Mone, Anz. VII, 263, 198.

79. Welk blanker vågel heft e flasserne zâgel?

80. Sölwst stomm, sölwst domm, aller welt utflöcker.

Litt.: Ein kleines mütterchen bedecket (bekleidet) alle menschen. Maža Motérole wissa Swieta apdeng. Lepner 118.

Der fingerhut.

81. Klêner als e mûs, gröter als e.lûs,  
On heft doch mehr fönster als dem könig sîn hûs.

Vgl. Rochholz 261, 489. Simrock I, 79. Mone, Anz. VII, 371, 291: Antwerpen. Vgl. Pflanzenwelt, nr. 45.

82. Von bönne blank, von bûte lächerkes. Vgl. Simrock II, 1.

## Die mangel (glättrolle).

83. Treck hen, treck her, twê stân' davêr,  
Twê ligge darunger — wat ös dat fer 'n wunger?

## Das licht.

84. Klên kanêlke satt op 't stêlke,  
Je länger dat et satt, je kârter dat et wa(r)d.  
Ähnlich in Antwerpen. Mone, Anz. VII, 372, 296.
85. E klênet wiw, e lönne liw,  
E flêscherne rock, e goldne kopp.  
N. preuss. prov.-bl. X, 290.
86. Das hemde unten, das fleisch oben. (Pommerellen.)
87. Michelke sêt op 't stölke  
On wurd' doch ömmer körper. (Pommerellen.)  
Ähnlich bei Simrock I, 448; II, 19.
88. Fer e grosche de ganze stâw voll. Vgl. Simrock II, 147.

## Die lichtschiere.

89. Bei tage hab' ich nichts zu tun,  
Da lāsst man mich im winkel ruhn;  
Kaum bricht die nacht herein,  
Da schluck' ich feuer und flammen ein.  
In den N. preuss. pr.-bl. VIII, 375: Bei tag' muss ich im winkel ruhn; doch kommt der abend an, so speis' ich feuer und flamm.  
Vgl. Simrock I, 100.
90. Öck stâ op drei feet, bi dâg öck ruh geneet,  
Det âwends nêrn öck mî tosamme on frêt für on flamme.  
(Königsberg.)

## Der bettbezug.

91. Die kuh geht saufen und lāsst den bauch zu hause.  
(Angerburg.)
92. Wat geit to 'r dränk on lett den bûk to hûs? (Dönhoffstädt.)
93. Et gait in't water on lāsst den bûk to hûs. (Ermland.)  
In Littauen: Es geht ein ochse in den fluss um zu trinken, und den bauch lāsst er zu hause. Schleicher 194. Vgl. Rochholz 272, 564. Simrock I, 346.

## Das kissen.

94. E gans môt vêr näse — wat ös dat?

## Die pantoffeln.

95. Im tag' geht's klippklapp, nachts steht's am bett und jappt.

## Die biertonne.

96. Kromholt hölt g'rådholt, g'rådholt hölt pischewipholt,  
Pischewipholt hölt liw on seel' tosamme.

Bei Mone, Anz. II, 237: Kram holt hält richt holt, richt holt hält pîsewipûp, pîsewipûp hält lif und sêl tôsumen. (Aus dem Paderbornschen.) Vgl. N. preuss. prov.-bl. X, 293.

## V. In küche und stall.

## Der rauch.

97. Langemann, stangemann langt bet an em himmel 'ran.

In Pommerellen: In unserm hause ist ein mann, langt bis an den himmel 'ran.

98. Es ist was in unserm haus,  
Das ziehn hundert pferde nicht heraus.

99. Ein brett schwebt und schwankt und fält doch nicht herunter.  
In Pommerellen: Es bewegt und schaukelt sich und fält usw.

100. Dat pêrd òm stall, de zâgel op'm straudack (strohdach).

101. Blauer os löckt dat himmelke.

## Das feuer und der rauch.

102. Eh'r de vâder jung ward, sött de sâhn op em söller<sup>1</sup>.  
1) bodenraum.

103. Eh' der vater geboren war, sass der sohn schon auf dem dach — hatt' der sohn schon die welt begangen.

In Littauen: Der vater ist noch nicht geboren, der sohn stemt sich an den himmel. Schleicher 198.

## Das feuer.

104. Vogel Wips, hat kein' feder, kein' mütz',  
Ist doch ein vogel Wips. (Königsberg.)

## Der hauklotz.

105. Òn onsem hûs da steit e mann,  
De heft mehr wunde, wî det ganze derp hunde.

Vgl. N. preuss. prov.-bl. X, 292. Simrock II, 59.

106. Wat het mehr wunde  
Als òn sewe derper hunde?

Das holz (als klotz, wand und wiege).

107. Ver e dâr rund, òm hûs bunt, òn e stâw e wippop.

## Der blasebalg.

108. Voll und leer, was gleich schwer?

## Der dreifuss.

109. Drei jungfre dräge êne kranz.

In Littauen: Schwestern, auch fräulein — und für kranz auch kränzlein. Schleicher 195. Vgl. Simrock II, 210.

110. Oben schwarz und unten schwarz, aussen schwarz und innen schwarz — und steht immer auf halb sechs.

## Der grapen.

111. Eene holle môder, dree gråde dächter, twee kromme sähns.

Vgl. Ztschr. f. d. myth. III, 130. Curtze 301. Rochholz 258, 469.

112. Eene holle moder, twee kromme vâder, dree gråde sähns.

Vgl. Mone, Anz. VII, 267, 278: Antwerpen; es tritt hier noch „houter Machiel“ (hölzerner Michel, d. i. löffel) hinzu.

113. Et heft ôhr'n on hört nich,

Et heft 'nen bûk on ett nich,

On göft doch jedem wat to êten. R. Dorr 75.

114. Heft ôre on hört nich, heft fêt on geit nich.

115. Drê geselle dräge êne hôt.

116. Hat drei füsse und kann nicht gehen, hat zwei ohren und kann nicht hören, hat einen mund und kann nicht sprechen. Ma trzy nogi a nie może chodzić, ma dwa uszy a nie może słyszeć, ma iednę gębę a nie moze gadać. (Masuren.)

## Der grapen und die mohrrübe.

117. Schwarze ribbe, rote zibbe,

Schwarzes innerloch kocht man immer doch.

(Jerrentowitz.)

## Der kessel.

118. Rund 'röm beschworke<sup>1</sup>, ön e mödd âwendrot.

In den N. preuss. prov.-bl. VIII, 375: Rund herom schwart, on ön e mödd wie awendrot. Ebenso bei Simrock II, 144.

1) Bewölkt.

119. Von bönne blank, von bûte schwart, on rund wî e wâgerad.

120. Schwarte kluck huckt op rôde eier. Der kessel auf dem feuer. Vgl. Simrock II, 98.

## Der topf.

121. Bûte witt, bönne schwart.

## Die bratpfanne.

122. Von bönne schwart, von bûte schwart, heft e lange Peter dran.

## Die kaffeekanne.

123. Bei (zu) mir komt alle morgen eine jungfer mit einer schwarzen schürz'.

## Der zuckerhut.

124. Blauet klêd, wittet lîw.

125. Weiss am leib, blau am kleid, süsse liebe, meine freud'.  
Wer dies rätsel kann erraten, der soll kriegen einen dukaten;  
Wer es kann wissen, soll die schönste jungfer küssen.

126. Bôwen spetz on ungen brêt, derch on derch voll sötigket;  
Witt am lîw on blau am klêd, klêne kinger grôte frêd.

Violet, Neringia 200, 13. Vgl. Meier 287. Rochholz 260, 481.  
482. Simrock I, 25.

## Der backtrog.

127. Holl os môt vêr hörner, wat ôs dat?

128. Mank (twösche) twê barg' liggt e afgestrêpt kau.  
Der brotteig im backtrog. Vgl. Simrock I, 408.

## Der brotteig und die kneterin.

129. Wat unde liggt, dat gicht gicht gicht,  
Wat bâwe liggt, dat kicht kicht kicht;  
Wat unde liggt, dat wöll noch mehr,  
Wat bâwe liggt, dat kann nich mehr.

Var.: Von bawe geit et kicht kicht kicht, von unde geit et gicht gicht gicht; dat underschte wöll noch mehr, dat bawerschte kann nicht mehr.

## Das schwarzbrot.

130. Schwart wi de diwel on schmeckt wî doll.

## Das butterfass.

131. Et rompelt on strompelt ön e holle kapell'.

## Der besen.

132. Brûn hundke geit alle dâg ön e stâw on schnöffelt alle winkelkes út. Vgl. Simrock II, 146.

133. Alle morgen komt 'ne dam' 'rein und macht alle winkel rein.

134. Ist ein mädchen, tut schirscharr und macht doch alle jahr seinen dienst zurecht.

## Der abgenuzte besen.

135. Es steht eine jungfer im winkel im zerrissnen jäckchen.  
 Stoi Panna w kaçiku w odrapanym kabaciku. (Masuren.)

## Die laterne.

136. Ein turm hat ein löchrig dach,  
 Vier fenster sind darein gemacht,  
 Nicht dass herein scheinen mag der tag,  
 Nur dass der mann sich umsehen mag.

137. Öck ging e mäl op korke<sup>1</sup>,  
 De himmel wör beschworke,  
 De erd' wör äwendrot.

Der redende trug eine laterne. 1) Korken, pantoffeln.

## Die häcksellade.

138. Von hinde frett et, von vêre schett et.

## Der sattel.

139. Et heft gegrînt on grînt nich mehr,  
 Et heft gelêwt on lêwt nich mehr  
 On kann doch noch lîw on seel terdräge.

Var. 3: Et ös flêsch on dräggt flêsch.

140. Wat dräggt blôt, wat dröckt blôt  
 On heft doch kein blôt?

Vgl. Rochholz 264, 145. Simrock II, 60.

141. Höher als ein pferd, niedriger als ein schwein, schwärzer  
 als ein bär. (Pommerellen.)

142. Oben beseelt, unten beseelt, mitten unbeseelt.  
 (Reiter, pferd und sattel.)

## Die deichsel.

143. Öm wöld gewasse, von mönsche gebäge, von pêrd' getäge.

## Die wagenräder.

144. Vêr jungfre grîpe söck on krîge söck mîndäg nich<sup>1</sup>.

1) mindäg nich, mein tage nicht = niemals.

Variante: Veâ brödâkes renne vom bârg on könne söck nich tahâle. (Gerdauen.) — Es laufen vier brüder um die wett', bekommt einer den andern nicht. — Vier jungferchen gehn weinend über feld. (Pommerellen.) — R. Dorr 74 (mit der lösung: mühlräder): Vêr oole jungfern griepen sik on krien sik nich. Rochholz 261, 486 hat ein ähnliches rätsel mit der lösung: Stäbe des garnwendels. Bei Simrock I, 404: Windmühlenflügel. Vgl. 321.

145. Näge jungfre grîpe söck on krîge söck nernich.

Der schlitten.

146. Gewiggelgewaggel äwer de Brügg'  
Hadd twei sid' on keine rügg'.

Var. 1: Pitschpatsch ging äwer de brügg' usw. Vgl. Simrock II, 15.

## VI. In hof und feld.

Die pumpe.

147. Et steit e manke op em hoff —  
Packt man em an 't gewösse,  
Dann fangt hei an to pösse.

148. Es ist gebunden und gebogen  
Und wird am zagel gezogen.

Der bienenstock.

149. Ver onsem hûs steit e ôl klûs.  
Se schîte 'rön, se seiche 'rön  
On se wêke doch det lêwe brotke 'rön.

Vgl. Simrock I, 116.

150. Längs dem bûk geit e stîg,  
Ver 't loch ös krieg,  
Öm loch ös krieg on jårmarkt.

Der nachtstuhl.

151. Hölterne topp on e flêscherne deckel.

Die ochsen, der pflug und der pflüger.

152. Vêre lêwt et, ön e mödd es et dôt  
On hinde ett et dwargebrot<sup>1</sup>. (Königsberg.)

1) Dwarg, m., hochd. zwerg, ein kleiner quarkkäse.

Die pflugmesser.

153. Twei blanke dûwkes krûpe (gâne) undre erd.

Vgl. Simrock II, 208.

Die pflugschleife.

154. Es liegt eine jungfer am wege, breitet arme und beine aus.

Masurisch: Leży panna kole drogi, rozłożyła ręce i nogi. (Die schleife, worauf man den pflug aufs feld bringt, wird gewöhnlich an den weg gelegt.)



## Die egge.

155. Hackerdacker rent äwer 't acker  
On hadd solke feet wî de diwel sôlwst.
156. Öckerdemöcker de ginge öckere,  
Hadde feet wî de diwel. (Angerburg.)
157. Hanterlatanter geht über das land,  
Hat keiner mehr füss' als Hanterlatanter. (Jerrentowitz.)
158. Hölterne sû môt iserne tötte.

## Das viergespann.

159. Vêr rûge fälle, vêr runde rälle,  
Een klitschklotsch, klingbidel on schnappsack.  
In den N. preuss. prov.-bl. VIII, 376: Veer ruge nonne, veer teertonne, een schwickschwack on ok e dudelsack. — Vgl. Müllenhoff 508, 23. Ztschr. f. d. myth. III, 186. Firmenich III, 503: Soldin in der Neumark. Rochholz 263, 503. 504. Simrock I, 103.
160. Vêr rilleralle, vêr schickeschalle, ên pitscheknalle.  
(Jerrentowitz.)

## Pferd und wagen.

161. Klippermann und Klappermann rennen einen berg hinan;  
Klippermann rent noch so sehr, Klappermann komt doch noch eh'r.  
(Liebstadt.)

## Reiter und pferd.

162. Zwei köpfe, zwei arme, sechs füsse, vierzehn zehen —  
Wie kann man drauf gehen?
163. Zwei köpf' und nur zwei arme,  
Sechs füsse und nur zehn zehen,  
Vier füsse nur im ganzen —  
Wie ist das zu verstehen? (Dönhoffstädt.)

Vgl. Müllenhoff 508, 22. Meier 343. Rochholz 207 u. 263, 503. Simrock I, 101.

164. Dat öck ver (an) dî stâ, dat sits du,  
Dat öck op dî wöll, dat wêtst du;  
Öck op dî, du under mî —  
Öck hebb e ding, då stêk öck dî.

Var.: Öck stâ ver dî, dat sits du; öck mot op dî, dat wêtst du; öck op dî, du under mî, öck hebb e pâr dinger de kedle (kitzeln) dî. N. pr. prov.-bl. X, 292. — 4: ... dat steckt dî. Vgl. Ztschr. f. d. myth. III, 187. Simrock II, 61.

## Der bach und die wiese.

165. Krommöm, Krommöm, wo wölst du hen?

Kälgeschöre, Kälgeschöre, wat fragst danâ?

So auch in der grafschaft Mark. Vgl. Ztschr. f. d. myth. III, 179.

Var.: Krommonscheef, wo geist du hen? Kälafgeschoarne, wat frâgst du danâ?

166. Krommrom, wo geist du hen?

Beschôrnet schâp, wat fragst du mi?

Öck sî nich so kâl geschöre,

Wie ðin nârsch ös togefrâre.

Die unterhaltung geschah im winter. — Ähnlich bei Meier 282. Firmenich III, 195: Solingen. Rochholz 248, 431. Simrock II, 13. 14.

## Die stoppeln.

167. Mehr lächer op e erd als stern' am himmel.

## Die mühlenflügel.

168. Vör jungfern grîpen sick dagdâglich

On krîgen sick sindâg nich.

Danziger Nehrung. Violet 199, 4.

## Die mülhsteine.

169. Twei Dûwkes plöcke söck, on kömt wittet blôt rût.

Var.: Et wâre twei hâse, de plöckde söck, on rend wittet blôt. Vgl. Simrock II, 209.

## VII. Der weltlauf.

## Das jahr.

170. Et steit e bôm op hôgem fest,

Dârop sönd tweefonfôtig nest',

Ön jedem nest sönd sêwe junge —

On wer dat rat't, dat ös kein dommer.

N. pr. prov.-bl. X, 291. Var.: Es steht ein baum in hoher fest, der baum hat zweiundfunfzig äst', und jeder ast usw. (Plimballen.) — Ebenso, nur: „auf erden fest.“ (Dönhoffstädt.) — Geschichtliches über dies rätsel gibt Rochholz 242, 419. In prosa bei Simrock I, 376.

171. Hinder onsem hûs steit e bôm on heft tweionfôtig äst' on op jedem ast sêwe blâder. N. pr. prov.-bl. VIII, 372.

172. Mein vater hat ein gleiches feld, auf dem felde steht eine eiche, die eiche hat zwölf äste, auf jedem ast sind vier kleine äste.



Litauisch: Mano Tiewas tur ligus laukius, tame lauke auz'olas, tame aužole dwilika szaku, inzikien szaką keturios szakeles. Lepner 118.

Die vier elemente.

173. Vier brüder sandte gott in die welt.  
 Der erste läuft und wird nicht matt,  
 Der zweite frisst und wird nicht satt,  
 Der dritte frisst und wird nicht voll,  
 Der vierte pfeift und rast wie toll.

N. pr. prov.-bl. X, 291. — In der Schweiz begint das rätsel: Es seit de gross Alexander, es laufet viere mit enander — und schliesst: de viert blos't und s'tönt nit wol. Rochholz 243, 420. Vgl. Simrock I, 2.

Sonne und mond.

174. Zwei dinge gehn, zwei dinge stehn,  
 Zwei dinge kommen immer wider.

Vgl. Rochholz 244, 422; lösung auch: himmel und erde — holz und wasser — tag und nacht — abend und morgen. Mone, Anz. VII, 261, 184. Simrock II, 38.

175. Es kröpt dorch e tûn on ruschelt nich, et fölt ön 't water on plompst nich.

Lösung auch: der schatten. Bei Rochholz 244, 421: 's geht durch's wasser gmach und ruschet nit im bach.

Sonne, mond und sterne.

176. Schön ist das wiesental, schön sind die schafe dran,  
 Schön ist der hirt, der die schafchens hüt't,  
 Noch schöner der dieb, der die schafe stiehl. (Gerdaunen.)

Der himmel mit den sternem und dem monde.

177. Schwart läke gespreet<sup>1</sup>, witt arfte geseet<sup>2</sup>,  
 Ön e mödd ös e schfw.

1) Gespreitet. 2) gesäet.

Die erde.

178. Meine mutter hat viele kinder, sind sie gross, verschlingt sie sie.

Der wind.

179. Hinter meinem hause geht es immer husch husch husch.  
 180. Zackerbacker geit längs det acker,  
 Brölt wie e bär, heft kein hüt on kein hâr. (Szillen.)  
 181. Hier und da allerwegen,  
 Wo man nicht kann das pfund auswägen.

## Der regenbogen.

182. Hochgehåwe, kromgebåge, wunderlich erschaffe.  
Vgl. Ztschr. f. d. myth. III, 181. Simrock I, 405.

183. Rot, gelb, grün —

Rätst du mich, so nehm' ich dich;

Rätst du 's in vier wochen,

So sind wir beid' versprochen;

Rätst du's um ein halbes jahr,

So sind wir beid' ein ganzes paar.

N. pr. prov.-bl. X, 294. Vgl. Curtze 297. Simrock II, 64.

## Der regen.

184. Et heft noch nie twei dåg' nau enander geregent.

Weil eine nacht zwischen zwei tagen liegt.

185. Auf dem lehme läuft er, in dem sande geht er ohne spektakel.

Po glinie tylko plynie,

Na piasku, bez trzasku. (Masuren.)

## Das eis.

186. Es ös e brügg, de heft kein mönsch gemåkt; se ös nich von steen, ok nich von holt, on könne doch mönsche on peerd dråwer gåne.

187. E öler korw, e nüer deckel. (Ein zugefrorener teich).

## Der eiszapfen.

188. Hinger onsem hûs hängt de Kruckelkrûs,

Wenn nû fangt de sonn' to schïne,

Fangt de Kruckelkrûs to grïne.

189. Rond om onse hûs Kriggelkraggelkrûs.

Wenn de sonne schînt, desto doller grînt

Kriggelkraggelkrûs rond om onse hûs.

Var. 2: Statt Kruckelkrûs und Kriggelkraggelkrûs: Kuckernûs. Angerburg. — Kringkrangkrûs. Wehlack. — Kunkelfûs — Komkelfûs — Peter Krûs (Kraus). — In der grafenschaft Mark: Kuckeldiuse. (Ztschr. f. d. myth. III, 180), im fürstentum Waldeck: Gringeldegruse (Curtze 297). — 3: Je mehr (je doller) de lêwe sonke schînt, je mehr usw. grînt. — Fiedler 43. Rochholz 254, 453. 454.

190. Sonke schînt, Bommelke grînt. (Szillen.)

## Der schnee.

191. Ich bin glänzend, weiss und rein, aber schmutzig hinterdrein. Vgl. Simrock I, 72.

192. Et wär e mäl e mann von Hacketecke,  
De hadd e wittet läke on wull de ganze welt bedecke,  
On kem nich äwert wäter.

Var.: Kêm e manne von Höckepöcke, had e grötet läke, kunn de ganze welt bespanne, kunn nich äwert wäter. (Gerdauen.) Vgl. Müllenhoff 505, 2. Fiedler 47. Firmenich III, 146: Hameln. Simrock I, 118.

193. Komt ein (der) vogel Federlos,  
Setzt sich auf den baum Blattlos,  
Komt die jungfer Mundlos  
Und frisst den vogel Federlos  
Vom baume Blattlos.

Der schnee und die sonne. — In Littauen: Kam geflogen ein vogel von osten und setzte sich auf einen baum ohne äste; kam eine jungfrau ohne füsse und verzehrte ohne lippen den vogel. Schleicher 208. — Vgl. Müllenhoff 504, 1. Meier 306. Fiedler 42. Simrock I, 62. — Schon im „Reterbüchlein“ vom j. 1562. (Mone, Anz. II, 311.)

194. Was hat keinen hintern und sizt; was hat keine zähne und beisst? Der schnee und frost. Masurisch: Co dupy nie ma, a siedzi, co zębow nie ma a kaşa?

### VIII. Vermischtes.

#### Das ABC.

195. Es sind fünfundzwanzig soldaten,  
Die weder kochen noch braten,  
Und über den Rhein marschieren,  
Um die menschen zur klugheit zu führen.

In der mundart der Danziger Nehrung bei Violet 199, 2. Rochholz 265, 517.

#### Der buchstabe D.

196. Öck sach fäss, fif ok sess,  
Vêr ok drê — Wî vël fêt hadd' de?  
D hat keine füsse. N. pr. prov.-bl. X, 290.

#### Der buchstabe L.

197. De könig heft et nich, de kaiser ock nich,  
On sîne soldäten hewen et altumminlichen mäl.  
Violét 199, 3. Ähnlich bei Rochholz 266, 519.

#### Der buchstabe M.

198. Man findet es im schaum, doch nicht in dem bier;  
Man findet 's in jedem baum, doch nicht in der linde;

Der mann trägt's vorne an, die dame in der mitte;  
Bei mädchen trifft man's an, bei jungfern ist's nicht sitte.

## Der buchstabe R.

199. Es ist ein ding in Kurland,  
Das man nicht find't in Holland;  
Die Schweden und die Schwaben,  
Die können das ding nicht haben;  
Bei jungfrauen ist's zu finden,  
Die weiber haben es hinten.

Aus Dönhoffstädt mitgeteilt. In Schwaben heisst es: Meissen —  
Preussen — Holland — Brabant. Meier 318.

200. Raten, raten, können's raten —  
Dieses ding steckt in dem braten,  
Nicht in der haut,  
Sondern in der braut,  
Nicht in Wien,  
Sondern in Berlin.  
Berlin ist eine grosse stadt,  
Die dieses ding nur einmal hat;  
Soll mich der kukuk holen,  
Dies ding steckt nicht in Polen!

## Der buchstabe T.

201. Die tochter hat's vorne,  
Die mutter hat's doppelt,  
Der vater in der mitte. (Gerdauen.)

## Hundenamen.

202. Es kam die frau von Thielen  
Den rechten weg nach Mühlen,  
Sie hatte bei sich einen hund  
Und gab ihm den namen aus eignem mund:  
Also. Wie hiess der hund?
203. Kaiser Karl hatt' einen hund,  
Dem gab er einen namen aus seinem mund,  
Also hiess kaiser Karl seinen hund.  
Wie hiess der hund?

Ebenso bei Meier 286. Simrock I, 42. Vgl. Mone, Anz. VII, 265,  
245. 267, 279. 371, 287: Antwerpen. — In den N. pr. prov.-bl.  
VIII, 378 in folgender fassung:

Kaiser Karolus hatte einen hund,  
 Er gab ihm den namen mit (selbst aus) seinem mund:  
 Wie hiess kaiser Karolus sein hund?

Die lösung ist hier Wie, auch Selbst. Das rätsel tritt auch ganz kurz auf: Kaiser Karolus hatt' einen hund. Wie hiess der hund?

204. Ich war einmal da,  
 Bei meinem papa,  
 Da war ein klein hündchen,  
 Das spielt' mit mir,  
 Sein name war dreimal genant.  
 Wie hiess der hund?

Der hund hiess War.

205. Paulus sass am feuer und Pffif.  
 Aber Paulus pffif nicht,  
 Sondern Paulus sass am feuer und Pffif.

Der hund hiess Pffif. (Gerdauen.) Vgl. Simrock II, 68.

Und.

206. Niemand (,) Und (,) Keiner wohnten in einem haus.  
 Niemand gieng aus, Keiner ritt aus —  
 Wer blieb zu haus?

Var.: Keiner, Und, Niemand bewohnten ein haus. Keiner gieng aus, Niemand fuhr aus. Wer blieb zu haus? — Vgl. Simrock I, 44.

Beim schreiben.

207. Drei blinde führen einen lahmen,  
 Der lahme bestreut bei jedem tritt und schritt  
 Das weisse land mit schwarzem sand. (Jerrentowitz.)

Das papier und die schrift.

208. Witt acker opgeplégt, schwart sât. 'rop gesêgt;  
 Wenn e narr vabîgeit, wêt he nich, wat drop steit.  
 Vgl. Rochholz 266, 523. Simrock I, 133.

209. Der acker ist ehrenwert, die saat ist wundernswert.  
 Littauisch: Paczestna dirwa, dywna seklâ. Lepner 118.

Der brief.

210. Auf einer weissen burg steht eine rote rose.  
 Willst du die schwarzen männer sprechen,  
 Musst du die rote rose brechen.

Vgl. Curtze 300.

211. Es schwimmt eine rote rose  
 Auf einem weissen see.  
 Willst du die schwarzen fischlein sprechen,  
 Musst du die rote rose brechen.

Vgl. Simrock II, 23.

212. In einem weissen see schwimmt ein rotes schifflein, in dem see sind viele schwarze fischlein.

#### Das bild (portrait.)

213. Si öck jung, so bliw öck jung; si öck ôlt, so bliw öck ôlt.  
 Öck hebb ôre on kann nich höre, öck hebb e näs on kann nich rîke,  
 öck hebb ôge on kann nich sêne, hebb e mûl on kann nich rêde.  
 Öck sî e mönsch on bliw e mönsch on sî doch kein mönsch.

Vgl. Simrock II, 40.

#### Das kartenspiel.

214. Es ist ein reich von vier provinzen,  
 Ein jedes reich hat seine prinzen,  
 Es geht alles auf hauen und stechen,  
 Kein fremder hat darin zu sprechen.  
 Da pflegt die frau den mann zu schlagen,  
 Es geht alles auf glück und wagen;  
 Das glück hat wen'ge reich gemacht,  
 Doch aber viele in's verderben gebracht.

N. pr. prov.-bl. X, 293. Vgl. Simrock II, 63.

#### Die glocke.

215. Es haut tag und nacht und bekommt doch niemals späne.  
 (Pommerellen.)

216. Öck rêd âne tung, öck rop âne lung;  
 On âne senn un verstand mäack eck doch freid un leid  
 Violet 200, 12. bekant.

#### Die geige.

217. Öck sî öm wôl gebore ok opgewasse on kâm to hus tom  
 grîne.

218. Ût em wôl gehâlt, öm pêrdstall gefâlt;  
 Öm schâpstall gelâmmat, kömt ön e stâw gedâmmat.

Var.: Ut em wôl gehâlt (geholt), öm stall gefôhlt, öm stall ge-  
 lamt, huckt am dösch (öm winkel) on granst. (Dönhoffstädt.) — Ut  
 em wôl gehâlt, öm kobbelstall gefâlt, huckt am dösch on grînt; alle  
 mönsche, dei es höre, renne davon. (Schippenbeil.)



## Die gewehrkuigel.

219. Flog en vågel wiet von hier, hadd en zågel von papier,  
Hadd en isernet bucksken, gott bewahr min klucksken.  
Violet 198, 1.

## Der weg.

220. Länger als ein baum, länger als länder, niedriger als gras.  
(Pommerellen.)

221. Wat ös weg, wat blöft weg,  
Ös dag on nacht weg,  
On jedermann sitt et doch?

N. pr. prov.-bl. X, 294. Vgl. Simrock II, 65.

## Das loch.

222. Je mehr man zulegt, desto kleiner wird's; je mehr man  
abnimt, desto grösser wird's. Vgl. Rochholz 265, 511.

## Das schiff auf see.

223. E vågel flög stark äwer e lange mark,  
Hadd ön sîn kropp fif tonne hopp',  
Fif tonne win, ok e fett schwin —

Wer dit rätsel rade wöll, (dem) gew öck fif tonne hoppe, fif  
tonne win ok e fettet schwin.

N. pr. prov.-bl. VIII, 376. Bei Müllenhoff 507, 14: Da flügt en  
vigel stark twischen hier un Dänemark usw. — Vgl. Rochholz 229.  
Simrock I, 458.

224. Flög e vågel stark äwern langen markt.  
Wat hadd hei ön sînem kropp? tien (fif) tonnen hopp',  
Tien (fif) tonnen bêr, schnîder môt de schêr,  
Müerer môt de kell — wer dat rat, ös junggesell.

(Westpreussen.)

Var. 4: Öss e braver murer-junggesell. — R. Dorr 77. — Ein  
ähnliches rätsel mit der lösung: hahn, wetterhahn bei Rochholz 229,  
379 und 230, 380.

## Der alf (drache).

225. Es fliegt ein vogel von hier, hat 'nen zagel von papier.

## Die kanzel und der prediger.

226. Oben spitz und unten spitz,  
In der mitt' ein schwarzes männlein sitzt.

## WORTSPALTUNGEN AUF DEM GEBIETE DER NEUHOCH- DEUTSCHEN SCHRIFT- UND VERKEHRSSPRACHE.

In dem gegenwärtigen bereiche der deutschen sprache kommt es nicht selten vor, dass ein wort mit einem andern, von dem es nach form und bedeutung mehr oder weniger sich entfernt, in solcher verwantschaft steht, dass beide als ein und dasselbe ursprüngliche wort zu betrachten sind. Bei einem gewissen teile dieser wörter, besonders da, wo vermöge eines unberechtigten unterscheidungstriebes das organische verhältnis der schreibung verletzt worden ist, hat sich die doppelte gestalt zu einigem schaden festgesetzt, und es mögen einzelne unter ihnen auf historischem wege noch wider zur einheit zurückgebracht werden können; andere dagegen, die bei weitem grössere zahl, haben durch die spaltung in zwei und drei, ja selbst vier bestimmt geschiedene formen der sprache einen nicht unwesentlichen nutzen gebracht. Die formelle abweichung geht bisweilen sehr bemerkbar dem abstande der begriffe voraus; es ist, als ob eine form nicht zum überfluss in der sprache verweilen soll, wenn ein platz offen ist, den sie mit selbständigkeit behaupten kann. Durch einen solchen vorgang wird zugleich dem nächst benachbarten worte eine schärfere und in mancher hinsicht vorteilhafte begrenzung zu teil. Ein anderer fall zeigt sich, wenn auf irgend eine weise im laufe der spätern zeit eine form veränderung erlitten hat und nun das gleichsam neu entwickelte wort neben dem ältern in abweichender bedeutung fortgilt. Eine besondere art bilden diejenigen doppelwörter, von denen das eine dem hochdeutschen angehört, das andere entweder aus der niederdeutschen mundart oder anderswoher, sei es mit fug oder unfug, eingang in die sprache gefunden hat. Selbständiger stehn die niederdeutschen wörter da, und ihrer geltung liegt in der regel ein unabweisliches bedürfnis zu grunde; aber auch die andern, welche namentlich aus der französischen sprache, wohin sie früh gewandert waren, in die deutsche heimgekehrt sind, dürfen die aufmerksamkeit eines jeden, der mit ihnen zu verkehren gewohnt oder genötigt ist, in anspruch nehmen. Endlich kommt eine ansehnliche reihe eigentlicher fremdwörter in betracht, die einesteils ein gemeingut aller geworden sind, andernteils entweder vorzugsweise als terminologische benennungen der wissenschaftlichen sprache des gelehrten angehören, oder als unentbehrliche begleiter des conventionalen unterhaltungstones zu gelten pflegen. Ausgeschlossen bleiben diejenigen wörter, welche, obwol einander aufs allernächste verwant, doch keine einheit in sich selbst bilden, wie *trank* und *trunk*, *wache* und

*wacht*, *gewinn* und *gewinst*; ferner solche, die keinen merkbaren unterschied der bedeutung aufzuweisen vermögen, wie *erle* und *eller*, *fohlen* und *füllen*, *gatter* und *gitter*.

In der ältern grammatik hat man es als einen besondern vorteil betrachtet, wenn der gebrauch einem worte, das sich in zwei bedeutungen spaltet, zu bequemerer unterscheidung eine doppelte gestalt verlieh. Dass dadurch vielleicht ungleich wichtigere rücksichten verletzt wurden, blieb meistens unbeachtet. Zwar gilt nicht alles mehr, was in dieser richtung beliebt worden ist; es kommt sehr darauf an, wann dergleichen unorganische unterscheidungen in der sprache platz gegriffen und wie lange schon sie so gut wie unbestritten in derselben verweilt haben. Fält die änderung in eine jüngere zeit, so hat sie auch regelmässig wider weichen müssen, nachdem eine gesündere sprachanschauung zur anerkennung gelangt war, z. b. die trennung des adj. *gahr* vom adv. *gar*; auch *wol* und *wohl*, deren scheidung von der philosophischen grammatik empfohlen worden ist, sind neben einander nicht mehr geläufig oder scheinen es vielmehr nie recht gewesen zu sein. Dagegen gilt heute überall, von der bewusten gewohnheit einzelner sprachgelehrten abgesehen, zwischen der präp. *wider* und dem adv. *wieder*, welche eigentlich dasselbe wort sind, ein zwar früher, jedoch erst im 17. jahrhundert durchgedrungener unterschied der schreibung. Älter, praktisch nützlich und bequem ist der abstand von *dass* und *das*, deren ursprüngliche identität sich im niederdeutschen auch äusserlich erkenbar erhalten hat; während es verwerflich erscheinen muss, dem adv. von *bloss*, welches erst in der nhd. sprachperiode aufgekommen ist, einfaches *s* zu verleihen, oder anstatt *bisschen*, wenn es, wie gewöhnlich, „ein wenig“ bedeutet, *bischen* (vgl. die vielen Norddeutschen geläufige aussprache „bi-schen“) zu schreiben. Wie sich im französischen *on* auf *homme* oder richtiger auf dessen acc. *hominem* stützt, so sind im deutschen das abstrakte pron. *man* und das konkrete subst. *mann* im ursprung eins; die allgemein herrschende scheidung folgt aus der für das neuhochd. geltenden lehre von der verdoppelung der auslautenden konsonanz nebst den ausnahmen.

Wenn der unterschied zwischen *dass* und *das* bloss graphisch zum ausdrücke gelangt ist, so haben die genetive *des*, *der* und der dativ plur. *den* für den substantivischen gebrauch, d. h. für die fälle, dass das pron. allein, ohne subst. steht, eine verlängerung erfahren, welche, almählich fortgeschritten, heute als regel gilt: die gen. sing. *des* und *dessen*, *der* und *deren*, die dat. plur. *den* und *denen* sind daher zwillingswörter; aus dem gen. plur. *der* haben sich sogar zwei

erweiterte formen mit verschiedener bedeutung entwickelt, *deren* und *derer*, welche mit *der* zusammen als *drillinge* betrachtet werden können. Wie *des* zu *dessen*, verhält sich *wes* zu *wessen*, jedoch bloss formell; ein unterschied der bedeutung findet nicht statt, da *wer* nur substantivisch gebraucht wird, und überdies ist *wes* heute beinahe veraltet, aber in *weshalb*, *weswegen* erkenbar geblieben.

Zwischen *dar* und *da* besteht kein etymologischer unterschied, das *r* ist ursprünglich (got. *thar*, ahd. *dâr*, engl. *there*) und erst später abgefallen; ebenso verhalten sich *hier* und *hie* (vgl. ahd. *hiar*, engl. *here*). Während in dem heutigen mustergiltigen gebrauche *dann* und *denn*, *wann* und *wenn* verschiedene funktionen haben und mischungen selten stattfinden, kam diesen beiden wortpaaren in der alten sprache kein unterschied der bedeutung zu: für den begriff des temporalen *dann* (lat. *tum*) wurde bald *denne*, bald *danne* gesagt, *denn* im sinne des lat. *nam* hat sich erst im neuhochd. festgesetzt; ebenso hiess es für *wann* (lat. *quando*) teils *wanne*, teils *wenne*, das konditionale *wenn* (lat. *si*) war nicht vorhanden, sondern wurde durch *obe* (*ob*, engl. *if*) ausgedrückt. Bekanntlich ist mit der einzigen ausnahme *warum* der vokal des alten *wâ* in *o* übergegangen, doch findet sich daneben auch *worum*, wenn nicht sowol nach dem grunde als nach dem gegenstande gefragt wird (z. b. *worum* handelt es sich?); insbesondere gilt *worum* als relativ, wie bei Goethe: „ein himlisches gut, *worum* sie einander bringen können.“ Die konj. *weil* ist eigentlich der acc. des subst. *weile*, was sich deutlicher in dem etwas veralteten *dieweil*, mhd. *die wîle*, kund gibt. Ebenso gründet sich das adv. *weg* auf den acc. des subst. *weg*, der jedoch die präp. „in“ neben sich hatte (mhd. *enwëc* f. *in wëc*; vgl. engl. *away*), während *wegen* dem mit der präp. „von“ verbundenen dat. plur. desselben subst. entspricht. Die präp. *nach* steht im ursprunge dem adv. *nahe* gleich. Das adv. *längst* und die uneigentliche präp. *längs* gründen sich beide auf den mhd. gen. *langes*. Aus mhd. *sunder* sind die präp. *sonder* und die konj. *sondern* hervorgegangen. Wörtliche erklärang des zusammengesetzten adv. *immer* (ahd. *iomêr*) würde den ganz verschiedenen begriff *je mehr* ergeben, während *nimmer* sich von *nie mehr* dem sinne nach weit weniger entfernt. Die vieldeutige partikel *als* ist schon in früher zeit aus *also* gekürzt worden; ferne steht ihr an sich das der süddeutschen volkssprache so geläufige temporale adv. *als* (z. b. ich geh *als* sontags hin), welches aus dem mhd. acc. *allez* entsprungen ist. Der unterschied zwischen *jetzt* und *jetzo*, die beide aus mhd. *iexuo* stammen, betrifft nicht die bedeutung, sondern allein den gebrauch; *jetzo*, im vorigen jahrhundert vor-

zugsweise beliebt, klingt heute altertümlich. Während *gegen* im allgemeinen und für alle beziehungen gebraucht wird, ist das daraus gekürzte *gen* (mhd. *gein*, *gên*) nur für gewisse richtungsverhältnisse üblich geblieben. Bei *entzwei* wird kaum noch an die zweizahl gedacht, es bedeutet so viel wie zerbrochen, zerrissen; dem mhd. *enzwei* liegt das ahd. *in zuei*, d. i. nhd. *in zwei* (teile oder stücke), zu grunde. Von dem ahd. *in zwiskên* (in der mitte von zweien) stamt das adv. *inzwischen*, aber auch mit schon mhd. kürzung die präp. *zwischen*. *Einmal* gilt bekantlich als adv. der zahl und als adv. der zeit, hat jedoch, entsprechend dem verhältnis des zahlworts *ein* zu dem unbestimmten artikel, für diese bedeutungen eine verschiedene betonung erhalten; in der volkssprache wird das temporale *einmal* gern in *mal* gekürzt. Anstatt *nun* wurde in alter zeit überall *nu* gesagt, eine form, die im täglichen leben noch heute oft gehört wird und ausserdem als subst. in der schriftsprache allgemein üblich ist. Die adv. von *fest* und *schön* hiessen im mhd. *vaste* und *schöne*, im nhd. lauten sie wie die adj.; aber die mhd. formen haben sich mit wesentlich veränderten abstrakten begriffen in *fast* und *schon* fortgesetzt. Vermöge des kurzen vokals, der freilich dem wort ursprünglich gebührt, scheidet sich das adv. *flugs* (vgl. falls, rings) von *fluges*, dem gen. des subst. *flug*, welcher gedehnt gesprochen wird; die frühere schreibung „flux“ beweist, dass man sich der herkunft des wortes nicht bewusst war. *Anders* beruht auf dem gen. des adj. *ander*, der heute *anderes* (z. b. anderes sinnes) zu lauten pflegt.

Mehrere subst. sind aus entsprechenden adj., meist ohne auffallende veränderung der form, aber unter bestimmter entwicklung einer neuen bedeutung, hervorgegangen. Auf die positive *greis*, *jung*, *spitz* gründen sich die subst. *greis*, *junge*, *spitz*. Dem komparativ fällt insbesondere zu: *herr*, wörtlich der *hehrere*, ahd. *herro* aus *hêriro* (von *hêr*, erhaben, ehrwürdig), woraus sich auch durch die mhd. kürzung *er* (f. *hêr*, *her*) der pastorenhafte, an „ehre“ angelehnte titel *ehren* im ältern nhd. entwickelt hat; ferner *jünger*, *eltern*, verglichen mit *jüngere*, *ältern*. Der superlativ ist subst. geworden in *oberst*, früher auch altertümlich *obrist* geschrieben, an sich gleich *oberste*; in *liebster*, *liebste*, womit sich vor zeiten auch die jezt veralteten ausdrücke *ehe- liebster*, *eheliebste* zusammengesetzt haben. Im mhd. hat sich von dem ahd. adj. *mennisc* (got. *mannisks*), welches als *männisch* von Schiller oin paarmal gebraucht worden ist, aber im heutigen deutsch (neben „männlich“) kaum fortlebt, die subst. form *mensch* gelöst und herausgebildet. Das adj. *golden* hiess früher *gülden*, mhd. *guldin*; hieraus

ist später das subst. *gulden* entstanden: *golden*, *gülden* (altertümlich und dichterisch), *gulden* bilden ein drillingsverhältnis. Unter den wenigen zu subst. gewordenen part. präs. befinden sich zwei, deren rein verbale form daneben gilt, *freund* und *heiland*, denn von dem got. part. *frijōnds* (von *frijōn*, freien, lieben) stamt mhd. *vriunt*, nhd. *freund*, und *heiland* ist das ahd. part. von *heilan*; *freund* uhd *freiend*, *heiland* und *heilend* sind daher doppelwörter.

Aus dem im mhd. geläufigen attributiven gebrauchte des unflektierten adj. erklären sich eine menge uneigentlicher zusammensetzungen im nhd.; einigen derselben ist im spätern verlauf eine bedeutung zu teil geworden, welche von der ursprünglichen mehr oder minder abweicht. So sind gleichungen entstanden wie *junggesell* und *junger gesell* (mhd. *junc geselle*); *junker* und *junger herr*; *jungfrau*, *jungfer* und *junge frau*, die zu einander im drillingsverhältnis stehn; *edelmann* und *edler mann*; *hochmut* und *hoher mut* (vgl. *hoffart* und mhd. *hōchvart*, vornehme lebensweise, glanz, edler stolz; *hochzeit* und *hohe*, d. h. festliche zeit); *drittel* (*dritteil*) und *dritter teil*; *kurzweil* und *kurze weile*; *hochschule* (universität) und *hohe schule* (gymnasium).

Unsere jetzige sprache besitzt viele männliche subst., in deren nominativ das *n* der obliquen kasus gedrunge ist; bei einem teile derselben hat sich daneben die organische form erhalten, und die sprache hat dies für einen unterschied der bedeutung benutz. Allgemein gilt heute *schaden*, selten findet sich noch *schade*; allein gerade diese letzte form herrscht ausschliesslich in der verbindung „es ist schade“ mit abhängigem nebensatz. Aus mhd. *lumpe*, *tropfe* sind *lumpen*, *tropfen*, aber auch die persönlichen wörter *lump*, *tropf* mit abweichender deklin. entsprungen; neben *Franke* für den volksnamen wird für eine aus Frankreich stammende münze gewöhnlich *franken*, nicht mehr *franke* gesagt. Unter *rappe* verstehen wir ein schwarzes pferd, unter *rappen* eine in der Schweiz gangbare, ursprünglich mit einem schwarzen vogelkopf geprägte kupfermünze; da aber *rappe* eine ältere nebenform von *rabe* ist, so stellt sich wider ein drillingsverhältnis dar. *Fleck* und *flecken*, deren bedeutungen insgemein auseinandergehalten werden, stammen von mhd. *vlēc*, *vlēcke*, ohne dass in jedem falle bestimmt feststeht, ob *fleck* zu jenem oder diesem worte gehöre, während *flecken* jedesfalls auf *vlēcke* zurückgeht. Unzweifelhaft sind *bache* und *backen* ursprünglich eins: die mhd. form des leztern wortes, mit welchem das fem. *backe* nichts zu tun hat, lautet *bache* und bedeutet schinken, speckseite; von dem geschlachteten schwein wurde der name im ältern

nhd., wo er zuweilen auch als masc. erscheint, auf das lebendige übertragen und blieb für die wilde sau haften.

Mehrere doppelwörter beruhen auf einer mischung verschiedener flexionsformen. Aus mhd. *verte*, dem plur. von *vart*, ist nhd. *fährte* entstanden, welches sich von *fahrt* unterscheidet. Genau so verhalten sich formell *schläfe* und *schlaf*; doch findet kein unterschied der bedeutung, sondern allein des gebrauches statt, insofern *schläfe* der gewöhnliche ausdruck ist, *schlaf* der mehr gesuchten rede angehört. Vielleicht darf das fem. *posse* aus dem plur. des masc. *possen*, welches zuerst im 16. jahrhundert als *bosse*, *posse* auftritt, erklärt werden; *posse* als theaterstück besteht gewissermassen aus einer mehrheit einzelner *possen*. Deutlich nach dem mhd. (*stat*, *stete*) gründet sich *stütte* auf den plur. von *statt*; aber mhd. *stat* ist auch die quelle von *stadt*, welches daher mit *statt* eigentlich übereinstimmt, so dass wider drei und, wenn wir die aus dem subst. erwachsene präp. *statt* (anstatt) hinzufügen, vier wörter mit verschiedener bedeutung vorliegen, welche ursprünglich identisch sind.

Hier schliessen sich die fälle an, dass an einem worte zweierlei plurale mit verschiedener bedeutung entwickelt sind. Dahin gehören zur bezeichnung des gewichts, der zahl und des masses zunächst einige der mhd. regel entsprechende plurale neutra, wie *pfund*, *buch*, *fass*, *mass*, verglichen mit *pfunde*, *bücher*, *fässer*, *masse*; sodann, entgegen der mhd. weise, mehrere der analogie folgende masc., wie *fuss*, *schrift*, verglichen mit *füsse*, *schritte*. Hohes alter hat der plur. *mann* nach einer zahl, woneben später zwei flektierte bildungen eingang in die sprache gefunden haben, *männer* und *mannen*, die sich von einander und von der unflektierten form dem begriffe nach unterscheiden.

Anderer art ist die entwicklung zweier plurale in *bande* und *bänder*, *dinge* und *dinger*, *lande* und *künder*, *orte* und *örter*, *schilde* und *schilder*, *worte* und *wörter*. Diese doppelformen beruhen grösstentheils auf analogie, zum teil hat auch das zwiefache geschlecht eingewirkt; bei „band“ ist noch der plur. *bände* vom sing. des masc. zu berücksichtigenden.

Differenzierung der bedeutung durch verschiedenheit des geschlechts zeigt sich, obwol nicht mit aller strenge durchgeführt und der ältern sprache unbekant, bei *flur*, vollkommen dagegen und ursprünglich gleichfals nicht vorhanden, bei *see*, während das doppelte geschlecht von *haft* auf zwei an sich verschiedenen wörtern zu *fussen* scheint. Das masc. *schwulst* und die demselben gebührende figürliche bedeutung gehören der jüngern zeit an; im mhd. war das wort nur als fem.

ühlich. Auch das neutr. *gift* ist nicht ursprünglich, in der alten sprache einigte sich die besondere bedeutung mit der algemeinen „gabe“ (vgl. vergeben = vergiften); heute ist das fem. so gut wie verklungen, aber in „mitgift, brautgift“ erhalten. *Mensch* als neutr. komt schon im mhd. vor, jedoch ohne den verächtlichen nebenbegriff, welcher heute diesem wort anklebt. In folgenden wörtern offenbart sich ebenfalls eine auf das zwiefache geschlecht bezügliche, algemeine oder nur zum teil gebräuchliche differenz der bedeutung: *chor*, *erkenntnis*, *ersparnis*, *gehalt*, *teil*, *verdienst*.

Wie *rabe* zu *rappe* (s. 269), ebenso verhält sich *knabe* zu *knappe*; im mhd. haben beide formen mehrfach noch die gleiche bedeutung. Merkwürdig ist die identität von *köder* und *querder*, wie in vielen gegendn Norddeutschlands nach der mhd. form jenes wortes (ahd. *quërdar*) der bortenartige saum an einem kleidungsstück heisst; da man unter *köder* anderswo auch einen schmalen gebogenen lederstreifen am schuh versteht, so wird füglich angenommen, dass dieselbe bezeichnung für den regenwurm — denn das bedeutet köder zunächst — wegen einer ähnlichkeit der form eingetreten sei. *Hain* ist aus *hagen*, einer ableitung von *hag*, zusammengezogen, daher an sich dasselbe wort, hat aber durch die dichter des vorigen jahrhunderts eine eingeschränkte bedeutung erhalten, deren *hagen* nicht fähig ist. Eine gleiche zusammenziehung zeigt sich bei *maid* und *magd*, mhd. *meit* aus *maget*; der ursprüngliche begriff „jungfrau“ ist in *magd* herabgedrückt, in *maid* dichterisch gefärbt worden. Dem mhd. *swanc* entsprechen *schwung* und *schwank* (streich); aus *wërc*, *wërch* ist ausser *werk* durch mitteld. einfluss auch *werg* (das ausgewirkte, herausgeschafte) entstanden. Wahrscheinlich sind *kobalt* und *kobold*, die sich, wenn sie aus *kobe* (hütte) und der von „walten“ stammenden silbe *-ald*, *-old* bestehen, nach den formen, welche früher auch oft mit einander wechselten, mit namen wie Haynald und Heinold vergleichen lassen, ein und dasselbe wort; der bergmann mag dem erz den namen des gespenstischen und neckischen geistes, in dessen gewalt es ist, gegeben haben. *Mond* und *monat* bilden insofern ein paar, als das erstere seine form wesentlich dem von mhd. *mâne* abgeleiteten *mānet*, *mānōt* (nhd. *monat*) verdankt; *mond* für *monat* war früher sehr gebräuchlich, klingt aber heute altertümlich und erscheint bloss bei dichtern. Wie *fohlen* und *füllen* (s. 266), ebenso fallen *sehne* und *senne* zusammen, unterscheiden sich aber so, dass *sehne* algemein und in jeder beziehung üblich ist, *senne*, überhaupt in sparsamem gebrauche, nur oder doch überwiegend die bogensehne begreift. Obenhin betrachtet, gehn der bedeutung nach



*bett* und *beet* weit auseinander, genau erwogen, einigen sie sich bequem; im altd., engl., plattd. lauten beide gleich. Die form *ammann* (*landammann* in der Schweiz) entspringt durch erweichung aus *amtmann*. Zwischen *löwe* und *leu*, die beide auf mhd. *lewe*, *lew* fussen, besteht kein weiterer unterschied, als dass jene form die allgemeine bezeichnung ist, diese bloss der gehobenen sprache angehört. Engere bedeutung als *schauer* (mhd. *schür*) hat *schauder*, mit später eingetretenem *d*: man spricht weder von einem „regenschauder“ noch einem „schauderbad“, sondern sagt beidemal „schauer“; *schauder* gilt mehr von geistiger empfindung. Wie auch das verhältnis des mhd. *ritter* zu *rîter* beurteilt werde, doppelwörter darf man nhd. *reiter* und *ritter* jedenfalls nennen; die neben *reiter* in den anfängen des nhd. aufgekommene, bald vorherrschend gewordene, seit langer zeit aber wider verlassene form *reuter* ist nur missverständlich auf „reiten“ bezogen worden, gehört vielmehr dem holl. *ruiter* an, welches von mlat. *ruptarius* (wegelagerer zu pferde, räuber; vgl. *rotte* und frz. *route*) stamt. *Mahl* (essen; vgl. mahlzeit) ist vermutlich eins mit *mal* (zeit); will man aber, was sich gleichfalls hören lässt, lieber davon ausgehn, dass auf jede grössere versammlung ein gemeinschaftliches essen zu folgen pflegte, so wird *mahl* in mahlschatz, mahlstatt, gemahl, denen ahd. *mahal* (versammlung, verhandlung, vertrag) zu grunde liegt, als zwillingswort aufzustellen sein. Das abstrakte *scheu* und das konkrete *scheuche* entsprechen dem mhd. *schiuhe*, dessen *h* in jenem wort abgefallen, in diesem *ch* geworden ist. Die identität von *töpel* und *dörfer* (dorfbewohner) wird durch die dem niederd. zugewanten ältern formen *dörper*, *dörpel*, *törpel*, *döpel* vermittelt; zur begriffsentwicklung vgl. lat. *rusticus* und frz. *vilain* (*villanus*). *Mäkler* und *makler* werden zwar kaufmännisch ohne unterschied gebraucht, in der bedeutung „kleinlicher tadler, bekritler“, für welche man mit unrecht den ursprung aus dem fremdwort „makel“ behauptet hat, gilt aber nur die umgelautete form. Der kürzung von *dritleil* in *drittel* (s. 269) gleicht die von *urteil* in *urteil*; während jedoch *urteil* allgemeinen charakter hat, pflegt das überhaupt seltene *urteil* auf den begriff „richterliche entscheidung“ eingeschränkt zu werden. Aus *herr Jesus* ist der ausruf *herrje* verstümmelt und zugleich euphemistisch hervorgegangen. Den nhd. wörtern *gisch* und *gest* liegen die mhd. formen *gist*, *gëst*, *jëst* (von *jësen*, *gären*) zu grunde; *gest* ist in einem grossen teile von Norddeutschland der allgemein übliche ausdruck für „hefe“ als gärungsmittel. Das zwar in der schriftsprache kaum mehr lebendige, aber mundartlich erhaltene subst. *letze*, welches ende, abschied und das, was zum abschied gereicht wird, bedeutet,

hat die volksetymologisch umgewandelte form *letzt* in der redensart „zu guter letzt“ neben sich.

Die adj. *fahl* und *falb* entspringen beide aus mhd. *val* gen. *val-wes*, werden indessen einer trennung unterworfen, wenn auch bisweilen eins fürs andere gesetzt werden mag; es heisst z. b. das *fahle* gesicht, aber die *falben* blätter. Buchstäblich ebenso verhalten sich zu mhd. *gël* gen. *gêlwes* die schriftdeutsche form *gelb* und die mundartliche *gehl*. Obgleich im mhd. *twërch* und *twër* neben einander bestehen, dürfen nhd. *xwerch* und *quer* (platd. *dwer*) als wesentlich eins betrachtet werden; zu dem wechsel des konsonantischen anlauts vgl. nhd. quehle, zwehle und mhd. twehele (handtuch). Während im mhd. *quëc* (lebendig, frisch; vgl. erquicken) als haupt-, *këc* als nebenform galt, kehrt sich im nhd. das verhältnis um: aber *keck* hat heute weit überwiegend moralische bedeutung, und *queck* (auch *quick*, wie im engl.; vgl. Quickborn) komt fast nur noch in zusammensetzungen vor, namentlich in quecksilber (engl. quicksilver). Dem mhd. *slëht* entspricht der form nach nhd. *schlecht*, dem begriffe nach nhd. *schlicht* (vgl. engl. slight, gering); *schlecht* im sinne von *schlicht* hat im nhd. lange gegolten und wird heute noch in „schlechthin, schlechtweg, schlechterdings“ sowie in der verbindung „schlecht und recht“ gebraucht. Von dem stark entstellten *bieder* unterscheidet sich das ihm zu grunde liegende *biderbe* nur, insofern es altertümlich und etwas gesucht klingt; die bedeutung ist dieselbe geblieben. *Nackt* und *nackend* bestehen seit langer zeit nebeneinander; allein *nackt* wird doch als der allgemeinere und bessere ausdruck betrachtet, während *nackend* mehr der mündlichen rede angehört. Da dem alts. *wel* hochd. *wol* entspricht, so lassen sich die freilich höchst seltenen, aber in die sprache zweier berühmten dichter geratenen adj. *wählig* st. *welig* (Voss) und *wolig* (Goethe) als zwillingswörter ansehen. Die beiden von hof abgeleiteten adj. *hövesch* und *hübesch* (*b* aus *v*) waren ursprünglich der bedeutung nach nicht geschieden; nhd. *höfisch* und *hübsch* bezeichnen gesonderte begriffe und dürfen nie mit einander tauschen. Wahrscheinlich sind *eklich*, *heiklich* und *häklich*, deren begriffe sich im allgemeinen nahe berühren, in mundarten zum teil decken, auf denselben grund zurückzuführen. *Sachlich* und *sächlich*, in der alten sprache nicht vorhanden, aber in sich eins, unterscheidet der gebrauch hinreichend; doch pflegte J. Grimm *sächlich* für *sachlich* und vom geschlecht regelmässig „neutral“ zu setzen.

Die jetzigen adj. *bescheiden*, *erhaben*, *gediegen*, *getrost* beruhen auf alten part., welche im nhd. *beschieden*, *erhoben*, *gediehen*, *getröstet*

lauten. *Verwegen* ist das mhd. part. des reflex. sich verwegen; für die nhd. konjug. eignet sich nur die nach „gewogen“ (mhd. gewögen) gebildete form *verwogen*. Von *durchleuchtet*, *erleuchtet* (mhd. *durchliuhtet*, *erliuhtet* und gekürzt *durchliiht*, *erliiht*) unterscheiden sich die adj. *durchlaucht*, *erlaucht*, welche auch substantivisch gebraucht werden. *Gestalt*, das mit dem sogenannten rückumlaut versehene part. von stellen, ist teils für sich allein, teils und besonders in den zusammensetzungen *misgestalt*, *ungestalt*, *wolgestalt* als adj. verblieben; die konjug. kent nur *gestelt*. Anstatt „bestalt“ heisst es heute gewöhnlich *bestallt*, weil der inf. bestallen sich geltend macht; als part. zu bestellen ist natürlich nur *bestelt* brauchbar. Das alte part. von decken hat sich als technischer ausdruck erhalten: die mit einem deckel verschlossene orgelpfeife wird *gedackt* genant; *gedeckt* und *gedackt* sind daher zwillinge. Das dem part. von lehren entsprechende adj. *gelehrt* hat neben sich die aus dem mitteld. stammende form *gelahrt*, welche heute nur hie und da noch altertümlich und meist in spöttischem sinne gebraucht wird. Von verwirren ist das starke part. *verworren* als solches nicht mehr üblich, es gilt nur *verwirt*: da jedoch *verwirt* auch adjektivische funktion bekommen hat, so hat die sprache den unterschied der form dazu benutzt einen unterschied der bedeutung festzusetzen; vgl. ein *verwirter* schüler, *verworrenes* geräusch. *Gewant* und *gewendet*, *verwant* und *verwendet*, *gesant* und *gesendet* dürfen in der konjug. zwar im algemeinen mit einander wechseln; aber die der je zuerst genanten form entsprechenden adj. *gewant* und *verwant* dulden die andere nicht neben sich, und anstatt des subst. *gesante* kann „gesendete“ nicht gebraucht werden. Von bereden stammen *beredet* und *beredt*, jenes mit pass., dieses mit akt. bedeutung. Denselben unterschied der begriffe zeigen *getrunken* und *trunken*, wie das part., das jezt nur adjektivisch verwendbar ist, in der alten sprache gelautet hat. Gleichfals ohne partizipiale vorsilbe besteht *durchtrieben* als adj. neben dem eigentlichen part. *durchgetrieben*. Wenn von *fallen*, *salzen*, *spalten*, welche im nhd., ausser im part. prät., durchweg der schwachen konjug. zugefallen sind, vermöge der sehr nahe liegenden analogie auch schwache formen dieses part. auftreten, zum teil überwiegen, so lässt sich als regel aufstellen, dass sie nur dann etwa berechtigt sind, wenn nicht die adjektivische, sondern die rein verbale bedeutung vorliegt; daher heisst es teils ziemlich algemein, teils kann es heissen z. b. er hatte die hände *gefaltet*, aber: sass da mit *gefaltenen* händen; sie hatte die suppe nicht *gesalzt*, aber: *gesalzene* heringe; der knecht hat holz

*gespaltet*, aber: haufe *gespaltenes* holzes (vgl. eine *gespaltene* und eine durch den säbelhieb *gespaltete* lippe).

Auf rein verbalem gebiete sind *drucken* und *drücken*, *zucken* und *zücken* als zwillinge zu betrachten; je beide nach form und begriff jezt getrente wörter konten früher ohne unterschied gebraucht werden. Dem mhd. *wägen* entsprechen *wügen* und *wiegen*. Von dem subst. „knopf“ ist im altd. *knüpfen*, erst im 15. jahrhundert *knöpfen* gebildet worden. Anstatt *hengen*, wie es im mhd. hiess, wird heute *hängen* geschrieben; die schon vom ahd. überkommene nebenform *henken* gilt insgemein nur in eingeschränktem sinne (vgl. henker). Wie *schauder* zu *schauer* (s. 272), *jodeln* zu *jolen*, verhält sich *haudern* (wovon *hauderer*, *lohnkutscher*) zu *heuern* (mieten); zu grunde liegt mhd. *hüren*, niederd. *hüren* (engl. *hire*). Die ursprüngliche identität von *scheuen* und *scheuchen* gleicht der von *scheu* und *scheuche* (s. 272); das mhd. *schiihen* vereinigte beide bedeutungen, aber schon zu Luthers zeit war die trennung erfolgt. Neben *ausreuten* wird *ausrotten* fast nur in geistiger und *ausroden* nur in sinlicher beziehung gebraucht; alle drei gründen sich auf mhd. *riuten*, doch ist bloss das erste rein hochdeutsch. Von dem präfix abgesehen, sind *betätigen* und *verteidigen* offenbare zwillingswörter; das mhd. *teidingen* (*teidinc* aus *tagedinc*, gerichtstag, gerichtsverhandlung) bedeutet vor gericht verhandeln, aber *betätigen* hat sich volksetymologisch zu „tätig“ hingewant. In der konjug. von „werden“ begegnen wir den in der heutigen anwendung strenge geschiedenen doppelformen *worden* und *geworden*, von denen in der ältern sprache nur die erste üblich gewesen ist; ferner lautet das prät. teils organisch *ward* (mhd. *wart*), teils unorganisch *wurde* (mit angehängtem *e* statt *wurd* und dies aus dem plur. eingedrungen), ohne dass der algemeine prosaische gebrauch eine trennung durchgeführt hat (in der poesie hat *wurde* keinen guten klang).

Im verlaufe der entwicklung des nhd. sind eine menge wörter mit niederdeutschem gepräge der schriftsprache zugeführt worden; unter ihnen befinden sich manche, deren hochdeutsche form daneben gleichfalls gebraucht wird. Schon im vorhergehenden ist einzelner wörter erwähnung geschehen, welche zwar im mhd. vorkommen, aber eigentlich in der vom niederd. durchdrungenen mitteld. mundart zu hause sind, wie *gest*, *gelahrt*, *ausrotten*. Da, wo eine niederd. form ohne bestimmt wahrnehmbare abweichung in der bedeutung neben der hochd. aufzutreten nicht ohne erfolg versucht hat, ist mindestens die schriftsprache befugt der seitenform aus dem wege zu gehen, z. b. bei *küper*, *linnen*, *schlapp*, *waden* für *küfer*, *leinen*, *schlaff*, *waten*. Bisweilen

lässt sich über die berechtigung streiten. In einigen grammatischen schriften norddeutscher verfasser hat *reep* (seil, strick; engl. rope) aufnahme gefunden; zwar hochd. *reif* durfte nicht dafür gesetzt werden, da die bedeutung nicht oder nicht mehr stimmt: weil jedoch neben den beiden genannten bezeichnungen desselben begriffs das wort völlig überflüssig ist, so hat die schriftsprache das recht sich ihm zu entziehen. Anders steht es um wörter, durch welche ein anderer begriff ausgedrückt wird, als der entsprechenden hochd. form zukommt. Darnach beurteile man folgende gleichungen, die sich nach verschiedenen lautverhältnissen in einzelne gruppen zerlegen lassen.

Dem hochd. neutr. *waffen*, das jetzt nur altertümlich und dichterisch für das später daraus entwickelte fem. *waffe* gebraucht wird, entspricht die ursprüngliche niederd. form *wappen* mit zwar verwanter aber doch strengere geschiedener bedeutung; den subst. folgen die verba *wafnen* und *wapnen*. Ebenso gleichen sich *staffel* und *stapel*; der gemeinsame hauptbegriff ist grundlage, erhöhung, gerüst. Das in die sprache norddeutscher schriftsteller gedrungene niederd. *jappen* und das hochd. *gaffen* sind etymologisch dasselbe wort; beide bedeuten eigentlich „den mund aufsperrn“ (vgl. engl. *gape*). Aus dem grundbegriffe des schalles und tones haben sich die bedeutungen des hochd. *klaffen* und des niederd. *klappen*, welche im jetzigen deutsch nicht mit einander tauschen können, entwickelt. Mit kürzung des vokals und darauf erfolgter doppelung des kons. ist *schleppen* aus niederd. *slēpen*, hochd. *schleifen*, entlehnt worden. Dass auch *stopfen* und *stoppen* in sich eins sind, lässt sich denken; als gemeinsamen begriff hat man „aufhalten“ anzunehmen (vgl. engl. *stop*). *Kneifen* ist kein altes wort, sondern erst im nhd. aus dem niederd. *kneipen*, ursprünglich *knīpen* (nicht zu verwechseln mit kneipen von kneipe), ohne dass sich ein deutlich erkennbarer unterschied der bedeutung festgesetzt hätte, ins hochd. umgesetzt; während früher *kneipen* häufiger als *kneifen* gebraucht wurde, kehrt sich heute das verhältnis um. *Schnuppe* vom glühenden docht und in „sternschnuppe“ ist mit *schmupfen* eigentlich identisch; die trennung der formen und die verschiedenheit des geschlechts fanden in der ältern sprache nicht immer statt.

Ogleich das schriftd. *elf* mit dem plur. *elfen* nicht aus dem niederd., sondern aus dem engl. entlehnt ist, steht es doch auf niederd. lautstufe, hochd. wäre *elb*; von *elf* scheidet sich nach form und begriff das im ursprung identische hochd., sogar strengalthochd. *alp*, von dem das alpdrücken herrührt. *Schnauben* ist hochd., mhd. *snūben*, dem

niederd. *snüven* entspricht, woher *schnaufen* stamt; der gebrauch unterscheidet beide wörter (vgl. anschnauben und sich verschnaufen).

Auf den wechsel zwischen hochd. *ft* und niederd. *cht*, dem die schriftsprache verschiedene wörter verdankt, welche heute insgemein nur in der niederd. form geltung haben, wie *gerücht*, *nichte*, *schlucht*, *beschwichtigen*, *sichten*, gründen sich einige doppelwörter unserer jetzigen sprache, die beiden mundarten angehören. So gleichen einander *sacht*, *sachte* und *sanft*; *echt* und *ehehaft* (mhd. *êhaft*, niederd. *êhacht*, gesetzmässig, rechtsgiltig), das zwar als adj. verschollen, aber als subst. im plur. (ehehaften, rechtmässige hindernisse) in der gerichtssprache erhalten ist; *schacht* und *schaft* (die speerstange diente als mass; vgl. schechten, wie im niederd. die stiefelschäfte heissen), ferner die damit zusammengesetzten pflanzennamen *schachtelhalm* (*schachthalm*), *schachteltheu* und *schafthalm*, *schaftheu*. Dass aber *lichten* in der beziehung auf „anker“, wie sehr oft behauptet wird, hochdeutschem *lüften*, welches im niederd. freilich *lüchten* (engl. lift) lautet, entspreche, beruht wol auf irtum; die verbindungen „ein schiff lichten“ und „die anker lichten“ scheinen vielmehr dasselbe niederd. wort (mhd. lihten, leicht machen) zu enthalten.

Den hochd. wörtern *gäh*, *jäh* (adv. *jach*) entspricht die niederd. form *gau* (schnell, behende), deren gebrauch sich in der hochd. rede zwar heute wol nur auf einen teil von Norddeutschland beschränkt, früher aber und noch im 18. jahrhundert sich weiter erstreckt hat; mit diesem „gau“ ist „gaudieb“ (niederd. gaudêf) zusammengesetzt. Ein in der hauptsache gleiches verhältnis zeigen *nah* und *genau* (mnd. *nouwe*, holl. *naauw*, enge); in mundarten findet sich häufig die einfache form „nau“, woher „benaut“ (beklommen, beengt) stamt. Das dem jetzigen *heischen* zu grunde liegende „eischen“ (engl. ask) lautet niederd. regelrichtig *eschen*, in manchen gegenden Norddeutschlands noch heute auch in der schriftsprache der stehende ausdruck bei gerichtlichen ladungen.

Auf der dem niederd. eigenen versetzung des *r* beruht *born*, welches jezt fast nur dichterisch neben *brunnen* gebraucht wird; vgl. bernstein, von bernen (engl. burn) = brennen. Ebenso verhält sich *bersten* (engl. burst) zu mhd. „bresten“, woher *gebresten* und *brethafft* stammen.

Den anlaut *wr* kent das nhd. nicht; gleichwol hat es einzelne mit *wr* anlautende wörter aus dem niederd. aufgenommen. Allgemein bekannt ist *wrack*, welcher form die weniger bekante aber schriftgemässe nebenform *brack*, ausschuss (vgl. bracker, brackvieh, brackwasser, aus-

bracken) zur seite steht. Was man in Niederdeutschland *wringen*, *auswringen* (z. b. nasse wäsche) nent, pflegt in der schriftsprache durch *ringen*, *ausringen* bezeichnet zu werden; doch gestattet sie sich auch wol den niederd. anlaut, namentlich in dem zusammengesetzten *wringmaschine* (engl. wringing-machine). Ob bei *rasen* und *wasen*, *rocken* (spinrocken) und *wocken*, die sich nicht sowol der bedeutung als dem landschaftlichen gebrauche nach unterscheiden, dieselbe spaltung des ursprünglichen *wr*, wie insgemein gelehrt wird, anzunehmen sei, ist neuerdings zweifelhaft geworden; insbesondere kann es auffallen, dass da, wo *wocken* als hauptform gilt, *wasen* so gut wie nie gehört wird.

Nachdem Luther anstatt des hochd. *atem* das auf niederd. lautstufe stehende *odem* (f. adem) eingeführt hatte, ist diese form in die höhere dichtersprache, wo sie nicht selten auch „oden“ gelautet hat, eingegangen. Das niederd. *dik* bedeutet sowol *deich* als auch *teich* (vgl. engl. dike und ditch), begriffe, die gar nicht vereinbar, in gewisser hinsicht entgegengesetzt zu sein scheinen und sich doch leicht einigen: der *teich* muss zunächst, wie der *deich* immer, als künstlicher verstanden werden, und wie das lat. *altus* bald „hoch“ bald „tief“ übersezt wird, so entscheidet die richtung, welche man im auge hat, für erhöhung (*deich*) oder vertiefung (*teich*). Dem allgemein schriftl., an sich niederd. *moder* steht *mudder* (engl. mud) gleich; dafür kennen oberd. mundarten die form *motter*, zu welcher die widerwärtige zusammensetzung *essichmutter* (faex aceti, engl. mother) zu gehören scheint. Neben *tute* oder *tüte*, wofür in der schriftsprache gewöhnlich die mit ungehörig erweichtem anlaut versehene form *düte* als die gebildetere gilt, wird in manchen genden Niederdeutschlands die etymologisch identische form *teute* für einen andern, aber verwanten begriff gebraucht, den einer grossen kanne, deren sich nicht bloss die weinküfer, sondern auch die mägde in der küche bedienen.

Was wir *kran* nennen und gewöhnlich *krahm* schreiben, ist nichts als die niederd. form von *kranich* (vgl. engl. crane für beide), mit beziehung auf ähnlichkeit dieser maschine mit dem kranichhals (vgl. hahn an der flinte und am fass). Obgleich schon im mhd. *rige* vorkommt, scheint doch das in die turnsprache eingeführte nhd. *riege* aus dem niederd., wo *reihe* so lautet, herzurühren. *Otter*, das schädliche tier, verschieden von *otter* in fischotter, hat seinen namen aus dem niederd. *adder* (holl. und engl. ebenso) durch wegfall des anlautenden kons. von *natter* erhalten; *otter* und *natter* sind daher zwillingswörter.

Die niederd. benennungen *droste*, *drost* (landdrost) und *inste*, welche aus *drotscte* und *insete* zusammengesogen sind (vgl. Holste aus

Holtsete; Wursten, landschaft der Wurtseten, der auf dem wurt, wert angesessenen), entsprechen mit abweichender bedeutung den hochd. wörtern *truchsess* und *insasse*. *Fett* und *feist* bestehen in der schriftsprache mit wahrnehmbarem unterschiede neben einander; jenes ist niederd. (engl. fat), dieses hochd. (mhd. veizet).

Zwillinge sind auch *kerl* (niederd.) und *Karl* (hochd.), mit der ursprünglichen bedeutung „mann“; der herabgesunkene begriff, den wir unter *kerl* verstehen, gilt schon seit jahrhunderten, und noch älter ist der übergang des appellativen *karl* in den blossen eigennamen. Eine andere gleichung, an der ein heutiger vorname teilnimt, bilden *minne* und *Minna*, insofern dieser name, welcher nicht selten mit Mina verwechselt und misbräuchlich aus Wilhelmine geleitet wird, der ahd. und alts. form *minna* (liebevolle erinnerung, liebe) entspricht.

Die französische sprache besitzt wörter deutschen ursprungs, welche dort sich mit den übrigen dergestalt vermischt haben, dass nur wissenschaftliche untersuchung sie herauszukennen vermag. Manche derselben haben sich wider der deutschen rede und schrift mitzuteilen versucht, was jederzeit und allgemein gelungen ist, wenn sie sich unterordnung unter deutsche lautgesetze haben gefallen lassen wollen, z. b. *bresche* (frz. *brèche*, von brechen), *marschieren* (frz. *marcher*, von mark, ursprünglich über die mark, landesgrenze, gehen). Unter der menge romanischer, namentlich franz. wörter, welche, zum teil ungeachtet ihrer fremden gestalt und des fremden klanges, bei uns zu verweilen fortfahren, befinden sich nicht wenige, denen diejenigen deutschen wörter im gebrauche gegenüberstehen, aus denen sie in alter zeit hervorgegangen sind. Bisweilen hat sich das fremde wort so volständig eingebürgert, dass man es für ein deutsches zu halten geneigt sein kann. *Rang* klingt und sieht ebenso deutsch aus wie *ring*, ahd. *hring* (kreis, versammlung), woher es nebst *haranguer* (anreden; vgl. ital. *aringo*, rednerplatz) im franz. entlehnt worden ist. Dem ahd. *lista* entspricht nhd. *leiste* (streifen, borte), aber das ital. *lista*, frz. *liste*, woher wir *liste* bekommen haben, hat denselben ursprung. *Stuck* ist aus dem ital. *stucco* (vgl. stuccatur) hervorgegangen, welches sich auf has ahd. *stucchi* mit der bedeutung „rinde“, formell nhd. *stück*, gründet. Von dem ahd. *warta* im sinne von wache stamt frz. *garde*; nhd. *warte* und *garde* unterscheiden sich in jeder beziehung. *Loge* (frz., ital. *loggia*) ist aus dem mlat. *lobia*, ahd. *lauba*, nhd. *laube*, entsprungen. Das ahd. *chrapfo*, mhd. nhd. *krapfe* (haken), hat das frz. *agrafe* (spange) ergeben, nhd. *agraffe*, eine unsern damen so unentbehrliche benennung wie *robe*, dem das mlat. *rauba* (spolium, vestis; vgl. exuviae), nhd.



*raub*, zu grunde liegt. *Trupp*, *truppe* gehen durch das franz. auf *dorf* zurück (zur metathese vgl. *-trup* für *-dorf* in vielen niederd. ortsnamen), altnord. *thorp*, welches auch haufe, bande bedeutet, wie denn noch in süddeutschen mundarten eine versammlung auf freiem felde, auch ein besuch „dorf“ genant wird („einen dorf halten, dorf bekommen, dorfen“). Dem deutschen *schmelz*, ahd. *smelxi*, mlat. *smaltum*, entsprechen *email* (frz.), welches oft in „emaille“ verkehrt wird, und *schmalte* (waschbläue). Aus *balke*, *balken* ist durch das roman. *balkon* hervorgegangen. Für *boulevard* braucht unsere umgangssprache nicht das deutsche *bolwerk*, aus dem es entlehnt ist; aber der begriff „wall“ einigt beide wörter. Anstatt „wirthshaus, gasthof“ wird in deutscher rede bisweilen *auberge* gesagt und findet sich in deutschen zeitungsen und andern schriften hie und da gedruckt; das frz. wort ist mit ital. *albergo* aus *heriberga*, nhd. *herberge*, entsprungen. Grösserer geläufigkeit erfreut sich der ausdruck *gage* (frz.), herrscht sogar in gewissen kreisen ganz allein; er stimmt formell zu hochd. *wette*, womit lat. *vas* und *vadimonium* verwant sind. Die aus dem ital. stammenden wörter *lotto* und *fresco*, welche in die nhd. sprache eingang gefunden haben, gründen sich auf *loos* (*loss*) und *frisch*. Das dem frz. *marche* entlehnte *marsch* hat sich aus *mark* entwickelt; vgl. s. 279 *marschieren*. Den deutschen wörtern *graben*, *picken*, *warnen* (im ahd. = schützen) stehn die zunächst dem frz. angehörenden, in unserer heutigen schrift- und umgangssprache bekanten wörter *gravieren* (in der sculptur), *pikieren*, *garnieren* als zwillinge zur seite. Den eisenbahnwagen pflegen wir *wagon* zu nennen, eine ungeschickt und überflüssig eingeführte form, welche durch das französische aus dem englischen *waggon*, das dem deutschen *wagen* gleich steht, herübergekommen ist.

Wenn die bisher angeführten zwillingswörter entweder nach je beiden seiten oder zur einen hälfte aus dem deutschen stammen, und wenn in den fällen, dass die andere hälfte zunächst fremdher entlehnt ist, gleichwol deutscher ursprung hat nachgewiesen werden können; so bleibt noch eine weit grössere anzahl von gleichungen zu berücksichtigen, welche ausschliesslich dem bereich der fremdwörter angehören. Bei ihrer vorführung kann die unterscheidung zwischen eigentlichen fremdwörtern und sogenannten lehnwörtern um so weniger in betracht kommen, als diese trennung in einer nicht geringen zahl von beispie-len zweifelhaft und daher undurchführbar ist. Auch die oft recht schwierige frage, ob ein in der neuern zeit aus der fremde in die sprache gedrungenes wort eingebürgert sei oder nicht, verdient keine besprechung, da es hier lediglich darauf abgesehen ist, dasjenige zu

beurteilen und festzusetzen, was gebraucht wird, sei es mit recht oder mit unrecht, allgemein oder vereinzelt. Die weit überwiegende mehrzahl leitet sich entweder unmittelbar oder durch das romanische mittelbar aus dem latein; einige male sind das griech. und das oriental. vertreten, selten eine andere sprache.

Das lat. *tegula* spaltet sich in *tiegel* und *ziegel*; *palatium* in *pfalz* und *palast*, von welchem worte die neuere zeit noch das zunächst franz. *palais* zu unterscheiden weiss; *praepositus* oder formell genauer mlat. *propositus* in *probst* und *profoss*, woneben auch *präpositus* selber in einigen gegenden Deutschlands zur bezeichnung eines höhern geistlichen gebraucht wird. Vierfache gleichung bieten *pabst*, *pfaffe*, *papa* und *pope* (russ. priester), welche sich aus *papa*, *πάππας* entwickelt haben. Die identität von *bursche*, *bursch* und *börse* (in beiden bedeutungen) wird durch das dem griech. *βύρσα* (fell, leder) entlehnte mlat. *bursa* (beutel, gemeinschaftliche kasse, genossenschaft) vermittelt. Auf das griech. lat. *bombus* (dumpfer ton, geräusch) gründen sich *bombe* und *pumpe* nebst *pump*; vgl. die interj. *bums* und *pumps*. *Grotte* und *krypte* sind formell identisch; ob als drilling auch *gruft* hinzutreten dürfe, bleibt nach wie vor zweifelhaft. Aus *ἀπείρις*, *ἀπείρις* ist durch vermittlung der mlat. form *absida* das mhd. *absite* entstellt hervorgegangen und diesem im nhd. *abseite* gefolgt (platd. *áfsít*, ein seitwärts unterm schrägen dache befindlicher raum, in der regel zur aufbewahrung alten hausrats verwendet); daneben gilt als technischer ausdruck *apsis* fort. Während *pakt* dem lat. *pactum* unmittelbar entnommen ist, beruht *pacht* auf der niederd. form des aus dem lat. worte stammenden mhd. *pfacht*. Mlat. *tineta* ergibt *tinte* (tinten, farben, frz. *teintes*, engl. *tints*) und *dinte*, wie man für atramentum zu schreiben völlig berechtigt ist; mlat. *oblata* *oblata* und *oblei* (opfergabe, geldzins); mlat. *posta* (*posita*) *post* und *posten* (geldbetrag). Aus den lat. adj. *minutus*, *nitidus*, *par*, *rotundus*, *tortus* sind *minute* und *menu* (küchenzettel), *nett* und *netto*, *paar* und *pair*, *rotunde* und *runde* nebst *ronde*, *torte* und *tort* (unrecht, verdruss) entsprungen. Von *feria* stammen *ferien* und *feier*, von *carcer*: *kerker* und *karzer*, von *stilus*: *stil* und *stiel*, von *radix*: *rettich* und *radies*, von *emplastrum*: *pflaster* und *piaster*, von *conventus*: *convent* und *kofent* (klosterbier, dünbier), von *caput*: *cap* und *chef*. Das dem mlat. *mina* entlehnte frz. *mine* vereinigt die beiden in den nhd. gebrauch daraus übergebenen begrifflich verschiedenen wörter *mine* und *miene*. *Pfeife* und *pipe* (weinmass) gründen sich auf mlat. *pípa*; aus *pipare* sind *pfeifen* und *piepen* (zunächst niederd.), welche sich in der gebildeten sprache

nicht unwesentlich unterscheiden, hervorgegangen. Dem lat. *servitium* hat die frz. sprache ihr *service* entnommen; die heutige nhd. umgangs- und verkehrssprache bedient sich dieses wortes in der bedeutung „tafelgerät“ und pflegt davon wider *servis* im sinne von „bedienung“ zu trennen. Zwischen *karte* und *charte*, *nativität* und *naivetät*, *ruin* und *ruine*, *schüler* und *scholar*, welche auf *charta*, *nativitas*, *ruina*, *scholaris* fussen, besteht ein unterschied. Etwas anderes bedeuten *arzt*, *brief*, *dattel* und *dachtel*, *kompott*, *koppel*, *küster*, *letter*, *marter*, *meister*, *mode*, *nummer*, *papier*, *pate*, *physiker*, *priester*, *sprit*, *tisch*, *tünche*, *uhr*, *xins* als die ihnen zu grunde liegenden wörter, welche entweder allgemein oder je nach wissenschaftlichem oder konventionellem bedürfnis in der schriftsprache gebraucht werden: *archiater*, *breve*, *daktylus*, *compositum*, *copula*, *custos*, *littera*, *martyrium*, *magister*, *modus*, *numerus*, *papyrus*, *pater*, *physicus*, *presbyter*, *spiritus*, *discus*, *tunica*, *hora*, *census*. Aus *dictare* und *tractare* haben wir nicht allein *diktieren* und *traktieren*, sondern auch *dichten* und *trachten* entlehnt; von *dichten* scheidet sich wider *tichten* in „tichten und trachten.“ Von *fallere* stammen durch das ital. unser *fallieren* und vermöge des frz. *faillir* das ganz deutsch klingende *fehlen*, mhd. *failieren*, *vaelen*. Ein mehr oder minder erheblicher unterschied findet statt zwischen *passen* und *passieren*, *pressen* und *pressieren*, *koppeln* nebst *kuppeln* und *copulieren*, *regeln* und *regulieren*, *opfern* und *offerieren*, *ordnen* und *ordinieren*, *fabeln* und *fabulieren*, *predigen* und *prädicieren*, *blamieren* und *blasphemieren*, *spedieren* und *expedieren*, *laxieren* und *laschieren*, *zirkeln* und *circulieren*, *formen* und *formieren*, *doctern* und *doctorieren*, *hausen* und *hausieren*, *rotten* und *rottieren*, *lauten* und *lautieren*, *schatten* und *schattieren*. Aus frz. *toucher* entspringen *tuschen* (mit tusch malen) und *tuschieren* (in der studentensprache); auf lat. *probare* beruhen nicht bloss *proben* und *probieren*, sondern auch *prüfen*, auf *expendere* *spenden* und *spendieren*; und auf dem mlat. subst. desselben wortes, *expensa*, sowol *speise* als auch das plurale *spesen* (zunächst ital.). *Becken* und *bassin* stammen beide von mlat. *baccinum*, *paladin* und *palatin* von dem adj. *palatinus*, *zither* und *gitarre* von *cithara* κιθάρα, *mörser* und *mörtel* von *mortarium*, *pfarre* und *parochie* von *παροικία*. Zwischen *formal*, *ideal*, *legal*, *real* und *formell*, *ideell*, *loyal*, *reell* wird unterschieden; neben *generell*, *materiell*, *officiell*, *originell* sind *general*, *material*, *official*, *original* als subst. üblich. Auch in *mobil* und *möbel*, *indisch* und *indigo*, *persisch* und *pfirsich* bilden adj. und subst. ein zwillingspaar; *kommode* ist teils adj., teils subst. Obgleich für das den doppelwörtern *banner* und *panier*

zu grunde liegende mlat. *bandum* germanischer ursprung anzunehmen ist, pflegen beide doch als fremdwörter (frz. *bannière*) zu gelten. Das lat. *tapetum* hat die drillinge *teppich*, *tapete* und *tapet* (aufs tapet bringen, frz. *mettre sur le tapis*) ergeben. *Meier*, *major* und *maire* (engl. *mayor*, daher lordmayor) gehen auf den lat. komparat. *major* zurück. Von *decanus*, ursprünglich aufseher über zehner, stamt ausser *dekan* auch *dechant*; als dritter geselt sich zu ihnen in eingeschränkter beziehung der *doyen*. Neben *marmor*, der eigentlichen und allgemein üblichen form, gelten *marmel* (im mhd. lautete das altklass. fremdwort gewöhnlich so) und hieraus entsteht *märbel* (vgl. engl. *marble*) und *murmel* für die spielkugeln der kinder, welche anfangs aus marmor bestanden, jezt aus stein oder glas verfertigt werden. Aus *granatus* ist das masc. *granat*, ferner durch das roman. das fem. *granate*, endlich der erste teil der zusammensetzung *granatapfel* hervorgegangen, während *granit*, dem natürlich gleichfalls lat. *granum* zu grunde liegt, vom ital. inf. *granire* stamt. *Beryllus* ergibt nicht bloss den namen des grünen edelsteins *beryll*, sondern auch das ganz deutsch lautende wort *brille* („beryl groezet die schrift“); von *carbunculus* sind *karbunkel* (ein hautgeschwür) und mit volksetymologischer anlehnung an „funkeln“ *karfunkel* (roter edelstein) entlehnt. *Musculus* ist durch *muskel* und *muschel* vertreten, *ordo* durch *orden* und *order*, *organum* durch *organ* und *orgel*, *pulvis* durch *pulver* und *puder*, *triumphus* durch *triumph* und *trumpf*. Neben *staat* aus *status* wird auch *etat*, die frz. form desselben lat. wortes, im sinne von budget in deutscher rede und schrift gebraucht. Ebenso verhalten sich *körper* und *corps* (*corpus*), *zirkel* und *cercle* (*circulus*), *punkt* und *point* (*punctum*), *komtur* und *commandeur* (*commendator*), *bilanz* und *balance* (*bilanx*), *kathedr* und *chaise* (*καθέδρα*), *pferch* und *park* (mlat. *parcus*), *kumpan* und *compagnon* (zu mlat. *companium*, brotgemeinschaft), *pendel* und *pendule* (mlat. *pendulum*); das je zweite dieser wörter, welches sich der bedeutung nach von dem ersten mehr oder weniger unterscheidet, gehört zunächst der frz. sprache an. Aus dem frz. hat auch *cadre* (rahmen) in die militärsprache und *carré* in die höhere gesellschaftsprache eingang gefunden; die übergeordneten lat. wörter *quadrum* (viereck) und *quadratum* gelten als *quader* (quaderstein) und *quadrat* daneben. Ursprünglich eins sind nicht bloss *alarm* und *lärm*, *kavalier* und *chevalier*, *mantel* und *mantille*, *partei* und *partie*, *pigment* (färbemittel) und *piment* (gewürz), *rabatt* und *rabatte*, sondern auch *apotheke* und *boutique* (butike, budike), *delphin* und *dauphin*, *cholera* und *koller*, *rotte* und *route* (vgl. s. 272), *theke* und *zieche*, *thyrsus* und *torso*. Die

identität von *schafott* und *katafalk* wird durch altfrz. *escadafaut* vermittelt und veranschaulicht. Wahrscheinlich hat *diner* mit *dejeuner* denselben ursprung (*disjejunare*). Den zunächst dem frz. angehörenden wörtern *boskett* und *bouquet*, die wir das eine in deutschem, das andere in fremdem gewande auftreten lassen, liegt das deutsche „busch“ zu grunde. Zwillinge sind ferner *parabel* und *parole*, *plan* und *piano*, *pein* und *pön* (vgl. verpönen), *macaroni* und *makrone*, *gardine* und *courtine* (festungswerk), *sakrament* und der euphemistische ausruf *sapperment*, *decher* (10 stück felle) und *decurie*, *fond* und *fonds*, *armee* und *armada* (kriegsflotte), *faktion* und *façon*, *bill* (aus dem engl.) und *bulle*, *konstabel* oder *konstabler* und *connetable* (lat. *comes stabuli*), *ministerium* und *metier*, *bestie* (niederd. *beest*) und *bete* (im kartenspiel, frz. *bête*). Eine vierfache gleichung zeigt sich bei *domina*, *donna*, *duenna* und *dame*, von denen das letzte allgemein üblich ist, die andern hie und da in besondern verhältnissen und für besondere begriffe gebraucht werden. Zwischen dem im frz. aus *mea dominicella* entstandenen *mademoiselle* und dem daraus gekürzten volksmässigen *mamsell* findet ein unterschied statt. Aus mlat. *superanus* oder *superaneus* stammen *souverain* (frz.) und *sopran* (ital.). *Pfründe* vereinigt sich mit *präbende*, mlat. *provenda*, woher zugleich in Hamburg eine art weissbrot allgemein den namen *prüfen* führt (woltat aus geistlicher stiftung, besonders an brot). In dem ausdruck *preisgeben* ist dasselbe wort enthalten, von dem *prise* herrührt, sei es ein erbeutetes schiff oder schnupftabak. *Schanze* in der redensart „in die schanze schlagen“ (aufs spiel setzen) stamt von frz. *chance*, das auch wir zuweilen gebrauchen (plur. *chancen*, fälle, aussichten) und steckt ebenfalls in *mummenschanz*; *chance* aber trifft zusammen mit *cadence* (mlat. *cadentia*), das in der deutschen kunstsprache als *cadenz* nicht unbekant ist. Das lat *floccus*, woher wir *flocke* haben, wird vom mlat. als *froccus* übernommen; hieraus ist *frack* und vielleicht *rock* (vgl. frz. *froc*, kutte; engl. *frock*, kittel) entsprungen. Von dem adj. *hospitalis* stamt nicht allein *hospital* (*spital*, *spittel*), sondern auch *hotel*. Aus ital. *tartufo*, *tartufo*, wodurch die *trüffel* bezeichnet wird, hat durch dissimilation (noch im vorigen jahrhundert komt „tartüffel“ vor) auch *kartoffel* den namen erhalten.

Durch die verschiedene betonung trennen sich die etymologisch übereinstimmenden paare *Aúgust* und *augúst*, *pérfekt* und *perfékt*, *ténor* und *tenór*.

Orientalischen ursprung haben die gleichungen *axur* und *lasur*, *divan* und *douane*, *gene* (woher genieren) und *gehenna*, *kabale* und

*kabbala* (geheimlehre), *sabbat* und volksmässig *schabbes*, *tulpe* (aus tulipan gekürzt) und *turban* (ähnlichkeit der form), *ziffer* und *chiffre* nebst *zero* (null).

Die aus der fremde stammenden doppelwörter, welche aus einem eigennamen und einem gattungsnamen bestehen, sind sehr zahlreich; die priorität ruht gewöhnlich auf dem eigennamen, z. b. bei *Kroate* und *kravatte*, *Slave* und *sklave*, *Mauve* und *mohr*, *Tatar* und *tater* (zigeuner), *Caesar* und *kaiser* nebst *xar*, *Damaskus* und *damast*, *Gaza* und *gaze*, *Calicut* und *calicot*. Bei *Kaschmir*, woher *kasimir* stamt, trifft es sich, dass der eigename (land in Asien) schon vorher in den gattungsbegriff (tuch) übergegangen ist; vgl. engl. *cashmere* und *cassimere*. Aus dem lat. adj. *christianus* sind *christ* (mhd. kristen) und der name *Christian* entsprungen (vgl. frz. *Chrétien* für beide). Dem gattungsnamen kommt die priorität zu bei *kastell* und *Cassel*, *materie* und *Madera*.

Gleichungen innerhalb der eigennamen allein gibt es in unübersehbarer menge, namentlich auf dem gebiete der personennamen. Beispiele der identität zweier und mehrerer geographischen namen sind: *Mailand* und *Meilen*, *Nimwegen* und *Neumagen* (kelt. *Noviomagus*), *Altona* und *Altnau*, *Holstein* und *Holsten* (holtseten, holzsassen), *Rastede* und *Radstedt* (ausgerodete stätte), *Bedburg* und *Bettberg* nebst *Badeborn* (aus *bëtabûr*, kapelle), *Neuendorf* und *Niendorf*, *Altenreif* und *Altripp* (alta ripa), *Rheinbach* und *Regenbach* (früher beide *Reginbach*). Aus der masse etymologisch identischer persönlicher namen mögen herausgehoben werden: *Adalbert*, *Abert* und *Albrecht*; *Robert* und *Ruprecht*; *Ulrich* und *Oelreich*; *Lübbert* und *Liebrecht*; *Rudolf* und *Rolf*; *Oskar* nnd *Ansgar*; *Siebold*, *Sebald* und *Sybel*; *Hermann*, *Haarmann* und *Hörmann*; *Tiede*, *Diede*, *Dede*, *Deite*, *Tade*, *Thode*, *Todt*, *Deute*, *Dauth*, *Dude*, *Tutt* und andere dem reinen stamme von *Diot*, *Diet* entsprossene koseformen; *Arnold*, *Ahrenhold* und *Arnwaldt*; *Walter*, *Waldherr*, *Welter*, *Wolter* und *Wöhler*; *Gering*, *Jhering*, *Görring*, *Gehrung* und *Görrung*; *Sieg*, *Sich* und *Sy*; *Andreas*, *Anders* und *Drews*; *Christian* und *Kirschstein*; *Hans* und *Johannes*; *Anton* und *Dönniges*; *Nikolaus*, *Clages* und *Laus*; *Cyriax* und *Cillis*; *Velten* und *Valentin*; *Schröder*, *Schroer*, *Schreuer*, *Schrader*, *Schrieder* und *Schreder*; *Hölscher* und *Holzschauber*; *Amende* und *Amen*; *Zumbach* und *Thorbeck*; *Ansorge* und *Ohnesorge*; *Averbeck* und *Overbeck*; *Schaffganz* und *Schafgans*; *Busenbaum* und *Buxbaum*; *Bachus* und *Backhaus*; *Herxfeld*, *Hatzfeld* und *Hirschfeld*; *Kleefisch* und *Clewisch*.

## DIE BRAUT DER HÖLLE.

Der zuerst von frau von Gleichen veröffentlichte und jetzt in Goedeques und Boxbergers ausgaben wider abgedruckte plan Schillers: Rosamund oder: die braut der hölle ist durch den bericht Tiecks über ein altes puppenspiel veranlasst worden. Goethe selbst hatte Schiller auf diesen stoff hingewiesen und bei dieser gelegenheit bemerkt, dass er das alte marionettenstück, dessen inhalt Tieck angegeben, in seiner jugend selbst gesehen habe. Er bezeichnet es in dem brief an Schiller vom 1. august 1800 als eine art von gegenstück zum Faust oder vielmehr zum Don Juan. Ein schönes, aber herzloses mädchen verschmäht alle, die sich um sie bewerben, da sie ihr nicht schön, reich und vornehm genug sind; und sie will von dieser grausamkeit trotz der warnungen einer alten freundin nicht ablassen. Einen ihrer treusten liebhaber verwickelt sie in einen zweikampf, in welchem er von einem andern liebhaber erstochen wird. Da zeigt sich ein neuer bewerber, der sich für einen grossen fürsten ausgibt, aber bald als satan zu erkennen ist. Sie nimt seine bewerbung gern an; er verspricht sie zur nacht abzuholen. Trotzdem sie nun durch böse ahnungen und durch den geist ihres treuen liebhabers gewarnt wird, erklärt sie, als ihr bräutigam wider erscheint, ihm angehören zu wollen, worauf er sich als teufel zu erkennen gibt und sie von den höllischen geistern hinweggeführt wird.

Der text dieses puppenspieles ist bis jetzt nicht wider bekant geworden. Eine sehr nah verwante fassung fand ich in der Weimarschen bibliothek; das stück trägt den titel: Faustina, das kind der hölle. Posse in einem akt, aus den zeiten der kreuzzüge. Die handschrift umfasst 9 bogen in 4<sup>o</sup>, die seiten sind unbeziffert. Eine scenenabteilung ist zuerst durchgeführt, dann aber nach der dritten scene unterlassen.

Das stück wird mit einer längeren scene zwischen Faustina und ihrem diener Casper eröffnet. Wir erfahren, dass Faustina, die als sehr verbulte dame erscheint, einen geliebten, den prinzen Domitius hat, den sie auf der redoute am vorigen abend vergebens gesucht hat und jetzt bei sich erwartet. Dann erklärt sie Casper, der in dieser scene seine üblichen possen macht, sie wolle eine stunde schlafen, worauf sich Casper ebenfals schlafen legt. Nachdem Faustina eingeschlafen, tritt Silvander, „eine furie aus der hölle“ auf und berichtet, dass er beauftragt sei, Faustina wegen ihren vielen schandtaten nach der hölle zu holen (3. scene):

Sie war schon längstens reif, ein Kind der Höll zu werden,<sup>1</sup>  
 Denn Sie — Sie stift viel Unheil, für Menschen auf der Erden.  
 Durch ihre Untreu hat Sie manchen hingerichtet,  
 Durch ihre Freveltat manch junges Blut vernichtet;  
 Die letzte Stund ist da, Sie muss mit mir nun fort,  
 Ich führe sie sogleich, frisch an die Höllenpfort,  
 Doch muss Sie noch zuvor, ehe Sie von hier wird gehen,  
 Durch Stolz und Übermut drei Meuchelmord begehen.

Er weckt die schlafende Faustina und wirbt, indem er sich für den reichsten „Nabab“ aus Ostindien ausgibt, um ihre liebe. Faustina fühlt sich durch die werbung geschmeichelt, erklärt aber, sie nicht annehmen zu können, da sie schon mit dem prinzen Domitius versprochen sei. Silvander weist auf des prinzen armut und das traurige loos hin, welches sie infolge dessen erwarte; überdies habe Domitius Faustina an ihn verkauft. Auf Faustinas erstaunte frage: „Verkauft?“ erwidert er: „Ja! diese Nacht sah ich euch auf dem Ball, ich sah euch im Tanz herumfliegen. — Ihr gefielt mir ganz entsetzlich — Ach, seufzte ich ganz laut — Ach wäre dieses Mädchen meine Gemahlin! eine Million wolte ich darum geben. — Eine Masque im grünen Domino stand hinter mir, und sagte: ist das euer Ernst? — wollt ihr das zahlen für das Mädchen? — ich sagte ja von ganzem Herzen — Topp sagte er — Sie ist meine Braut — aber ich mag Sie nicht mehr leiden und ich trete Sie um eine Million für euch ab — der Handel ward geschlossen, und er wird noch heute herkommen, euch seine Liebe aufzusagen.

Faustina (aufgebracht). Ha! der Ungetreue! Das soll er mir mit seinem Leben büssen!

Furie. Recht so; ich verlasse euch jezt auf eine kurze Zeit — schafft alles, was euch lästigt ist, aus dem Wege.

Nachdem beide die scene verlassen, tritt Domitius auf. Zunächst hat Casper ein burleskes gespräch mit ihm; dann erscheint Faustina und nach einigen kurzen wechselreden ersticht sie ihn. Er stirbt unter der versicherung, dass er Faustina unaussprechlich liebe und dass ihm unrecht geschehe; Faustina aber ruft aus: „Du hast nun deinen Lohn, du falscher und ungetreuer Verräther — nun will ich gehn, und meine beiden Aeltern aus dem Wege räumen — es geht jezt in einem Blutvergiessen hin.“ Sie geht ab; hierauf der im puppenspiel

1) Ich habe bei wörtlichen anführungen die orthographie im wesentlichen beibehalten, die interpunktion dagegen dem sinne gemäss geändert.



oft wiederholte effekt<sup>1</sup>, dass Casper singend und trällernd hereinstürzt und über den leichnam fällt. Er muss denselben auf geheiss der wider zurückkehrenden Faustina fortschleppen. Sobald er wider auf der scene erschienen, spricht

Faustina. Nun rufe den Namen Silvanter auf der Strasse und mein schwarzer Liebhaber wird sogleich bey dir seyn; führe ihn hierher, und verlaße uns —

Casper (ruft). Aner und der Ander.

Faustina. Er heißt ja Silvanter.

Casper. Nu ja. Aner und der Ander. (Er will schnell ablaufen. Silvanter, der eben so schnell hereineilt, fährt gegen Casper, so dass beide rückwärts zu boden fallen.)

Silvanter. Nu nu! geht denn der Weg durch die Leut?

Casper. Ey so geh auf d' Seit, wenn a Kerl meines Gleichen kommt (er geht ab).

Silvanter. Nun meine theure! seyd ihr bereit mir zu folgen? habt ihr euch aller überlästigen Personen entledigt?

Faustina. Ja mein Prinz, nun kann ich mit Euch reißen, nun bindet mich hier nichts mehr — ich bin ganz reißefertig.

Furie. Wollt ihr nun die Meinige sein — mit Seel und Leib?<sup>2</sup>

Faustina. Ganz die deine auf ewig mit Seel und Leib.

Furie (rauh). Nun mit deiner Seele ist mir geholfen —

Faustina (erschrickt). Wie? welche Stimme, welcher Ton? — was ist das?

Furie. Wer glaubst du, daß ich sey?

Faustina. Nun ein reicher Nabab aus Ostindien, ein Fürst.

Furie. Ja ich bin ein Fürst, aber nicht von dieser Erde, ich bin ein Fürst der Finsterniß. Asmotheus ist mein Name, ich bin der Hochmuthstefel, gesandt von unserem Höllenfürsten Pluto, dich in allen Lastern reif zu machen, und der Hölle zuzuführen — du hast durch deine buhlerischen Teufelskünste viele junge Leute unglücklich gemacht, dann deiner armen Aeltern dich geschämt und sie ermordet, deinen treuen Domitius aus blinder Eifersucht getödtet — mache dich

1) Vgl. z. b. Kralik und Winter, Deutsche puppenspiele s. 94.

2) Man vgl. Tieck in den briefen über Shakespeare (Poetisches journal, I, s. 61): „Noch einmal fragt er sie um ihre liebe; sie sagt sie ihm freiwillig zu, versichert, dass sie ihn mehr als alle menschen, mehr als sich und gott liebe, und reicht ihm mit diesen worten die hand. Er fasst sie und erklärt ihr, wer er sei; sie schreit auf, doch kann sie sich nicht retten; von höllischen geistern und ihrem bräutigam wird sie unter frohlocken und ihrem zetergeschrei hinweggeführt.“

bereit — mache dich bereit — deine letzten Worte heißen: Verdammniß in alle Ewigkeit. (ab. Donner und Blitz. Es umgeben sie mehrere höllische Furien.)

Faustina (in verzweiflung).

O wär ich nimmermehr auf dieser Welt geboren;  
 So wär Faustina nicht so schändlich jezt verloren.  
 Der Himmel blitzt, die Erde kracht, der Abgrund speuet Feuer,  
 Bringt Fackeln her; zünd Lampen an, hier steht das Ungeheuer.  
 Ins Höllenhaus, wo Pluto sizt, mit den Gespenstern wüthet,  
 Wo jede Seel, die unrecht that, bey Gift und Schwefel brüdet,  
 Da soll ich hin, o arges weh, da soll ich bitter leiden;  
 So muss ich nun für all mein thun von dieser Erde scheiden!  
 Und du o weit und breite Welt,  
 Sie zu, wie kläglich eine Metze fällt — o weh! o weh!

(Die Furien schleudern Sie fort.)

Casper, der auftretend der davongeschlepten Faustina noch: „Glückliche Reißer! a Bon Moujage! Glückliche Reißer!“ nachruft, lässt sich dann von einer furie mit auf kurze zeit in die hölle nehmen, um sich dieselbe anzusehen. Er kommt zurück und erzählt in langer rede den zuschauern von den sündern, die er gesehen, und von den strafen, die sie erlitten. Den schluss des monologs bildet eine anspielung auf einen teil des publikums. Casper berichtet, er sei in eine kammer gekommen, in der die sündler immer hin und hergesprungen seien. „So fragt ich meinen Führer, sage mal Bruder Krummschnabel, was waren denn das für Leute, die da so entsetzlich hüpfen und springen müssen, sind denn das Seiltänzer oder Komödianten gewesen, die auf den Brettern solche Sprünge gemacht haben? Nein, sagte mir mein anderer Führer, der sich Bruder Dickfuß nannte, nein lieber Casper, das waren weder Komödianten noch Seiltänzer, sondern es waren solche junge Leute, die immer in die Komödie gegangen sind und nicht mehr als einen Groschen auf den letzten Platz bezahlt, und sind hernach herüberggesprungen auf den zweiten oder ersten Platz, drum müßens in der Hölle noch immer so springen — ha ha — sagt ich: denen geschiehts auch ganz recht — warum bleibts nicht auf euren Plätzen — aber ich muß mich auf die Seit packen, damit ich nach meinem Tode [nicht] auch noch springen muß. Gute Nacht!“

Betrachten wir nun das vorliegende stück im einzelnen und vergleichen es mit dem puppenspiel, von welchem Tieck uns den inhalt

1) Auch dies eine stehende situation des puppenspiels; vgl. Kralik und Winter a. a. o. s. 118 und 192.

angibt, so kann meines erachtens ein zweifel darüber nicht bestehen, dass beide verschiedene recensionen ein und desselben spieles sind. Aber während die Höllenbraut, so weit der bericht Tiecks darüber ein urteil gestattet, verhältnismässig sorgfältig ausgeführt war, ist das vorliegende spiel überaus dürftig ausgestattet. Der hochmut, die lieblosigkeit der Höllenbraut waren in dem von Tieck analysierten stück doch durch charakteristische züge dargestellt, und der auch im deutschen volksliede und in der sage mehrfach wiederkehrende gedanke, dass ein mädchen, welches alle freier hochmütig abweist und manche von ihnen ins unglück stürzt, sich schliesslich einem unbekanten freier ergibt, der sich dann als teufel ausweist, war consequent durchgeführt worden. Von diesen beiden guten eigenschaften ist in dem vorliegenden puppenspiel nicht die rede. Höchst unbeholfen wird von Faustinas untreue, hochmut und verbuhltheit erzählt. Das lang ausgedehnte gespräch zwischen Casper und Faustina am anfang des stückes trägt zur charakterisierung gar nichts bei; die zum teil gar nicht motivierten episoden von den drei mordtaten der Faustina machen vollends einen lächerlichen eindruck. Das ganze stück ist so ungeschickt ausgeführt, dass man etwa anzunehmen hat, dass die niederschrift von einem puppenspieler herrührt, der das stück längere zeit vor seiner schriftlichen fixierung im manuskript gelesen oder von einem anderen spieler hat aufführen sehen und dem nun beim aufschreiben wol die haupthandlung, aber nicht mehr die einzelheiten gegenwärtig waren, so dass er vieles aus dem eignen hinzutat und eine verknüpfung herzustellen suchte, so gut oder so schlecht sie ihm eben gelingen wolte.

Immerhin aber müssen wir uns vorläufig aus dieser ungeschickten fassung ein bild von dem ehemaligen bestand zu gewinnen versuchen. Auf die frage nach der quelle dieses puppenspieles denke ich zurückzukommen.

BERLIN.

GEORG ELLINGER.

---

## ZU GOETHES FAUST.

In Goethes brief an Gustgen = Auguste gräfin zu Stolberg vom 17. september 1775 (Weimarer ausgabe IV, 2, 292 fg.) ist bekanntlich zu lesen: *da ich aufstund, war mirs gut, ich machte eine Scene an meinem Faust.* Weil dann bald darauf der junge dichter seinen eigenen zustand mit dem einer ratte vergleicht, die gift gefressen fg., so hat man längst unter der erwähnten „scene“ die in Auerbachs keller

verstanden. Da aber die abfassung dieser ganzen langen und inhaltreichen scene an jenem tage nicht wol denkbar ist (Erich Schmidt, Einleitung zum Faust in ursprünglicher gestalt XXIII), und da auch schon im tagebuch vom 15. juni 1775 eine anspielung auf sie zu stehn scheint (Erich Schmidt, ebda), so zog man aus dem briefe bisher gewöhnlich den schluss (auch Pniower, Vierteljahrsschrift für litteratur-geschichte 2, 147), dass Goethe am 17. september 1775 in die scene: Auerbachs keller die „Episode mit dem rattenlied“ neu eingefügt habe. Aber dieser auffassung stehen gewichtige bedenken gegenüber. Erich Schmidt hat (mündlich) mit recht hervorgehoben, dass Goethe doch nicht, wie sich nach der ausscheidung des rattenliedes ergäbe, den Faust ursprünglich an einer stelle in die gesellschaft der studenten einführen lassen konte, wo die saufbrüder in hellem streite begriffen sind, sondern erst mitten im jubel über das „neu lied.“ Wie solte er denn sonst für dieses treiben gewonnen werden? Auch darf man sich über die bezeichnung „scene“ nicht so leicht hinwegsetzen.

Aber bedingt denn überhaupt die (ungenau) paraphrasierung des rattenliedes in dem briefe durchaus die gleichzeitige entstehung desselben? Etwas anderes ist es ja bei wörtlichem citat. So wäre man z. b. geneigt, nach der stelle im briefe an Gustgen vom januar 1775: „Muste er menschen machen nach seinem bilde, ein geschlecht, das ihm ähnlich sei . . .“ die lyrische zusammenfassung des Prometheusdramas in diese zeit zu verlegen. (D. Jacoby, Goethejb. I, 201.) Aber gerade die ungenaue umschreibung an unsrer stelle spricht dafür, dass das lied früher entstanden und nur aus dunkler erinnerung in den brief eingeflossen sei. Also nichts mit Auerbachs keller!

Wenn man jedoch bedenkt, dass die lyrischen monologe Gretchens, wie allgemein feststeht, die am spätesten gedichteten scenen der Gretchentragödie, ja vielleicht des Urfaust überhaupt sind; ferner, dass an dem genannten tage — wir müssen daran festhalten — eine scene entstanden ist, aber eine ganz kurze scene; wenn man schliesslich und hauptsächlich die damalige stimmung Goethes erwägt, wie er, von unruhvoller sehnsucht nach Lili gequält, im zimmer auf- und abschreitet und in einsamen monologen sich zu befreien sucht<sup>1</sup>; wie schon die schlussworte der paraphrase „und ihr innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer“ gar nicht mehr dem ratten-

1) Am 16. sept., also tags vorher, schreibt er: „. . . bat mein Herz so freundlich freundlich, und mir ward leicht . . .“

lieder entsprechen; wie sich unmittelbar daran die erwähnung Lilis schliesst: „*Heut vor acht Tagen war Lili hier. Und in dieser Stunde war ich in der grausamst feyerlichst süsesten Lage meines ganzen Lebens .... Wie ich durch die glühendsten Tränen der Liebe, Mond und Welt schaute und mich alles seelenvoll umgab .... Gustgen, auch seit dem Wetter bin ich — nicht ruhig aber still — was bey mir still heisst und fürchte nur wieder ein Gewitter ....*“ — ich glaube, all dies bedacht, wird man vielleicht meine Vermutung nicht unbegründet finden: die am 17. September 1775 entstandene scene ist Gretchens monologscene „Meine ruh ist hin, Mein herz ist schwer.“

Dass nun Goethe im verlaufe des briefes seinen zustand mit anklängen an das rattenlied schildert, das erklärt sich einfach aus der bekanten tatsache, dass man in briefen sehr leicht dazu verleitet wird, eigene ernste stimmungen, wenn man sich auf die eine oder andere weise von ihnen befreit hat, in scherzhaft-absprechendem tone darzustellen. Und dazu bot sich ja wie von selbst das motiv des rattenliedes dar, welches die unruhige stimmung des sehnenenden liebhabers so lustig verspottet.

Nun könnte man all diesen erwägungen entgegenhalten, was Scherer 1775 (A. f. d. a. 2, 284) über die angebliche einwirkung dieses Gretchenmonologs auf Fritz Stolbergs „Lied in der abwesenheit“ vom jahre gesagt hat, daraus schliessend, dass derselbe schon vor der Schweizerreise, also vor sommer 1775 fertig gewesen sein müsse. Aber erstens scheinen mir die anklänge nicht derart, dass sie nicht fast in jedem „Lied in der abwesenheit“ begegnen könnten; zweitens aber, wenn man schon durchaus eine beziehung annehmen will, so steht doch der annahme nichts entgegen, dass das Stolbergsche lied auf Goethe eingewirkt habe, wie es ja auch Scherer selbst (A. f. d. a. 2, 283) von einem andern liede Stolbergs vermutet hat.

BERLIN, 20. FEBRUAR 1890.

FERDINAND BRONNER.

---

## ZUM DEUTSCHEN WÖRTERBUCH.

In Grimms wörterbuch VII, 1446 erklärt v. Lexer den bei Luther vorkommenden ausdruck „pappenblume“ als „papierblume.“ Schon der zusammenhang, in dem Luther das wort gebraucht, muss diese deutung zweifelhaft erscheinen lassen, denn er schreibt (Weimarer ausgabe bd. I s. 383 z. 16 fgg.): „Und zuvormeyden vill wort, lass ich fahren und befelh dem lieben wind (der auch mussiger ist) die ubrigen vorgeben wort, wie die pappen blumen und dorren bletter.“ Denn abge-

sehen von der frage, ob es 1518 bereits eine fabrikation von papierblumen gab, müssen doch blumen gemeint sein, mit denen der wind ebenso wie mit dürren blättern, regelmässig sein spiel treibt, und die seine gewalt besonders zu spüren bekommen. Nun beschreibt Luther (Werke bd. III s. 638) „candidum illum orbiculum seu lanuginem spherice figure cuiusdam floris in agris satis noti, quod papum etiam nominant, quo pueri solent ludere sufflando“, also die pappus-blumen, wie *carduus arvensis* oder *taraxacum officinale*. Pappenblumen werden also „blumen mit federkronen“ sein. Heisst doch im holländ. noch jetzt der Löwenzahn „papenbloem.“ Danach corrigiere man auch in Joh. Schlaginhausens Tischreden Luthers, herausg. von W. Preger, Leipzig 1888 nr. 2: „Nos sumus papiri, die die kinder hinweck plasen“ in „Nos sumus pappi.“ Solte nicht aber auch von hier aus auf das wort „pappenstiel“ licht fallen, das man bisher von dem stiel des löwfels erklärte, mit welchem die kleinen kinder ihren brei „pappen“; so dass pappenstiel vielmehr den blumenstengel bezeichnet, dem der wind oder die kinder den schmuck der federkrone hinweggeblasen haben? Ist nicht auch in gleicher weise der provinziell übliche name „Pfaffenröhrlein“ für „Löwenzahn“ zu erklären?

KIEL.

G. KAWERAU.

### NOCHMALS *thät* IN BEDINGUNGSSÄTZEN BEI LUTHER.

Im letzten hefte dieser zeitschrift hat herr prof. O. Erdmann (bd. XXIII, 41) auf drei von mir gesammelte beispiele für den gebrauch von *thet* im sinne von mhd. *entete* = *nicht täte*, *nicht wirksam* oder *vorhanden wäre* aufmerksam gemacht und die erwartung ausgesprochen, dass sich für diesen gebrauch des conj. prät. ohne hinzugesetzte negation in bedingenden nebensätzen noch weitere beispiele aus der übergangszeit vom mhd. ins nhd. auffinden lassen würden. Ich bin in der lage, den dort aufgeführten beispielen, von denen schon zwei aus Luther entnommen waren, noch zwei weitere völlig gleichartige aus seinen schriften hinzuzufügen.

1) Auslegung von 1. Cor. 7 (1523), Erlanger ausg. bd. 51 s. 31 = Weim. ausg. XII s. 114 [im druck befindlich]: *Wenn diese nott thett, sollten freylich die andern sachen alle gar eyn schlechte che machen = wenn diese not nicht vorhanden wäre.*

2) Brief vom 6. febr. 1546, de Wette bd. V s. 786: *[wir] hätten gute tage, wenn der verdrießliche handel thät = wenn er nicht vorhanden wäre.*

KIEL.

G. KAWERAU.

## LITTERATUR.

**Goethes werke.** Herausgegeben im auftrage der grossherzogin Sophie von Sachsen. I. abteilung: bd. 1. 2. 6. 7. 14. 15, 1. und 2. III. abteilung. Tagebücher bd. 1 und 2. IV. abteilung. Briefe. Bd. 1—3. Weimar, Böhlau 1887 u. 88.

Während jener langen jahre, in welchen Goethes enkel das von ihrem grossvater sorgsam geordnete archiv verschlossen hielten, bis sie endlich durch freundschaft wenigstens nach gutdünken der öffentlichkeit übergaben, hatten sich die erwartungen der forscher und verehrer des dichters so fest bestimmt, dass kein zweifel über die pflicht desjenigen bestehen konnte, dem die freie verfügung über dasselbe einst zufallen würde. Man erwartete zunächst die möglichst rasche und vollständige mitteilung der tagebücher und der noch ungedruckten briefe; die veröffentlichung der letztgenannten hatte Goethe selbst bestimmt und Eckermann zugesagt, ihn in seinem letzten willen damit betrauen zu wollen. Aber auch noch manchen ungedruckten gedichten und aufsätzen durfte man entgegensehen; nicht weniger früheren fassungen anderer und urkundlichen angaben von fortgepflanzten druckfehlern, wie man z. b. wusste, dass Goethe die druckfehler der ersten ausgabe des „Tasso“ angemerkt hatte, deren berichtigung später zum teil unterblieben war, so dass noch ein kopflöser vers die mit peinlicher sorgfalt ausgeführte dichtung entstellte. Auch viele ungedruckte briefe bedeutender oder mit seinem leben nahe verbundener personen standen in aussicht. Am wenigsten durfte man an die herstellung einer äusserst schwierigen, auch zunächst keineswegs so dringenden neuen gesamtausgabe seiner werke denken, welche nur die endliche krönung der vollständigen mitteilung und verarbeitung der handschriftlichen überlieferung bilden zu können schien. Aber das schicksal wolte, dass fast gerade der umgekehrte weg eingeschlagen wurde.

Im herbst 1884 hatte Scherer mit der ihm eigenen glühenden begeisterung den plan einer grossen Goetheausgabe gefasst. Das folgende frühjahr liess Goethes letzten enkel kurz vor seinem hinscheiden die schönste tat seines lebens ausführen: er ernannte die frau grossherzogin Sophie von Sachsen zur erbin des familienarchivs. Auf veranlassung dieser glücklichen wendung bildete sich rasch unter Scherers mitwirkung die Weimarerische Goethegesellschaft. Der zum ersten vicepräsidenten erwählte Berliner professor und akademiker hielt natürlich vor allem seinen Lieblingsplan einer neuen Goetheausgabe im auge. Vorerst hiess es freilich nur, der schriftliche nachlass solle „erforscht, gesichtet, in wertvollen teilen veröffentlicht und so verarbeitet werden, dass daraus eine neue vollständige lebensbeschreibung Goethes und eine neue vollständige ausgabe seiner werke in einer form hervorgehen, welche den wissenschaftlichen forderungen der gegenwart entspreche.“ So war ganz sachgemäss in dem aufrufe „An alle verehrer Goethes“ vom 1. juli zu lesen. Aber noch in demselben sommer wurden vom vorstande nach Scherers vorschlag die „grundsätze für die Weimarerische ausgabe von Goethes werken“ aufgestellt, die früher zunächst nur die nach persönlichen rücksichten gewählten mitarbeiter zum meinungsaustausch anregen sollten. Nach dem ersten jahresbericht würden „die herren v. Loeper, Scherer, Schmidt den plan einer grossen Goetheausgabe einer vorberatung unterwerfen.“ Von gründlicher untersuchung der sache, von einer ins einzelne gehenden nachweisung der mängel der zu grunde liegenden ausgabe letzter hand, von eindringlicher

durchforschung des handschriftlichen nachlasses, auf dessen bereicherung man in nächster zeit hoffen durfte, war keine rede; noch weniger von einer über den partihader erhabenen aufforderung an alle forscher und kenner Goethes, sich freimütig über die für die wissenschaftliche ehre Deutschlands so wichtige angelegenheit zu äussern; am wenigsten von einer erörterung vor der generalversammlung, die doch kaum über eine wichtigere frage vernommen werden konnte. Schon im folgenden frühling erschien die ankündigung, im laufe des jahres stünden die sechs ersten bände der auch Goethes tagebücher und briefe in besondern abteilungen umfassenden ausgabe zu erwarten. Die grundsätze derselben hatte Scherer aufgestellt, dessen sorgfalt sich auf alles, selbst auf die musterung der druckschrift und der papiersorten erstreckte. Vergessen war das alte wort: „Gut ding will weile.“ Erich Schmidt war beauftragt, die „im plane nötigen verschiebungen und einschiebungen anzudeuten“, da man nun doch entdeckt hatte, die ordnung der werke in der ausgabe letzter hand sei nicht ganz die vom dichter selbst beabsichtigte, weil äussere gründe dem verleger zu Goethes nicht geringem ärger eine abänderung aufgedrungen hatten. Jezt, wo bereits eine stattliche reihe von bänden dieser neuen mit so grossen ansprüchen angekündigten ausgabe vorliegt, kann sich diese zeitschrift der wissenschaftlichen prüfung derselben nicht entziehen.

Über die im jahre 1887 erschienenen bände habe ich mich für weitere kreise schon in den „Grenzboten“ (1888, I) ausgesprochen. Das dort gefälte urteil wurde durch die nächsten fortsetzungen nur bestätigt. Trotz aller aufgewandten mühe ist die ausgabe anfangs eine übereilte gewesen; es fehlte zum teil noch an den notwendigen vorstudien, an kritischer schulung, an reife des urteils und jener sauberkeit, die aus beherrschung des stoffes und einfach klaren, stetig festgehaltenen grundsätzen fliesst. Weder bei aufstellung dieser grundsätze, noch bei ihrer anwendung lag ein deutliches bild von dem zustande unserer überlieferung vor, wie es nur aus genauester verfolgung ihrer geschichte durch alle vom dichter selbst veranstalteten drucke zu gewinnen ist. Freilich wird jeder dem grundsatz der redaktion beistimmen, man dürfe nicht ohne not von der ausgabe letzter hand abgehen; aber die entscheidung, wo eine solche not eintrete, hängt wesentlich von der einsicht in die entstehung unserer überlieferung ab. Der vorbericht erklärte: „Ist nicht mit voller gewissheit eine verderbnis anzunehmen, besteht irgend ein zweifel an der notwendigkeit der änderung, so darf sie (man erwartete „nicht geschehen“; nein —) nur im einverständnis mit den redaktoren eingeführt werden.“ Da möchte man denn doch wissen, nach welchen grundsätzen diese ultima ratio, die leidige mehrheit, entscheide, die dem in der sache stehenden bearbeiter oft sehr unbequem werden kann, wie sich tatsächlich aus den äusserungen des herausgebers des „Divan“ zu 19, 9 fgg. 36, 12. 89, 5 ergibt. Es kam auf einfach klare grundsätze an, die freilich nur aus vollständiger kenntnis der sache zu schöpfen war.

Die redaktoren hatten von der zuverlässigkeit der ausgabe letzter hand eine viel zu günstige vorstellung. Keiner von den gehülfen des dichters war im falle, sich ununterbrochen der sechs jahre dauernden sorge für diese ausgabe zuzuwenden, darin gleichsam zu leben, so dass ihm von anfang bis zu ende die zu befolgenden grundsätze vor augen gestanden hätten. Riemer, durch seine kritischen bestrebungen, dichterische begabung und sprachgewantheit vor allen dazu befähigt, war von geschäften und eigenen arbeiten in anspruch genommen; er wurde auch nur gelegentlich befragt, eine stetige überwachung fiel ihm gar nicht zu. Eckermanns stärke bestand nicht in der wortkritik, auch war er so wenig wie Riemer mit der leitung der neuen ausgabe



beauftragt. Goethes besonderes zutrauen hatte sich Göttling erworben, ein tüchtiger, klassischer philologe, ein klarer und heller kopf, ein markiger mensch, dessen man sich wahrhaft freuen konte (ich spreche aus persönlicher kenntnis). Aber seine sache war freilich weniger deutsche sprache und dichtung. In allem, was er tat, ein ehrenmann, teilte er stets unvorholon seine ansicht mit, wie sie ihm der dringende augenblick und eigene gewöhnung eingaben. Und Goethe entschied über seine vorschläge nach augenblicklichem ermessen, oft sehr rasch, besonders wenn es galt, seine anordnungen der harrenden druckerei mitzuteilen. Manchmal stimmte er Göttling nicht zu; doch liess er sich zuweilen zu änderungen verleiten, die er später misbilligte. Die neue Weimarische redaktion hat sich grundsätzlich nur da freie hand gestattet, wo Göttling sich abweichungen „unbemerkt oder ohne Goethes bezeugte einwilligung gestattet“, was doch ein so gewissenhafter mann ohne zweifel nie getan hat, wo er nicht von Goethes zustimmung überzeugt war. Der neue herausgeber der gedichte hat wenigstens einmal Göttlings von Goethe gebilligte schreibung (Alderman statt Aldermann I, 207) mit recht rückgängig gemacht. Aber eine eingehende kritik muss über Goethes billigung Göttlingischer vorschläge überall frei entscheiden und, fals die änderungen sich als entstellungen ergeben, das ursprüngliche wider einführen. Ein paar fälle dieser art habe ich Grenzboten s. 35 angeführt. Einige andere fügen wir jezt hinzu. In dem liede „Gewohnt getan“, das in zwei abschriften vorliegt, steht noch in der ausgabe lezter hand: „So altern dagegen die Jungen.“ Die beim ersten anblick zutreffende änderung jungen bestach Goethe. Bisher steht keineswegs fest, von wem die änderung ausgegangen; dass sie für die oktavausgabe von Goethe angeordnet worden, beweist der entwurf einer druckfehlerliste für die Cottasche buchhandlung, den die Weimarische ausgabe sonderbar nur zu dieser stelle (I, 398), und zwar ohne alle nähere bestimmung, erwähnt. Genauere betrachtung ergibt, dass der dichter nicht sagen wolte: „Es gibt noch wein genug, wenn auch dieses fass geleert ist“, sondern dass er in eigentümlicher weise das *post multa saecula pocula nulla* durch die hindeutung auf das rasche hinschwinden der zeit andeuten wolte, woran eben das heranwachsen der kinder zu leuten, wie das sprichwort sagt, die beobachtung, dass „die gewächse uns über den kopf wachsen“, wie er zehn jahre früher in den „glücklichen gatten“ geäussert, uns lebhaft mahnt. „Die jungen“ stelt der fidele sich den alten entgegen, wie v. 16 die jugend. Nur dieses gegensatzes wegen spricht er vom ältesten weine, der mit der zeit aufgehe, ohne andeutung, dass er heute das fass leeren werde. Wir stellen mit Jungen den wahren sinn des dichters wider her. — Ein anderes beispiel. Wenn Goethe auf Göttlings vorschlag in der ersten Walpurgisnacht v. 43 den druckfehler der an solchen reichen dritten ausgabe sorge aufnahm statt des frühern sorgen, so liess er sich wahrscheinlich durch die nüchterne betrachtung verleiten, dass hier nur von der einen sorge vor den „harten überwindern“ die rede sei; aber abgesehen davon, dass es sich hier von der sorge aller handelt, ist die mehrheit sorgen selbst im gewöhnlichen sprachgebrauch gangbar zur bezeichnung des wogens der sorge in der seele, der *curarum fluctus*, wie Lucrez sagt. Man kann wegen einer sache in sorgen sein. Einen misklang in sorgen willen hat Goethe kaum gefunden; schliessen ja häufig verse mit zwei auf en endenden wörtern, wie mit starken armen, meinen willen; ja in „Lilis park“ stand ursprünglich alle sieben sinnen jücken, wo erst in III das veraltete sinnen weggeschafft wurde. Sorge war ein blosses versehen der dritten ausgabe, die in demselben gedichte v. 38 schichten statt schlichten hat, welchen druckfehler die Weimarische ausgabe fortpflanzt, weil

er bei der letzten unbemerkt geblieben sei, zu welcher eben die beiden ersten ausgaben nicht verglichen wurden! — Verfolgen wir Göttings von Goethe gebilligte vorschläge weiter. In den Elegien 11, 204 hilft der süssen statt süsser freilich dem verse auf; aber der artikel ist ungehörig, und hexameter, in denen der erste fuss, wie hier, ein reiner trochäus ist, kommen in den elegien häufig ganz in derselben weise vor. Um die viersilbige lesung des namens Jasion herzustellen, lässt Götting daselbst 12, 231 den artikel weg, wodurch der arge übelklang als sie Iasion entsteht, der schlimmer ist als die ungrichische aussprache, die man dem dichter ebenso zugute hält, wie die längung der dritten silbe in Penia, der zweiten in Antigone, der dritten in Euphrosyne. Auch im „Divan“ fehlt es nicht an ungehörigen einfällen, die Goethe gebilligt. Der herausgeber hat einmal ein von Götting durchgesetztes komma statt punkt als auf misverständnis beruhend mit recht verworfen (s. 159, 13), ein andermal (s. 267, 20) ein von Goethe auf dessen rat gestrichenes komma wider hergestellt. Damit ist wenigstens jener unhaltbare grundsatz der redaktion durchbrochen.

Ganz eigener art sind die fälle, wo ein bedenken Göttings den dichter zu schlimm-besserungen veranlasst hat. In dem schelmischen gespräche Hatems mit den mädchen (VI, 165) heisst es: „Leichtgedrückt die augenlieder | Eines, die den stern beschelmen, | Deutet auf den schelm der schelmen, | Doch das andre schaut so bieder.“ Hier nahm Götting daran anstoss, dass eines ohne verbindung steht. Goethe selbst, dem das lied, wie fast alle des „Divan“ längst fremd geworden, wuste sich nicht zu helfen, da er übersah, dass er mit grosser kühnheit den relativsatz von augenlieder getrent hatte und eines eigentlich nach „beschelmen“ stehen sollte. Ebenso hatte er s. 159, 4 „die anmasslichen blätter“ durch „belächeltest du“ von den enge damit verbundenen beiden ersten versen getrent (der neue herausgeber durfte nicht übergehen, dass die erste ausgabe v. 2, nicht v. 3 komma hat!) und s. 43, 9 „wie du weisst“ vor statt in den von „verzeih“ abhängigen satz gestellt. Die not verleitete den dichter „der augenlieder“ zu schreiben, was durchaus sinwidrig ist, da eines und das folgende das andre nicht auf die augenlieder, sondern auf die doppelten augen gehen. Hier muss man den dichter gegen seine falsche änderung in schutz nehmen! — Schwieriger scheint ein anderer fall. Mit der gegen den wanderjahrepastor Pustkuchen gerichteten betrachtung „Habon sie von deinen fehlen“ (s. 74) konte Götting nicht fertig werden. Der übergang aus der zweiten person durch die dritte in die erste wolte ihm nicht eingehen, auch schien ihm die verbindung 13 fgg. ungehörig; zur herstellung der construction schlug er 14 Hat man statt Endlich oder 15 Lehret mich statt Und mich lehrt vor. Goethe, dem auch diese verse ganz fremd geworden, genchmigte das zweite und setzte 10 mir statt ihm, so dass „der durch den tadel gleichsam entzweite in persönlicher einheit eine rechtfertigung aussprache.“ Aber von einer rechtfertigung ist überhaupt nicht die rede. Ihm geht auf den belehrten, und es ist ein hübscher zug, dass dieser unerwartet (ähnlich wie in „Lilis park“) verrät, es handle sich um ihn, da er doch bisher im allgemeinen gesprochen hat, in welcher weise Goethe sich auch sonst der zweiten person bedient. Der schluss würde nur dann ganz singemäss sein, wenn es Lehret man hiesse; denn nicht das frommen der busse lehrt, sondern man lehrt ihn, dass die busse fromme, wenn der mensch gefehlt habe. Der neue herausgeber gestellt, dass der schluss ihm auch in der beibehaltenen Götting-Goetheschen fassung unverständlich sei, wagt aber keine vermutung, gedenkt auch der von mir gegebenen lösung nicht. Freilich bleibt die stelle immer hart, weil der satz: „da sie

mich endlich auserkoren haben, bei ihnen in die schule zu gehen“, verkürzt ist; die reimnot hatte den dichter bedrängt. Leider fehlt uns von diesen versen der erste entwurf.

Auch in der rechtschreibung soll die ausgabe letzter hand massgebend sein, freilich das zufällige und willkürliche nicht fortgepflanzt, vielmehr fehlerhaftes berichtigt, schwankendes und unobenmässiges beseitigt, die schreibung, wie man sich ausdrückt, normiert werden. Billigen könnte man es, wenn hierbei der statistik die entscheidung anheimgegeben wird (I, s. XXI); aber wie wenig dieser gefolgt wird, habe ich schon Grenzböten s. 36 gezeigt. Und in den spätern bänden geht es so fort. Noch im zweiten bande der gedichte liest man ouern (s. 31. 173. 176) neben dem eingeführten euren (86. 91. 141 fg.) und dem häufig stehenden heitern; aber heitrem (24. 163) neben munterm (24), düstern (59), dunkelm (60), verzweiflen (236) neben wandeln, betrügende (264) neben dem eingeführten betriegen (236. 291). Wo bleibt hier die statistik! Im Divan steht unsres (16) neben dem eingeführten unsers, bittrem (251) neben unserm (257); betrüge, freilich im reim auf lüge (85), aber 2, 291 reimen betriegen und belügen; thörig (57), wie die ausgabe letzter hand auch im dritten bande neben dem Goethe aufgedrungenen thöricht las; gescheut freilich im roime neben dem eingeführten gescheit, und im nachlass findet sich äuglend (294), ja in demselben gedichte lächlend neben schöppelnd (302). Im ersten teile des „Faust“ lesen wir v. 328 dunklen neben dreimaligem dunkeln. 1139 wird betriegen statt des eingeführten betriegen gesetzt, weil diese form im reim auf lügen unerträglich sei, aber doch nicht unerträglicher als 669 bügel im reim auf riegel, obgleich die von Goethe sonst gebrauchte form biegel (vgl. I, 304, 156) zu gebote stand. Unsres tritt an die stelle des sonst eingeführten unsers, neben sauerm 380 lesen wir höhrem 1063. Bedeutender sind die abweichungen im zweiten regelloseste wilkür zeigenden teile, in welchem wir uns auch unsrer phalanx 10595 unbemerkt gefallen lassen müssen, obgleich an vier andern stellen phalanx männlich gebraucht wird. Hier finden sich abweichend von dem regelmässig befolgten gebrauch euern (11908), unsres (10817), andrem (9591), muntren (8793), heitrem (9878), düstrem (11219), traurend (8826), ungeheuren (6063), zweiflen (6534), verzweiflend (11480), wandlen, verwandlen (8153. 8159), ähnlet (5078), tändlend (9993), wimlens (6014), eitlen (5984), frovlem (7895), frovlend (7921), thöricht (9127), aber thöriger (9601), wo vielmehr thör'ger stehen sollte. So wenig ist hierin ebenmässigkeit hergestellt, die bei einiger sorgfalt leicht zu erreichen stand.

Auf das entschiedenste müssen wir uns dagegen erklären, dass die zufällige rechtschreibung der zwanziger jahre zu grunde gelogt worden ist. Goethe wolte in der rechtschreibung, da er an ihr keinen besondern antheil nahm, gar nicht seine eigenen grundsätze durchführen, sondern verlangte nur möglichst strenge befolgung der zur zeit gangbaren, auf dass die wirkung seiner werke nicht durch das ungewohnte der äussern erscheinung beeinträchtigt werde. So würde er denn auch in befolgung dieses grundsatzes sich dagegen verwahrt haben, dass man bei einer zu seinen ehren veranstalteten neuen ausgabe in den achtziger jahren, welche eine richtigere schreibung in unsern schulen, kanzleien und druckereien eingeführt haben, die vielfach veraltete weise der zwanziger jahre befolge, vielmehr die den lesern geläufige der zeit angeordnet haben, damit diese nicht an eigenheiten anstoss nehme, die in den zwanziger jahren keine waren. Hier stehen noch die leidigen ungehörigen h in voller blüte; wir werden durch das etymologische e daran erinnert, dass takt und

punkt aus dem lateinischen stammen, obgleich diese längst nicht mehr als fremdwörter gefühlt werden, auch die lateinische endung abgelegt haben und nicht allein deutsch abgelenkt werden, sondern auch deutsche ableitungen, wie pünktlich, und zusammensetzungen, wie taktvoll, erzeugt haben. Ein punctum kann man sich gefallen lassen, aber punkt ist deutsch geworden. Übrigens findet sich auch in der ausgabe letzter hand schon takt (1, 25. 86), kredenzen (1, 105), kapelle (1, 210. 225), kanone (1, 149), kanal (1, 349), nur die beiden letzten in der Weimarschen. Nach dem vorbericht solten sich die abweichungen lediglich auf das lautzeichen beziehen, aber nur bei schwankungen, wogegen keine gestattet wird, wo die ausgabe letzter hand sich gleich bleibt. Aber dann hätte auch almäßig beibehalten und das bei weitem überwiegende ächt mit rücksicht auf die statistik statt des einzig richtigen echt zu unverdienter ehre kommen müssen. Einen starken riss macht der vorbericht in der anordnung der ausgabe letzter hand, wenn er Göttings von Goethe gebilligten kanon über den gebrauch des y verwirft, der freilich gar wunderlich ist, aber durch Goethes sonst trotz allem verehrte anordnung geschützt wird. Die anordnung der redaktoren ist um verletzung der folgerichtigkeit nicht bekümmert. Sic volo. Nur bei den wenigen fremdwörtern soll es zugelassen werden, in denen es sich auch noch heute erhalten hat. Als ob nicht unsere schulkinder heute von den schreibungen styl und sylbe erlöst wären, welche der neue Goethe flotweg braucht. Das y ist heute nur da berechtigt, wo es in einem fremdwort wie **ü** ausgesprochen wird.

Dass die satzzeichnung in der ausgabe letzter hand höchst ungleich und zum teil liederlich sei, haben alle bedauert, welche darauf geachtet hatten und mit den berechtigten anforderungen an eine solche vertraut waren. Dennoch wurde diese satzzeichnung für die Weimarsche ausgabe massgebend. Man beruft sich auf Göttings behauptung, er habe die interpunktion verändert, wie er sie nach bester überzeugung bei einem Griechen oder Römer dargestellt haben würde. Aber diese äusserung bezieht sich bloss auf die ersten bände, von denen der vorbericht selbst zugibt, dass sie weniger genau durchgegangen seien; mitunter freilich scheine Götting, besonders in den ersten teilen, ohne princip zu verfahren, so dass die ausgabe „ersichtlich öfters“ den früheren folge. Nach schulmässigem schematismus, heisst es weiter, lasse sich Goethes lebendig tönende sprache überhaupt nicht abteilen; sie leide zwang, so oft man zu gunsten einer eingebildeten regelmässigkeit einen derartigen versuch unternehme, und jeder versuch der uniformierung bringe die ganze interpunktion der ausgabe letzter hand ins schwanken. Aber diese hätte immer fallen mögen, wäre eine grundsätzlich richtige, gleichmässig durchgeführte eingetreten, welche die dichterische freiheit nicht im geringsten anzutasten brauchte. Dass sich Goethes „lebendig tönende sprache“ (was hat dies mit der satzteilung zu tun?) nicht pedantisch abteilen lasse, hat keinen sinn. Gilt es ja hauptsächlich, nur die sätze nach ihrem logischen verhältnis durch entsprechende zeichen abzuteilen, welche zugleich die kürzern und längern pausen des vortrags andeuten. Das ideal der satzzeichnung wäre, hierin Goethes art des lesens widerzugeben, was uns wesentlich gelingen dürfte, wenn wir den spuren nachgehen, die sich in der freilich mangelhaften, aber oft abweichenden handschriftlichen satzzeichnung finden. Wenn Goethe schon durch das führen der feder beim schreiben gestört wurde, konnte er noch weniger beim dichten immer die logische trennung der sätze in betracht ziehen. Er überliess die sorge für die satzzeichnung den abschreibern, den freunden und schliesslich der druckerei, deren sache es sei, diese zu ordnen. Wenn er selbst sich mit der durchsicht der druckbogen befasste, so sah er mehr auf den wortlaut als auf die richtige wort-

schreibung und anwendung der satzzeichen. Eine grosse anzahl seiner gedichte gieng in der abschrift des schreibers ohne jede geordnete satzzeichnung in den druck, und die druckerei und die herausgeber der zeitschriften waren weit entfernt auf diese zu achten. Man sehe nur, wie nachlässig sie meist in Schillers „Musen-Almanach“ behandelt ist, wovon freilich die lesarten der Weimarischen ausgabe kein ausreichendes bild geben. Wurde auch manches in den spätern ausgaben verbessert, sehr vieles blieb zurück, so dass nur eine gründliche umgestaltung nach festen grundsätzen abhülfe bringen kann. In dieser beziehung hat die neue ausgabe die berechtigten erwartungen nicht erfüllt. Vor allem sollte nach den sätzen, bei denen eine pause eintritt, vor einem beginnenden satze des grundes, der folge oder des gegensatzes nicht ein blosses komma stehen, das nie an der stelle ist, wo der redende länger inne hält. So muss im ersten bande ein punkt stehen s. 22, 13. 116, 84. 129, 32. 135, 27. 162, 16. 163, 25. 165, 18. 177, 28. 202, 18. 221, 74; ein semikolon 25, 14. 27, 3. 31, 26. 36, 23. 68, 10. 75, 5. 78, 14. 113, 36. 135, 26. 39. 144, 11. 147, 30. 149, 9, was der zusammenhang, zum teil auch die verse der entsprechenden stropfen ergeben, wie in der ballade „Ritter Curts brautfahrt“ (176 fg.), wo in der mitte der strophe immer ein starkes satzzeichen sich findet. Einmal (68, 1) hat der herausgeber, wie früher schon in seiner besonderen ausgabe, durch einföhrung des kommas statt des überlieferten semikolons den ausdrück entstellt; denn „geschwind zu pferde!“ war die mahnung des schlagenden herzens. Ausrufungszeichen statt des kommas wird gefordert s. 41, 7. 146, 6. 211, 25. 215, 20. Statt semikolon sollte kolon gesetzt sein 51, 7. 54, 4. 91, 15. 115, 60. 140, 10; punkt 90, 32. 138, 28. 180, 52, wie umgekehrt statt punkt semikolon 29, 10. 58, 10. 109, 10, sowie 132 fg. nach jedem ersten vorse der strophe, da das zwischentretende „Juchhe“ keinen einfluss auf die satzverbindung hat, und 148, 50. Das kolon 141, 41 ist zu stark vor dem kurzen satze: „Denn ich habe nichts getan.“ Ein komma ist s. 164, 5 zu streichen, wie es in der dritten strophe (19) fehlt, wogegen in der zweiten irrig ausrufungszeichen steht, das hinter den nächsten vers gehört. Verkehrt ist es auch, wenn im „Zigeunerliede“ (s. 156) nach 4 statt des punktes, wie in den übrigen stropfen, ein ausrufungszeichen den refrain als geschrei der eulen bezeichnet.

Dem dichter war bei der durchsicht der ausgabe letzter hand die in früherer zeit, schon bei der ersten ausgabe, gewöhnlich „alzuhäufige interpunktion und kommatisierung“ unangenehm aufgefallen, und er wünschte deshalb die tilgung unnötiger kommas, wodurch „ein reinerer fluss des vortrags“ bewirkt werde, was darauf deutet, dass er durch die satzzeichnung gerade den vortrag unterstützen wolte. Der vorbericht gesteht s. XXIII, dass auch die ausgabe letzter hand, nach dem heutigen massstabe (wir müssen hinzusetzen, auch nach Goethes gefühl) die zeichen etwas zu reichlich anwende, besonders bei adverbialen bestimmungen von grösserem umfang und bei participialkonstruktionen; dagegen sei reichlichere interpunction, besonders in den gedichten, oft durchaus angebracht, indem sie dem leser zum bewusstsein bringe, wie in wenig worten der sinn ganzer sätze beschlossen sei. Aber dazu sind die satzzeichen doch nicht da; sie sollen nur die pausen des vortrags bezeichnen und das nicht eng zusammengehörende trennen, was für das verständnis von gröstem werte ist. Die Weimarische ausgabe hat manche störende kommas gestrichen, aber bei weitem nicht alle. So sind z. b. in den gedichten ungehörig die kommas, welche die worte durch tal und hügel (I, 26), nach dem sturme (55), so warm (113), vertraut und fromm (126), im leuchtenden grabe (130), die quer' und läng' (166), im freien (192), zum zwecke (215), zu seinem zwecke (218), mit

gewichtigen zetteln (240) abtrennen. Ähnlich verhält es sich in den übrigen bänden. Darin, dass zwischen zwei gleichzeitig nebeneinanderstehenden beiwörtern kein komma steht, folgt die neue ausgabe Goethes gebrauch; doch möchte in dem falle, wo das zweite den begriff des ersten erklärt oder steigert, ein solches wol an der stelle sein, wie denn auch die Weimarische ausgabe lieblichen, ladenden glanz (I, s. 59), ernste, stille betrachtung (283), beibehält, wonach man auch in ähnlichen fällen ein komma wünschte, wie in stilles bescheidenes kraut (347), besonders da vorangeht farblos, ohne gestalt. Bei der verstärkenden wiederholung desselben wortes, wie leise leise, alles alles, hätte man erwarten sollen, dass die ausgabe kein komma setze, da diese eng verbunden sind und Goethe in der aussprache nicht trennte. Freilich stehen leise, leise, gar mit vorangehendem und folgendem komma (I, 140), sachte, sachte (II, 102) schon in den ersten drucken, ebenso im „Divan“ (VI, 223), stille, stille; aber im „Faust“ hatte noch die ausgabe letzter hand immer immer mehr (129), alles alles (3212), und auch das von Schmidt beibehaltene nun nun (3257), wogegen das handschriftliche Alles alles (3908) schon im ersten drucke zu Alles, alles geworden, 3686 lass, lass, 3788 zur langen, langen pein gedruckt war. In den „Neugriechischen Liebe-Skolien“ hat die ausgabe letzter hand als kleine, kleine (3, 237), im liede „Um mitternacht“ klein, kleiner knabe (3, 52), wo wol klein-kleiner stehen soll, wie golden-goldne im Faust (5012). In den invektiven findet sich schlecht schlechten (statt schlecht-schlechten). Die erste ausgabe des Götz hatte viel vieles, wo später viel gestrichen wurde. Der wiederholung der beiwörter zur verstärkung des begriffs bediente sich Goethe auch in der gewöhnlichen rede, wo er dieselben nicht durch eine pause getrent, sondern ebenso eng verbunden gesprochen haben muss, wie er sonst bei gleichstufig verbundenen beiwörtern kein komma brauchte. Anderer art ist die wiederholung glocke glocke, wo auch unsere ausgabe (I, 204, 13) kein komma hat.

Zu den allerverschiedensten verrichtungen braucht die ausgabe letzter hand, und demnach auch die Weimarische, den gedankenstrich, gerade nicht zum leichten verständnisse, das doch die satzzeichnung zu vermitteln hat. Der gedankenstrich soll eigentlich eine pause bezeichnen, wird aber neuerdings besonders da verwant, wo man auf das nachfolgende als etwas unerwartetes oder bedeutendes vorbereiten will oder die rede abgebrochen wird. So findet er sich denn doch auch in unserer ausgabe einigemal. I, 188, 20: „Nicht wahr im grünen vertraulichen haus —“, wo der schluss der frage nach einer zwischenrede folgt. 135: „Man retiriert, man avanciert — Und immer ohne kreuz“, wo statt des punktes ausrufungszeichen an der stelle wäre. II, 8: „Unentbehrlichs bring' ich mit — die liebe.“ 87: „Mit einem blick — Götter zu entzücken“, wo komma genügte. 90: „Und so — zu ihren füssen liegt das tier.“ 91: „Und ich! — götter, ists in euren händen.“ 259: „Ich könnte viel glücklicher sein — Gäbs nur keinen wein.“ Ferner steht ein gedankenstrich, zuweilen zwei, zur andeutung einer pause, wobei zum teil vorausgesetzt wird, dass zwischen den beiden reden etwas geschieht. I, 218 kommt nach den worten: „Herr und meister! hör' mich rufen! —“ der meister wirklich. Faust 132: „Sie zu befriedigen ist schwer — — Was fällt euch ein?“ genügte nach schwer ein blosser punkt, etwa mit gedankenstrich; jedesfalls muss ein punkt stehen, da der satz zu ende ist. 2871: „Vielleicht ist er gar tot! — O pein! — —.“ Die gedankenstriche deuten hier eine kürzere und eine längere pause an. 2208 wird Frosch in seinem liede beim verse „Der hatt' einen grossen floh —“ unterbrochen. Solche pausen hätten auch

an andern stellen bezeichnet werden sollen, wo unsere ausgabe diese so wenig andeutet, dass sie zuweilen mit einem ganz schwachen satzzeichen sich begnügt. Das schlimmste beispiel dieser art bildet das gedicht „Der wanderer“, wo die personen während des gesprächs in die höhe steigen, die frau sich entfemt und widerkomt, was mehrfach durch gedankenstrich anzudeuten war. Ja wir lesen hier sogar noch: „Gleich zur linken Durchs gebüsch hinan; Hier“, wo freilich die ausgabe letzter hand nach „hinan“ nur komma hatte, während wenigstens punkt, wenn nicht ausrufungszeichen mit gedankenstrich stehen musto. Auch im „Faust“ solte 1022 nach dem verse „Nur wenig schritte noch hinauf zu jenem stein“ statt eines kommas punkt nebst gedankenstrich stehen, da der redende zwischen diesem und dem folgenden verse zu dem steine fortschreitet. Aber auf das, was der gedanke fordert, hat eben unsere ausgabe selten acht. Häufig genug hat sich nach dem in früherer zeit ausserordentlich verbreiteten falschen gebrauch ein gedankenstrich statt eines blossen punktes erhalten, wie I, 62, 14, 70, 7. 110, 28. II, 75, 46. 90, 105. VI, 36, 6. 73, 4. Faust 369. 879. 1395. 1855. Zuweilen genügte statt des gedankenstriches ein blosses komma, wie I, 77, 41. 335, 4. Faust 363. 458. Dass gedankenstriche gesetzt werden, wo die rede von einem zum andern sich wendet, wie I, 203, 44, oder eine anrede eintritt, wie I, 248, 238 (hier müste noch punkt vor dem gedankenstrich stehen), mag sich entschuldigen lassen, aber nicht beim übergang zu einem vergleich, wie I, 266, 25, bei einer erklärung, wie I, 287, 11, am anfang einer erzählung, wie Faust 2814, bei einer aus dem vorigen sich ergebenden lehre, wie I, 290, 8, wo ein absatz an der stelle wäre, wie unsere ausgabe solche oft genug hat, leider ziemlich grundsatzlos. Auch für diese solte nicht die zufällige anwendung in früheren ausgaben massgebend sein, nur innere gründe. Statt des gedankenstrichs bei einzelnen abgebrochenen worten, wie II, 33. Faust 3183, und bei unterdrückung oder blosser andeutung von unanständigen ausdrücken, wie II, 261. Faust 1821 („H — —“ wogegen hintern II, 263. VI, 233 ausgeschrieben ist). 4138. 4142 fg. könnten einzelne punkte stehen, wie ähnlich in unserer ausgabe II, 164 zur bezeichnung eines unaussprechlichen, wofür in den Venediger epigrammen 66, 4 ein kreuz steht. Auf das entschiedenste müssen wir uns gegen den freilich von Goethe selbst eingeführten gebrauch zweier gedankenstriche statt der jezt gangbaren klammern erklären I, 7. 22. 152. 185, 27 [wogegen in gleichem falle 184, 6 jedes zeichen eines zwischengeschobenen satzes fehlt]. 209, 45. 259 fg. v. 430—439. II, 3. 26 fg. 74. 157. Faust 2744 fg. 3068 fg. Wirklich stehen klammern in den gedichten II, 149, im „Divan“ 269, auch in „Hermann und Dorothea“ neben dem gleichen gebrauch von gedankenstrichen. In den dramen waren schon in frühester zeit die scenarischen bemerkungen in klammern geschlossen, auch zuweilen kleine zwischensätze, wovon freilich die erste ausgabe der werke abwich, die gar keine klammern hat, auch nicht in den gedichten. Aber der ausschluss der klammern von dieser und in folge desselben mit wenigen ausnahmen von den gedichten noch in der ausgabe letzter hand kann uns nicht hindern, durch einföhrung der neuerdings so vielfach in anwendung gebrachten zeichen die in zu verschiedener weise gebrauchten gedankenstriche zu beschränken und so misverständnisse zu verhüten, die in der ausgabe letzter hand um so leichter waren, als sie gedankenstriche auch zur unterscheidung angeführter reden brauchte.

Schon in den „Akademischen blättern“ von Sievers (I, 308 fgg.) habe ich die durchaus verschiedene weise hervorgehoben, in welcher die ausgabe letzter hand bei der bezeichnung eingeföhrter reden verfährt, und ein gleichmässiges verfahren als dem verständnisse förderlich und einer verstündig angelegten ausgabe Goethes allein

würdig dargestellt. Die Weimarische ausgabe hat leider jene bunte mannigfaltigkeit, die auf reinem zufall beruht und jeder sachlichen begründung entbohrt, als ein unanastbares gut beibehalten zu müssen geglaubt. Gehen wir näher auf den ersten band der gedichte ein, so fehlen zunächst alle anführungszeichen, selbst bei längern reden, ja eine solche wird sogar s. 5 nach doppelstrich mit kleinem anfangsbuchstaben begonnen. Wenn s. 7 mitten in der rede der göttin zwischen zwei gedankenstrichen eingeschoben wird: „So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen“ (mit komma), so soll das auf die freude deuten, welche ihre in den vorbergehenden versen ausgesprochene anerkennung im dichter erregt hat. Anführungszeichen fehlen auch bei den worten Amors: „Hier ist das kerzchen!“ (15), im Heidenröslein (16) und bei dem von der schäferin gesungenen „La la! re ralla“ (20 fg.). Erst s. 22 finden wir solche, nämlich bei Käthchens „Nimm dich in acht! der fluss ist tief“ und bei der angabe ihres namens. Das lied fand sich noch nicht in der ersten ausgabe; in der „Iris“ fehlen diese zeichen. Solche finden sich auch nicht s. 25 beim widerstande des pflänzchens: „Soll ich zum welken geboren sein? und s. 77 beim ausrufe: „O sie ist wert zu sein geliebt!“; dagegen stehen sie in Schadenfreude (s. 51) am anfang und ende der worte des mädchens. Trost in tränen (s. 86 fg.) schliesst die strophen der erwidern der schmachtenden in anführungszeichen, und solche finden sich auch in dem liede „Sehnsucht“; das „Taschenbuch auf das jahr 1804“, worin sie zuerst erschienen, hatte sie nur beim zweiten. In dem eben daher genommenen „Bergschloss“ hat auch die ausgabe letzter hand das „Ja!“ (94, 40) ohne anführungszeichen. Auffallend beginnen schon in der ersten ausgabe der gedichte alle acht verse die rede in Geistesgruss mit anführungszeichen. Weniger veranlassung zu anführungszeichen boten die geselligen lieder. Rechenschaft gibt die klage der waise (s. 140) in solchen. Auffällt es, dass im Frühlingsorakel (s. 112) nur der vorlezte vers durch das zeichen :|: als zu widerholen bezeichnet wird. Eine reichlichere anwendung der anführungszeichen forderten die balladen; doch fehlen sie ganz im Sängler (162 fg.), wo der könig 1—4 und 7, der sängler den grösten teil des gedichtes spricht. Im Erlkönig (167 fg.) werden die reden des vaters, des knaben und des Erlkönigs unterschieden; die beiden ersten sind bloss durch einen schliessenden gedankenstrich, die des Erlkönigs durch anführungszeichen und zwar wider vor allen einzelnen versen und am schlusse bezeichnet. Dagegen wird im Fischer (169) der sang der nixe nur durch den vorangehenden doppelstrich eingeleitet, sogar fehlt ein gedankenstrich am schlusse (v. 24). Beide balladen standen so schon in der ersten ausgabe. Die spätern balladen Das blümlein wunderschön, Ritter Curts brautfahrt, Hochzeitlied der schatzgräber entbehren alle der nötigen andeutungen der eintretenden reden. Dagegen ist in Der müllerin verrät nicht bloss die klage des geprelten an anfang und ende und beim beginn der strophen (nicht vor jedem verse) mit anführungszeichen versehen, sondern auch die in derselben berichtete anrede an die ihn überfallenden durch gedankenstriche abgesondert. Ebenso finden wir in Der müllerin reue die von der zigeunerin im namen der geliebten gesprochenen strophen mit anführungszeichen versehen. Von den erst in der dritten ausgabe hinzugekommenen balladen Wirkung in der ferne aus dem januar 1808 und den fünf jahre später entstandenen Die wandelnde glocke und Der getreue Eckart hat die erste die nötigen anführungszeichen, die dritte nur den schluss der rede durch gedankenstrich v. 21 u. 22 (aber nicht 30) bezeichnet, in der zweiten fehlen sie ganz. Die drei letzten balladen Der zauberlehrling, Die braut von Korinth und Der gott und die Bajadere waren zuerst in Schillers Musen-



Almanach auf das Jahr 1798 erschienen, welchem die „Neuen Schriften“ und die zweite Ausgabe in bezug auf die Unterscheidung der Reden ganz folgen. Im Zauberlehrling sind mit recht nur die letzten Verse als Spruch des Meisters von der Rede des Lehrlings durch Anführungszeichen geschieden. Dagegen ist in der Braut von Korinth trotz der Schwierigkeit des Verständnisses die Unterscheidung der Reden völlig ungenügend. Nur die des Mädchens v. 138 und der Mutter 143 fg. sind vorher und am Ende, die des Jünglings 139 fg. am Schlusse durch einen Gedankenstrich bezeichnet. Bei dieser völlig ungenügenden Unterscheidung hat sich leider die Weimarsche Ausgabe begnügt, während eine Anzahl von Reden und Gegenreden zu bezeichnen, unter andern auch dem Jüngling v. 115—119 zuzuteilen waren; denn dass 117 fg. „Wechselhauch und Kuss! | Liebesüberfluss!“, wie das Vorhergehende und das folgende, diesem gehören, sie kein blosser Bericht sind, zeigen schon die Ausrufungszeichen. Ebenso lückenhaft ist die Unterscheidung in der letzten Ballade. Überliefert sind Gedankenstriche nach Jungfrau! (227, 16), hinaus (17, wo der nötige Punkt fehlt), und die? (18), aber auch nach 19 müste ein solches stehen. Der Weimarsche Herausgeber achtet auf so etwas nicht, noch viel weniger bezeichnet er die andern Reden der Bajadere (25—30. 69—74) und der Priester (75—88). In den zuerst in den Horen gedruckten römischen Elegien werden längere Reden (v. 113—138. 242—264. 399—422) mit Anführungszeichen versehen. v. 203—296 geht voran der am Schlusse durch einen Gedankenstrich abgesonderte Befehl und es folgt die Erwiderung. In der sechzehnten Elegie hat die Frage der Geliebten, warum er nicht zur Vigne gekommen (351 fg.), Anführungszeichen, die Antwort ist durch Gedankenstriche abgesondert; das schliessende Scherzwort 355—360 steht wider richtig in Anführungszeichen. Zum Unglück für den Weimarschen Herausgeber war in der Ausgabe letzter Hand am Schlusse das Ausrufungszeichen ausgefallen, und ihm entgieng (so ungenau verglich er die Lesarten!), dass die früheren Ausgaben dasselbe haben; denn dies verleitete ihn, flugs nach 358 gegen alle Überlieferung und den offenbaren Sinn ein solches nebst Gedankenstrich einzuflicken. So war das hübsche Gedichtchen jämmerlich entstellt. Sonst haben die Elegien 169 „Dichter! wohin versteigest du dich?“ und 218 den Ruf: „Kommt zur heiligen Nacht!“ mit Anführungszeichen eingeschlossen, das erste am Schlusse mit Gedankenstrich. Demnach war in diesen Elegien die Bezeichnung richtig durchgeführt. Anders finden wir es in Alexis und Dora, wo bloss ein Gedankenstrich nach 154 das Vorangegangene als Rede des Alexis bezeichnet, die Zwischenreden 57 fgg. 62. 65—70. 76 fgg. 100 fg. 103. 109 durch nichts als solche angedeutet sind; ja jener Gedankenstrich fehlte noch 1800 in den Neuen Schriften, wo er in der Handschrift stand, aber freilich nach dem vier Verse Vorangehenden, der eine kurze Pause andeutet, ohne besondere Bedeutung war, so dass hier Anführungszeichen am Anfange und nach 154 durchaus nötig erscheinen. Im neuen Pausias wären nur ein Paar Reden (62—66. 69 fg. 99 fg.) als solche zu bezeichnen gewesen, die aber durch die einleitenden Worte und den Doppelpunkt sich als solche ergeben. Die Rede der Euphrosyne hat am Anfang und Ende Anführungszeichen (23. 140), die in dieser Berichtete Erwiderung des Dichters erst seit den Neuen Schriften einen Gedankenstrich am Schlusse v. 96. Dagegen ist in der Elegie Amyntas weder Anfang noch Ende der lispelnden Klage angedeutet 21 fg.; ja noch in den Neuen Schriften stand vor derselben Punkt, nicht Doppelpunkt. Ebenso wird die Erzählung des Rhapsoden in der ersten Epistel v. 60 fg. nur durch einführende und abschliessendeworte hervorgehoben, auch die darin Berichteten Wechselreden. In den Epigrammen ist v. 293 die Mahnung: „Seid doch nicht so froh, Epigramme!“ als solche her-

vorgehoben, dagegen nicht der gesang der Venodiger dirne 337 fg. Rede und gegenrede werden 345 fg. 349 fg. so geschieden, dass die erste in anführungszeichen steht. Durch später nicht berichtigtes versehen fehlt nach 430 gedankenstrich. So etwas kümmert den Weimarischen herausgeber nicht, obgleich Goethe unzweifelhaft so die antwort des Aeolus von dem gebete scheiden wolte, wie 446 die beruhigung der geliebten von der klago. In den Weissagungen des Bakis werden 53 fgg. und 69 fgg. alle reden durch gedankenstriche von einander geschieden, die des gegenredners dazu in anführungszeichen geschlossen; 89 fgg. und 97 fgg. finden sich so nur drei reden. 81 fgg. und 105 fgg. sind die erwidrerungen in anführungszeichen gegeben, 101 fgg. zugleich mit vorhergehendem gedankenstrich. So wenig folgerecht war man dabei verfahren. In den distichen der vier jahreszeiten wurden 31—34. 69 fg. die reden als solche nicht besonders bezeichnet. Ganz eigentümlich treten 127 fg. durch anführungszeichen als äusserung der parteimänner hervor. Freilich könnte man meinen, das zweite anführungszeichen sei nach dem ersten verse zu setzen und der zweite als ironische antwort des gegenredners im sinne der parteimänner zu fassen.

Im zweiten zum teil mit geringerer sorgfalt zusammengestellten bande der gedichte waren häufig genug die angeführten reden bloss durch doppelstrich oder ein die rede bezeichnendes wort angedeutet, wie s. 45, 146. 72 fg. 75. 96. 132 fg. 182 fgg. 187 fg. 193 fg. (erwidrerung auf eine indirekte rede). 206. 231. S. 144, 92 fg. geht gar keine andeutung der anrede vorher, die längere anrede ist in zwei anführungszeichen geschlossen. Mit solchen wird auch vielfach ein satz oder eine rede bezeichnet, wie s. 7. 36 fg. (meist mit folgendem gedankenstrich). 49—52. 87 fg. (einmal mit schliessendem gedankenstrich). 90. 202 fgg. 205, wo die entgegnung in zwei gedankenstriche geschlossen ist (ein solcher fehlt v. 14, wie v. 21 punkt nach nackt). 207. 217. 237. 242 fg. 247 fg. 260. 273 (wo die frage ohne anführungszeichen steht). Diese beispiele bestätigen, dass Goethe die hervorhebung der reden beabsichtigte, was nur zuweilen aus nachlässigkeit unterblieb.

Auch im Divan sind reden anderer sehr häufig mit anführungszeichen gegeben, aber zuweilen wird nur der name des redend eingeführten mit spricht genant; anderswo fehlt die andeutung, der spruch gehöre einem andern, wie z. b. die sieben ersten verse des gedichtes Anklage (s. 35), mit wegfal des absatzes zwischen 5 und 6, als spruch des korans in anführungszeichen stehen solten. Im „Faust“ werden selten andere reden so angeführt, dass diese durch besondere zeichen angedeutet werden müsten. Die neue ausgabe hält sich hier an die überlieferung. Richtig sind v. 442 fgg. in anführungszeichen gesetzt, aber in der veralteten weise, dass ein solches vor jedem einzelnen verse steht. 1224 ist das biblische „Im anfang war das wort!“ als anführung bezeichnet (doch solte Im statt im stehen), aber bei der beabsichtigten veränderung der übersetzung 1239. 1247 fehlen sie. Solche solten auch stehen bei der angeblichen äusserung Schwortleins 2955 fgg., deren ende nicht ursprünglich, aber schon in der zweiten ausgabe durch einen gedankenstrich angedeutet wurde, bei den reden des pfaffen 2834—2840, Valentins und seiner kameraden 3630—3633. 3635 fg., bei dem liedchen „Wenn ich ein vöglein wär!“ (3318), bei dem von Mephistopheles höhnisch nachgesprochenen befehle Fausts s. 227, bei dem rufe „Gretchen!“ v. 4465. Im „Walpurgisnachtstraum“ sind die anführungszeichen 4322 beibehalten, aber solche solten auch 4333 fg. stehen. An den grundsatz der gleichmässigkeit wird gar nicht gedacht; man beruhigt sich einfach bei der jeder gleichmässigkeit entbehrenden, zufällig zu stande gekommenen vorlage.

Ein nur in wenigen fällen nötiges zeichen ist der apostroph, der am ende und am anfang der wörter einen sinn hat, wie bei s am anfang (nicht in der zusammenziehung, wie ists, mirs), freud' wär', und einer der gewöhnlichen rede fremden ausstossung eines vokals, wie lobend'gen, woll'n. Der vorbericht zählt ihn zu den lautzeichen, die thunlich beseitigt werden sollen. Leider ist dies nicht geschehen. Man liest noch die rein etymologischen schreibungen saus't, wächs't, hält'st (freilich neben wächst, hältst), muss sich an's gefallen lassen, sogar bei'm, das auch zu i'm, a'm führen würde. Ja auch mann's hat sich dank der aufmerksamkeit auf gleichmässigkeit einmal erhalten (I, 234) und das völlig unberechtigte willkomm' (Faust 2031), als ob der apostroph auch ein en ersetzen könnte, nicht willkommen' neben willkommen stünde. Goethe selbst ist an diesem apostroph unschuldig, den nur die druckerei, wie so manche andere, in die erste ausgabe hereingebracht hat. Auch im „Faust“ ist eine gleichmässigkeit in der setzung der apostrophe nicht erreicht. So sollte näh' 306 stehen, da hier der apostroph eben so gefordert wird wie in lieb' und näh keineswegs gangbare form neben nähe ist, wie allerdings ruh neben ruhe.

Aber viel schlimmer ist es, dass die vom verse geforderten ausstossungen eines e und i vernachlässigt sind. Ich habe in dieser zeitschrift XIV, 345—376. XV, 436—471 an der hand der tatsachen gezeigt, welchen grundsatz Goethe hier befolgen wolte und nur in folge der geringen ausdauer, die er für solche, mechanische aufmerksamkeit fordernde dinge hatte, nicht zur vollen ausführung gebracht hat. Die Weimarischen redaktoren und herausgeber hätten daraus manches lernen und benutzen sollen. Nur ein paar punkte seien hier hervorgehoben. Massgebend für Goethes bestimmung ist der erste „sorgfältig ausgearbeitete“, die gedichte enthaltende band der zweiten ausgabe der werke, den er im februar 1806 zum drucke absante. Von grösster wichtigkeit war für uns die beobachtung, dass hier ohne ausnahme in den ableitungen mit ig das i ausgestossen ist, wenn es nicht metrisch mitzählt; selbst liturg'scher, prophet'scher, begünst'gen finden sich, nie aber ein dem verse zuwiderlaufendes e. Zwei monate später wurde die durchsicht des nun vollendeten ersten teiles des „Faust“ abgeschlossen, deren grundsätze gleichfalls von hoher bedeutung sind, besonders in den hier zum erstenmal gedruckten stellen. Regelmässig wird auch hier i, wo es metrisch nicht zählt, ausgestossen, wobei freilich beachtet werden muss, dass da, wo der dichter zu leichterem flusse des verses oder zu grösserer wirkung auch sonst den anapäst sich gestattet (es sind im ganzen sechs verse) auch heiligen, feurigen, thierischen im anapäst stehen. Im vorspiel lesen wir heftgen, bedächtgen, unharmon'sche, melanchol'sche, was uns schon über die absicht des dichters belehren müste, träte auch nicht sonst die ausstossung regelmässig ein. Blosser druckfehler sind 2994 herziger, 3721 almächtiger, welche die Weimarische ausgabe trotz besserer überlieferung beibehält; nach aller wahrscheinlichkeit auch 1559 eigensinnigem (vgl. 4278 italiän'schen) und ewigen (1076). Auch wird es wol 505 ew'ges, 511 geschäft'ger, 3099 verständ'ger heissen sollen. Für die ausstossung des e zeugen dicht'rischen (159), dämmrung (666. 1146), erinnerung (781. 2957), lästrung (3765), vergangne (4518). Hiernach ist es unzweifelhaft, dass Goethe überall die ausstossung beabsichtigte, wo e und i metrisch nicht zählten. Freilich klingt es seltsam, dass man erst beweisen soll, was jeder, den nicht blindes vorurteil beschränkt, sich selbst sagt. Über die ausstossungen in der Helena und im anfang des zweiten teiles, die vor der ausgabe des ganzen zweiten teiles gedruckt wurden, habe ich a. a. o. gehandelt. In der

Weimarischen ausgabe liegt jetzt der ganze handschriftliche bestand vor. Daraus ergibt sich, dass der abschreiber sich von seiner angewöhnung, die worte ohne ausstossung der vokale zu schreiben, oft verleiten liess, seiner vorlage nicht zu folgen, und dass Goethe selbst in seinen handschriftlichen entwürfen die notwendige ausstossung häufiger vernachlässigte als vollzog, wie wir dies auch in manchen handschriften lyrischer gedichte finden. Deshalb kommt bei genauer befolgung der handschriftlichen lesarten, selbst wenn man den abschreiber nach Goethes freilich nur zum geringern teil erhaltenen entwürfen und niederschriften berichtigt, eine grosse mehrheit für die vollen formen in den fällen heraus, wo sie dem verse widersprechen: aber die mehrheit will hier eben wenig bedeuten; sieben stellen, wo das ungewöhnliche heil'ger steht, sprechen stärker für die vom dichter beabsichtigte form als zwanzig, wo die gangbare eingedrungen ist; ein einmaliges merkwürdiger, versündigen wiegt mehrfache ehrwürdiger, vereinigen auf. Und das zahlenverhältnis ist nicht durchgehends so ungünstig. Glühnder, glühnde, glühnden lesen wir 5989. 6283. 6439. 10744, dagegen glühende 8651. 10446. Wer kann es für möglich halten, dass der dichter eine solche abweichung unter ganz gleichen umständen beabsichtigt habe? Wem wird man glauben, dass Goethe neben munterer, muntre, muntres (8996. 9746. 10507. 10869) und muntren (8793), wofür nach sonstigem, auch hier vorherrschendem gebrauch muntern zu setzen ist, ohne not munterer (9011), ermuntere (11553) geschrieben? wer ihm zutrauen, dass er neben wackrer, wackern, wackres (5237. 8334. 8421. 10438. 11052) das schwache wackere helden (10370) gebraucht habe? Hier entscheidet nicht die unzuverlässige abschrift eines dem prosaischen gebrauch folgenden schreibers, ja nicht einmal Goethes eigene entwürfe, sondern auch der erste teil des Faust kommt in betracht, da der dichter sich unmöglich die abweichung von diesem in solchen kleinigkeiten vorgesezt haben konnte; ja die gesamte behandlung des verses in seinen dichtungen, die ich a. a. o. verfolgt habe. Und wie sollte er darauf gekommen sein, eine von allen dichtern und von ihm selbst von kind an gebrauchte freiheit aufzugeben, die nicht allein dem verse oft grössere kraft verlieh, sondern ihm auch äusserst bequem war, da er z. b. heilige als trochäus von heilige als kretikus, ja auch in der messung — — unterscheiden konnte. Die neue Weimarische ausgabe hat dadurch, dass sie rückhaltlos der schwankenden überlieferung folgte, den zweiten teil des „Faust“ arg entstelt, indem sie ihn in einer bunten, jeder gleichmässigkeit spottenden jacke erscheinen liess. Die kritik soll den schriftsteller von den flecken der überlieferung reinigen, selbst da, wo die eigene unbeabsichtigte nachlässigkeit desselben sie verschuldet hat. Und welcher urteilsfähige kritiker möchte sich nicht gern einer solchen ehrenpflicht unterziehen statt einer unverständigen überlieferung sich leibeigen zu machen?

Was mich einigermaßen über diese metrische mishandlung in einer so reicher mittel sich erfreuenden angeblichen standard-ausgabe tröstet, ist die eigentümliche fügung, dass ein mitarbeiter, Konrad Burdach, der herausgeber des „Divan“, sich von dieser schuld frei gehalten hat. Wir stimmen ihm von Herzen bei, wenn er s. 359 schreibt: „Es lag demnach in der intention der ausgabe letzter hand, solche unrythmische [metrisch überflüssige] silben zu tilgen, und diese intention ist nur, wie so manches, unvollkommen ausgeführt. Pflicht des herausgebers war es, hier die konsequenzen zu ziehen. Demgemäss habe ich überall, wo der rythmus eines gedichts unwidersprechlich auf regelmässigen wechsel von hebung und senkung angelegt ist, die überschüssigen vokale entfernt, wo dagegen auch in anderen versen doppelte senkungen vorkommen, sie belassen.“ Je entschiedener diese äusserung über

die rhythmische behandlung der bisherigen Weimarischen herausgeber den stab bricht, um so ehrenvoller ist es, dass die redaktoren sie nicht unterdrückt haben; freilich ist das geschehene nicht ungeschehen zu machen. Burdach ist auch dem ausgesprochenen grundsatz meist gefolgt, und so schreibt er s. 98 richtig mit der handschrift *pein'gen*, *rein'gen* und setzt 125 versteht statt vorstehet nach Goethes verbesserung. Ja s. 11, 2 ändert er ohne not einziehen; denn so wenig ist es nötig, dass dieser vers dem vorhergehenden „rhythmisch und metrisch korrespondiere“, dass der starke einschnitt nach dem zweiten fusse, wie v. 3 und 5, dem inhalt entspricht, wobei der weibliche ausgang des verses kaum in betracht komt, und im ersten verse ist der anapäst nicht beabsichtigt, sondern nach der vorlage des Olearius, von der nur das beginnende darum und das unnötige des menschen wegfiel, als unvermeidlich beibehalten. Bloss ein paar mal haben nicht zutreffende gründe Burdach bestimmt, von der nötigen änderung abzusehen. 37, 1 und 16 behält er heiliger bei, obgleich 2 heil'ge steht, weil „der anfang und das ende des gedichtes das thema angeben und aus dem sonstigen rhythmus mit absicht herausgehoben scheinen.“ Von solchem schein zeigt sich mir keine spur. Der am ende wiederholte anfangsvers besagt einfach, mit beziehung auf den schluss des vorigen gedichtes, Ebusuud habe die wahrheit gesagt, wobei der dichter dessen demütige selbstbezeichnung dadurch ehrt, dass er ihn als einen wahrhaften heiligen anerkennt. 255, 18 nimt der herausgeber an dem jambischen verse: „Andere mit geistes flug und lauf“ keinen anstoss, aber wie andere hier „mit dreisilbiger senkung im auftakt erträglich“ heissen könne, sehe ich nicht; es müste anapästisch gemessen werden. Von hebung und senkung zu sprechen scheint mir übrigens bei den von Goethe in hergebrachter weise nach versfüssen gemessenen versen des „Divan“ unbefugt. Wie Goethe noch in spätester zeit verse abtheilte, zeigt das gespräch mit Eckermann vom 6. april 1829. Ohne allen zweifel muss es andre heissen, das mit bekannter freiheit jambisch betont wird, wie unmittelbar vorher viele, gleich darauf steigen, draussen den vers beginnen. Ebenso wenig durfte Burdach den vers 258, 43: „Unsere eigenliebe gieng verloren“, durchgehen lassen, über den er sonderbar genug kein wort sagt; es ist unsre zu lesen, der anfang anapästisch, wie daselbst 1. 23 und im vorhergehenden gedichte 4. 9. 11. 19 usw. Burdach hat eben auf die eigentliche messung der verse zu wenig geachtet. Wenn er meint, 259, 63 hätte er vielleicht besser die ursprüngliche lesart gnug statt genug zurückgerufen, so übersieht er, dass der zweite fuss ein hier glücklich eintretender anapäst ist wie v. 56. 58. In den sprüchen scheut er sich 132, 4, 3 vor poet'sche, weil die vier verse, aus denen das gedicht besteht, zur beurteilung des rhythmus nicht genügenden anhalt böten; aber dass 2 unbezwungne, nicht unbezwungene, und auch sonst kein anapäst sich findet, reicht hin, wozu komt, dass ein solches i in den sprüchen immer ausgeworfen wird, um den jambus rein zu erhalten.

Leider hat der vorbericht in band I versäumt, ein bild des verhältnisses aller vom dichter veranstalteten gesamttausgaben zu einander zu entwerfen. Ein solches gehörte ganz eigentlich hierher, so dass die herausgeber der einzelnen schriften sich darauf beziehen könnten und nur die besondern angaben über die von ihnen bearbeiteten werke hinzuzufügen brauchten, die aus gonauer vergleichung sich ergebende stellung der einzelnen gesamttausgaben in der überlieferung aber schon hier festgesetzt würde. Jetzt müssen sich die einzelnen herausgeber auf den der gedichte beziehen, der schon in der für die ganze ausgabe massgebenden bezeichnung der

handschriften seinen mangel an kritischer schulung verrät, noch mehr darin, dass er über den wert der einzelnen gar nichts bemerkt. Was würde man von einem herausgeber der alten klassiker sagen, der so wenig den anforderungen der heutigen kritik entspräche, dass er sie gar nicht zu kennen schiene!

Um die übersicht möglichst zu erleichtern, müsten die bezeichnungen jeder einzelnen ausgabe (die redaktoren und herausgeber bedienen sich des sehr entbehrlichen, aus sigillum neben siegel unglücklich gebildeten fremdwortes siglen) so deutlich sein, dass sie sich selbst aussprechen. Nun sind von Goethes werken unter der leitung des dichters selbst vier gesamtausgaben erschienen, die sich ganz einfach als I. II. III. IV bezeichnen; da zu der ersten eine fortsetzung als „Neue schriften“ erschien, so ergibt sich für sie von selbst Ia, wie für die neu durchgesehene oktavausgabe der taschenausgabe letzter hand IV a. Als I, 1 muss die hinter dem rücken des dichters gedruckte fehlerhafte ausgabe in vier bänden bezeichnet werden, die deshalb von trauriger bedeutung ist, weil sie später bei den romanen und dramen zu grunde gelegt wurde. Wenn diese von mir vorgeschlagenen bezeichnungen so klar sind, dass sie sich selbst aussprechen, so erscheinen die in der Weimarischen ausgabe I, 368 beliebten wie ein spott auf deutlichkeit und folgerichtigkeit. Weil die erste ausgabe betitelt ist „Goethe's schriften“, so erhält sie die bezeichnung S und ihre fortsetzung „Goethe's neue schriften“ heisst N; der ausgabe in vier bänden wird gar nicht gedacht, was freilich bei den gedichten ohne schaden geschehen konnte, da sie bei diesen nicht zu grunde gelegt wurde, wie ihre kleinen abweichungen in rechtschreibung und satzzeichnung beweisen, die nicht in II übergegangen sind (z. b. im gedicht „Der wanderer“ und in dem „An Lottchen“, wo I, 1 umspielen statt umspülen hat). Der herausgeber des „Faust“ hat ihrer gedacht; aber bei den gedichten durfte die erwähnung nicht fehlen, dass sie ohne einfluss geblieben. Gehen wir zu den weitem ausgaben über: wer kann sich denken, dass A die zweite gesamtausgabe bezeichnen solle, welche, nach der bezeichnung der ersten durch S, weil sie zuerst den titel „Goethe's werke“ führt, als „W A“ oder „W 1“ aufgeführt werden musste! Aber folgerichtigkeit erwartet man hier vergebens. Entsprechend heisst die dritte ausgabe B. Die taschenausgabe letzter hand muss sich gefallen lassen, als C<sup>1</sup> zu erscheinen, das heisst als erster druck der dritten ausgabe der werke bezeichnet zu werden, während sie doch die weitverbreitetste vierte gesamtausgabe ist, von welcher die oktavausgabe nur ein neu durchgesehener besserer abdruck ist, der als solcher bezeichnet werden musste, nicht umgekehrt diese als vorläuferin der vornehmeren ausgabe, deren bezeichnung als C den tatbestand verschleiert. Diese ungehörigkeiten betreffen freilich nur kleinigkeiten; aber bei der grossen mühe, welche die vergleichung der lesarten an sich schon dem leser macht, sollte gerade hier die klarste einfachheit herrschen.

Der herausgeber hat unterlassen, das verhältnis dieser ausgaben zu einander und ihre beschaffenheit zu bezeichnen, trotz der wichtigkeit desselben für eine grundsätzliche behandlung der kritik. Bei der ersten gesamtausgabe musste ein genaues verzeichnis aller einzelnen gedichte gegeben werden, wodurch die lästige spätere anführung bei den einzelnen gedichten in wegfall kam. Hierbei durfte nicht übersehen werden, aus welchen quellen die früher gedruckten gedichte gegeben seien. Da waren denn zunächst die „Neuen lieder“ (1770) zu erwähnen, für welche die einfache bezeichnung als liederbuch durch L sich von selbst darbot. Dass alle ersten drucke hier durch J bezeichnet werden, dessen bedeutung man kaum erraten kann und erst mit mühe sich einprägen muss, halten wir für ungeschickt, da es von

grosser wichtigkeit ist zu wissen, wo der erste druck erschien, was die veralgemeinerung durch ein mystisches J verdeckt. Man könnte dieses ganz entbehren und die einsicht wesentlich fördern, wenn man für jede druckschrift, in welcher ein gedicht zuerst erschien, ein leicht verständliches zeichen wählte. Nach dem liederbuch kam zunächst Jacobis „Iris“ in betracht, für welche der anfangsbuchstabe die bezeichnung ergab. Unser herausgeber muss vorgossen haben, dass Goethe sich des nachdrucks der „Iris“ bedient hat, wie längst bemerkt worden; denn aus diesem hat Goethe unbewusst zwei veränderungen in den gedichten „Der neue Amadis“ und „Neue liebe neues leben“ aufgenommen, was für beurteilung der späteren lesart von bedeutung ist. Andere gedichte nahm die erste ausgabe aus dem Göttinger musen-almanach (G. M.) und dem Vossischen (V. M.), aus Wielands „Merkur“ (W. M.) und andern zeitschriften auf, deren schreibung und satzzeichnung zum teil massgebend war. Vor die zweite gesamt Ausgabe fallen Ia, welche meist gedichte der neunziger jahre enthält, gröstenteils in Schillers Horen (H) und Musenalmanach (Sch. M.) nach abschriften von Goethes schreiber, in der satzzeichnung und rechtschreibung ohne besondere sorgfalt gedruckt, und das taschenbuch auf das jahr 1804. Der inhalt dieser beiden war zu verzeichnen, auch der einfluss von W. Schlegel, Voss und Schiller auf sie hervorzuheben. Über II musste vollständiger bericht erstattet und die art der zusammenstellung aus den bisherigen samlungen angegeben werden, auch die wenigen kleinen veränderungen und die druckfehler. Cotta musste gleich einen neuen abdruck von II machen, wofür er Goethe eine nachzahlung leistete. Dies wuste man längst. Erst beim zweiten bande hat unser herausgeber entdeckt, dass es einen andern etwas abweichenden abdruck von II gebe, den er (s. 298) A<sup>1</sup> bezeichnet, obgleich<sup>1</sup> dabei eine ganz andere bedeutung hat als bei seinem C<sup>1</sup>. Er ist ohne allen einfluss geblieben. Wie sehr III durch druckfehler entstelt sei, musste hervorgehoben, auch auf die zusammenstellung des hinzugekommenen bandes der gedichte und die vermehrung des ersten, der manches an den zweiten hatte abtreten müssen, eingegangen werden. Bei den hier zuerst mitgeteilten oder aus den alten „Neuen liedern“ aufgenommenen gedichten darf es nicht auffallen, dass sie nicht so sorgfältig durchgesehen sind wie die von II; ebenso dürfte sich eine derartige verschiedenheit zwischen den aus dem ersten hierher versetzten und den neuen ergeben. Von alle diesem hat der herausgeber keine ahnung. Schmidt hatte beim „Faust“ zwei von einander abweichende drucke von III nachgewiesen; erst jetzt hat unser herausgeber einen solchen auch von den gedichten aufgefunden; er nent ihn, trotz A<sup>1</sup>, mit Schmidt B<sup>2</sup>. Der wichtige grundsatz, dass die abweichende lesart von III nur da massgebend ist, wo sie etwas besseres als II liefert, dass die meisten eigenheiten derselben auf druckfehlern beruhen, ist von so grosser bedeutung, dass er vor allem hätte betont werden sollen. In IV trat zu den beiden ersten ein neu durchgesehener dritter band der gedichte, von denen ein teil schon in „Kunst und altertum“ (K A) mit manchen druckfehlern abgedruckt worden, die auch hier nur zum geringsten teil verbessert sind. Wenn in dieser ausgabe manches hier zum ersten mal gedruckte nicht fehlerlos erschien, so ist dies weniger zu verwundern, als dass einzelnes, wie das berücksichtigte: „Es sang und starb und freut sich noch“ im „Veilchen“, sich erhalten hat, obgleich auch Götting sich der durchsicht unterzogen hatte. Dieser sollte auch für IV a die stehen gebliebenen oder eingeschlichenen druckfehler verzeichnen, wonach einzelnes, aber nicht alles verbessert wurde, und neue druckfehler wurden nicht vermieden. Auch dieses hätte der herausgeber nicht verschweigen dürfen, da es für die beurteilung der lesarten weitreichende bedeutung hat.

Von grösster Wichtigkeit ist eine der frühesten Weimarischen Zeit angehörende, von Goethe geschriebene Sammlung der Gedichte, welche der Herausgeber I, 366 mit Recht als Quelle der meisten bisher bekanten Abschriften Herders und der Frau von Stein erkennt. Da hätte man doch wohl verlangen dürfen, über diese Abschriften genaueres zu hören; aber nichts liegt dem Herausgeber ferner als den aufmerksamen Diener der Freunde des Dichters zu machen, ihnen alles und jedes zu bieten, was sie zu leichter und voller Einsicht bedürfen. Erst zwei Seiten später führt er Herders Abschrift der „Zueignung“ an, welche Dichtung mehrere Jahre später ist als jenes Goethische Heft von 23 Quartblättern, von dem ein geschulter Herausgeber nicht versäumt haben würde, eine ausreichende Beschreibung zu geben. Was man von ihm fordern durfte, muss man sich erst aus seinen Angaben zu den andern Gedichten mühsam zusammensuchen. Da ergibt sich denn, dass die Sammlung folgende Gedichte enthält: 1. Mahomets Gesang. 2. Wanderers Sturmlied. 3. Künstlers Morgenlied. 4. An Schwager Kronos. 5. Prometheus. 6. Ganymed. 7. Menschengefühl. 8. Eislebenslied. 9. Königliches Gebet. 10. Seefahrt. 11. Der Wanderer. 12. Ein Gleichnis (Dilettant und Künstler). 13. Legende. 14. Ein Lutherischer Geistlicher spricht. 15. Katechisation. 16. Freuden des jungen Werthors. 17. Kenner und Künstler. 18. Ein Gleichnis (Autoren). 19. Ein Reicher dem gemeinen Wesen zur Nachricht. 20. Vor Gericht. 21. An Kenner und Liebhaber (Monolog des Liebhabers). 22. Der neue Amadis. 23. Hypochonder. 24. Taumel (Christel). 25. Anekdote unserer Tage (Kenner und Enthusiast). 26. Bundeslied. 27. Jägers Nachtlied (Abendlied). Von diesen Gedichten waren zur Zeit zwölf noch ungedruckt. Die Varianten der von Herder, Frau von Stein und Fr. von Göchhausen von diesen Gedichten gemachten Abschriften haben für uns eigentlich keinen Wert mehr, da sie auf Schreibfehlern beruhen müssen; doch wäre es Pflicht des Herausgebers gewesen, auch über sie das Tatsächliche zu berichten und nicht nur gelegentlich den Leser auf Stellen zu verweisen, wo andere darüber gehandelt haben. Man verlangt hier das Nötige kurz und bündig zu finden. Die schon gedruckten Lieder finden sich hier zum Teil in veränderter Fassung. Wenn die Abschriften der Frau von Stein sich fast ganz auf die Sammlung der 27 Stücke beschränken und nicht über das Jahr 1778 hinausreichen, so gehören Herders Abschriften verschiedenen Zeiten an, vom September 1781 bis 1788, wie ich in den „Akademischen Blättern“ I, 102 fgg. gezeigt habe. Bedeutend sind sie für diejenigen Gedichte, von denen des Dichters eigene Handschrift nicht vorliegt, da Herders Abschriften meist ganz fehlerlos sind. Auch über die Abschriften des Fräulein von Göchhausen hätte der Herausgeber Bericht erstatten müssen. Die meisten scheinen nach der Herderschen gemacht, andere nach gelegentlicher Mitteilung von anderer Seite; mehrere, wie das Epiphaniaslied, erhielt sie wohl durch die Herzogin-Mutter. Es waren aber nicht bloss einzelne Abschriften, sondern mehrere Gedichte gehören einer Sammlung an.

Auf so viele wertvolle eigene Abschriften Goethes (wir gedenken nur der Ältesten, des Friderike Oeser gewidmeten Liederheftes und der Handschrift der Römischen Elegien) können wir hier nicht eingehen; einige zeigen in Kleinigkeiten flüchtige Nachlässigkeit, auch bei der Ausstossung der metrisch überzähligen Silben. Von umfangreicheren Sammlungen gedenken wir nur der glücklich jetzt im Goethearchiv geretteten Handschriften der ersten und zweiten Ausgabe der Gedichte, die freilich nur insofern von Bedeutung für die richtige Lesart sind, als sie offenbare Druckfehler nachweisen, da bei der Durchsicht des Druckes einzelnes vom Dichter geändert sein kann. Dass die Druckhandschrift von I unter zwei verschiedenen Bezeichnungen (H<sup>3</sup> und H<sup>4</sup>) angeführt wird, ist wider ungeschickt; sie sollten H I bezeichnet sein zur Andeutung,



dass sie sich mit I decken, weshalb sie nur da berücksichtigung verdienen, wo der druck von ihnen abweicht. Dasselbe gilt von der handschrift zu II, die entsprechend H II heissen sollte.

Wie wenig unsere ausgabe der pflicht genügt, überall die billig geforderte auskunft zu geben, zeigt I, 364 fgg. die mitteilung des von Barbara Schulthess „vor des dichters italiänischer reise angelegten verzeichnisses“ der lyrischen gedichte. Jeder geschulte herausgeber würde hier über die handschrift nähere auskunft gegeben, die zeit derselben näher bestimmt und die art der anlage verfolgt haben, woraus sich erst die bedeutung des verzeichnisses ergibt; der unsere gibt nichts als einen abdruck, doch hat er die einzelnen stücke nummeriert. Keines der gedichte fällt nach dem sommer 1782, was auf die zeit des abschlusses hinweist. Dass drei derselben dem dichter J. N. Götz angehören, mit dessen chiffre G. sie in Schmidts „Almanach der deutschen musen auf das jahr 1777“ stehen, ist schon in Seufferts „Vierteljahrschrift“ bemerkt, aus welcher der zweite band andere berichtigungen bietet, aber nicht diese, obgleich sie von grosser bedeutung ist. So viel ich weiss, ist noch nicht bemerkt worden, dass auch das zweite gedicht, „Adler und wurm“, nicht von Goethe, sondern von Herder ist, ohne dessen namen es im „Wandsbecker boten“ (vom 28. december 1774) steht, woraus die Schulthess keine der dort mitgeteilten kleinigkeiten, die wirklich von Goethe stammen, aufgenommen hat. Auch dürfte das allerletzte gedicht (64) „Palast des frühlings“ kaum verschieden sein von der freien übersetzung des Gongoraschen liedes: *Esperando esten las rosas*, die Herder unter dieser überschrift im zweiten 1779 erschienenen bande der „Volklieder“ gab. Verfolgen wir das verzeichnis genauer, so stammen 1. 4—6 aus dem „anhang“ zu Wagners übersetzung Merciers (1776), 7 und 9 aus dem „Almanach der deutschen musen auf das jahr 1776“, 10—12 aus der wochenschrift „Die muse“ (juni und juli 1776, wo auch das von der Schulthess nicht aufgenommene „Amors grab“ steht), 23. 24. 31 aus dem „Almanach der deutschen musen auf das jahr 1777“, 25. 26. 44. 50—52 aus Wielands „Mercur“ 1776 januar bis april, wo sie in anderer folge stehen, 30. 32. 33. 36—40. 42. 43 aus Jacobis „Iris“ in bunter reihe (III, 3. IV, 2. II, 1. 3<sup>7</sup> VII, 1), 45—49 aus dem „Göttinger Musen-almanach A. MDCCLXXIV“, 54. 55. 57 und 62 aus dem handschriftlichen „Journal von Tiefurt.“ Wir sehen, dass die folge der aus den zeitschriften entnommenen lieder zuweilen durchbrochen ist. Von den nicht aus büchern geschöpften gedichten kante die Schulthess manche unzweifelhaft durch Lavater. Hierher gehört eine anzahl von gedichten aus der ersten hälfte des verzeichnisses, die bis 1779 reichen: 3. „Am staubbach“, 15. „Am 11. september 76“, dessen anfang abweicht von der fassung im „Deutschen museum“ (september 1777), 18. „Auf der Lahne im vorbeyfahren“ (das lied hatte Goethe in Lavaters tagebuch geschrieben), 19. „Dem schicksaal“, 20. „An schwager Kronos“, 29. die der zweiten ausgabe des „Werther“ vorgesezten verse „Jeder jüngling sehnt sich so zu lieben“, 63. „Grabschrift. 74“ (von der wir nicht mit dem herausgeber II, 359 bezweifeln möchten, dass sie dieselbe ist, mit der unter Epigrammatisch mitgeteilten, wofür die jahreszahl spricht, da die uns bekante „grabschrift“ von 1778 ist), endlich 34. „Schaale der erinnerung einem milden fürstenpaar geweiht 1774.“ Das letzte gedicht, das nach der jahreszahl wol dem Emser aufenthalt angehört, glaubt der herausgeber neuerdings (Goethe-jahrbuch IX, 293) gar wunderlich „in Königlich gebet oder in Menschengefühl, oder in beiden gedichten widerzufinden“ und bei dem fürstenpaar an Karl August und dessen bruder denken zu dürfen. Wie in den angeführten gedichten irgend eine beziehung auf ein „mildes fürstenpaar“ sich finde und dabei

von einer „schale der erinnerung“ die rede sei, bleibt mir ein rätsel. Auch kann nur an ein regierendes fürstenpaar gedacht werden, während selbst Karl August im jahre 1774 noch nicht zur regierung gelangt war. Nichts liegt näher als bei der „schale der erinnerung“ an einen trinkspruch auf den landesherrn von Ems, den fürsten von Nassau, und dessen gattin zu denken; wir wissen, dass Goethe diese und ihre mutter persönlich kante. So erklärte sich auch, wie die Schulthess durch Lavater den spruch erhalten habe. Bei andern gedichten ist schwer zu entscheiden, ob Goethe sie der Schulthess, mit der er vertraute briefe wechselte, unmittelbar mitgeteilt oder ob diese sie durch Lavater kennen gelernt hatte. Das lied an den mond (8) sante er wol mit Seckendorffs melodie der freundin, ebenso „Epiphantias“, hier (27) „Lied zu einem dreykönigsauzug“; weiter das „Lied vom schneider“ (28), worunter der herausgeber jezt mit grosser wahrscheinlichkeit „Schneider-courage“ versteht, (13) „Verantwortung eines schwangern mädchens“ („Vor gericht“), (14) „So wälz' ich denn ohn unterlass“ („Genialisch treiben“), (17) „Ich wolt', ich wär' ein fisch“, auch wol das singspiel „Die fischerin“, worin sich die balladen „Der fischer“ und „Erlkönig“ (41 und 53) fanden. Zweifelhaft bleibt es, ob er unmittelbar an die freundin oder an Lavater gesant hatte 21 „Wandrer's nachtlied“ (aus dem februar 1776), 24 „Auf eine alte jungfer“ („Mamsell N. N.“), 58 „Wenn der uralte ewige vater“ (ohne andeutung, dass dies zwei verse sind, wird so die ode „Grenzen der menschheit“ bezeichnet) und die drei mit dem ersten verse bezeichneten epigramme des frühjahrs 1782 „Einsamkeit“, „Ländliches glück“ und „Erwählter fels“, von denen das erste im juli 1783 auch in der kaum in Zürich bekant gewordenen Berliner „Litteratur- und theaterzeitung“ erschien. Da die sicher durch Lavater erhaltenen gedichte mit 34 schliessen, so dürfte die Schulthess die letztgenanten von 58 an unmittelbar von Goethe erhalten haben. Nur zwei stücke vermag ich nicht näher zu bestimmen. Vielleicht sind andere glücklicher. Nr. 35 lautet: „Aus dem Griechischen des Orpheus und im Schoose der urwelt —.“ Die übersetzung begann hier mitten im verse, wie auch bei dem im briefe an frau von Stein vom 7. september 1780 mitgeteilten „Griechischen.“ Eine entsprechende stelle finde ich weder in den sogenannten Orphischen versen noch in der später untergeschobenen darstellung des Argonautenzuges. Wie es mit 56: „Die fahr der liebe“ sich verhält, weiss ich nicht. Der herausgeber hat nichts getan, um das wirklich neue des verzeichnisses ins licht zu stellen; erst im Goethe-jahrbuch IX, 290 fg. hob er nachträglich hervor, dass sich daraus zuerst die entstehung vor 1786 (wie wir sahen, spätestens 1782) von „Genialisch treiben“ und „Liebhaber in allen gestalten“ sicher, von „Schneidercourage“ wahrscheinlich ergebe. Dort finden wir aber auch noch eine wunderliche vermutung. Unter nr. 40 ist angeführt: „den XXX abend. Mir schlug das herz . . . .“ Hierüber liess sich unser herausgeber a. a. o. also vernehmen: „Wie ist das aufzulösen? Nicht etwa: den drei königs abend 1771? Das wäre dann eine für die geschichte des Sesenheimer verhältnisses wichtige zeitangabe.“ Es ist wirklich lustig dass ein X einen heiligen könig, folglich drei die drei weisen könige des morgenlandes, bezeichnen sollen, obgleich zwischen zeichen und wort gar keine beziehung zu entdecken ist, wir auch unter nr. 27 ausgeschrieben lesen „zu einem drey königsauzug.“ Ganz einfach ergibt sich die lesung „den Christabend“, wobei freilich die verdreifachung des X etwas eigentümlich bleibt. Ich erinnere mich, dass man, um Christnacht zu bezeichnen, ein von einem viereck eingefasstes X dem nacht vorangehen lässt. X, das älteste monogramm des hochheiligen namens, wäre hier verdreifacht, wie man sich sonst wol dreier aufrecht stehenden kreuze bedient für „heilig, heilig, heilig“.

Und, fragen wir, konte denn die Schulthess irgend eine kunde haben, wann das längst bekante, später „Wilkommen und abschied“ überschriebene lied gedichtet sei? Sie hat dieses mit sechs andern, unmittelbar aufeinander folgenden, nur durch die spätere ballade „Der fischer“ unterbrochenen gedichten der „Iris“ entnommen, wo es ohne überschrift erschien. Dass Goethe Lavater oder der Schulthess mehrere jahre später don jahrestag, an welchem er das gedicht geschrieben, nicht das jahr und die persönliche beziehung, wenn anders eine solche statfand, angegeben habe, ist an sich unwahrscheinlich, wird vollends dadurch widerlegt, dass die verse keine andeutung dieses in der ganzen christenheit gefeierten heiligen abends darbieten, vielmehr nur den abend des widersehens der geliebten und den morgen des abschieds bezeichnen. Hiernach dürfte, wenn nicht eine seltsame verwechslung zu grunde liegt, das lied „don XXX abend“ von dem Goetheschen „Mir schlug das herz“ verschieden, ein wirkliches lied auf den christabend, das die Schulthess Goethe zuschrieb, gewesen und nur zufällig in dem verzeichnis mit ihm verbunden worden sein. Den vierten band von Himburgs nachdruck von 1779, der sechszehn der hier angeführten gedichte nebst einigen anderen enthielt, hatte sie bei ihrer samlung nicht benutzt. Übrigens gehörte die mitteilung dieses verzeichnisses streng genommen nicht in den kreis des hier erwarteten, ebenso wenig wie die briefstellen an Goethes gattin und sohn, wie erwünscht auch die darin gegebene aufklärung über die entstehung von ein paar godichten ist; denn die darauf bezüglichen angaben sind eben grundsätzlich ausgeschlossen. Eine der ersten pflichten der verwaltung des Goethearchivs wäre es gewesen, die familienbriefe nicht länger der welt vorzuenthalten und etwa zu warten, bis diese endlich einmal in der langsam vorschreitenden, zerstückelnden samlung aller erhaltenen briefe Goethes erscheinen. Wie bedeutend die briefe an die vielgeschmähte Christiane sind, schon wir aus den wenigen auszügen in den lesarten des „Divan.“ Goethe teilte, wie wir daraus ersehen, seiner gattin auf eine uns überraschende weise seine glücklichen fortschritte in den Divansliedern während seiner beiden Rheinreisen mit. Wären die familienbriefe gedruckt, so brauchten wir diese freilich wertvollen schnitzel nicht als eine freigebig gespendete gabe aus den Lesarten auszulesen, in die sie gar nicht gehören.

Die folge der gedichte wird aus der ausgabe letzter hand beibehalten, wie dies Scherer „Goethe-jahrbuch“ V, 284 fgg. dringend verlangt hatte. Dabei ist ganz übersehen, dass es bloss äussere gründe waren, die Goethe bestimmten, die samlung der gedichte, die in der dritten ausgabe um einen zweiten band vermehrt worden war, noch mit zwei neuen zu bereichern, denen sich der vermehrte „Divan“ als fünfter anschliessen sollte. Der erste dieser neuen bände enthielt ausser nachträgen zu den bisherigen abteilungen drei neue, „Loge“, „Gott und welt“ und „Aus fremden sprachen.“ Wenn er demselben bande die schon gedruckten der ersten samlung der „Xenien“ hinzufügte, was grundsätzlich schon dadurch ausgeschlossen schien, dass mit den übersetzungen die gedichte eigentlich abgeschlossen waren, so bestimmte ihn dazu nur die rücksicht auf die sonst zu geringe bogenzahl des bandes; über die seltsame verteilung der beiden hälften der „Xenien“ auf zwei bände beruhigte ihn die erwägung, dass die zweite noch ungedruckt sei und beide als beigaben betrachtet werden könnten. Ja wie wenig er um eine genaue scheidung bemüht war, zeigt sich darin, dass er, einmal auf dem abschüssigen wege, in die vierte samlung der gedichte auch „dramatisches“ aufzunehmen sich entschloss, und zwar nicht allein die festgedichte zum 18. december 1818, den Berliner prolog von 1821, theatralische kleinigkeiten von 1814 bis 1819 und eine zwischenscene zu „Faust“, sondern auch die

bruchstücke seiner alten „Nausikaa“; ja er wolte sich den spass machen, in dieser abteilung, welche die buchhändlerische ankündigung nur als „Dramatisches“ bezeichnet hatte, die welt durch ein neues grosses „zwischenpiel zu Faust“, durch „Helena klassisch-romantische phantasmagorie“, zu überraschen. Es galt ihm, in der ersten, aus fünf bänden bestehenden lieferung, die mit dem vermehrten „Divan“ die lyrischen spenden schliessen sollte, möglichst viel neues zu bringen. Es ist komisch, wie Scherer mit seiner seltenen gewantheit, selbstgemachte schwierigkeiten kühn zu überbrücken, dieses durcheinander von lyrischem und dramatischem sich zurecht legt. Wenn dramatisches nachkomme, so könne man vergleichen, wie in der zweiten samlung der ersten auflage „die kunstgedichte persönlich werden“, wofür „Hans Sachs“ und „Mieding“ angeführt werden („Mieding“ ein persönlich gewordenes kunstgedicht!) und dann „in künstlerdramen übergehen.“ Scherer übersah dabei, dass „Hans Sachs“ und „Mieding“ ursprünglich, was Goethe bekantlich entschieden ausgesprochen hat, die ganze samlung der schriften abschliessen und, wenn er vor der zeit stürbe, „statt personalien und parentation“ gelten sollten; erst später entschloss sich der dichter, die beiden künstlerdramen und die „Geheimnisse“ nicht als teile der „Vermischten gedichte“, sondern als selbständige dichtungen der samlung seiner schriften hinzuzufügen, wobei die dichtart unberücksichtigt blieb. Dramatische scenen unter die lyrischen gedichte zu mischen war Goethe nicht eingefallen, und wenn er der ausgabe lezter hand „dramatisches“ in einen lyrischen band schob, so schlug er damit eben in seiner weise der welt ein schnippchen. Nichts weniger fiel ihm ein als mit dieser augenblicklichen lustigen auskunft die nachkommen zu binden und sie zu hindern, die gedichte „Epigrammatisch“ und „Parabolisch“ und die „Xenien“ aus der unberechtigten verteilung auf zwei verschiedene bände zu befreien, die wunderliche neue abteilung „Lyrisches“, die gar verschiedenes enthält, aufzulösen, sie, wie er selbst sich in der ankündigung seiner lezten ausgabe ausdrückt, „in die gehörigen verhältnisse zu stellen“, und dieselbe woltat seinen spätern oder noch ungedruckten ebenbürtigen gedichten zu erzeigen. Was man dawider angeführt hat, ist ganz unerheblich. Dass die abteilungen durch ihre stärke „erdrückend“ würden, ist nicht zu fürchten. Wenn nach Goethes eigener anordnung die erste abteilung aus 80 liedern besteht, so würden unter Epigrammatisch bei verschmelzung der gedichte des zweiten und dritten bandes diese zahl nur um wenige überstiegen, in den andern abteilungen nicht einmal erreicht werden. Dass die Ballade, welche die abteilung Lyrisches unter diesem einfachen namen begint, bei der einordnung einen andern titel bekommen hat, hält Scherer für eine versündigung am dichter. Entrüstet fragt er, wer so etwas wagen dürfe. Aber Goethe war in dieser beziehung nicht so ehrüchtig; er hatte manche überschriften von Riemer angenommen, der in solchen dingen sehr gewant war; und sollte die von Riemer dieser ballade gegebene wirklich so unglücklich für eine ballade sein, wie Scherers spott es uns weis machen will, so hat Goethe selbst sie gelegentlich „Der sänger und die kinder“ genant, so dass man bei wahl desselben sein gewissen vollkommen beruhigen könnte. Arg pedantisch wäre es, die beiden hälften der „Xenien“ in zwei verschiedenon bänden zu belassen. Scherer sah nur eine schwierigkeit, über die er sich leicht hinwegsetzte, die vollständige mitteilung der „Helena“: „man wird sie vermutlich weglassen, aber ihren ehemaligen [sehr zufälligen!] platz ersichtlich machen.“ Damit ist der grundsatz durchbrochen, und die gar nicht in einen lyrischen band gehörenden kleinen dramatischen stücke machen, wenn man diese wegnähme, eine gar traurige figur. „Die pflicht der treue“, die Scherer einschärft, darf nicht zum unrecht gegen den dichter

werden; es gilt, zwischen dem wesentlichen zwecke und dem äussern auskunftsmittel zu unterscheiden, das wir, nachdem ihre veranlassung weggefallen, unbedenklich aufgeben dürfen. Da Scherer die widerholung einzelner gedichte beibehalten wolte, so hätte er sich auch die doppelte „Helena“ gefallen lassen sollen. Von jenen widerholungen kann man freilich die des gedichtes an die Szymanowska als nr. 38 der „Inschriften, denk- und sendeblätter“ nicht entfernen, da ihre aufnahme unter den persönlichen ansprachen eine galanterie gegen die schöne virtuosin war und bewusst geschah, obgleich bei der einordnung offenbar der irtum zu grunde liegt, diese sei nicht in Marienbad, sondern später in Weimar gedichtet. Anders verhält es sich mit dem zum inhaltsverzeichnis jenes bandes bei gelegenheit der „aufklärenden bemerkungen“ gemachten versuche, „mehrere widerholungen einzelner gedichte wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen“. Sie stünden, heisst es hier, das erste mal im allgemeinen unter ihres gleichen, denen sie nur überhaupt durch einen gewissen anklang verwant seien, das zweitemal in reih und glied, da man sie denn erst ihrem gehalt und bezug nach erkennen und beurteilen werde; ja er glaube weitersinnenden und mit seinen arbeiten sich ernstlicher beschäftigenden freunden durch diese anordnung etwas gefälliges erwiesen zu haben. Es war dies eine entschuldigung der not, mit welcher er dem vorwurf der nachlässigkeit zuvorkommen suchte, dem er bei der drohenden mäkelei an der neuen ausgabe, so gut es gieng, die spitze abbrechen wolte. Er hatte aber eben in der ausgabe letzter hand zwei gedichte, die in der vorhergegangenen aus versehen zweimal standen, einmal gestrichen, so dass die entschuldigung sich eigentlich nur auf das lied „Die glücklichen gatten“ beziehen konte, das im dritten bande noch einmal unter der veränderten überschrift „Fürs leben“ erschien. Dieses reine versehen gründete sich auf „Kunst und altertum“ II, 3 (1820). wo das gedicht mit andern in einer „Poesie, ethik, litteratur“ überschriebenen abteilung sich findet. Im folgenden hefte (1821) hiess es, man werde es wol verzeihen, dass dieses schon anderwärts abgedruckte gedicht hier abermals eingerückt sei, indem es in den kreis der vorgelegten kleinen bürgerlichen romane notwendig gehöre, eine notwendigkeit, von der man sich ebenso wenig als von der richtigkeit der bezeichnung jener gedichte als eines kleinen bürgerlichen romans überzeugen wird; auch sei es dem komponisten zu liebe eigentlich eingefügt, welcher vielleicht aus dem ganzen eine musikalische gesamtichtung zu bilden geneigt wäre. Dieser entschuldigung und der ungehörigen widerholung des gedichtes scheint Goethe sich nicht mehr bewusst gewesen zu sein, als er in die neue abteilung Lyrisches elf gedichte hintereinander aus „Kunst und altertum“ fast mit allen druckfehlern aufnahm, ohne die früher in den „Glücklichen gatten“ vorgenommenen veränderungen als solche zu erkennen; erst später muss er darauf gekommen sein, dass dieses gedicht schon im zweiten bande stehe. Eine andere widerholung fand im vierten bande erst bei den „Xenien“ statt; denn die verse „Spricht man mit jedermann“ (s. 335) stehen schon im dritten als „Vielrath“, wo nur v. 6 und 8 abweichen. Man wird kaum zu behaupten wagen, dass der ausfall an einer von beiden stellen eine lücke mache, und trotz der neuen überschrift sie lieber unter „Epigrammatisch“ streichen. Beabsichtigt war die widerholung nicht, und man tut dem dichter eben keinen dienst, wenn man seine versehen verewigt.

Wenden wir uns zum abdruck der gedichte, so machen die zum teil beibehaltene veraltete rechtschreibung, die, wenn auch teilweis verbesserte, doch keineswegs streng durchgeführte satzzeichnung, die bunte anwendung und weglassung von anführungszeichen und die unterlassene ausstossung der den vers störenden **i** und **e** kei-

nen angenehmen eindruck. Das festhalten an der unmetrischen überlieferung der ausgabe lezter hand geht so weit, dass in dem herlichen gedicht „Ilmenau“, das keinen anapäst statt des jambus zulässt, 51 fg. verdächtigen und flüchtigen statt der längst von mir geforderten formen ohne *i* die vollen, den vers störenden beibehalten werden, obgleich die jezt aufgefundene, vom herausgeber selbst verglichene urhandschrift das *i* in beiden fällen ausstößt. Cui bono? muss man da erstaunt fragen. II, 45 lesen wir noch das verswidrige heiligem statt heil'gem, 225 in einem rein jambischen gedichte künftige statt künft'ge, ebenso 270 Heiligen statt Heil'gen. Der herausgeber hat gar nicht bedacht, dass Goethe bei den zuerst im zweiten bande aufgenommenen gedichten keineswegs so sorgfältig wie bei denen des ersten verfuhr, und so hat er diese nicht beabsichtigte ungleichheit mit leidiger treue auf die neue musterausgabe verpflanzt. So finden wir denn im zweiten bande, von welchem man doch schon sichere gewöhnung an die angenommenen grundsätze erwarten sollte, kurz hintereinander (227. 236) nach dem richtigen Bessers Bess'res, neben dunkelm (60) dunklen (237); euern, euerm (31. 80. 173. 176) zum teil sogar gegen die handschrift und den ersten druck statt der „normierten“ formen euren, eurem; einmal auch unsrem (149), wobei es nicht zur entschuldigung dienen kann, dass es in einem aus Leipzig stammenden gedichte steht, da gerade in diesem andere ältere formen verbessert sind, ja hier bot schon der erste druck das richtige unserm. Auch lesen wir heitrem (24) nach heitern, munterm; verzweiflen (236), Äuglen (271), obgleich bei diesen infinitiven die form auf eln angenommen ist. So steht es mit der im vorbericht versprochenen beachtung der statistik. Apostrophe sind mehrfach richtig zugesetzt, aber keineswegs überall, wo sie nötig sind. So fehlen sie II, 188 bei stochert und registriert, 212 bei begünstigt. Wie wenig sich der herausgeber um das metrum kümmert, ist bekant; und doch müssen gedichte, selbst knittelverse metrisch gelesen werden. Wenn II, 192 auch unsere ausgabe ihn'n behält, im intermezzo des „Faust“, wir meinen mit unrecht, soll'n, glaub'n gedruckt wurde, so glauben wir, dass auch im lustigen liede „Epiphanias“ I, 149 die beim lesen ausgestossenen *e* als solche durch den apostroph zu bezeichnen waren. Wie das lied nach Zelters komposition gesungen wird, kümmert den leser gar nicht; er muss es metrisch lesen können, wie der dichter es gewolt. Was aber soll der leser mit versen machen wie: „Sie essen, trinken und bezahlen nicht gern“, „Ich erster bin der weiss' und auch der schön“, „Der ochs und esel liegen auf der streu“, „So trinken wir drei so gut als ihrer sechs“, „Und ziehen unseres weg es weiter fort“? Wie soll er sich mit diesen, wenn er sie vierfüssig lesen soll, zurecht finden? Muss ihm nicht die ausgabe die ausstossung der verswidrigen *e* hier ebensogut wie sonst an die hand geben? Wie lange ist es her, dass Herder darüber klagte, dass wir im deutschen keine elisionen haben oder uns machen wollen! Goethe schloss sie bekantlich im volkstone nicht aus. Hatte er ja sogar in „Wandrer“ du in d', der in 'r elidiert. Müste nicht der herausgeber in einer den echten Goethe bietenden monumentalausgabe durch apostrophe andeuten, dass hier in der vorsilbe *be*, in der mitlern von überall, in der lezten von ihrer und in der das *e* auszustossen ist? Im lezten verse ist ziehn unsers handschriftlich überliefert; trotzdem gibt die Weimarische ausgabe den vers in der unlesbaren gestalt: „Und ziehen unseres weg es weiter fort“, die nur als fünffüssler notdürftig zu lesen ist. Im „Schweizerliede“ hat sie I, 153 die metrisch unzulässigen, auch mundartlich ungehörigen formen gesässe, gestande unbedenklich beibehalten, obgleich im entsprechenden verse der trochäus gange steht und in den auf gesunge, gesprunge und ähnlich auslautenden nicht

zwei silben (bin i), sondern nur eine (hant) vorangeht. Auch die metrisch und mundartlich falschen verse Uf'm bergli, Uf d' wiese sind beibehalten; es muss uf en, uf de heissen. Durch zähe fortpflanzung solcher blossen versehen erzeugt man dem dichter einen schlechten dienst. I, 30, 2 muss es auf'm statt auf dem heissen, wenn man den vers lesen soll. Aber der Weimarische herausgeber hat nicht allein unmetrisches stehen lassen, sondern auch einmal (II, 157) solches hereingebracht, indem er Hemelink willkürlich statt Hemmling setzt, wie Goethe den namen schrieb, der richtiger Hemling oder Memling lautet. Wenn der herausgeber weiss, dass die holländische form Hemelink war, so berechnete ihn dies durchaus nicht, diese form dem verse zum trotz einzuschmuggeln. In den 24 versen des betreffenden gedichtes befindet sich kein einziger anapäst, den hier nur des herausgebers laune verschuldet.

Aber auch druckfehler sind unbesehen herübergenommen. Wir bemerken im ersten bande 89 das unsinnige An's statt Aus, was sogar unter den lesarten übersehen, jetzt erst auf mahnung berichtigt wurde; 138, 43, wo Goethe das den vers störende ein gestrichen hatte; 156, 3 fg. hörte statt höre (aus versehen hatte Goethe hörte in hör' verändert); 173, 46 (wo man freilich nach den lesarten glauben sollte, es sei dort das richtige Sorge gedruckt); 181, 9 das Goethes sprachgebrauch widersprechende Kreis' statt Kreis; 284, 78 dem statt den; 338, 64 an statt als, jetzt II, 366 auf mahnung als übersehen anerkannt. Im zweiten bande steht es kaum besser. S. 3, 6 ist der sinnentstellende druckfehler folgten statt folgen trotz der handschriften beibehalten. 26, 82 lesen wir noch immer das ganz beziehungslose Morgenhaine statt des ursprünglichen, die beziehung auf die liebe andeutenden Myrtenhaine. 84, 44 steht im ersten druck Dem (statt des in II eingeführten druckfehlers Den), Guten lohnen, das einzig richtig, da lohnen mit dem accusativ einen hier unpassenden sinn gibt. S. 102 war ursprünglich 48 schleich' gedruckt statt schlich. Goethe erkante dass zum präsens leg' (46) schlich nicht stimme. Man kann zweifeln, ob schlich in I vom dichter wider eingeführt worden oder dem drucker gehöre; im ersten falle hätte er nur vergessen, auch log' in legt' zu verändern. Jedenfalls ist das von der neuen ausgabe beibehaltene leg' neben schlich unerträglich, wenn man sich nicht zum glauben bequemt, dem dichter sei es gestattet, vom präsens zum imperfekt überzuspringen und gleich darauf den umgekehrten sprung bei aufeinanderfolgenden handlungen zu tun. Dazu kann ich mich eben nicht bekennen. Wenn z. b. im gedicht „Adler und taube“ (II, 74 fg.) zwischen dem bericht von der verwundung des adlers und dem drei tage langen überstehen des schmerzes das herabstürzen als gegenwärtig geschildert und gleich darauf neben dem vergangenen tagleiden die qual der nacht und die heilung in der gegenwart erscheinen soll, so ist dies mir zu toll, und ich denke die anschauung des dichters zu treffen, wenn ich stürzt, zuckt und heilt durch den apostroph als imperfekt bezeichne, wie man schon im ersten drucke getan. Sehr wol verstehe ich, dass bei beschreibung des traurigen zustandes des nach der genesung zum fliegen unfähigen adlers das präsens und erst bei der antwort wider das imperfekt eintritt, dagegen der seelenzustand, in welchen dieser darauf versank, als ein dauernder durch das präsens bezeichnet wird. Hiernach dürfte es aber geraten sein, nach dem vorletzten vers punkt zu setzen, zur bezeichnung, dass der adler die worte: „O weisheit! Du redst, wie eine taube!“ erst nach einer pause spricht, was gerade den schluss besonders hervortreten lässt. Hat man sich einmal entschieden, wie es im sinne Goethes lag, durch den apostroph das imperfekt vom gleichlautenden präsens zu unterscheiden, so muss man dies auch

durchführen, da der leser hiernach jede nicht so bezeichnete betreffende form als präsens fassen wird. Ähnlich verhält es sich II, 266 fg. Ich weiss, dass ein bedeutender mann sich einmal gegen die apostrophe erklärt hat; aber das bedürfnis der leser, das Goethe durch seine wenn auch nicht streng durchgeführte apostrophierung anerkannt hat, fordert gleichmässige befolgung.

Gehen wir weiter, so ist II, 185, 12 Nur sinstörender druckfehler für Nun, wie die erste ausgabe hatte; ursprünglich stand Jetzt. Nun bildet den gegensatz zu der frühern zeit, wo ihm noch nicht der wahre kunstsinn aufgegangen war. Die Weimarische ausgabe hielt es für unnötig, das richtige auch nur unter den lesarten anzuführen. Das gedicht „Künstlers fug und recht“ (192 fgg.) orschien erst in der an druckfehlern reichen dritten ausgabe; den dortigen druckfehler leicht (13) statt licht hat die Weimarische ausgabe beibehalten, obgleich der sinn licht verlangt, da es hier auf die leichtigkeit gar nicht ankommt, wie zum überfluss v. 14 zeigt. 230, 155 verrät sich „Will einer in die (statt der) wüste pred'gen“ offenbar als druckfehler, da die einzig mögliche auslegung „in die wüste gehn zu predigen“ doch gar zu gezwungen ist; dazu kommt, dass es auch sonst in diesen sprüchen nicht an versehen fehlt, wie gerade drei verse später nach sinn und metrum am anfang ein Dem ausgefallen sein muss. Die neue ausgabe verbessert beides ebensowenig wie v. 132 eine (statt ein), v. 529 das verswidrige Geselle (statt Gesell), wogegen die druckfehler v. 16 und 483 wirklich beseitigt sind.

Auch sonst ist manches verbessert, was längst von andern hergestellt war. Eigentümlich ist dem Weimarischen herausgeber in „Epiphania“ (I, 149) die unbedenklich aufgenommene vermutung „Werd' ich sein tag kein mädchen mir erfrein“, die er Goethe-jahrbuch IX, 294 besonders hervorhebt. In einer abschrift der Göchhausen (Goethe-jahrbuch „von frauenzimmerhand“), deren benutzung zur dritten ausgabe sich daraus ergeben soll, dass sie mit bleistift durchstrichen ist, steht erfreyn, was auf der leichten verwechslung von ũ und y beruhen kann. Um es zu halten, wird angenommen, statt mehr habe ursprünglich mir gestanden, das, nachdem man erfreyn als erfreun verlesen habe, „demnächst in mehr umgebildet“ worden. Die vorgebliche verbesserung bricht die schalkhafte spitze ab, die nicht im erfreien, sondern im erfreuen der mädchen liegt. Und die „umbildung“ kann unmöglich folge der verwechslung von erfreyn mit erfreun gewesen sein, da die handschrift ja mehr erfreyn hat, wenn ich die ungenaue angabe richtig verstehe; denn als abweichung der handschrift wird nicht mir erfreyn, sondern bloss erfreyn angeführt. Das auch im verse überzählige mehr muss ein aus misverständnis hereingekommener zusatz sein. Richtig scheint der herausgeber II, 63 das handschriftliche Unbills hergestellt zu haben, was schon von andern vermutet war. Unbilds ist jedenfalls eine erst beim drucke gemachte änderung, mag diese nun dem setzer angehören, der an einen reim auf Wilds dachte, obgleich das gedicht reimlos ist, oder Goethe selbst augenblicklich verleitet worden sein, das Unbild nach die Unbilde anzunehmen. Die änderung II, 110: „Weise, zarte, dichterfreundin“ ist am ende des bandes zurückgenommen, aber das dort vorgeschlagene „Weise zarte dichterfreundin“ ergibt sich nach vergleichung mit dem übersezten griechischen gedichte als verfehlt; denn dort steht in einem verse „Weise, erdgeborene, liedliebende“, wovon das mittlere mit dem nächsten „leidlose“ zum zweitfolgenden verse vereinigt ist; zarte ist zusatz des übersetzers, der die im griechischen der cikade gegebenen beiwörter von einander gesondert hält. Eben als wise und zart ist diese auch dichterfreundin, wie sie leidenlos, weil ihr fleisch blutlos ist; was freilich Goethe nicht richtig widergegeben



hat, wenn er ihr auch fleisch abspricht. Nach dem volksglauben hatte sie kein blut, weil sie sich, wie das chamälöon, bloß vom tauen nährte.

Sieben eng und klein gedruckte bogen nehmen im I. bände die kritischen bemerkungen ein, die auch durch ein besonderes titelblatt als lesarten von den gedichten gesondert sind. Dem eigentlichen, noch besonders lesarten überschriebenen inhalte gehen voran eine erklärung wegen der ausgeschlossenen gedichte, wobei die redaktion dem verfahren und dem erklärten willen des dichters gefolgt zu sein behauptet, obgleich über diesen gar kein beglaubigtes zeugnis vorliegt, dann die mitteilung des schulthessischen verzeichnisses, endlich die dürftige, dem zwecke durchaus nicht genügende aufzählung der handschriften der gedichte und der gesamttausgaben der werke, denen die himburgschen nachdrücke und selbst Hirzels samlung „Der Junge Goethe“ sonderbar hinzugefügt werden, während Schillers „Musenalmanach“ und „Horen“, Goethes „Propyläen“, „Taschenbuch“ und „Kunst und altertum“ fehlen, die doch bei den gedichten zum teil gar sehr in betracht kommen. Vorteilhaft stechen von dieser höchst ungenügenden einföhrung die vorbemerkungen zum „Divan“ und „Faust“ ab, die über die handschriften und drucke unter besondern überschritten (nur zum „Faust“, wie zu den gedichten in umgekehrter folge) eingehend berichten. Selbst in solchen kleinigkeiten hätte man gleichmässigkeit erwarten sollen. Der satz (I s. xxv), dass „ungleichheiten in der ausführung trotz aller aufgebotenen sorgfalt am wenigsten bei den zuerst in angriff genommenen bänden“ ganz seien zu umgehen gewesen, scheint uns eine völlig ungenügende ausrede der redaktion: sie hätte sich eben nicht zur eile drängen lassen dürfen, und bei aller eile mussten „verbindliche normen“ die „eigenart zahlreicher, ihre leistungen vertretender mitarbeiter“ angemessen beschränken und durften nicht einer verschiedenen, von dem charakter der einzelnen werke unabhängigen weise der bearbeitung freie bahn lassen. Hätte man erst einige bände in der handschrift fertig gestellt, ehe man zum keineswegs drängenden drucke eilte, besonders da manche andere leichter zu liefernde mitteilungen die veröffentlichung forderten, so hätte man sich nicht damit zu vertrösten brauchen, dass „ungleichheiten sich von selbst mindern und verlieren würden, wenn das geschäft im gange sei“; auf das, was dem fast achtzigjährigen dichter, der wenigstens den anfang der ausgabe letzter hand noch erleben wolte, zur entschuldigung gereichte, durfte sich die redaktion, die volle zeit vor sich hatte, durchaus nicht berufen.

Der vorbericht verheißt s. xxiv: „Auf einfachheit und übersichtlichkeit wird bei gestaltung der in chronologischer folge auftretenden lesarten vornehmlich bedacht genommen“; ja es soll „tunlichst rücksicht auf den weiteren kreis gebildeter leser genommen“ werden. Dazu gehörten aber vor allem genaue auskunft über die bedeutung der einzelnen ausgaben und handschriften und möglichste verständlichkeit und einfachheit der eingeföhrten bezeichnungen; beides ist leider versäumt. Mit dem satze: „belanglose varianten bleiben als unnützer ballast ausgeschlossen“ wird jeder einverstanden sein, wenn man auch einzelne bezeichnende druckfehler der beiden letzten ausgaben, wenigstens bei der vorläufigen bestimmung ihres wertes, angeführt wünschte. Aber die entscheidung, was belanglos sei, hängt eben von festen grundsätzen und besonnener, das richtige verständnis voraussetzender erwägung ab, und gerade diese vermischen wir. Schon Kögel hat (Seufferts Vierteljahrsschrift I, 60 fgg.) auf manches übersehene hingewiesen, was jetzt im zweiten bände nachgetragen ist. Wir föhren einige andere beispiele dieser art an. I, 18, 17 ist übergangen, dass dann ursprünglich statt denn stand. Zu v. 7 fgg. bemerken wir, dass der dichter die einmal versuchte umstellung nicht aufnahm, weil er sich derselben nicht mehr

erinnerte, nicht weil er seine gedichte „mehr historisch ansah und sie deshalb in ihrer ursprünglichkeit belassen wolte“, wie wir s. 372 belehrt werden; er hätte ja bei einer solchen wunderlichen absicht jede, auch die allgeringste veränderung unterlassen müssen. 71, 11 liest die quartausgabe „Hatte ganz dein liebes bild empfunden“, was wol mit Goethes bewilligung geschah. Im ersten bande nimt der herausgeber auf diese nach Goethes tode erschienene ausgabe gar keine rücksicht, aber wol im zweiten. 80, 11 hat Zelter schon statt schön. 90, 31 ist die ursprüngliche lesart finstrer statt finster übergangen, wie 33 der druckfehler erschien in III; ja die vergleihung war hier so nachlässig, dass sie die erst seit III verdorbene ursprüngliche lesart Aus übersah. 111, 20 stand zuerst Pa, pa, pa, pa paps; die zweite ausgabe schrieb irrig papas statt paps, die dritte erst stelte das richtige her. Die lesarten wissen davon nichts. Dasselbst 13 stand das den vers störende, auch nicht wollautende denn schon im ersten druck, und auch die Weimarische ausgabe hatte nicht den mut, es über bord zu werfen, obgleich dadurch ein anapäst in das sonst von solchen freie gedicht komt. Freilich fing der folgende vers im ersten drucke gar mit zwei daktylen an, aber hier hat die dritte ausgabe glücklich Sag wie lang es hergestellt. Leider kehrte die ausgabe letzter hand wol nur durch druckfehler zu dem misklang lange es zurück, das denn auch den neuen druck entstelt. Die lesarten haben hier eben III gar nicht verglichen. 138, 50 hätte wol der starke druckfehler kommen statt rennen im reime zur kenzeichnung der ausgabe letzter hand erwähnung verdient. 143, 71 stand ursprünglich Lumpen statt Lump. Höchst ungenügend sind die lesarten in der ballade „Der sänger“, wo niemand dem verworrenen und ungenügenden bericht entnehmen kann, dass die unglücklichen änderungen in der ausgabe letzter hand aus den Lehrjahren stammen. 179, 40 fehlt der druckfehler possierlich statt possierlicher in III; 181, 9 das richtige ursprüngliche Kreis, wofür wir leider wider Kreis' lesen; 182, 38 Abendgäste des ersten druckes. An dieser stelle ist die ganz irrige satzzeichnung „Tages arbeit! Abends gäste! Saure wochen! Frohe feste!“ beibehalten, die leider Ia einführte, da doch der sprichwörtliche gegensatz nach arbeit und wochen das ursprüngliche komma verlangt. Die lesarten gedenken auch dieser verschiedenheit mit keinem worte. Ganz entgangen ist dem herausgeber, dass s. 188 der vers 30 späterer zusatz in Ia ist und dass 199, 19 im ersten drucke vieler sonnen steht; um nicht des ursprünglichen in 190, 39, des erstaunt, erzürnten 197, 49, des läuft und kömmt 204, 19 zu gedenken, wofür später lauft und kommt eintrat, eine sonderbare verbindung einer mundartlichen und einer hochdeutschen form. Neben der bedauerlichen unvolständigkeit, die bei anhaltender achtsamkeit auch ohne widerholte durchsicht zu vermeiden war, müssen wir die unübersichtlichkeit an den stellen rügen, wo die abweichungen ausserordentlich zahlreich sind. Wer kann sich aus der langen liste zum „Wandrer“ (II, 338 fg.) ein bild von Goethes vorgenommenen veränderungen machen! Hier genügt es nicht von vers zu vers die lesarten hinzuschreiben; man muss die mancherlei abweichungen nach der zeit ordnen, um eine klare einsicht zu geben. Auch sind die lesarten mit unnötigem belastet. Die verschiedene rechtschreibung gehört keineswegs hierher. Dass Weg Weeg geschrieben ist, der wechsel zwischen Schooss, Schoos, Schoss, zwischen eurem und euerm, muntrem und munterm, die schreibung Distlen, würrlich, Gebürg sind abweichungen, die bei der algemeinen beschreibung der handschriften und drucke angegeben werden musten, wo auch zu erwähnen war, dass Goethe sich in der ausgabe letzter hand bestimmen liess, seine gewohnte schreibung thörrig, ergötzen, ereignen zu verlassen. Dort

solte gleichfalls über Goethes gebrauch des apostrophs, grosser anfangsbuchstaben und der satzzeichen berichtet sein. Da der apostroph äusserst nachlässig verwant ist, so komt es nur in sehr wenigen fällen in betracht, ob Goethe ihn gesetzt hat oder nicht. Wolte man alle abweichungen der satzzeichnung anmerken, so würde man kein ende finden; beispielsweise wären dann zu dem gedicht „Deutscher Parnass“ mehr als dreissig abweichungen nachzutragen. Willkürliches herausgreifen, wie es die Weimarische ausgabe der gedichte sich erlaubt, hilft nichts, das verhalten der sämtlichen drucke und der haupthandschriften muss im allgemeinen bezeichnet werden. Dasselbe gilt von der abweichenden schreibung. Wenn I, 130, 4 die abweichende schreibung Lächeln aus einer handschrift angeführt wird, so hätte viel eher 107, 14 erwähnt werden sollen, dass der erste druck Sammeln hat, nicht das durch nachlässigkeit später eingeführte Sammlen, das die neueste ausgabe schon verwerfen musste, wenn sie ihrer sogenannten normierung treu bleiben wolte.

Dass sie nach festen grundsätzen und eindringender prüfung unter den lesarten immer die richtige wähle, d. h. überall, wo es dem einsichtigen geboten scheint, von der so viele versehen darbietenden ausgabe letzter hand abweiche, besonders da, wo diese nur ihre durch so viele druckfehler entstellte vorgängerin wiedergibt, daran ist nicht zu denken. In dem so leicht und lustig sich ergehenden liede „Frühzeitiger frühling“ I, 81 heisst es nach dem ausdrücke der freude, dass die tage der wonne so bald wiedergekommen: „Schenkt mir die sonne (so bald) | Hügel und wald?“ Die ausgabe letzter hand hat durch ihr unsinniges komma nach sonne die stelle zu grunde gerichtet; denn danach muss sonne gleich hügel und wald objekt sein und zu schenkt ein ihr gedacht werden, „die tage der wonne“, die als die sonne nebst wald und hügel schenken; während offenbar die sonne als lebensspenderin in der neuerstandenen natur erscheint, von welcher an erster stelle wald und hügel genant werden, deren man sich von neuem erfreuen kann. Im gedichte „Ilmenau“ liest II, 145, 118 fgg. die handschrift von 1783: „Nun sitz' ich hier zugleich erhoben und gedrückt, | Unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt.“ Der erste druck (III) hat unschuldig auch statt und schuldig. Dem herausgeber scheint die „den gegensatz abschwächende“ änderung „aus innern gründen, sowie nach dem äussern der handschrift auf versehen zu beruhen.“ Die handschrift ergibt nur, dass Goethe wirklich und schuldig geschrieben, aber nicht ob dies ein schreibfehler sein könne; noch weniger ob die fassung im drucke nicht absichtlich und auch vorzuziehen sei, wie ja unser herausgeber selbst 179 die änderung freie statt freyre aufgenommen hat. Eine abschwächung des gegensatzes finde ich nicht. Dem erhoben und gedrückt entsprechen im folgenden verse gestraft und beglückt in umgekehrter folge; dabei wird hervorgehoben, dass er weder die strafe noch das glück verdient habe, da er mit bestem willen die von ihm bedauerte verwirrung angerichtet und seine dichtung, die ihm grossen ruhm gebracht, nur ein ausfluss seiner natürlichen begabung, nicht sein verdienst sei. Dass er sich wirklich schuldig bei seinem ruhme fühle, ist so absonderlich, dass eine erklärung dieser schuld dem verteidiger des schreibfehlers wol angestanden hätte. Den schluss des zweiten bandes bilden die ein bekantes italienisches sprichwort wiedergebenden vorse: „Hier hilft nun weiter kein bemühn! Sind rosen und sie werden blühn.“ Die ausgabe letzter hand gab Sinds, was durchaus vorzuziehn ist. Freilich kann vor sind ein es ausgelassen werden, aber nur im behauptungssatze (die angeführten beispiele sind alle der art); im verkürzten bedingungssatze — und einen solchen haben wir ja offenbar, da die behauptung, es seien rosen, hier nach dem ersten verse widersinnig wäre (im Italienischen geht se voraus) —

muss dieses nach dem zeitworte folgen. Dass aber das bedingte nicht mit und angeschlossen werden kann, ist eben so gewiss; und so werden wir Riemers verbesserung nun als glücklich anerkennen und bedauern müssen, das richtigere als verschlechterung abgelehnt zu sehen. Aber der herausgeber macht es sich leicht, wenn es gilt, einen druckfehler festzuhalten. So behauptet er Goethe-jahrbuch IX, 294, „das gedicht „Juni“ (im dritten bände) sei in den Cottaschen ausgaben nicht verunstaltet“; denn Goethe habe in einem briefe an Götting die lesart „bis mir“ (12) ausdrücklich als richtig bestätigt. Aber ein unsinn bleibt unsinn, wenn auch Goethe im augenblick das bedenkliche übersah; ich finde nur einen, aber verfehlten ausweg, es zu halten, die behauptung, mir stehe hier in bekantem mundartlicher verwechslung statt wir, was der sinn entschieden fordert. Aber der Weimarische herausgeber schreitet auf seinem wege mutig weiter und erklärt: „Auch die bedenken gegen die lesart ‚ränder‘ [vielmehr ‚rändern‘] wird man fallen lassen dürfen.“ Also mühen und ränder sollen die schönsten zeichen sein, dass nach dem thale bald eine fläche komt! Freilich, wenn das alberne für Goethe gut genug sein soll. Dass die Cottaschen ausgaben das gedicht verunstaltet haben, wird nicht behauptet; sie, oder vielmehr die druckhandschrift, nahm die meisten groben fehler, welche es im ersten drucke in „Kunst und altertum“ II, 3, 19 entstellen, unbesehen auf. Wer sich genauer mit der kritik Goethes beschäftigt, weiss, dass die in jenem hefte (bis s. 34) zuerst stehenden gedichte fast alle, in folge ungenauer durchsicht, sehr nachlässig gedruckt sind, so dass man sich wol vorsehen muss, auf treu und glauben dieses druckes das seltsamste einem dichter wie Goethe in die schuhe zu schieben.

Bei den einzelnen gedichten wird überall ausser den einzelnen handschriften auch die stelle derselben in den drucken angegeben. Dies letzte ist für die lesarten ohne bedeutung, und es wäre besser, wenn vorab bei beschreibung der gesamttausgaben der inhalt genau verzeichnet würde. Überflüssig scheint es, dass die lesarten der dem drucke der ersten und zweiten ausgabe zu grunde liegenden handschriften angegeben werden; diese waren nur da anzumerken, wo der druck von ihnen abweicht, so dass in diesem entweder ein druckfehler oder eine verbesserung Goethes bei der durchsicht vorliegt. Noch weniger gehört unter die lesarten die aus briefen, dem tagebuch oder anderen quellen sich ergebende bisher unbekante entstehungszeit, da die angabe derselben grundsätzlich von dieser ausgabe ausgeschlossen ist; anderswo wäre die mitteilung willkommen. Nur die wenigen neuen datierungen, welche die handschriften der gedichte bieten, waren anzuführen. Nachträglich hat der herausgeber II, 363 fg. und Goethe-jahrbuch IX, 292 fg. aus der handschrift der Schweizerreise von 1797 gegen mich die entstehungszeit der balladen von der müllerin feststellen zu können geglaubt. Da fällt denn zunächst eine grosse unachtsamkeit auf. Die angebliche datierung der ballade „Reue“ 7/7 stimmt gar nicht dazu, dass sie zu Tübingen am 6. september vom schreiber in die reisehandschrift eingetragen worden. Nicht einmal, wenn man das zweite 7. „september“ lesen wolte (es müste nach Goethes gebrauch VII heissen), trifft dieses zusammen. Und wer, der den damaligen briefwechsel zwischen Goethe und Schiller einsichtig verfolgt, wird es für möglich halten, dass Goethe schon am 6. oder 7. september dieses gedicht ganz so, wie es im folgenden „Musen-almanach“ steht, seinem schreiber Geist diktiert, aber erst am 10. november Schiller übersant habe, was sein brief von diesem tage beweist! Der glaube kann berge versetzen, aber die kritik wird eine solche zumutung als ungeheuerlich abweisen. Erst am 14. september teilte er Schiller die ballade „Der edelknabe und die müllerin“ als „introduktion“ von vier liedern mit, die nach ton und

inhalt feststanden, auch zum teil entworfen waren; aber noch keines derselben war vollendet, so dass er den freund damit hätte erfreuen können. Nach unserm entdecker wären damals schon zwei andere dazu gehörende vollständig fertig vom schreiber in die reisehandschrift eingetragen gewesen, aber Goethe hätte die marotte gehabt, damit gegen Schiller zurückzuhalten, erst am 14. oktober das zweite lied von der müllerin ihm gesant, nach weitem vier wochen das vierte, da ihm das dritte noch nicht gelungen war. Der herausgeber hat sich gar nicht bemüht, den von mir hervorgehobenen widerspruch zu lösen; er hält sich steif, ohne sich durch die innern widersprüche derselben stören zu lassen, an die reisehandschrift. Hätte er sich diese nur näher angesehen! Die rückseiten waren hier zuweilen unbeschrieben, wo die tagesberichte das blatt nicht ganz füllten; andere blätter wurden zwischen die berichte eingefügt, erst später alle einzelnen nummeriert. Goethe liess die gedichte, nachdem er sie vollendet hatte, in die handschrift eintragen, und zwar meist beim berichte des tages, an welchem er sie begonnen hatte. So kam „Der fremde und die müllerin“ auf ein eingeschobenes blatt bei Stuttgart, „Der müllerin reuo“ auf zwei unter Tübingen. Das datum 7/7 ist jedenfalls irrig, sei es verschrieben oder verlesen; es sollte heissen 7/11. Mit dem nächsten brieft, den er nach vollendung des gedichtes an Schiller sante, teilte er dieses dem freunde mit. Demnach schrieb er es in Nürnberg am ersten morgen nach seiner ankunft, nachdem er es wahrscheinlich auf dem wege von Schwabach an sich im geiste ausgebildet hatte. Der bericht vom 6. schliesst im tagebuch nach Erich Schmidts angabe mit der ankunft zu Nürnberg im roten hahn. Der herausgeber der gedichte führt unter diesem tage als vom schreiber aufgezeichnet die titel an: „Der gefangne und die blumen“ und „Der traurige und die quelle“ nebst drei versen des lezten gedichtes. Vor dem ersten ist Goethos randbemerkung stehen geblieben: „Bitte ihrer bei einer ähnlichen zu gedenken“, die „anscheinend“ (weshalb, ist mir unklar) auf das herausgeschnittene gedicht bezüglich sein soll. Also auch „Das blümlein wunderschön“ soll damals schon fertig gewesen und, weil es nicht in abschrift beigefügt ist, ausgeschnitten worden sein! Die titel deuten vielmehr auf gedichte, die ihm neben den Müllerballaden im sinne lagen und im reisewagen überdacht worden waren. Dass er am 5. anf dem wege von Grossenriedt bis Schwalbach sich an der ballade „Der müllerin verrat“ versuchte, zeigen die in Eckermanns bearbeitung der Schweizerreise erhaltenen verse, welche freilich die Weimarische ausgabe der gedichte ganz übersieht. Auch die abschrift der elegie „Amyntas“ findet sich in den reisepapieren nach II, 364 beim 19. september (wir vermissen hier die sonst nicht fehlende angabe des blattes der handschrift), wol auf einer besondern einlage; dass sie in der Schweiz vollendet worden, folgt daraus nicht. Erst nach der rückkehr scheint Goethe sie ganz ausgeführt zu haben, wenn er sie auch bereits in Stäfa entworfen hatte. An Schiller sante er sie von Weimar aus den 25. november, fünf tage nach der rückkehr. „Hierbei meine elegie“, schreibt er, was darauf deutet, dass davon in Jena die rede gewesen; und Schillers antwort spricht wenigstens nicht gegen die annahme, dass die letzte hand erst in Weimar angelegt sei. Das tagebuch schweigt von dieser zeit.

Bei dem zweiten buche der elegien und den übrigen den ersten band schliessenden distichischen gedichten sind die lesarten mit den änderungsvorschlägen von W. Schlegel belastet. Wir sind weit entfernt, die bedeutung der jezt aus dem Goethearchiv zum erstenmal bekant gemachten bemerkungen des kunstsinigen und feinen kritikers und dichters zu verkennen; aber unter den lesarten waren nur die von Goethe angenommenen mit der angabe, dass sie durch Schlegel vorgeschlagen

worden, zu verzeichnen. Die ausführliche begründung dieser vorschläge war anderwärts zu geben, die ausgabe der gedichte dazu keineswegs die rechte stelle. Ebenso wenig gehörten unter die lesarten die von Goethe unterdrückten gedichte und stellen, die als nachlass den elegien und epigrammen folgen mussten. Leider wurde bei mitteilung derselben zu peinlich und dazu nicht folgerichtig verfahren, da so manches von Goethe nicht beanstandet worden, an dem man sich hier ängstlich herumgedrückt hat, auch unter dem neu aufgenommenen sich genug bedenkliches findet, wenn man sich an die sehr wechselnden anstandsrücksichten hält. Weshalb die als ein bruchstück einer dritten epistel längst bekanten verse nicht gegeben sind, musste wenigstens unter den lesarten angedeutet werden. Dass es zwei verschiedene fassungen einer wol für den ersten brief bestimmten ausführung waren, habe ich längst bemerkt. Im zweiten bande sind nur vier unbedeutende verse an die herzogin-mutter hinzugekommen, ein geburtstagswunsch, mit welchem er dieser die bekanten verse auf Gellerts denkmal von Oeser zusante. Wenn der herausgeber im „Goethe-jahrbuch“ meint, dies beispiel zeige deutlich, wie gefährlich es sei, an der anordnung des dichters zu rütteln, der die verse auf Gellerts standbild unter die abteilung an personen gesetzt, so konte freilich niemand ahnen, dass dabei der persönliche glückwunsch ausgelassen sei, der allein die aufnahme in diese abteilung rechtfertigte; absonderlich bleibt die sache immer, am allerwenigsten berechtigt sie zu einer solchen mahnung.

Nach allem können wir in der neuen Weimarischen ausgabe der gedichte keineswegs einen fortschritt der wissenschaft erkennen; nur die benutzung mancher neuen hilfsmittel, die vor allem das reiche Goethearchiv bot, gibt ihr wert. Auch manche andere handschriften wurden, freilich wenige zum erstenmal, benutz. Dass dem herausgeber einzelnes entgangen, hat schon Kögel gezeigt. Wenn es beim gedichte *Vanitas vanitatum* sehr unbestimt heisst, die abschrift des liedes in einem brieft der Schopenhauer sei „im privatbesitz zu Köln“, so wuste der herausgeber aus unserem frühern briefwechsel, dass eine solche sich unter den mir übergebenen brieften derselben an ihren sohn befand. Einzelne derselben versenkte ich an befreundete samlere, und so legte ich auch jenen brief in eine hand, in welcher ich sie für gut geborgen hielt. Zu meiner verwunderung wurde dieser brief in einer autographensammlung im vorigen december zu Berlin versteigert. Wirklich befindet sich noch in Köln Goethes eigenhändig geschriebenes gedicht „Den drillingsfreunden von Köln“, was der herausgeber übergeht, aber, wenn nicht sonsther, aus meiner ausgabe in der Kürschnerschen nationallitteratur wissen konte. Boisserées witwe hat diese nebst dem betreffenden bilde dem museum seiner vaterstadt vermacht.

In eine frischere luft versetzt uns der „Divan“, welchen Konrad Burdach, dem wir eine untersuchung über die sprache des jungen Goethe verdanken, mit grosser sorgfalt, gründlicher kentnis und guter schulung herausgegeben hat. Schon dass er die ausstossung der den vers störenden *e* und *i* durchgeführt hat, unterscheidet ihn vorteilhaft vom herausgeber der gedichte, dem der überlieferte buchstabe höher stand als die forderung des verses, die selbst der alte Goethe unmöglich eigensinnig verletzen konte. Auch in der rechtschreibung und satzzeichnung geht er zum teil seinen eigenen weg, auf dem wir ihm freilich nicht überall folgen möchten; auch ist er sich darin nicht ganz gleich geblieben. Über die schreibung haben wir früher gesprochen, hier gedenken wir nur der eigenheiten der satzzeichnung. Da ein satz mit denn überall selbständig auftritt, so möchten wir ein komma vor demselben, obgleich dieser gebrauch neuerdings vielfach eingedrungen ist, kaum billigen; an

wenigsten da, wo von einer darauf folgenden handlung die rede ist, wie s. 16, 7, wo wir sogar nach 6 bei einer durch n un angeknüpften folge mit der ausgabe letzter hand bloss ein komma erhalten. Dieser scheint Burdach auch sonst mehr als billig gefolgt zu sein, wie s. 37, wo die erste ausgabe mit recht nach 2 und 9 gleichmässig kolon hat. Ein wechsel ist dort im verhältnis der sätze nicht begründet. Burdach geht aber nicht so weit, dass er komma vor denn überall für genügend hält, vielmehr wendet er meist stärkere zeichen, ja am meisten punkt an, nur nicht immer richtig. So müste z. b. s. 169, 6 statt des punktes der ausgabe letzter hand (die erste hatte ein kolon) semikolon stehen. Sehr ungenügend ist die satzzeichnung des erst in der ausgabe letzter hand aufgenommenen gedichtes „Das leben ist ein schlechter spass“ (s. 81). Burdach musste hier die überlieferte satzzeichnung verlassen, nach 1 kolon (vgl. s. 82, 1), nach 4 semikolon, nach 6 komma setzen. Auch vor dem selbständigen, unverbundenen folgesatze genügt kein komma, wie wir es z. b. 24, 1 finden („Dichten ist ein übermut, | Niemand schelte mich!“); ebenso wenig bei der begründung, wie 17, 10. 241, 54, wo nach getrost ausrufungszeichen gehört. Ein grosser misbrauch wird im „Divan“ mit den gedankenstrichen getrieben, die sich völlig überflüssig finden 50, 6. 51, 11. 106, 9. 118, 1. 195, 2. 201, 6. 11. 236, 6. 258, 35. 269, 66. 289, 33. 292, 6 (nach dem schlusspunkte). Ein komma vertritt er 104, 1. 164, 7, ein kolon 147, 7, ein ausrufungszeichen 212, 6. Dem anfang der rede geht er voran 236, 6, den schluss derselben bezeichnet er 57, 12. 267, 19. 268, 43. Im letzten falle hätte die neue ausgabe ausrufungszeichen setzen sollen, die ja sonst im „Divan“ nicht fehlen. Vor der widerholung des anfangsverses steht ein gedankenstrich 80, 6. Als zeichen einer parenthese finden wir solche 267, 13, wogegen eigentliche klammern in demselben gedichte 57 stehen.

Wenden wir uns zu den auf einem besondern titel als lesarten eingeführten anmerkungen, die von s. 313 bis 493 reichen, so wird zuerst aus dem archiv das für die entstehung des „Divan“ ausserordentlich wichtige Wiesbadener verzeichnis von 100 liedern, datiert vom 30. mai 1815, mitgeteilt. Wie der herausgeber s. 337 bemerkt, zeigen 36 der erhaltenen blätter der ältesten handschrift des „Divan“ rechts eine nummer mit schwarzer dinte von Goethes hand, die auf „eine noch frühere samlung in chronologischer reihenfolge“ deutet; doch unterlässt er das nicht unwichtige ergebnis aus dieser schwarzen nummerierung zu ziehen. Aus ihrer vergleichung ersieht man, dass die frühere Weimarische samlung nicht über 53 lieder hinausgieng; auch das sich als abschluss darstellende letzte lied des Wiesbadener verzeichnisses trägt diese zahl. Sodann ergibt sich, wenn wir die fehlenden nummern durch wahrscheinliche, in klammern geschlossene vermutung ergänzen, dass jene erste zusammenstellung folgende stücke der zweiten enthielt: 1=3. 2=9. [3. 4=10. 11.] 5=14. [6=15.] 7=16. [8. 9=17. 18.] 10. 11. 12=19. 20. 21. — 13 „Solt einmal durch Erfurt reiten.“ [14=17. 22=25.] 18. 18a=26. 27. 19=40. 20=42. [21. 22=41. 43.] 23=25. 44=46. [26=65?] 27=47. 28=67. 29=52. [30=53? 54?]. 31. 32=68. 69. [33=70.] 34=72. 35=75. 36=77. 37=76. 38=78. [39. 40=79. 74.] 41=80. 42=82. 43=81. 44. 45=83. 84. [46=85.] 47=86. 48 bis 51=88 bis 91. [52=??] 53=100. Hiernach war bei der ersten zusammenstellung keineswegs „die zeitfolge der entstehung beobachtet“. Freilich erschienen die meisten zuerst gedichteten lieder ihrem inhalte nach im anfang, aber gleich das erste fällt sechs monate später als die ihm folgenden. Im Wiesbadener verzeichnis war nummer 18 nicht ausgefüllt, und ein erhaltenes blatt der handschrift, das die rote nummer 18 trägt, ist leer; wahrscheinlich sollte darauf das an den grossherzog gerichtete „An Schach Sedschaa

und seines gleichen“ zu stehen kommen, das im verzeichnisse fehlt. Es wäre demnach unmittelbar auf die den Hafis feiernden lieder gefolgt. Die verse werden, wie die auf die herzogin, zu Frankfurt auf der reise nach Wiesbaden gedichtet sein. Burdach setzt sie s. 393 mit unrecht in den januar 1815; denn sie brauchen nicht wegen einer beziehung auf „das buch Kabus“ in die zeit zu fallen, wo Goethe dieses gerade kennen lernte, und Burdach übersah, dass Goethe dieses buch schon am 19. november 1814 benutzte. Auch nr. 96 ist im Wiesbadener verzeichnisse nicht angegeben. Aller wahrscheinlichkeit nach sollte hier vor „Vier frauen“ das gedicht „Berechtigte männer“ stehen. Dass ein solches schon in das jahr 1815, nicht erst in den september 1818 fällt, wie Burdach s. 443 vermutet, beweist eben die ursprüngliche gestalt des liedes „Auserwählte frauen“ vom 10. märz 1815, dessen anfang an die feier der „berechtigten männer“ anknüpft, welche wahrscheinlich dem dichter noch nicht nach wunsch gelungen war. Wenn das verzeichnis als nr. 95 vorhergehen lässt „Alles golden“, so konnte dieses gedicht sich nur auf das paradies beziehen, wo alles wie von gold glänze. „Äpfel goldner zierd“ erwähnt Goethe XII, 2, 14 auf s. 248. Berichtet fand er, die paläste des paradises seien von rubinen, perlen, smaragden und gold. Er dachte sich wol, dass alles hier von gold sei, wie im Homerischen olymp. Diese einleitung des paradises verwarf Goethe später und ersetzte sie in der ausgabe letzter hand durch das lied „Vorschmack.“ Wie dieses lied, so scheint auch nr. 85 „Dichtungsarten“ ausgefallen zu sein. Über die vier verschiedenen stoffe des liedes hatte sich Goethe schon im lied „Elemente“ (16 des verzeichnisses) ausgesprochen; „Lied und gebilde“ glaube ich jezt, da es in der ersten ausgabe fehlt, später setzen zu müssen. Bezog sich das lied „Dichtungsarten“ etwa darauf, dass den Persern von den drei „Dichtarten“ das drama fehlt, worüber sich Goethe später in den „Noten und abhandlungen“ ausgesprochen hat? Erst nach diesen beobachtungen tritt das Wiesbadener verzeichnis in sein volles licht.

Demselben folgen bei Burdach ein manches tatsächliche berührender brief Goethes an Cotta und bezügliche auszüge aus den tagebüchern, denen mitteilungen aus briefen an seine gattin eingefügt sind, die sehr dankenswert sind, da einmal die vollständige mitteilung dieser briefe zur zeit unverantwortlich versäumt worden. Billigen können wir es nicht, dass damit andere längst bekante angaben verbunden sind, was selbst dann für diese ausgabe sich nicht eignete, wenn sie vollständig wären. Dies aber ist so wenig der fall, dass gar vieles für die entstehung dieser gedichte bedeutende fehlt. Auch ist manches zu ungenau angegeben. Häufig werden orläternde angaben vermisst, da unsere ausgabe auch dem mit der Goetheforschung nicht innig vertrauten leser dienen soll, aber einzelnes hier selbst dem genauen kenner schwer verständlich ist. Wenn es z. b. am 10. november 1815 im tagebuch heisst: „Sendung von Jacobs. Catalog orientalischer manuscrite“, so ist dies ganz bedeutungslos, wenn man nicht weiss, darunter sei das von Friedrich Jacobs Goethe gesante Seetzensche verzeichnis orientalischer handschriften in Gotha zu verstehen, für dessen mitteilung von Goethes seite der prälat von Diez diesem am 28. november dankte. Wichtig ist die erst durch Goethes briefe an Frommann im Goethes-jahrbuch VIII gewonnene tatsache, dass der „Divan“ noch nicht ausgedruckt war, als Goethe nach Karlsbad reiste, und dass er erst nach der rückekehr die zum fünfzehnten, das „Buch des paradises“ enthaltendem bogen noch nötige handschrift versprach.

Sehr genau ist der abschnitt über die handschriften gearbeitet, nur wären nr. 46 bis 67 näher zu bezeichnen gewesen. Hier lernen wir, dass die der ausgabe letzter hand zu grunde gelegte abschrift an manchen, zum teil in den druck über-



gegangenen fehlern leidet. Die nach Goethes tode gemachten abschriften hätten unerwähnt bleiben sollen. Wider die nach Goethes hinscheiden hinter dessen namens-eintrag in das fromdenbuch der Massenmühle bei Elgersburg auf einem besondern blatte eingelagte berüchtigte strophe habe ich mich so bestimmt in meiner ausgabe s. 21 geäußert, dass davon weiter keine rede sein sollte. In dieser strophe lässt der jetzt gleichfals heimgegangene mühlenbesitzer Arnoldi (denn von diesem rührt der einschub her) den gestorbenen dichter sagen, er habe auch endlich dran gemust, aber er sei im jenseits neu erwacht, was eine blosse verflachung des kernhaften Goetheschen „Stirb und werde“ in der beigefügten strophe des „Divan“ ist. Was Burdach s. 353 als möglichkeit bestehen lässt, Goethe selbst habe die strophe als denkvers ausgeteilt, ist tatsächlich falsch; sie ist erst nach Goethes hinscheiden gedichtet und aus jenem fremdenbuche in die welt gewandert, wo leichtgläubige mit ihr genart wurden. Ihr abdruck unter den lesarten ist eine entstellung der Weimarischen ausgabe.

Nach den abschriften wird auch über die drucke eingehend rechenschaft abgelegt. Hier sind die im ersten druck begangenen, später fortgepflanzten druckfehler nach vergleichung der reinschrift angeführt, wobei nur übersehen ist, dass eine änderung vom dichter beim drucke bestimmt worden sein kann. 105, 13 entspricht das gedruckte euch besser dem zusammenhang als das handschriftliche auch, da es dem dichter fern liegt, sich den andern entgegen zu stellen, denen er nur zuruft: „Fühlt ihr kraft in euch, etwas tüchtiges zu leisten, so bewährt es!“ Freilich scheint 101, 32 Auch einfacher und natürlicher als Aus, aber immer bleibt es möglich, dass Goethe bei durchsicht des druckes Aus, das natürlich zu raufen gehören müste, als kräftiger vorzog; denn welche freiheit er sich später in der wortstellung erlaubte, zeigt das bekante Türken du getretener. Auch kann man wol zweifeln, ob es sich nicht ebenso 41, 8 mit in deinen (statt deinem) verhält, so dass er in im sinne von auf genommen. Wenn Burdach s. 356 meint, Goethe habe bei dem im einvernehmen mit der Cottaschen buchhandlung in Wien erschienenen buche mitgewirkt (es ist nur im titel verschieden vom einundzwanzigsten bande der Wiener ausgabe des werkes), so können wir dies nicht gelten lassen. Freilich hatte er nach dem brieft an Frommann die absicht, in dem nach Wien zu schickenden drucke die fehler zu verbessern, so dass man dort eine „völlig reinliche ausgabe“ voranstalten könne; aber dass er wirklich dazu gekommen, ist nicht erwiesen, vielmehr ganz ungläublich, da die zahlreichen druckfehler, darunter die schlimmsten, die, wie ihre angabe im register zeigt, ihm längst aufgefallen waren (Feindet statt Findet, Schwächen statt Schwänchen), unverbessert blieben. Wenn an zwei stellen der Wiener druck mit der reinschrift übereinstimmt, so kann dies bei den zahlreichen abweichungen desselben von dem zu grunde liegenden Jenaer nur auf zufall beruhen. Und dass wirklich Goethe 41, 8 deinen, 101, 32 Auch als druckfehler betrachtet habe, steht nichts weniger als fest, wenn auch die tatsache, dass diese in die ausgabe letzter hand unbeanstandet übergiengen, bei Goethes häufigem vergessen früher gemachter verbesserungen nicht als gegenbeweis gelten kann.

Aus den bemerkungen über die leitenden grundsätze führen wir an, dass die quellen nur da angegeben sind, wo ihre kenntnis „textgestaltung oder datierung bestimmen hilft“. Auf die letztgenante ist durchgängig rücksicht genommen, was sich dadurch rechtfertigt, dass die handschrift die zeit von sehr vielen gedichten angibt. Noch in einem andern punkte weicht Burdach von den grundsätzen der redaktoren ab: er gibt zuweilen wort- und sacherklärungen, auch da, wo diese nicht

durch die abweichende lesart veranlasst werden, wie es wirklich 236, 1 der fall ist, wo die zweite ausgabe Mondeschein bietet, was mit recht als eine absichtliche altertümliche (wol richtiger volkstümliche) form bezeichnet wird. Aber Goethe hatte sich hier zur änderung verleiten lassen; denn die einzige altertümliche form des gedichtes, Paradeis, ist durch den reim veranlasst. Goethe brauchte nur Mondschein oder Mondenschein. Bei den zusammensetzungen mit erde schwankte er zwischen den formen mit und ohne n (seltener liess er die endung e weg), ebenso bei den mit leben und bei ellenbogen. Das von Burdach angeführte ungewöhnliche Scherbelesen ist wol dem wolklang zu verdanken. S. 126, 2 wird milde nicht genau durch freigebigkeit erklärt; es steht vielmehr für mildtätigkeit. Die sprachbemerkung zu 178, 14 hätte, wenn sie überhaupt zu machen war, schon zu 161, 1 gehört; jedesfalls musste die dortige abweichung bemerkt werden. Irrig heisst es zu 180, 15, der mantel gesäter sterno sei das gestirnte firmament; das wort, das noch aus dem buche tönt, vergleicht der dichter einem mit sternern geschmückten mantel, indem er seine darin ausgesprochenen gefühle, welche zur geliebten durchdringen werden, mit unauslöschlichen sternern vergleicht.

Zu der von kenntnis und dichterischem gefühl zeugenden behandlung der einzelnen gedichte mögen uns bemerkungen über eine anzahl der stellen gestattet sein, über welche wir anderer ansicht sind. 8, 32 scheint hier druckfehler des eilig gesezten kartons statt des einzig sachgemässen mir; es ist nicht der einzige fall, dass ein karton fehlerhaft gedruckt worden. Hier aneignen kann unmöglich heissen „dem engen raum anpassen“; es geht auf den so sprechenden sinbildlichen ausdruck eines gedankens, welchen man darin schaut, nicht erst zu denken braucht. Gegraben steht dem denken entgegen; dass das wort eingegraben sei, ehe man es erwarte, scheint mir fremdartig. — 43, 20 hat Burdach Sodann drucken lassen, aber in den anmerkungen zieht er das überlieferte So dann vor, wonach so relativisch zu fassen wäre und nicht sodann, wie gewöhnlich (z. b. 262, 9), stünde. Aber ist es schon an sich unwahrscheinlich, so dann sei hier abweichend von der gewohnten verbindung gebraucht, so widerspricht dieser deutung der zusammenhang, und die frühere fassung (kräuselnd und säuselnd) erweist, dass an eine aufeinanderfolge zu denken ist. — Auffallend hat Burdach überschen, dass 63, 13: „Wisst ihr, wie Schehab-eddin“ am anfang eine silbe zu wenig hat, und was ich in den text aufgenommen, Wisset zu schreiben ist. Die sache litt gar keinen zweifel; die quelle des versehens lernen wir erst jezt kennen. Ursprünglich stand Wüsstet; Goethe zog später das unbedingte Wisst vor, und schrieb es darüber, ohne zu beachten, dass der vers den trochäus Wisset fordert. — An 82, 7 nahm Götting anstoss und vermutete um statt 'rum, das Goethe beibehielt. Und doch kann man kaum sich herumsehen sagen, wenn man es nicht etwa erklärt sich herum-drehend sehen. Einfacher wäre es jedenfalls und auch bezeichnender, wenn man dreht statt sieht läse. — Billigen können wir es nicht, dass s. 87 das offenbar von Goethe verlesene Sedschan statt Sedschaa beibehalten worden. Wenn daselbst das An in der überschrift in der ausgabe letzter hand aufgefallen ist, so können wir dies nur für ein versehen halten, da eine bestimmte person angedredet ist; freilich ist der zusatz „und seines gleichen“ in der überschrift etwas sonderbar, wenn auch die beziehung auf alle am kriege gegen Napoleon persönlich teilnehmenden fürsten nicht zu vorkennen ist. Auch die beibehaltung von Tulbend statt des richtigen Dulbend (s. 155) scheint mir nicht gerechtfertigt. Wäre Goethe darauf hingewiesen worden, er würde kaum die verbesserung abgelehnt haben. Der name Ferdusi (s. 89)

solte Firdusi lauten, wie ihn Goethe in den noten und abhandlungen schrieb. Im register war nach den gedichten Ferdusi geschrieben, aber auch Firdusi angeführt mit verweisung auf Ferdusi. Verfehlt scheint es mir, dass die Weimarische ausgabe auch in den noten ohne weiteres die form Ferdusi eingeführt hat, statt die umgekehrte änderung vorzunehmen. — 95, 17 ist ruhig' statt ruhig, geschrieben, aber s. 395 auch das adverbium ruhig, das uns einzig richtig scheint, für möglich erklärt. — 113, 1 schob Goethe erst beim drucke kräftgen ein, ohne zu bedenken, dass es den vers zu lang macht; vielleicht solte man das durch den sinn nicht geforderte beiwort den lesarten vorbehalten. — s. 132 werden von Burdach die beiden ersten verse des spruches „Die flut der leidenschaft“ in anführungszeichen gesetzt, mit der bemerkung, diese solten nur deutlicher bezeichnen, was der nachfolgende gedankenstrich ausdrücke. Aber der gedankenstrich wird, wie wir sahen, im „Divan“ gar verschieden verwendet. Und hier fehlt der gedankenstrich beim ersten drucke (im „Morgenblatte“); beim zweiten steht der spruch unter mehreren anderen, von denen keiner einen gedankenstrich hat, obgleich in einem (in den versen „Du hast gar vielen nicht gedankt“) rede und gegenrede sich finden und die erste auch von Burdach mit anführungszeichen versehen ist, die sich im „Buch der sprüche“, dem unsere verse angehören, schon in der ersten ausgabe dreimal finden, wogegen kein gedankenstrich vorkommt. Ist demnach die äussere berechtigung, den gedankenstrich in anführungszeichen umzusetzen, sehr bedenklich, so kann hier auch dem inhalt nach nicht an rede und gegenrede gedacht werden. Burdach meint, der in den beiden ersten versen behaupteten vergeblichkeit der leidenschaft hielten die beiden letzten die poesie als einen gewinn entgegen. Wirklich besagt der spruch, die leidenschaft der liebe bestürme das herz, richte es aber nicht zu grunde, vielmehr trage sie diesem dichterische perlen ein. Er ist eine weitere ausführung des fünften: „Das meer flutet immer, | Das land behält es nimmer.“ Auch können wir es nicht billigen, dass vorher (s. 126) der spruch „Dunkel ist die nacht“ als ein citat aufgefasst wird, wie er schon in der handschrift und dem ersten drucke durch anführungszeichen am anfang und ende bezeichnet wird. Die taschenausgabe setzte das zweite anführungszeichen nach dem ersten verse. Freilich billigte Goethe auf Göttlings vorschlag die herstellung der ursprünglichen lesart für die oktavausgabe; aber, wie wir glauben, gegen den eigentlichen sinn des spruches, da die frage nicht auf eine eigene, sondern auf eine fremde äusserung sich beziehen muss. Die änderung in der taschenausgabe ist doch kaum ohne Goethes zustimmung erfolgt; entschied er sich später augenblicklich anders, so haben wir hier eben nur zwei sich widersprechende entscheidungen, von denen man kaum die zweite ohne weiteres wird vorziehen dürfen. Vom „Buch der sprüche“ haben wir bloss eine abschrift Kräuters, die, wie Burdach gesteht, „auf sicherlich nicht oder ganz nachlässig interpungierten concepten Goethes beruht“, so dass sie für die satzzeichnung weniger massgebend ist, wenn sie auch bei der druckhandschrift zu grunde gelegt wurde. — Mehrfach legt Burdach auf den rhythmus ein gewicht, das wir ihm nicht zuschreiben können. So soll dieser s. 139, 11, wo überliefert ist: „Ahndeten schon Bulbuls Lieben, | Seeleregenden gesang“, ein haupttoniges substantivum verlangen, also das hier vermutete „lieben, | Seeleregenden gesang“ ausschliessen. Aber warum solte nicht ein versabschnitt zwischen lieben und seeleregenden gesang gestattet sein, wie II, 28, 140 zwischen unsern milden und himmelreinen lustgefiliden? Das überlieferte Lieben, seeleregenden gesang klingt ungemein hart. Die liebe Bulbuls brauchte nicht hervorgehoben zu werden, da ihr gesang als liebeserklärung

gedacht wird, wogegen der holde reiz ihrer stimme neben ihrer wirkung des gesanges auf die seele glücklich hervortritt. 186, 2 soll Der sonne bald, dem kaiser richtiger sein als Der sonne, bald dem kaiser, hier „der dipodische rhythmus cäsur (?) nach bald fordern“, obgleich der abschnitt nach sonne viel kräftiger wirkt; ja wenn bald mit sonne verbunden wird, so vermisst man ein solches bei kaiser, wogegen im andern fälle das einmalige bald vollkommen genügt. Sonderbar finde ich es auch, dass im verse: „Ists möglich, dass ich liebchen dich kose!“ (s. 148), die worte dich liebchen, weil die kommata fehlen, nicht als anrede, sondern als „apposition mit invertierter wortfolge“ gefasst werden sollen. Von einer vorantretenden apposition habe ich keine vorstellung.

So würde ich noch manchen widerspruch erheben können, käme es auf alle einzelheiten an. Aber im ganzen ist die ausgabe mit frischem, freiem geiste, gründlicher kenntnis und kritischer schulung, so wie mit lebendigem eifer gearbeitet, kann sie auch nicht als eine durchaus reife frucht gelten, wie man sie von der Weimarischen ausgabe fordern musste. Hätte der herausgeber sie nach vollendung der handschrift noch ein jahr liegen lassen und sie dann von neuem durchsehen können, so würde er manches geändert haben. Aber der reiche kritische stoff ist so übersichtlich verwertet, dass man daraus eine lebendige einsicht gewint. Der nachlass bietet nur zwei bisher ungedruckte kleine gedichte und gibt die bereits von Riemer mitgetheilten genauer. Neu sind auch anderthalb im liede „Widerfinden“ unterdrückte strophen; dass hier eine strophe weggelassen sei, wusten wir längst aus Boisserées bericht. Die „Paralipomena“ beginnen mit vier „übersetzungen und nachdichtungen“, unter denen die der ersten Moallakat von 1783 ist, die übrigen gehören dem jahre 1814 an; nur von einem ist die quelle bisher nicht entdeckt. An zweiter stelle folgen „Entwürfe zu Divangedichten.“ Unglücklich ist bei 5 die vermuthung, Mobed sei für Moses verschrieben; die herstellung Mobede ergibt sich ganz unzweifelhaft, wie gleich darauf Grau Nord, wo Burdach das falsche Gran mit einem fragezeichen begleitet. In 7, 6 ist H... als Heiland, Sch... als Schein zu ergänzen, 9d bedeuten statt bedarfe zu lesen. Die verse am ende von 9 gehören Riemor.

Eine meisterhafte leistung bietet der siebente band, der von dem längst bewährten Bernhard Seuffert die noten und abhandlungen in der von Götting angebahnten, aber erst jetzt fest durchgeführten schreibung und satzzeichnung, darauf den aufsatz Moses von 1797 (vgl. meinon aufsatz in Herrigs „Archiv“ VI) nebst den vorstudien und dem entwurfe dazu bringt, von Karl Wilhelm das verzeichnis der „vorarbeiten und materialien zum Divan.“ Die bestimmung der redaktoren, dass die noten als besonderer band vom Divan getrent sind, widerspricht freilich der absicht des dichters, den es schwer ärgerte, als Cotta sich veranlasst fand, aus dem von ihm angekündigten fünften bande zwei zu machen. Seuffert behält sogar Goethes offenbare versehen bei, obgleich dieser, darauf hingewiesen, deren verbesserung angeordnet haben würde. Dass das richtige Firdusi, um die abweichung vom Divan zu vermeiden, zu Ferdusi geworden, obgleich die umgekehrte veränderung sich empfahl, ist bereits bemerkt; darnach fiel im register der artikel Firdusi aus.

Die schwierigste und bedeutendste arbeit, die herausgabe des ganzen Faust, hat Scherers geistreicher schüler Erich Schmidt ausgeführt. Es ist ein werk grossen fleisses und ungeheurer mühe, das eine neue grundlage der forschung bildet; aber keineswegs nach fest durchgeführten grundsätzen sauber gearbeitet, sondern mit rascher entschiedenheit vorschnell bewältigt, was nicht zu verwundern ist bei einem

so lobhaften und von verschiedenen seiten in anspruch genommenen gelehrten, der freilich mit Faust sich viel beschäftigt hat, aber ohne sich völlig in die dichtung selbst und deren erklärang eingelebt zu haben. Für den ersten teil hatte er eine neue, besonders für die entstehungsgeschichte höchst wichtige quelle in der abschrift der hofdame von Göchhausen entdeckt. Dass seine ausgabe dieser „ursprünglichen gestalt“ übereilt gewesen, hat er selbst in der „zweiten auflage“ eingestanden, aus welcher dann am schlusse von band XV<sup>2</sup> einige lesarten nachgetragen oder berichtigt worden. Aber nicht zurückgenommen ist die behauptung, die abschrift enthalte „den ursprünglichen fragmentarischen Faust, wie ihn Goethe nach Weimar mitbrachte.“ In der „Gegenwart“ XXXIII, 166 fgg. habe ich erwiesen, dass der Göchhausen die abschrift des bruchstückes in der handschriftlichen samlung von Goethes ungedruckten werken vorlag, welche der dichter im oktober 1782 der herzogin-mutter verohrt hatte, zu welcher diejenige benutzt worden, nach welcher „Faust“ in die von weihnachten 1781 bis mitte januar 1782 der frau von Stein geschenkte samlung aufgenommen worden war. Der von Goethe verwante abschreiber wird nur zum teil die urhandschrift in händen gehabt, manches in des dichters eigener abschrift ihm vorgelegen haben. Den unzweifelhaften beweis, dass die abschrift der Göchhausen nicht die ganz unveränderte gestalt der urhandschrift biete, liefert das lied vom könig in Thule. Schon von anderer seite ist auf die abweichung der Göchhausenschen fassung von dem abdrucke der ballade bei Seckendorff und die übereinstimmung mit dem „fragment“ bemerkt worden. Wenn Seckendorff im jahre 1782 zu der in musik gesezten ballade bemerkte, „Aus Goethens D. Faust“, so kann Goethe ihm diese nur nach der Fausthandschrift gegeben haben. Wir müsten demnach in der Göchhausenschen handschrift dieselbe fassung widerfinden, gäbe diese den ursprünglichen „Faust“ wörtlich wider. Die ausflucht, Goethe habe an der ballade geändert, ehe er sie Seckendorff mitteilte, wird dadurch abgelehnt, dass die fassung in der Göchhausenschen abschrift offenbar eine verbesserung der ballade gegen die Seckendorffsche ist, nicht umgekehrt. Ehe Goethe den „Faust“ für die Stein abschreiben liess, änderte er den schluss, wie er gewöhnlich bei der abschrift seiner ältern gedichte veränderungen vornahm. Diese veränderung aber kann er nicht schon im jahre 1776 vorgenommen haben, in welches schmidt die abschrift der Göchhausen setzen möchte, da er Seckendorff die ballade erst ende 1778 oder anfangs 1779, wo er mit diesem vertrauter wurde, gegeben haben dürfte. Das erste heft von Seckendorffs „Volks- und andere lieder“, welches seine ballade „Der Fischer“ brachte, erschien im frühjahr 1779; zugleich mit diesem hatte Goethe ihm höchst wahrscheinlich den „König in Thule“ gegeben, der aber erst im dritten, 1782 erschienenen hefte erschien (die überschrift Seckendorffs „Der könig von Thule“ gehört wol diesem an), wogegen Seckendorffs melodie des liedes „An den mond“ gar nicht gedruckt wurde. Ist die Göchhausensche abschrift nicht unmittelbar aus der urschrift, sondern aus der 1781 von Goethe veranstalteten geflossem, so konnte der dichter nicht bloss kleinigkeiten geändert, sondern auch einzelnes späteres aufgenommen haben. [Auf Schmidts neuerdings erhobenen widerspruch komme ich nachstehens bei anderer gelegenheit eingehend zu sprechen. Späterer zusatz.]

Die learten beginnen mit den drucken, von denen wir ausreichende künde erhalten. Die im „Morgenblatt“ gedruckten scenen konten übergangen, am wenigsten druffen sie der ausgabe selbst vorangestellt werden, deren druck dabei zu grunde lag. Den vom herausgeber des „Morgenblattes“, wie bei jeder nummer, vorgesezten mottos wird eine würdige ehre zu teil, wenn sie, als ob der dichter dabei irgend betei-

ligt wäre, mitgeteilt werden. „Das motto ist bedeutsam gewählt“, heisst es s. 257 und 258 und ähnlich s. 281. Ja freilich, aber nicht von Goethe, sondern von Haug! Die beiden einzelausgaben des „Faust“ waren zu übergehen, wie es mit recht bei den späteren geschehen, da sie nur abdrücke aus den werken sind. Schmidts behauptung s. 251, in E<sup>2</sup> habe der dichter die fassung revidiert und diese sei in der ausgabe der werke wiederholt, verdreht den tatbestand; denn wenn auch die bände von dem den „Faust“ enthaltenden neunten an erst ostern 1817 ausgegeben wurden, gedruckt war „Faust“ darin schon 1816 und nach diesem drucke wurde die einzelausgabe gemacht. Dass es von III auch einen durch viele eigentümliche druckfehler entstellten abdruck gebe, hat erst Schmidt festgestellt; doch musste er hervorheben, dass auch die ursprüngliche ausgabe von III nicht bloss in der satzzeichnung, sondern auch in den worten (wie 2921. 3457. 3899) starke druckfehler zeigt, so dass ihre lesart nur da ins gewicht fällt, wo sie eine offenbare verbesserung ist. Bei der oktavausgabe letzter hand hätte wol bemerkt werden sollen, dass die verbesserungen gegen die taschenausgabe unbedeutend sind. Der einzeldruck von 1830 verdiente keine erwähnung. Über die wenigen handschriftlichen reste von Goethes eigener hand oder mit dessen verbesserungen wird auf die betreffenden stellen verwiesen; eine vorläufige übersicht und nähere bestimmung wäre wol an der stelle gewesen.

Wenden wir uns zur gestaltung des textes, so ist die schreibung meist folgerichtig durchgeführt, aber in der satzzeichnung noch manches ungehörige beibehalten zum nachteil des leichten verständnisses; auch keine volle gleichmässigkeit ist erreicht. Einzelnes dieser art ist schon oben angegeben; anderes möge hier hervor gehoben werden. Bei der anrede fehlt vielfach das diese vom satze trennende komma. Freilich ist dieses nicht an der stelle, wo du oder ihr subjekt ist, an welches sich unmittelbar eine weitere anrede ohne besondere betonung anschliesst. Aber bei „Nein, herr!“ (296), „Agathe, fort!“ (876) darf das scheidende komma nicht fehlen. Richtig ist 842 geschrieben „Herr bruder, nein!“, wozu „Herr bruder komm!“ (829) nicht stimmt. Mindestens ein komma ist erforderlich, wo sätze in selbständiger beziehung neben einander treten. Wenn es 161 fg. heisst: „Zufällig naht man sich, man fühlt, man bleibt, | Und nach und nach wird man verflochten“, so ist das freilich in den ausgaben fehlende komma durchaus nötig, da die folge angeknüpft wird, weshalb man denn auch beim vortrage eine längere pause macht als vor dem zweiten und dritten man. Viel weniger nötig wäre das komma 140 nach „der aus dem busen dringt“, da das sich unmittelbar anschliessende „Und in sein herz die welt zurücke schlingt“ notwendige ergänzung bildet. Dass Goethe selbst an den vom ersten druck hereingebrachten unnötigen, nähere bestimmungen absondernden, den satz zerhackenden kommas so starken anstoss nahm, dass er vor allem die entfernung derselben wünschte, wurde schon bemerkt; aber leider haben in der Weimarischnen ausgabe des „Faust“ noch viele ihr leben gefristet. Wenn man zweifeln kann, ob diese 328 bei „in seinem dunklen drange“ mit recht weggelassen sind, jedenfalls stören sie, um nur wenige stellen anzuführen, 560 („bei meinem kritischen bestreben“), 735 („mit ganzer seele“), 747 („um grabes nacht“), 798 („Aus der verwesung schooss“), 878 („in Sanct Andreas nacht“), 1105 („Von buch zu buch“). 343 sind die kommas bei dem so bedeutsam hervorgehobenen „als teufel“ weggelassen, 620 bei „schaffend“ geblieben, während sie wieder 147 bei „Eblebend“ gestrichen wurden. Es würde zu grossen raum in anspruch nehmen, wolten wir auf das sonstige so grundsatzlose schwanken eingehen. Beispielsweise erwähnen wir, dass nach Verzeih 275, Verzeiht 2001 komma, 522. 570 nach Verzeiht ausrufungs-

zeichen steht. Nach dem einleitenden „Jetzt ohne schimpf und ohne spass“ (2653) findet sich noch, als ob es ein voller satz wäre, punkt, ohne erwähnung des in der ersten ausgabe stehenden doppelunktes, wie denn die angabe der abweichungen nichts weniger als vollständig oder nach festen grundsätzen ausgewählt ist. Der doppelunk sollte hier das folgende einführen; doch hat man dafür später wol richtiger ausrufungszeichen oder komma gesetzt, ähnlich wie „mit verlaub von ew. gnaden“ (287) von kommas eingeschlossen ist. Wen muss es nicht befremden, dass gleich nach Raphaels: „Ihr anblick gibt den engeln stärke, | Wenn keiner sie ergründen mag“ (247 fg.) es im chorgesange der drei erzengel heisst: „Der anblick gibt den engeln stärke | Da keiner dich ergründen mag“, also hier, obgleich da begründend steht, das seit dem ersten drucke aus blossem versehen fehlende komma nach stärke vermisst wird. Wir unterlassen es auf die vielen fälle einzugehen, wo komma statt punkt oder ausrufungszeichen steht, wie 463 (hier werden wir belehrt, der rasche lauf der rede erlaube das auf blossem versehen von II beruhende, den ausdruck abschwächende komma!) oder statt semikolon oder kolon; wo punkt oder ausrufungszeichen vor einem gedankenstriche fehlt, wie 132; wo der doppelte gedankenstrich stört, wie 472 (nach haupt), oder andere fehler gegen eine verständige satzzeichnung sich finden. Oft kommt die rede vor lauter die sätze trennenden kommas nicht zur ruhe und die beziehung derselben zu einander geht ganz verloren. In dem bauernliede muss nach 976 komma gesetzt werden, wie es sich 969 findet; denn die refrainverse stehen aussorhalb der rede. Muster falscher satzzeichnung sind „O tod! ich kenn's — das ist mein famulus —“ (518), „Trauben trägt der weinstock! (,), Hörner der ziegenbock; (.)“ (2284 fg.), die freilich Schmidt nicht erfunden, aber beibehalten. Hätte er sich überzeugt, wie jämmerlich es mit der entstehung der satzzeichnung in der ausgabe letzter hand sich verhält, und den grundsatz befolgt, dass diese den vortrag erleichtern soll, auch hier als gesetz gelten muss: „Schreibe, wie du sprichst“, so würde seine ausgabe nicht in dieser beziehung weit hinter andern zurückstehen.

Auch in der wortkritik bietet sie manche mängel. Der schlimmste flecken ist die beibehaltung des unsinnigen Leid statt Lied (21), in dessen verteidigung er leider vorgänger gehabt. Achtet man streng auf den zusammenhang, was freilich weit seltener bei kritikern und erklärern der fall ist, als man glauben sollte, so kann in diesem verse nur von der dichtung des „Faust“ die rede sein, aber diese hier mein leid zu nennen wäre eine albernheit. Was Schmidt äusserlich gegen diese verbesserung vorbringt, will nichts sagen. Dass Riemer mit ihr „bei lobzeiten des dichters nicht durchgedrungen“, ist nicht richtig. Wie Goethe so manche selbstgemachte verbesserung bei den neuen ausgaben vergessen hatte, so auch hier die 1809 von Riemer gomachte. Hat ja Schmidt selbst 2348 Riemers Dich statt Doch aufgenommen, obgleich sich das versehen grade ebenso lange in den ausgaben fortgepflanzt hat, ebenso lange als das lächerliche sang statt sank in der ballade „Das veilchen.“ Eine anzahl anderer versehen habe ich in den „Grenzboten“ s. 90 besprochen. Wir fügen hier einige hinzu. 279 ist Sonn- statt Sonn' eine schlimmbesserung, da im prolog nur von einer sonne die rede ist; wogegen 238 „An tier und vögeln“ wol tier- stehen sollte. 541 lesen wir jetzt h'raus, wie ursprünglich stand; aber Goethe liess später in solchen formen das h weg, wie wir im Divan 'rum lesen, und so hatte Schmidt kein recht das überlieferte 'raus zu vordrängen. 2174 ist Lasst wol nur druckfehler der zweiten ausgabe statt des passenden Lass. 2385 fordert der vers So lang; lange ist aus dem vorigen verse hereingekommen, wo das e metrisch zählt. S. 226, 29 muss es nach den grundsätzen der ausgabe Ein statt ein heissen.

Von tiefer liegenden schäden, deren herstellung die Weimarische ausgabe ausschliesst, wollen wir gar nicht reden, selbst Glutstrom statt Flutstrom 698 nur anzudeuten wäre für sie zu viel. Unter den lesarten werden nur wenige, und dazu sehr schwache, abgewiesen; man sieht gar nicht, woher diese zu der ehre kommen. 4339 wird Fideler einer aus blosser übersehen der überlieferten lesart entstandenen vermutung zu liebe flottweg als Fiedler erklärt, obgleich Goethe das wort nicht dreissilbig sprach und er Fiedel, nie Fidel schrieb, auch Fideler mit betonung der zweiten silbe dem zusammenhang entspricht.

Der wert dieser Weimarischen ausgabe liegt fast einzig in den Paralipomena, die vollständiger und genauer als bisher mitgeteilt werden, unter ihnen auch „excerpte“ zur Walpurgisnacht, von denen freilich hätte bemerkt werden sollen, dass sie ende 1799 fallen. Die ausgeführten stellen gehören zum vorspiel auf dem theater, zur vertragsscene, zum grossen disputationsaktus, zur abfahrt und zur reise, das meiste zum blocksberg und dem intermezzo. Der zeit nach reichen sie von 1775 bis zum jahre 1809, in welches die „Blocksbergskandidaten“ überschriebenen xenien fallen. Manches wäre hier näher zu bestimmen und zu deuten. So geht die xenie „Wegen papierner flügel bekant“ s. 303 auf den „genius der zeit“ von Friedrich von Hennings, wie auch das unmittelbar folgende, das dessen Musageten trifft; die gräfin s. 304 auf die Krüdenener. Nr. 35 kann unmöglich auf den irwisch sich beziehen; wie in den „zahmen xenien“ trifft Goethe hier die kritiker, die ohne selbst etwas schaffen zu können die dichter angreifen (kiken), wie das auch die beigefügten worte „jetzigen unfug in Deutschland“ andeuten. Nr. 36. 37 sind irrig auf den blocksberg bezogen; sie waren wol ursprünglich zum prolog im himmel bestimmt, zur stelle, wo jetzt 280 fgg. stehen.

Wir gehen zum zweiten teile des „Faust“ über. Die vollständige handschrift desselben findet sich, wie wir zu unserm troste lesen, im Goethearchiv; denn nach dem von uns in dieser zeitschrift XV, 450 fg. mitgeteilten merkwürdigen briefe Eckermanns musste man glauben, diese sei zum drucke verwant worden und nicht wider zurückgekehrt, und so verlautete auch anfangs, eine handschrift des ganzen zweiten teiles habe sich im Goethearchiv nicht gefunden. Der dritte akt ist von Schuchardt geschrieben und dieselbe handschrift, nach welcher die „Helena“ gedruckt wurde, wogegen beim ersten drucke des anfangs des ersten aktes eine abschrift zu grunde lag; akt 1. 2. 4. 5 hat der schreiber John mit seiner bekanten nachlässigkeit geliefert. Freilich hat Goethe die handschrift mehrfach durchgesehen und manche fehler, auch satzzeichnung und rechtschreibung, zuweilen verbessert, aber anderes fehlerhafte übersehen, wie es bei raschem lesen und der vorschwebenden richtigen fassung nicht anders möglich war. Einzelnes scheint auch seine schwiegertochter Ottilie, die allein die ganze handschrift las, berichtigt zu haben. Wenn in den schriften, deren druckbogen er selbst, zum teil mit hülfe anderer, meist mehrmal, bei gelegenheit der nach längerem zeitraum aufeinanderfolgenden ausgaben, durchsah, manches geändert wurde, ja die handschrift, schon ehe sie in den druck gieng, von Riemer genau durchgenommen und über auffallendes verhandelt wurde, so ist diese woltat nur dem als fortsetzung des ersten teiles erschienenen anfang und der „Helena“ zu teil geworden, so dass der bei seinem tode noch ungedruckte umfangreichere teil der dichtung in dieser beziehung viel ungünstiger gestellt ist. Dennoch hält der herausgeber (s. 8) auch diesem gegenüber „ein streng konservatives verfahren geboten, das lediglich erkante [das soll heissen in die augen springende] fehler ausbessert, der interpunktion nur nachhilft, wo dem verständnis schwierigkeiten drohen oder der algemeine brauch Goethes



widerspricht, allein das normiert, was unbedingt normiert werden muss, und in die auch für C 12 und C 4 [die ersten drucke des anfangs und der „Helena“] einigermassen geltende regellosigkeit der verkürzten und unverkürzten formen“ (verworrenen — verworrenen, seligen — sel'gen) bloss da eingreift, wo eine eigenhändige handschrift, besonders eine zweifellose vorlage (auch von John selbst) zeigt, dass wir den schreiber, nicht den dichter korrigieren.“ Wir sollen also dem blinden zufall anheimgegeben sein; die kritik soll sich der ihr obliegenden pflicht entziehen, nach der absicht des dichters bei störungen des verses zu fragen und, wo keine solche möglich scheint, helfend einzugreifen; sie soll sich dem köhlerglauben hingeben, die regellosigkeit sei grundsatz! Also die beim ersten teile des „Faust“ und auch sonst, wie ich bewiesen habe, deutlich vorliegende ausstossung der metrisch störenden **i** und **e** soll hier absichtlich verletzt sein; der dichter soll gar kein gefühl für den vers gehabt haben, obwol die mehrfach vorkommenden ausstossungen zeigen, dass er, was freilich an sich niemand bezweifeln wird, diese so höchst wichtige freiheit der dichterischen sprache auch noch in seinem höchsten alter grundsätzlich anerkannt hat! Eine ihres zweckes sich bewusste kritik muss der nachlässigkeit des schreibenden, sowol des dichters selbst wie eines das diktierte oder eine vorlage wiedergebenden dritten, abhelfen. Vergleichen wir die jezt aus der handschrift mitgeteilten ersten 265 verse der „Helena“ vom jahre 1800 mit der späteren handschrift, so finden wir dort regelmässig die ausstossung angewant, während in unseror jetzigen überlieferung die des **i** überall, nur zuweilen die des **e** verletzt ist (8491. 3. 8511. 42. 46. 50. 72. 74. 80. 8641. 71. 92. 8777), wobei schöpferisch neben kriegerischen, gebietrisch, gebiet'rin steht. In der ältern handschrift fanden sich nur glühende wolken (8651) und heftiger (8760), wo die anapäste absichtlich eintreten, wogegen beistehen (8662) ein später verbesserter schreibfehler ist. Die ehre des dichters, dessen metrisches gefühl keineswegs so abgestumpft war, dass er die allgemein erlaubten ausstossungen sich nicht des verses wegen gestattet hätte, fordert entschieden, dass wir nicht die nachlässigkeit des schreibenden fortpflanzen, sie nicht bloss da abstellen, wo eine handschrift zufällig davon frei ist. Leider hat die Weimarische ausgabe durch dieses bequeme, aber unkritische verfahren, statt die überlieferung zu reinigen, die bunteste entstellung, ein erzeugnis unwirklicher nachlässigkeit, fortgepflanzt. In der „Helena“ werden die schreibfehler vom herausgeber dadurch gedeckt, dass der dichter später mehr anapäste habe hereinbringen wollen, was, wie es als allgemeiner grundsatz unwahrscheinlich ist, durch die unterlassenen ausstossungen des an die vollständigen formen gewöhnten schreibers nichts weniger als erwiesen werden kann. Die sogenannten gleitenden Alexandriner sollen gar als „metrische eigentümlichkeiten des Goethischen alters“ gelten. Und doch finden sie sich nur in drei reimen auf — igen (10905 fg. 73 fg. 11017 fg.), und diese abscheulichen schlüsse des Alexandriners auf einen daktylus (denn an einen siebenfüssigen männlich auslautenden vers zu denken hindert der streng eingehaltene wechsel von männlichen und weiblichen Alexandrinern) beseitigen sich alle durch ausstossung des **i**, die um so weniger auffallen kann, als sich selbst in der Iphigenie entschuld'gung, im maskenzug von 1818 entschuld'gend, huld'gend, anzukünd'gen, finden, in der handschrift des „Divan“ rein'gen, pein'gen. Ja, wären die verteidiger des unmetrischen **i** zur einsicht zu bringen, so müste gerade jene Alexandriner scene sie heilen, in der sich nirgends ein anapäst findet als da, wo er durch ausstossung des **i** (10861. 80. 10926. 32. 55. 74. 86. 11010. 25. 28. 34) und **e** (10953) entfernt wird, zum sichern beweis, dass Goethe von diesen absichtlich cere-

moniös steif gehaltenen versen den anapäst ausgeschlossen hat. Doch was sagen wir? Selbst abweichende „formen wie wandlet, dauren, die in C [der ausgabe letzter hand] überhaupt wol sehr zusammengestrichen, aber doch [aus nachlässigkeit] nicht ganz ausgetrieben sind“, werden unter diesem schilde verteidigt; die „normen der gesamten ausgabe“ gestatten dafür ausnahmen! So weit führt das „streng konservative verfahren“ irre.

Ausser der haupthandschrift, die mit ausnahme der „Helena“ in die jahre 1830 und 1831 fallen wird, finden sich frühere reinschriften grösserer theile, aus deren vergleichung sich fehler der haupthandschrift ergeben; aber diese teilhandschriften erstrecken sich nicht über das ganze gedicht, und auch sie leiden durch nachlässigkeit des schreibers. Von Goethes ursprünglichen entwürfen kürzerer stellen (denn an einem tage dichtete er selten mehr als eine druckseite) haben sich manche erhalten, viele sind in alle welt geflogen oder untergegangen. Pflicht des herausgebers wäre es gewesen, gleich am anfang eine vollständige übersicht dieser ursprünglichen entwürfe zu geben und in gleicher weise die einzelnen abschriften so zu ordnen, dass leicht zu überschauen wäre, in welchen handschriften die einzelnen stücke sich vorfinden. Die von ihm gewählte art, bei jedem akte die handschriften nummeriert aufzuzählen, empfiehlt sich scheinbar; aber sie hat den nachteil, dass die handschriften früherer akte, welche theile der spätern enthalten, nicht genant sind, wie z. b. beim zweiten von denen des ersten die dort mit 13, 56 und 1 bezeichneten fehlen. Überhaupt ist die aufführung der handschriften nicht übersichtlich, was erreicht worden wäre, wenn gleich am anfang nach den entwürfen die handschriften einzelner stücke, dann mehrerer vereinigter, darauf reinschriften grösserer theile und zuletzt die haupthandschrift mit einfacher bezeichnung aufgeführt wären; während jezt bei den einzelnen akten die handschriften so geordnet sind, dass der vers, mit dem sie beginnen, die folge bestimt. So gleichen denn die umfangreichen lesarten einem undurchdringlichen urwalde, da man durch das massenhafte — abgesehen von dem durch seine knappe kürze oft hinderlichen ausdruck und zahlreichen druckfehlern in zahlen — beim mangel entsprechender absätze und dem geschwirre zahlreicher handschriften, deren bezeichnung sich schwer einprägt, fast erdrückt wird.

Sehen wir zunächst, was, dank der handschriftlichen grundlage, der wortlaut gewonnen hat, so gibt Schmidt nach 10523 aus einer ältern, 10475 bis 10546 enthaltenden handschrift Goethes den zufällig bisher fehlenden vers: „Er ist behend, reisst alles mit sich fort“, wodurch der vorhergehende den fehlenden reim gewint, auch Fausts rede glücklich erweitert wird, so dass sie der folgenden 10541 fg. äusserlich entspricht. Schmidt sieht mit recht in dem ausfall ein blosses versehen. An manchen stellen hat er die von Eckermann vorgenommenen, in allen ausgaben seit 1832 sich findenden änderungen rückgängig gemacht. 5592 hat die handschrift: „Kleinode schnipt er wie in traum“, wo Eckermann mit recht im einsetzte. Schmidt betrachtet in als verschrieben für das in ältern handschriften undeutlich geschriebene ein, worin er einen „schönen sinn“ findet. Ein vergleich des kleinode schnippenden knaben mit einem traume scheint mir abgeschmackt; „wie im traum“ deutet auf die der wirklichkeit spottenden traumbilde, nach der bekantem redeweise „wie im traume sein.“ 6384 lösen wir jezt bequemlichstens, 6488 reichlichstens, nach dem Goethe wol durch den aufenthalt in Böhmen und den verkehr mit Österreichern zugekommenen mundartlichen gebrauche. Eckermann hatte diesen an der erstern stelle glücklich durch bequemlich sich, an der andern durch vollen

stroms beseitigt. Goethe würde wol diese änderungen kaum beanstandet haben, aber freilich müssen wir jetzt der überlieferung folgen. Ähnlich ist 6847 jetzt die handschriftliche lesart „Doch künftig höhern, höhern ursprung haben“ hergestellt, wofür man seit 1832 reinern, höhern las. Schmidt verweist dagegen mit recht auf 6856: „Die überzeugung wahrer, wahrer“, wo man die wiederholung nicht angestastet hat. 6552 glaubt er in einer handschrift das undeutlich geschriebene Strand zu erkennen, in einer andern, die erster entwurf scheint, findet sich ein abgekürztes Stnd. Deshalb betrachtet er Stand der haupthandschrift als schreibfehler und setzt Strand, wie ich schon längst vor den von ihm angeführten gelehrten einmal vermutete. Aber der feste Stand scheint mir jetzt bezeichnender, und wahrscheinlich erklärte sich auch Goethe schliesslich dafür, wenn er auch ursprünglich, in dem bilde bleibend, Strand geschrieben hatte. 7109 hat Eckermann richtig in freier (statt zur freien) jubelnacht geschrieben, was Schmidt ablehnt. 7152 heisst es: „Wer sind die vögel in den ästen | Des pappelstromes hingewiegt?“ Andere handschriften hatten Der Peneus pappeln oder Peneuspappeln, woraus Eckermann trotz Goethes eigener verbesserung Der stromes-pappeln machte, da die äste des pappelstromes nicht ohne anstoss sind und seine änderung der ursprünglichen fassung näher kam. Goethe würde ihm ohne zweifel zugestimmt haben. Entschieden berechtigt war auch 7545 Eckermanns Kolossal-Karyatide, wogegen Schmidt das nicht blos metrisch anstössige Kolossale Karyatide herzustellen wagte. — 8803 stand seit 1832: „Da du, nun anerkannte, nun den alten platz.“ Ich habe das ungehörige des doppelten nun längst erkannt und neu anerkannte geschrieben. Jetzt hören wir, dass früher die anerkannte nun stand, Goethe später nun anerkannte! neu verbesserte, aber der abschreiber aus neu ein zweites nun machte. Schmidt meint, gegen meine vermuthung „spreche schon die antikisierende redefigur (?) neu den alten.“ Als ob der gegensatz nicht noch schärfer hervorträte, wenn das adverbium neu zur anrede gefügt wird! Ja das nun anerkannte ist nicht allein schwach, sondern auch schief, da Helena nicht jetzt zuerst, sondern wider als herrin des hauses durch die sendung ihres gatten anerkannt ist. Ich glaube wirklich, dass Goethe bei der verbesserung sich irte und von den beiden nun durch blosses versehen statt des ersten das zweite änderte. — 8945 fg. fand sich: „Und eingewickelt, zwar getrenten haupts, sogleich | Anständig würdig aber doch bestattet sei!“ Schmidt findet die satzzeichnung „mühsam und unklar“, auch „störe sie die gräcisierende konstruktion“; deshalb versetzt er das komma nach sogleich, wie es in einer abschrift sich findet, die er für ein diktat halten möchte. Die rede ist absichtlich künstlich gestellt, was der schadenfreude der Phorkyas entspricht. „Eingewickelt sogleich anständig würdig“ gehört zusammen; die nähern bestimmungen zu „bestattet sei“ sind ineinander geschoben; sogleich hat mit „zwar getrenten haupts“ nicht das geringste zu tun. Auch die „entwicklung der textesworte“ spricht nicht für Schmidt; denn ursprünglich hatte der dichter nach eingewickelt eine lücke gelassen, da aber das zur ergänzung gewählte sogleich dort nicht in den vers passte, setzte er es an den schluss. — Die schöne stelle 9307 fgg. hat Schmidt völlig missverstanden, wenn er das in der oktavausgabe für nun richtig eingeführte nur verwirft. Wunderbar erklärt er: „Jetzt ist allein der smaragd vor allen steinen würdig dich zu zieren, während die rubinen verscheucht werden“, da vielmehr der smaragd zum schmucke der brust, perlen für das ohrgehänge bestimmt werden; von einem gegensatz zwischen jetzt und bisher kann keine rede sein. Aber Schmidt findet sogar in nur allein einen anstössigen pleonasmus, als ob dieses nicht eine

durchaus unanstössige verstärkung wäre, die in unserer dichtung allein zweimal, im Divan einmal, auch sonst bei Goethe sich findet. — 10001 führt Schmidt Vogel-sängen mit recht aus der handschrift ein statt des vielleicht nur auf druckfehler beruhenden Vogelsingen; früher stand Vogelstimmen. — 10061 hat Eckermann richtig Schwungs statt des hier beibehaltenen ungehörigen Schwung. Ebenso 10082 aus-zupusten statt aus zu pusten; jenes ist recht bezeichnend, wogegen aus, mit dem vorausgehenden von unten verbunden, sehr überflüssig wäre. — Wenn man zweifeln kann, ob 10169 Eckermanns pischts statt des freilich neben zischts auffallenden pissts berechtigt ist, so ist dagegen 10280 „lasst uns wählen | Den neuen kaiser, neu das reich beseelen“ entschieden vorzuziehen der arg gezwungenen, von Schmidt angenommenen satzzeichnung, komma bloss nach wählen. Gleichfalls empfiehlt sich 10469 das von Eckermann eingeführte komma nach erstanden vor dem schlotternden „das gegen uns erstanden | Sich kaiser nent und herr von unsern landen.“ — Zu 10943 erfahren wir, dass die handschrift mit Eckermann hat: „Dann sei bestimmt vergönt zu üben ungestört.“ Die skizze lautete: „Sodann sei euch auszuüben ungestört.“ Die von Goethe gewählte fassung scheint uns ein notbehelf, und nicht unmöglich, dass der dichter sich entschloss, die beiden früher zur auswahl ins auge gefassten ausdrücke bestimmt und vergönt zusammen aufzunehmen. Wenn Schmidt meint, bestimmt könne „ganz wol im sinne von [in] Form rechtens gebraucht sein“, so wäre dies doch sonderbar, wenigstens dem gangbaren sprachgebrauch nicht gemäss. Hätte Goethe einen freund über die schwierige fassung zu rate gezogen, so würde diese wol anders lauten. — 10979 hat der herausgeber die veränderung des von Eckermann beibehaltenen bangt der handschrift in bangts gewagt, weil in Goethes eigener handschrift bangs stehe, auch die wortstellung jezt bedenklich sei, obgleich in diesen steifen Alexandrinern noch härteres sich findet. Auch 10998 genügt ihm steter weide nicht; er stelt aus einer ältern handschrift fetter her, obgleich kein grund vorhanden, die möglichkeit zu leugnen, dass der dichter selbst später das auf dauernde fruchtbarkeit deutende steter vorgezogen: wir glauben, im munde des auf die zukunft bedachten herschsüchtigen geistlichen mit vollem recht. — 11160 soll fremden gegen den „guten sinn“ sein, obgleich Goethe diesen gebrauch der mehrheit von Schatten liebt. Dass in der früheren handschrift gewöhnlich fremdem steht, beweist nichts. Derselben handschrift folgt Schmidt auch 11283, ohne sich durch 11215 bekehren zu lassen. — 11241 behält er die wenig bäume gegen Eckermanns wenigen bei, obgleich ein gleicher ausfall der endung der mehrzahl nach dem bestimmten artikel sich kaum bei Goethe findet; freilich wäre wen'gen vorzuziehen. — 11255 gibt unsere ausgabe das handschriftliche „Des algewaltigen willens kür“, aber Eckermanns „Der algewaltigen (richtiger algewalt'gen) willens-kür (willenskür)“ scheint mir eine durchaus geforderte verbesserung, die bezeichnung seiner selbst als des algewaltigen (vgl. 11252 „im reichthum fühlend, was uns fehlt“) recht bezeichnend. — 11578 hat Schmidt selbst Eckermanns Hier statt Von angenommen. Dagegen behält er 11597 das ungehörige „Vorbei und reines Nicht“ (statt „Nichts“) bei, 11703 das sinentstellende zweiglein beflügelte (statt zweigleinbeflügelte, dass so schön bezeichnet, wie die zweiglein der rosen sie wie flügel frei fliegen lassen!) und 11945 „Uns (statt Und) das hohe werk vollenden“, wo das widerholte uns störend, die anknüpfung durch und ganz an der stelle ist. — 11760 ist freilich in geschwornem (statt im geschwornen) streite vorzuziehen; ob auch 10431 in stetem (statt im stetem) sondern, das ist bei ungenügender angabe der lesarten der ältern handschriften nicht zu entscheiden. In dem ähn-

lichen falle 9076 zieht Schmidt das früher geschriebene im tiefen busen der lesart der haupthandschrift in tiefem busen vor; aber der zwischen beiden liegende schreibfehler in tiefen deutet eher auf in tiefem als auf im tiefen. Auch hätte hier wol der sonstige gebrauch Goethes, der bald in ohne artikel, bald im, bald in dem hat, berücksichtigung verdient.

An mehreren stellen hat Schmidt die schon von andern hergestellte lesart gegen Eckermann gegeben, wie 7426. 8298. 8338. 8352. 9061. 9855. Richtig schreibt er zuerst in der personenangabe vor 7982 Phorkyas, da das von mir gewählte Phorkyade eine falsche form ist. Dagegen kann man nicht zugeben, dass vor 7240 Sphinx statt Sphinx stehen müste. Seltsam ist der beweis: „denn es ist von 7245 chor.“ Daraus würde ja folgen, dass erst vor diesem verse Sphinx zu setzen wäre. Von 7114 an lässt sich nur eine der Sphinx, zwischen die Mephisto sich gesetzt hat, mit ihm in ein gespräch ein; der chor der Sphinx verspottet freilich die Sirenen, und Faust redet diese im allgemeinen an, die dann auch erwidern; aber darauf warnt nur die Hauptsphinx ihn (7209 fgg., wo Schmidt die einheit Sphinx ruhig bestehen lässt), und nur diese eine setzt die unterredung mit Mephistopholes fort, spricht darnach auch im namen aller die schlussworte.

Leider hat die neue ausgabe mehrfach die überlieferung nicht verbessert, sondern entstellt. 8386 war die behauptung, zu klarem verständnis sei komma nach Galateen unentbehrlich, nur bei entschiedenstem missverständnis möglich, da Galateen nicht accusativ, sondern dativ ist; die Doriden sehen ihrer mutter Doris ganz gleich. Freilich steigt dieser irtum schon bis zu Riemer herauf. — 8498 macht das komma nach aufgebaut keineswegs „die konstruktion undurchsichtig“. Schmidt konnte es wider willen nicht besser rechtfertigen, als durch seine bezeichnung phonetisch; denn die satzzeichnung soll gerade die pausen des vortrags bezeichnen, soll phonetisch sein. — Wenn 8566 freuet als eine absichtliche „verwischung“ der genauen versentsprechung statt als ein aus nichtbeachtung des entsprechenden verses der strophe hervorgegangenes versehen bezeichnet wird, so setzt das eine merkwürdige vorstellung von Goethes ansicht der strophischen entsprechung voraus. Nicht weniger willkürlich wird 8692 die beibehaltung des aus der nachlässigkeit des abschreibers hervorgegangenen schöpferisch statt schöpferisch aus des dichters vorwaltender tendenz, „reichere anapäste herauszuarbeiten“, erklärt und beibehalten. Wie stimmt es dazu, dass Schmidt selbst an mehreren stellen ähnlich eingedrungene e nach gebühr gestrichen hat? Freilich hält er 8960 das später eingedrungene, den ersten fuss des trochäischen tetrameters widerwärtig störende Unsere als charakteristisch für die angst der dienerinnen bei; und 9031 wird selbst im zweiten fusse des trimeters geschlungene beibehalten, obgleich Goethe selbst dieses berichtigt hat, und die vergleichung anderer handschriften es als nachlässigkeitsünde kennzeichnet! — 9027 steht „Aller art und zweck“; E. Schmidt gibt die geradezu verkehrte mehrheit zweck' als verbesserung. Dass hier all, wie bei Goethe zuweilen, mit der einheit verbunden ist, beweist art deutlich genug. Selbst in „Hermann und Dorothea“ lesen wir aller zustand, im „Divan“ sogar aller vogel. — 9109 hätte wenigstens die verschiedene lesart Schmidt darauf hinweisen müssen, dass Weh uns, weh, weh! schon des entsprechenden verses wegen nicht richtig sein kann, aber freilich glaubt er an absichtliche „verwischung der responsion“! Wenn Goethe Riemers vorschlag Weh uns weh ach weh nicht aufnahm, so konnte er doch dessen bemerkung, der vers müsse dem in der strophe Seh' ich, ach, nicht mehr! entsprechen, unmöglich in den wind schlagen, und bei seiner wirklichen, eilig

gemachten änderung ist nur zufällig O Weh statt O Wehe geschrieben. Goethe wolte Weh! O Wehe! Weh. — Irrig ist das 9828 eingeführte fragezeichen. „Magst nicht in berg und wald | Friedlich verweilen“ ist freilich kein bedingungssatz; es bezeichnet den tatsächlich vorliegenden grund, der den chor zu seinem vorschlage veranlasste. Der zusammenhang schliesst eine eigentliche frage aus. — Seltsam bemerkt Schmidt 9847, er wage, von Zarncke bestärkt, Dem statt Den zu schreiben, ohne zu erwähnen, was er doch wissen musste, dass ich dies schon im jahre 1868 eingeführt und in der Kürschnerschen ausgabe fortgepflanzt habe, freilich nicht, wie bei Schmidt, durch ein semikolon nach 9846 entsteht, welches 9843—46 in der luft schweben lässt. — 10580 wird des reimes wegen das überlieferte beschäftigt als hörfehler des schreibers beseitigt und dafür mit A. Rudolf geschäftig eingeführt, obgleich bekantlich viel schlimmere reime als kräftig und beschäftigt gerade im zweiten Faust, aber auch schon früher, sich bei Goethe finden und beschäftigt dem sinne viel besser entspricht als das beiwort geschäftig. — Goethes eigene niederschrift sehn, vergehn 10610 fg. fällt doch, da sonstige handschriften fehlen, bedeutender in die wagschale als seines nachlässigen schreibers sehen, vergehen. Bei seiner vorliebe zu den starken formen dürfte er, da er vorher hohen und drohen gereimt (widerholt 10624 fg.), hier den männlichen ausgang vorgezogen haben. Etwas anders liegt die sache 11931. 33, wo in einer handschrift die züge undeutlich sein sollen, jedesfalls der Eckermannsche druck, der die formen vertraun, schau bietet, von der vorlage abweicht, aber, was Schmidt nicht übersehen durfte, durch die von 11866 ab herrschende reimform empfohlen wird (wenn auch freilich die unmittelbar vorhergehende strophe davon abweicht, da keine männlichen reime sich darboten) und die starken formen kräftiger abschliessen. Eckermanns änderung scheint uns berechtigter als 11772 Schmidts vermutung, Goethes handschriftliche verbesserung kamt für komt müsse kämt heissen, was er ohne weiteres aufnahm. Auch Paralipomena 205 („Du kamst uns eben recht“) ändert er kämt.

Mancher stellen, an welchen noch eine verbesserung nötig gewesen wäre, wollen wir nicht gedenken, nur einen fall hervorheben, wo eine solche auch handschriftliche gewähr hat. 5685 fg. ist das handschriftliche: „Die kiste haben sie vom wagen | Mit gold und geiz herangezogen“, noch von niemand erträglich erklärt worden. Ich habe heben geschrieben und nach wagen komma gesetzt, wodurch ein passender sinn gewonnen wird. Schmidt gedenkt der handschriftlichen skizze unserer stelle: „Nun heben (tragen) sie den schatz (die eisenkiste) Und setzen sie am boden nieder“, meint aber daraus „erwachse natürlich kein beweis“ für meine änderung. Verschwiegen hat er, dass es in den entwürfen zu dieser stelle einmal heisst: „Avaritia Geiz Weigerung [Schmidts fragezeichen erledigt sich durch die sich einfach ergebende ergänzung, „die kiste herabzulassen“] Drachen holen herab“, ein andermal: „Kiste mit dem geiz hebt sich los. Setz sich nieder.“ Eine so entschiedene bestätigung meiner sich selbst jedem vorurteilslosen empfehlenden herstellung, wie sie nicht schlagender verlangt werden kann!

Die umfangreichen mitteilungen aus den handschriften bieten der forschung eine neue höchst erwünschte grundlage, in noch höherm masse die den schluss bildenden „Paralipomena und schemata“, die richtiger „Entwürfe und paralipomena“ überschrieben wären. Wir gehen hier nicht näher darauf ein, bemerken nur, dass nr. 156 kein paralipomenon ist, sondern, was wunderbar genug Schmidt entgangen, die bekanten verse der Sirenen 7209 fgg.; er hat es irrig dem Nereus zugeteilt und

v. 3 ohne bedenken „der grossen chöre“ statt „den grossen Chiron“ gelesen, was gerade nicht für die zuverlässigkeit seiner als sicher gegebenen lesungen zeugt.

Neben der ersten, eigentlich „Goethes werke“ genannten abteilung, die wir bisher besprochen haben, soll eine zweite seine naturwissenschaftlichen schriften bringen. Wir können diese absonderung nur höchlich misbilligen, da sie Goethes absicht widerspricht, der seine auf die natur bezüglichen arbeiten für ebenso bedeutend wie seine andern schriften hielt, und die nur aus rücksicht auf den absatz bestimmt worden sein kann, da schon die zahl der bände der „Werke“ auf fünfzig sich beläuft. Aber die käufer der Weimarischen ausgabe solten schon zu ehren der bedeutung von Goethes naturforschung verpflichtet worden sein, auch diese bände mit den schönwissenschaftlichen zu beziehen, und diese solten an passender stelle den „Werken“ einverleibt, nicht etwa, wie es in den „Nachgelassenen schriften“ aus rücksicht auf den verleger geschehen musste, als anhang gegeben werden. So ist auch hier Goethes absicht nicht massgebend gewesen.

Die dritte abteilung der Goetheausgabe bilden die tagebücher, die vierte die briefe. Mit diesen hätte der anfang gemacht und sie so rasch und zweckmässig wie möglich geliefert werden sollen, während ihr abdruck sich jezt neben den „Werken“ langsam hinschlept. Die tagebücher und die ungedruckten briefe könnten, was sehr wünschenswert gewesen, schon jezt vollständig vorliegen, hätte man nicht mit den werken ganz unnötiger, ja schädlicher weise geeilt. Beide stehen jezt erst im anfang und sind nicht in der für ihre möglichst weite verbreitung förderlichen art veröffentlicht. Der erste band der tagebücher enthält die von 1775 bis 1787, die von der ersten reise in die Schweiz und der schon in Heidelberg aufgegebenen, aus verzweiflung unternommenen nach Italien, dann die Weimarischen tagebücher von 1776 bis 1781, das reisetagebuch von Karlsbad bis Rom nebst bruchstücken über den Vesuv und Sicilien. Von den Weimarischen tagebüchern erhalten wir nur einen rohdruck, der die benutzung ausserordentlich wenigen gestattet. In der einleitung zu meiner auf diese urkundliche mitteilung sich gründenden, für den weiteren kreis der Goetheverehrer bestimmten ausgabe habe ich mich darüber näher ausgesprochen. Das schon zugänglichere tagebuch von Karlsbad nach Rom war bereits in den Goethe-schriften gegeben; der neue abdruck hat manche fehler, aber nicht alle verbessert. Der zweite bis 1800 reichende band enthält einzelne bruchstücke verschiedener reisen, kurze tagebücher von 1796, ausführlichere von 1797 bis 1800, unter diesen die dritte Schweizerreise. Auch hier fehlen alle erklärenden anmerkungen; das am schlusse gegebene verzeichnis der „abgekürzten oder unrichtig geschriebenen namen und anderer nicht sogleich verständlichen wortbilder“ (eine von der ausgabe angenommene etwas seltsame bezeichnung) hilft selten aus; es musste ein solches von allen namen, mit wenigen, die person kenzeichnenden andeutungen gegeben werden. Dass die in allen tagebüchern genannten namen dem letzten bande in alphabetischer folge beigefügt werden sollen, hilft der augenblicklichen not nicht ab und wird immer sehr unbequem bleiben.

Auch mit der herausgabe der vierten abteilung, der briefe, können wir uns nicht einverstanden erklären. Was alle, welche die lücken unserer bisherigen kenntnis empfunden haben, vor allem wünschen mussten, war rasche veröffentlichung aller bisher ungedruckten briefe von bedeutung und eines verzeichnisses aller übrigen, dieses, wo es nötig schien, mit knapper angabe des inhaltes. Statt dessen hat man

den unglücklichen, durch Hirzels „Jungen Goethe“ veranlassten einfall gehabt, Goethes sämtliche briefe nach der zeitordnung mit neuer vergleichung der handschriften abdrucken zu lassen, damit man sehen könne, wie vielseitig der briefwechsel gewesen und welche briefe Goethe jederzeit geschrieben. Dazu war doch der abdruck der unzähligen längst bekanten briefe, die nur in verhältnismässig wenigen fällen berichtet werden können, keineswegs nötig; ein verzeichnis nach der zeitfolge, wie wir es eben bezeichneten, hätte in dieser beziehung vollkommen genügt. Der neudruck der zahlreichen briefe an die Stein, an Schiller, an den herzog, an Lavater, an Zelter u. a., die als ganzes und zum teil durch die gegenseitigkeit ihren hauptwert erhalten, ist um so weniger zu rechtfertigen, als man die käufer nötigt, briefe, die sie längst in auch jezt noch unentbehrlichen einzelausgaben besitzen, von neuem zu bezahlen, abgesehen davon, dass man diesen raum zu neuen mitteilungen besser verwenden konte. Und den beabsichtigten zweck erreicht man durchaus nicht. Ein grosser teil der briefe ist nicht zugänglich oder verloren, so dass man doch kein vollständiges bild von Goethes reichem briefverkehr erhält. Und, was noch schlimmer ist, von vielen briefen lässt sich der tag, zum teil der monat, ja das jahr gar nicht bestimmen. Wenn man diese auf den tag versetzt, den sie in den bisherigen samlungen auf ganz unsichere, zum teil auf gar keine gründe hin einnehmen, so lässt sich dies mit der bestimmung dieser ausgabe, ja mit der achtung für die wissenschaft nicht reimen. Was man nicht durchführen kann, soll man nicht unternehmen. Es ist ein hohn auf die erstrebte urkundlichkeit, wenn briefe in eine zeit versetzt werden, in welche sie nicht gehören. Dazu muss man bedauern, dass bei der datierung nicht mit genügender sorgfalt zu werke gegangen ist, wie sich schon daraus ergibt, dass die redaktion im dritten bande von den bis zum jahre 1778 mitgeteilten 769 briefen selbst 12 hat umdatieren und einen extra ordinem in einer anmerkung zu 498 hat einschieben müssen. Aber auch die versetzung dieses letzten in den august 1776 beruht auf dem morschen grunde, dass Goethe hier, wie im briefe an Kayser vom 15. august, des bibelwortes gedenkt: „So ihr still wäret, würde euch geholfen“, als ob Goethe solche ihm geläufige beziehungen auf bibel-sprüche nicht zu den allerverschiedensten zeiten gebraucht hätte. Warum soll der brief nicht mit mir ende april 1776 gesetzt werden können? Damals hatte Goethe schon die bogen des druckexemplars des ersten bandes von Lavaters „Fragmenten“, mit ausnahme des schlusses, des inhalts und des titels, erhalten, die er gleich der frau von Stein mitteilte. Auch manche andere nachweisliche verschiebung hat man sich zu schulden kommen lassen. Wie es möglich war, den brief an Steinauer, worin es heisst: „Die wagen rasseln schon, die pferde klappen, es geht nach Tiefurt“, auf den 1. oder 13. mai 1776 zu verlegen, in eine zeit, wo Tiefurt vom prinzlichen hofe noch gar nicht bezogen worden war, macht nur die grosse unachtsamkeit des ordners begreiflich. Statt des nicht einmal für den forscher wünschenswerten druckes aller briefe in der zeitfolge, der sich so lange hinzieht, hätte man auch die familienbriefe, den vollständigen briefwechsel mit Herder, Lavater u. a., eine so dringende neue ausgabe der sämtlichen mit dem herzog gewechselten briefe und so manches andere bringen sollen, was auf Goethes leben mit freunden und bekanten licht wirft. Ein grosser übelstand ist es auch, dass wir nur Goethes briefe, ohne die zu ihrem vorständnisse nötigen briefe der betreffenden freunde, erhalten. Dass auch die genauigkeit des abdrucks manches zu wünschen lässt, zeigt das dem dritten bande beigefügte verzeichnis von versehen, die sich aus der vergleichung der urschrift der briefe an Kestner, Lavater und Reich ergaben. Es sind dies nicht bloss kleinigkeiten



der schreibung; einzelne worte, ja einmal eine ganze reihe derselben sind ausgefallen, andere zu streichen, und zwar in briefen, von welchen die betreffenden stellen längst richtig abgedruckt waren. [Manche anderen versehen habe ich jetzt in den „Grenzboten“ gerügt.] Die redaktion hat für die briefe eine neue bedeutende kraft in dr. Eduard von der Hellen gewonnen. Was bisher verschuldet worden, kann er freilich nicht ungeschehen machen und den falschen plan nicht ändern.

Eine sehr bedeutende hülfe zur datierung der briefe bildet Philipp Seidels aufzeichnung der auslagen für porto, die sich gröstenteils mit den adressangaben in den ausgabebüchern erhalten hat. Ausgezogen sind diese notizen von archivrat Burkhardt, der sie für 1. april bis 18. oktober 1775 bereits im neunten Goethe-jahrbuch gegeben hatte. Sie sollen von jetzt an den bänden der briefe regelmässig beigelegt werden, und so finden wir am schlusse des dritten die der jahre 1775 bis 1778 „auf grund einer nochmaligen, von Eduard von der Hellen vorgenommenen ergänzenden durcharbeitung des auf dem Goethe-archiv befindlichen rechnungsmaterials“. Von den angaben des Goethe-jahrbuchs sind ein paar hier berichtet; dagegen kann man zweifeln, ob manche abweichungen in den namen nicht druckfehler sind. Anderes scheint durch versehen ausgefallen. Früher stand am 27. april nach „Jakobi“ noch „jun.“, am 3. oktober nach „Schrotsberg“ noch „fr. Heilbronn.“ Die adressaten waren an einzelnen stellen nicht lesbar, hätten sich aber doch vielleicht mit benutzung unserer sonstigen kenntnis ergeben. Spasshaft ist es, wie am 26. februar 1776 als ein solcher *Κρα. . οδτος* angegeben wird, das sehr undeutlich geschrieben sei, so dass auch das *Κρ* nicht sicher sei. Was ist denn überhaupt daran sicher? Seidel entnahm den namen jedenfalls der postadresse, auf der doch unmöglich der name in griechischen buchstaben geschrieben sein konnte, und kaum darf man ihm den hauswitz zutrauen, den namen für sich griechisch zu schreiben. Auffallend ist auch eine damalige geldsendung Goethes nach Leipzig, wenn sie nicht im namen des herzogs erfolgte, dessen persönlicher geschäftsführer damals Steinauer war. Am 5. november 1777 ist der „durch korrektur undeutliche ort (H..)“ ohne zweifel Hildburghausen. Am bedauerlichsten finden wir es, dass unsere sonstige kenntnis von Goethes loben nicht benutzt ist. Am 29. november 1777 trat Goethe ohne Seidel die reise in den Harz an, von der er erst am 16. december nach Weimar zurückkehrte. Wenn also während dieser zeit postsendungen erwähnt werden, so kann diese Seidel nur in Goethes auftrag zu Weimar besorgt haben. Am 1. december wird brief und packet an Weber in Goslar erwähnt; es ist dies eine sendung Seidels an seinen herrn, der auf der reise, wie wir wissen, den namen Weber angenommen hatte; auch der Weber vom 14. ist Goethe, den aber dieser brief nicht mehr traf. Am 2. september 1776 kann Goethe unmöglich die hier angegebenen briefe geschrieben haben, da er an diesem tage in aller frühe verreiste; sie müssen am 1. geschrieben sein. Das hätte Burkhardt wissen sollen. Über manche der adressaten wären kurze hindeutungen sehr erwünscht gewesen, besonders da, wo von den briefen an sie nichts mehr vorhanden ist. Solche wären gerade für den umfang des Goethischen briefwechsels von grosser bedeutung. Dass Ackermann in Hamburg, wie Seidel am 6. september 1775 angibt, frau Ackermann sein muss, Schröder (8. märz 1776) deren sohn ist und es sich beidemal um das theater handelt, durfte nicht unbemerkt bleiben. Beide hatten am 25. februar 1775 die bekante aufforderung zur einsetzung von theaterstücken erlassen, die auch Klinger veranlasste, seine „Zwillinge“ einzuschicken. Ein von Goethe am 6. september 1775 an die Ackermann gesantes packet muss uns besonders anziehen,

Doch wir wollen auf solche bedeutende fingerzeige für die forschung, durch die das briefverzeichnis erst seine volle bedeutung erhalten würde, nicht näher eingehen, sondern unsern schon lang gewordenen bericht, bei dem wir manches übergehen musten oder nur streifen konten, mit der bemerkung abschliessen, dass sich leider die an die Weimarische ausgabe geknüpften erwartungen nur zum teil erfüllt haben. Sie ist im anfang übereilt, und die grundsätze, von denen sie ausgieng, waren weder zutreffend, noch wurden sie mit strenger folgerichtigkeit durchgeführt; dabei fehlte es zum teil an umfassender kentnis, besonnenheit, sauberkeit der arbeit und kritischer schärfe. Noch manche bedeutenden neuen mitteilungen haben wir von ihr zu erwarten, besonders im vierten, neue gedichte aus dem nachlass bringenden bande, der freilich *periculosae plenum opus aleae* sein dürfte.

### Nachschrift.

Seit abfassung unserer anzeige sind, abgesehen von der naturwissenschaftlichen abteilung, noch sieben neue bände erschienen: band 8, 10, 26 und 27 der werke und band 3, 4 und 5 der tagebücher, über die wir wenigstens kurz berichten wollen. Von den dichtungen erhielten wir die beiden grossen geschichtlichen stücke und die drei kunstvollendetsten dramatischen schöpfungen; zwischen diesen an der durch die zeit der abfassung bestimmten stelle den anfang der „Nausikaa“, wogegen in der zu grunde gelegten ausgabe letzter hand dieses bruchstück in einer besonderen, durch zufällige rücksichten bedingten, jezt notwendig aufzulösenden dramatischen abteilung eines den dramen vorangehenden bandes seine stellung gefunden hatte. Scheint uns schon diese abweichung ungehörig, so noch mehr, dass „Elpenor, der nach der absicht des dichters in demselben bande mit der Natürlichhen tochter“ stehen sollte, jezt erst den folgenden band eröffnen soll, weil — Cotta aus buchhändlerischer rücksicht zu Goethes grossem ärger diese unordnung eingeführt hatte. „Elpenor“, dessen abteilung in verse Goethe selbst nicht ohne grossen anteil durch Riemer hatte vornehmen lassen, musste die jambischen dramen schliessen; „Nausikaa“ gehörte in den band, der auch sonstige dramatische entwürfe und ausführungen bringt, unter andern die in der ersten christlichen zeit spielende tragödie, von der auch einige reden ausgeführt sind. Freilich ist es dem forscher erwünscht, dass wir die neuen mitteilungen aus der „Nausikaa“ schon jezt erhalten, während er bei dem notwendig langsamen fortschreiten der ausgabe darauf noch lange hätte warten müssen. Diesem wäre es am liebsten gewesen, hätte man, was dringend gefordert war, alles bedeutende neue des Goethearchivs gleich in ein paar bände zusammengestellt.

Jedes der dramen hat einen besondern herausgeber erhalten, der, da er nur ein mässiges arbeitsfeld hatte, mit ruhiger besonnenheit und gefasstem fleisse seines geschäftes warten konte. Aber uns scheint dies keine teilung, sondern eine zersplitterung der arbeit, die notwendig eine grosse ungleichheit der leistung zur folge hat, auch den gesichtskreis beschränkt. Wer ein einzelnes Goethisches drama herausgibt, der sollte eine vollständige übersicht der entwicklung seiner dramatischen dichtung sich verschafft haben und ganz in ihr leben. Auch müste er das verhältnis der einzelnen gesamttausgaben der werke zu einander und, wo die einzelne dichtung zuerst allein erschienen ist, auch zu diesem ersten drucke genau erforscht haben, da hiervon grossenteils die beurteilung der abweichenden lesarten abhängt. Freilich hätte diese grundlegende untersuchung im vorbericht gegeben werden sollen; aber dieser hat sie, obgleich sie nur bei der ausdehnung auf alle werke recht erfolgreich sein

kann, den herausgebern der einzelnen überlassen, und diese haben meist, besonders bei der „Iphigenie“ und der „Natürlichen tochter“, sich gar nicht darum gekümmert.

Gehen wir zu den einzelnen dramen über. Bei „Götz“ wird angenommen, die abweichungen der zwoten echten ausgabe seien nicht vom dichter ausgegangen, sondern der verleger der ersten rechtmässigen ausgabe sei einem nachdruck (E<sup>b</sup>) gefolgt, von dem sich ein abdruck auf der Winterthurer bibliothek findet. Freilich stimmen beide ausgaben miteinander überein, und der nachdruck trägt die jahreszahl 1773 auf dem titel, wogegen die zwote ausgabe 1774 gedruckt wurde. Aber man weiss, wie die nachdrucker mit den datierungen umgingen. So konte denn auch ein nachdruck der zwoten ausgabe die jahreszahl des ersten erscheinens auf den titel setzen und verschweigen, dass er die zwote ausgabe zu grunde gelegt hatte. Wenn der verleger der zwoten nur eines nachdruckes gedenkt, der mit flüchtigkeit gemacht sei, und sich darauf beruft, dass die jezt von ihm gegebene „ganz korrekt“ sei, so ist es völlig ungläublich, derselbe habe sich eines durch wilkürliche änderungen entstellten zweiten nachdruckes bedient, obgleich er den dichter selbst in nächster nähe hatte und auch wol einen abdruck seiner früheren ausgabe selbst besass oder leicht bekommen konte. Goethe selbst kante die zwote ausgabe; und er hätte es dem ihm bekanten verleger sehr übel nehmen müssen, hätte er einen beliebigen nachdruck zu grunde gelegt. Wenn er selbst gegen freund Langer äussert, die zweite ausgabe sei ganz unverändert, so sind geringe änderungen des ausdrucks und verbesserung von druckfehlern dadurch keineswegs ausgeschlossen. Die vom neuesten herausgeber als „dreiste änderungen des setzers oder korrektors“ von E<sup>b</sup> bezeichneten, der rede werten änderungen rühren ganz unzweifelhaft vom dichter selbst her, wie sich jeder überzeugen wird, der die im anhang meiner schrift über „Götz und Egmont“ (1854) s. 390 fg. gegebenen nachweisungen vergleicht. Die dortige vergleichung der in betracht kommenden angaben der beiden dramen haben die Weimarischen bearbeiter unerwähnt gelassen. Wer sich ein anschauliches bild von den abweichungen machen will, kann sie auch nach der Weimarischen ausgabe nicht entbehren. In bezug auf die anwendung des apostrophs ist der herausgeber des „Götz“ grundsätzlich verfahren, nach dem in der ausgabe von 1787 „mit ziemlicher regelmässigkeit“ durchgeführten gesetzze; doch darf man mit recht zweifeln, ob dies vom dichter oder von der druckerei in anwendung gebracht wurde. Zur sicherstellung bedürfte es einer gründlichen untersuchung über die in jener ausgabe, besonders auch im „Werther“, befolgte weise.

Von „Egmont“ lag dem neuen herausgeber ausser der längst verglichenen handschrift eine mittelbare abschrift derselben vor, die Vogel gemacht, Herder durchgesehen und Seidel dem verleger zum druck gesant hatte. Wenn der herausgeber den ältesten einzeldruck des stückes für älter hält als den in den „Schriften“, so ist das höchst seltsam. Der druck wurde für die ausgabe der Schriften unternommen, aber mehr abdrücke gemacht, als dazu erforderlich waren, und die mehrgedruckten mit besonderer bezeichnung für den einzeldruck bestimmt. Eben so ungläublich ist eine zweite annahme: von einem andern einzeldruck, der die jahreszahl 1788 trägt (E<sup>1</sup>), soll der dritte band der wolfeilen vierbändigen ausgabe mit seinen druckfehlern abhängig sein. Das müste freilich der fall sein, wenn die jahrzahl richtig wäre; aber schon Hirzel hat bemerkt, dass E<sup>1</sup> und E<sup>2</sup> „von sehr neuem datum“ sind. Wie rücksichtslos die verleger spätero abdrücke mit dem jahre des ersten druckes austatteten, hätte der herausgeber wissen sollen. Dass der dritte band der wohlfeilen ausgabe nach ostern 1790 gedruckt sei, ergibt Göschens anzeige aus der ostermesse

dieses jahres. Von den abweichungen der aufeinanderfolgenden ausgaben der werke vermissen wir auch bei „Egmont“ ein anschauliches bild, wie ich es längst gegeben habe.

Für „Iphigenie“ sind von weitreichender bedeutung die mitteilungen, welche wir über die im Goethearchiv vorhandene erste handschrift erhalten, die Goethe in Italien vom 16. september bis ende december 1786 selbst geschrieben. Entweder diese selbst oder die von einem Schweizer zu Rom gemachte abschrift erhielt Herder, der eine von Vogel gemachte abschrift derselben zum drucke durchsah. Leider fehlen die beiden andern handschriften, so dass wir nicht immer feststellen können, welche abweichungen des ersten druckes von der handschrift Herder, und welche der druckerei angehören. Ausser der handschrift haben sich nur entwürfe zu reden des Arkas I, 2 und II, 2 vorgefunden; die beiden verse in I, 2 sind verbesserung einer früheren fassung, die entwürfe zu IV, 2 erst gemacht, als Goethe in Rom den auftritt umschrieb. Über das verhältnis der gesamt Ausgaben zu einander hören wir ebensowenig etwas wie über das vom neuesten herausgeber befolgte verfahren. Die erste handschrift des stückes hat III, 3 in übereinstimmung mit der prosafassung Kommt mit! Kommt mit! Hiernach könnte das Komm statt Kommt des ersten druckes eine änderung Herders oder ein versehen des drucks sein; von Goethe selbst kann sie kaum stammen. Dennoch hat der herausgeber bei den redaktoren die aufnahme von Kommt nicht durchsetzen können. Eine solche beschränkung des urteils des herausgebers, der die sache reiflich erwogen hat, halten wir für unbillig.

Über die von Suphan liebevoll der „Nausikaa“ gewidmete mühe habe ich anderwärts mich ausgesprochen und die forschung weiter zu führen gesucht. Von „Tasso“ hat sich keine eigenhändige handschrift Goethes erhalten; dagegen sind die beiden vorhandenen abschriften, über die wir jetzt genaue nachricht erhalten, äusserst wertvoll, da sie uns einen blick in die entstehungsgeschichte der einzigen dichtung gestatten. In einem notizheftchen aus dem frühjahr 1788 finden sich die sechs ersten verse von V, 1 in etwas anderer fassung; bei den ihnen vorangehenden vier versen (der zweite ist bloss angefangen) muss man stutzen, wenn man bemerkt, dass der herausgeber s. 429 übersehen konnte, dass sie ein entwurf der berühmten worte der prinzessin vom goldnen zeitalter (997 fgg.) sind. Leider liefern sie auch einen weitern beweis, dass die als unzweifelhaft richtig gelesen in der neuen Goetheausgabe mitgeteilten stellen nicht immer zuverlässig sind: in den vier versen finden sich, wie die vergleichung mit der angeführten stelle zeigt, nicht weniger als drei lesefehler, da es gestehen statt gestehn, Die gold statt Du Gold und niem[als] statt mein heissen muss. — Der herausgeber hat auch den versen seine aufmerksamkeit geschenkt. Auffallend ist es, dass er glauben konte, Goethe habe auch zuweilen einen trochäischen vers einfließen lassen. Der einzige kopflose vers 1189 erledigt sich dadurch, dass Goethe bei der durchsicht der handschrift die auslassung eines im „Tasso“ fast auffallend häufigen „O!“ vor dem ersten gedankenstriche übersah. Der vers 1593, der trochäisch sein soll, ist einfach jambisch zu lesen, wie trochäen z. b. bei Schiller häufig am anfang des dramatischen verses jambisch betont werden. Einen anapäst hat sich Goethe nur einmal bezeichnend erlaubt. Vers 1315 muss zufäll'gen statt zufälligen gelesen werden, wie in demselben auftritt beschäft'gung und bänd'gen überliefert sind.

Von der „Natürlichen tochter“ fehlt jede handschrift, was den herausgeber um so mehr hätte veranlassen sollen, vorläufig über das verhältnis der wenigen in betracht kommenden drucke zu einander zu berichten. Dies ist leider nicht

geschehen. Bei der ängstlichen sorge der redaktoren, dass keine nicht durchaus notwendige abweichung von der ausgabe letzter hand einschleiche, fällt es um so unangenehmer auf, dass v. 2831 die unglaublich vorfehlt, ausserordentlich schwach begründete entstellung des herausgebers des (statt der) ahnherrn eingedrungen ist, die dem zusammenhang der rede, der auffassung des königtums durch Eugenie und dor absicht des dichters, jede beziehung auf geschichtliche personen auszuschliessen, widerspricht. Höchst bedeutend ist die s. 343 zuerst gemachte mittheilung, dass der dichter ursprünglich nicht eine trilogie, sondern nur ein fünftaktiges drama beabsichtigt und im schema entworfen hatte, dessen zwei erste akte der spätern „Natürlichen tochter“ entsprechen; die drei letzten sollten zum zweiten und dritten theile verwandt werden und zusammen das zweite fünftaktige stück bilden, dessen beide erste akte auf dem landgute, die übrigen in der hauptstadt spielten. Der herausgeber ist sich darüber nicht ganz klar geworden.

Eine handschrift der drei ersten theile von „Dichtung und wahrheit“ ist nicht vorhanden. Es finden sich im Goethearchiv nur einige urkundliche belege und familiennachrichten, von der tante Melber und Friedrich Schlosser aufgesetzt; zum vierten buche ein paar kurze bemerkungen; zum fünften ein ausführlicher auszug aus Prévôts zweibändiger „Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut“ (1743), die Wolfgang nach seinem unglück mit Gretchen gelesen und sich dadurch in seinen „hypochondrischen torheiten“ bestärkt haben sollte; vom sechsten buche an ältere schemata und übersichten, einzelne stellen und später verworfene ausführungen, die für die entstehung dieses theiles und durch einige äusserungen wertvoll sind, aber nichts zur festsetzung des wortlautes des werkes beitragen. An die spitze tritt das bekante biographische schema von 1809, von dessen ungenügenden abdrücken, die Goedeke gegeben, ausführlich genug die rede ist. Dagegen wird die tatsache, dass ich zuerst das schema, so weit es der rede wert ist, bis zum schlusse von „Dichtung und wahrheit“ in einem diplomatisch genauen abdruck gegeben, von den jahren nach 1773 Goedes versehen angezeigt habe, unter der nachweisung versteckt: „Vgl. auch D. 1, 5 fgg.“; dazu die bemerkung, „der zeitunterschied“ (d. h. die nachträglichen bemerkungen) lasse sich nicht aus der anwendung verschiedener schreibmaterialien und dem wechsel deutscher und lateinischer schrift „sicher feststellen, wie dies Düntzer tun will.“ Ich habe ausdrücklich bemerkt, dass eine „genaue abschrift“ von W. Vollmer mir vorgelegen hat, und wer Vollmer kante, weiss, dass derselbe in pünktlicher treue und scharfem blicke bei handschriftvergleichen seines gleichen suchte. Meine bemerkungen beruhen auf seinen, an manchen stellen eine spätere eintragung feststellenden beobachtungen und nehmen deshalb wenigstens gleiche zuverlässigkeit, wie der, ich weiss nicht auf wessen vergleichung beruhende, abdruck in der Weimarischen ausgabe in anspruch, der so wenig, was der herausgeber behauptet, „diplomatisch genau“ ist, dass er nicht einmal die grössern zwischenräume und den wechsel lateinischer und deutscher schrift bezeichnet, so dass, wer sich ein anschauliches bild der handschriftlichen überlieferung machen will, noch immer auf die Vollmersche ausserordentlich sorgfältige vergleichung, die ich widergegeben habe, angewiesen ist. Sachlich sind die verschiedenheiten kaum nennenswert. Statt mehrerer punkte habe ich eine neue zeile durch einen senkrechten strich angedeutet, was hier — weniger in die augen fallend und zuweilen kaum zu unterschneiden, auch wol im drucke ein paar-mal übersehen — durch einen kleinen zwischenraum bezeichnet wird. Einmal steht

meiner lesung „algemeine Communication | Aufhebung der deutschen Dialekte“ die lesung „Communicale“ entgegen, die ich nicht für richtig halten kann. Ein andermal wird das von Vollmer für unlesbar erklärte wort als erheben ohne andeutung eines zweifels gegeben. Ich hatte irritiren vermutet, was mir sachlich entsprechender schien. Leider ist die handschrift noch immer privateigentum. Muste ich hier mein und des verstorbenen freundes recht wahren, so gestehe ich dagegen gern, dass der kundige herausgeber mit fleiss und sorgfalt seine aufgabe durchgeführt hat.

An dem die jahre 1801 bis 1808 enthaltenden bande der Tagebücher haben sich zwei mitarbeiter beteiligt. Möchte herr Julius Wahle, der die letzte hälfte bearbeitet, auch die auf titel- und deckelseiten und sonst zerstreuten losen angaben, wenn sie nicht zu belanglos waren, mitgeteilt und die „lesarten“ gegeben hat, die folgenden bände allein bearbeiten, da seine kenntnis, seine umsicht und sein eifer ihnen zu gute kommen würden! Mehrere lese- und druckfehler der ersten hälfte hat er berichtet. So steht am 16. september 1801 gedruckt „Mr. Thibaut.“ Die handschrift hat Mr. Du Vau. Wahle schreibt richtig du Veau. Wenn er aber diesen du Veau für von Kalb hält, so trage ich daran halb die schuld, obgleich es an sich unglaublich ist, dass das tagebuch nicht den wahren namen gäbe. Längst habe ich erkant, dass es eine unglückliche vermutung von mir war, in dem du Veau der Henriette von Knebel eine scherzhafte bezeichnung von Kalbs zu sehen, da du Veau ein nach Deutschland verschlagener Franzose war, dem sein fortkommen dort nicht gelingen wolte. Diese berichtigung ist auch persönlich wichtig. Unter den lesarten finden sich zuweilen erläuterungen, was zweckmässig in zukunft auch sonst geschehen könnte, wo es erwünscht und möglich wäre. Dagegen können wir es nicht billigen, wenn hier leicht verständliche abkürzungen von titeln und gar jedesmal, ja zu guter lezt noch einmal in einem alphabetischen verzeichnis gegeben werden. Auch die meisten druckfehler sind zweimal angegeben.

Mit wahrer befriedigung vernehmen wir, dass die bisher so traurig verzettelten briefe herrn Eduard von der Hellen zugefallen sind, der in den zwei neuen bänden die jahrgänge 1779 bis zum schlusse des ersten halbjahres 1782 geliefert hat. Kann derselbe auch den verkehrten plan der briefsamlung, an dem er unschuldig ist, nicht abstellen, so wird er doch für die richtige stellung in der zeitfolge das mögliche tun und den wortlaut in zuverlässigster weise wiedergeben, wie es in diesen bänden geschehen ist, wenn man auch über einzelne datierungen wird mit ihm rechten können.

KÖLN.

H. DÜNTZER.

Neue fragmente des gedichts Van den vos Reinaerde und das bruchstück Van bere Wisselauwe herausgegeben von **Ernst Martin**. Strassburg, Trübner. 1889. 73 s. 8. (Quellen und forschungen herausgegeben von **B. ten Brink**, **E. Martin**, **E. Schmidt**. 65. heft.)

Die Darmstädter fragmente des gedichtes Van den vos Reinaerde, die Martin im diplomatisch getreuen wie im kritisch gereinigten texte im 65. hefte der QF. an erster stelle veröffentlicht, begreifen die v. 2590—2728 und 3024—3165 seiner ausgabe des Rein. I. Als beitrag zur näheren kenntnis der bezeichneten fassung des denkmals sind sie von hervorragender bedeutung, und wir müssen Martin dankbar sein, dass er sie uns kurze zeit, nachdem er die mitteilung von ihrem vorhandensein erhalten, zugänglich gemacht hat. Mit je grösserer teilnahme man aber die bekant-

machung des fundes an und für sich begrüsst, desto mehr wird man die zahlreichen, der publikation anhaftenden unebenheiten bedauern, die das verdienst des herausgebers nicht unerheblich schmälern. Über die nachlässigkeit, mit der die druckkorrektur behandelt ist, könnte man noch hinwegsehen, obgleich es mislich erscheint, wenn der benutzer infolge von irtümern in der anwendung der sigel (vgl. 2612 *so a* statt *e*; 2674 *tibundus catulus e* statt *l*) vor die notwendigkeit gestellt wird, im einzelfalle die in betracht kommenden fassungen von neuem vergleichen zu müssen; nicht rechtfertigen lässt sich jedoch, wenn wichtige varianten übergangen oder gar ganze verse ausgelassen werden.

Den von Martin aufgestellten kritischen grundsatz, dass **b** oder **l** den ausschlag geben, wenn sich **a** und **e** mit lesarten von gleichem werte gegenüberstehen, halte ich für durchaus richtig. Die befolgung dieser regel ergibt einen verhältnismässig einfachen variantenapparat. Die übersicht über denselben hat der herausgeber aber dadurch erschwert, dass er am fusse jeder seite unter den lesarten den zugehörigen vollständigen text der fassung **b** in fortlaufendem druck mitteilt, dergestalt, dass die sich für die herstellung des textes des Rein. I nützlich erweisenden lesarten dieser redaktion durch gesperrten druck kenntlich gemacht werden. Die version **b**, auf der im wesentlichen der Rein. II beruht, tritt demnach in dem apparat zweimal auf, zunächst in einer auswahl und dann unverkürzt. Den nutzen dieser einrichtung vermag ich nicht einzusehen; einer ihrer hervorstechendsten mängel, der darin besteht, dass man dieselbe redaktion an zwei verschiedenen stellen zu suchen hat, scheint mir dagegen auf der hand zu liegen. Ein nicht minder bedenklicher übelstand zeigt sich in der auffallenden erscheinung, dass einerseits eine anzahl von lesarten von **b** nicht zu dem vollständigen texte von **b** stimmen und dass andererseits die hier gegebenen fassungen von **b** in mehreren fällen von Martins ausgabe des Rein. II und den zu dieser mitgeteilten varianten der Brüsseler handschrift oder von den gelegentlich unter dem texte der ausgabe des Rein. I stehenden varianten der genannten handschrift abweichen. Es treten sich gegenüber: 2596 *her* und *Heer*, 3061 *sullen wi nu* und *sellen wi nu*, 3115 *selve* (= Rein. II) und *seluer*, ferner 2600 *Ic ne weet* (var. und text) und Rein. II: *ic enweet* (ebenso in den lesarten zu Rein. I), 2620 *die* und Rein. II: *dicke*, 2624 *geeff* und Rein. II: *gheve*, 2636 *kriekepit* und Rein. II: *Kriekenpit*, 2637 — 2638 *naem : onbequaem* und Rein. II: *name : onbequame*, 2641 *tot* und Rein. II: *tote*, 2642 *ic u die* und Rein. II: *ic die*, 2643 *ten fluuie iordae* und Rein. II: *ter flume Jordane*, 2645 *orcond* und Rein. II: *orconde*, 2664 *ich* und Rein. II: *ict*, 2666 *in* und Rein. II: *int*, 2667 *warand* und Rein. II: *warande*, 2683 *waert* und Rein. II: *waret*, 2687 *xaeck* und Rein. II: *sake*, 2689 *recht* und Rein. II: *rechte*, 2705 *enseg v* und var. zu Rein. II: *ne segu*, 2710 *wat* und Rein. II: *want* (ebenso in den var.), 2715 *die* und Rein. II: *de*, 3042 *ducht* und Rein. II: *duchte*, 3058 *droevelye* und Rein. II: *droevelic* ohne bemerkung, 3060 *karmde* und Rein. II: *kermede*, 3064 *ne maect* und var. zu Rein. II: *enmaket*, *niet* und Rein. II: *nie*, 3091 *troost* und Rein. II: *trooste*, 3092 *tael* und Rein. II: *tale*, 3115 *gelidet* und var. zu Rein. II: *ghelidet*, 3126 *greesp* und Rein. II: *ghegreesp* (ist das letztere richtig, so ist im text, gestützt durch **ab**, *ghegreespene* zu lesen), 3127 *kelen* und Rein. II: *kele*, (Rein. II 3149) *bi* und Rein. II: *hi*, 3164 *patrysen* und Rein. II: *paertrisen*. Zu diesen widersprüchen gesellt sich der ausfall von v. 2617: *Edel steen ende gulden werc*. Man vermisst auch die blatzahl 51. 8055 ist druckfehler für 3055. Für den Rein. II ergibt sich aus den den fragmenten **e** entsprechenden abschnitten von **b**, dass die mit dem texte übereinstimmende

variante zu 3016 *pelgrym* heissen muss, dass 3051 *ontfermde* zu lesen ist und dass in den lesarten 3053 *kuwert* **b** fehlt.

Der aus dem ersten fragment und **a** mit zuhelfenahme von **b** und **l** hergestellte text gibt im einzelnen zu folgenden bemerkungen anlass. Die aufnahme von *elwaer* 2594 unterliegt keinem bedenken; das wort ist mehrfach belegt, im Boec van der wraken I, 390: *Dat hi skeysers memorie daer Niet en vant alse elwaer*, ferner Jans Teesteye 2329: *En vueret verre elwaer, Daer mens niet vinden en mochte* und ebd. 3223: *Sine maken hem saen elwaer*. In *ghehidet* 2596 fehlt das *h* vor *e*, ebenso in *ghenoech* 2616. Dass sich Martin hinsichtlich der stellung in v. 2598 an **e** anschliesst, ist zu billigen. Allerdings stehen der folge *dit wel e* in **a** *wel ditte* und in **b** *wel dit* gegenüber, doch wird die anordnung in **b** durch den reim bedingt. **r** bietet ausserdem: *Vorstath dyt wol*. Statt *endi* 2628 ist *ende* zu lesen. V. 2640 lese ich: *ghi sijter, coninc, also na*. In der nachstellung von *coninc* stimmt **b** zu **e**. Wie Martin sich auf **ab** berufen kann, um *coninc* im texte an die spitze zu stellen, verstehe ich nicht. Statt *von* 2641 ist *van* zu lesen, statt *Reynart* 2704 *Reynaert* und in demselben vorse statt *secht segt*. Von bemerkenswerten varianten sind übergegangen: 2597 *Kriekeputte* **a** (ebenso 2636, 2663), 2613 *riclie* **e**, 2647 *comet* **a** — *cuwaert* **a**, 2652 *cohart* **e** (ebenso 2658), 2672 *ne mach* **a**, 2674 *de* **a**, 2679 *makede* **a**, 2687 *saken* **a**, 2691 *haestelijc* **a**, 2714 *monke* **a** (ebenso 2716), 2717 *hongre* **e** — *carmde* **e**, 2718 *ontfarmde* **e**, 2720 *asse* **e** (ebenso 2723). Zu „2597. 98 umgestelt **a**“ vermisste ich den zusatz: „**b** stimmt zu **e**“, der in ähnlichen fällen (vgl. 2620. 21) sich findet. Zu *tote dser* 2608 ist als variante die inklinierte form *totir e* aufgeführt. Der grund ist nicht ersichtlich, da zu 2591 *entie* **a** fehlt. Solte das *i* für *ie* die aufnahme veranlasst haben? Dann wäre *totir* zu *dilven* 2610 und *luttel* 2611 zu stellen, die der herausgeber in die lesarten gebracht hat, obwol er auf der vorhergehenden seite ausdrücklich erklärt: varianten der fragmente **e**, die rein orthographischer natur sind, sollen unberücksichtigt bleiben. Als dialektform hat z. b. *luttel* keine grössere bedeutung als etwa das ausgelassene *scowut* 2591 oder das ebenfals ausgelassene *uenden* 2612 u. a.; vgl. Franck Mnl. gr. § 79. Zu 2614 wird *oec* **eb** notiert, obgleich beide hss. *oec* lesen. 2630 ist in *waende* **eb**] *wanen* **a** zu ändern. 2637 fehlt: *geuei* (rest weggeschnitten) **e**. Die angabe zu 2643: *d* (rest weg) **e** zwingt uns, zwischen dem *d* in *die*, um das es sich handelt, und dem in dem folgenden *Jordane* selbst die auswahl zu treffen. Die zu 2647 mitgeteilte variante *voert* **a** (= Grimm) ist in den lesarten des Rein. I als *voort* aufgeführt. 2655 fehlt: *trouwen* ist bis auf das *t* weggeschnitten. Aus der bemerkung zu 2660 ist nicht zu erkennen, dass auch das *ghe* von *ghemanet* in **e** weggerissen ist. Die notiz zu 2664 muss heissen: *-t of ic w. e*, die zu 2665: **e** fehlt bis *-t wesen so*. 2666 *hulstt ter loe* **a** stimmt nicht zu der zu Rein. I angegebenen variante *hulst ter loe* (= Grimm). Gegen die zusammenstellung *alle be*] fehlt **a** 2677 ist einzuwenden, dass in **e**, wie auch von Martin richtig bemerkt wird, nur das reimwort *sine* und die beiden lezten buchstaben des vorhergehenden wortes *ghesellen* erhalten sind.

In dem dem zweiten fragmente entsprechenden texte ist v. 3033 *hie* in *hi* zu ändern, 3056 *Reinaert* in *Reynaert*, 3066 *von* in *van*, 3090 *Belyn* in *Belijn*, 3161 *gagete* in *gaghele*. Unter den lesarten vermisste ich 3029 *wonderlijc* **a**, 3030 *heme* **e** (desgl. 3037), 3043 *mordenare* **e**, 3044 *onfaren* **e**, 3052 *weldanen* **e**, 3058 *drouwelic* **a**, 3061 *Cuwaert* **a**, 3062 *wil* **b**, *wille* **e**, 3064 *noit* **e**, 3070 *asse* **e** (desgl. 3089, 3103), 3078 *hen* **e**, 3079 *dat* **ab**] fehlt **e**, 3080 *de* **a**, 3081 *vore* **e**, 3086 *her* **e**, 3097 *Alse* **e**, 3106 *wonderlike* **e**, 3110 *Her brun en her* **e**, 3111 *gisel* **e**, 3114



wille a, 3115 gelidet b, 3150 ombe e, 3155 daghen a. Zu v. 3089 merkt Martin an: o. an hem a, relicturus hos l] o. an haer eb. Auf die stellung von orlof ist mithin keine rücksicht genommen, obgleich dieses in eb dem an hare folgt. 3100 findet man welpekinen a, bei Grimm wie im Rein. I (ohne var.) dagegen welpkinen. „als fehlt a“ gehört nicht zu 3002, sondern zum folgenden verse. Ungenau ist 3119 sculde . . . e, der rest des verses fehlt keineswegs in der hs. 3143 sor e bleibt mir unverständlich, da im buchstabengetreuen abdruck der hs. dor steht. Oder ist dor druckfehler? In sene 3096 scheint mir wenigstens ein solcher vorzuliegen.

Auf s. 10—12 gibt der herausgeber eine übersicht über die orthographischen eigentümlichkeiten der Darmstädter bruchstücke. Es fehlt darin: für o in a steht e — aaventuren 2595 und für o steht u — sunne 2723. Ausserdem hat best eine falsche verszahl bekommen; es findet sich 2624. Die zahl 3151 gehört zu dem vorhergehenden gehete. — An den hergestellten text schliesst Martin anmerkungen zu demselben, und auf diese lässt er nachträge zu seiner ausgabe des Rein. folgen. Unter den belegen zu v. 91 hätten auch Freid. (ed. Sandvoss) s. 78 und Hoffmann von Fallersleben, Findlinge 1, 443 nr. 77 aufgezählt werden können. — Für lesen „sagen“ v. 147 bietet Jans Teesteye zwei beispiele: v. 952 Wouter, sal ic die waerheyt lesen? Heren souden scemel wesen und v. 1292 Nu willic u van allen desen Fraeye exemple lesen Die hier voermaels gheschieden Den goeden ouden roem-schen lieden. Vgl. auch Mnd. wb. 2, 671 b. — Zu v. 257 vgl. ferner Agricola nr. 126 (ausgabe von 1541): Der Walk sagt: Male quesit male perdit, und zu II, 1676 Kir Deus bei Willem van Hildegarsberch 34, 170. — V. 4255: Boltes aufsatz, Nd. korrespondenzblatt 10, 19—20, hätte nicht unerwähnt bleiben dürfen. Bolte führt aus, dass das placebo singen das ursprüngliche ist, nicht das sagen, und dass die redensart in der lateinischen predigtliteratur des mittelalters ihren ursprung hat.

In der zweiten hälfte des heftes behandelt Martin das gedicht vom bären Wis-selau. Das uns erhaltene bruchstück desselben ist ehemals im besitze C. P. Serrures gewesen, der es im 2. bände seines Vaderlandsch Museum 1858, nicht 1856, wie Martin angibt, mitgeteilt hat. Das manuscript ist später in das British Museum gekommen, hat aber seit der zeit seiner ersten bekantmachung erheblich gelitten, so dass Martin an zahlreichen stellen über die berechtigung der lesung Serrures keine auskunft mehr zu geben vermag. In einigen fällen ist es ihm dagegen trotz der mangelhaften erhaltung der handschrift gelungen, mehr zu entziffern als sein vorgänger, und diese resultate seiner beschäftigung mit dem manuscript zusammen mit dem umstande, dass die 1886 erschienene ausgabe Kalffs<sup>1</sup> lediglich auf Serrures text beruht, rechtfertigen die neue ausgabe des fragments.

Der abdruck der handschrift bedarf in einigen punkten der berichtigung. Es ist zu lesen Aa 1 s[en], Ab 6 wisse . . . [we], 16 sal . . . [t], 26 [ontbindic u te], Af 16 [dar . . n], 36 stae[n], Ag 41 [ec], Ah 40 dorp[er], Ba 14 geernoude, 15 [die . . . dwa]nc, 19 geernouts, 33 . . . [n] dese tale, 44 w'de (vgl. Serrures anm. zu der stelle), Bc 13 [eisscede crauwe]l, 14 [Sijn poten stac] hi, Bh 5 leleo[ke], 43 antw'de G . . . Als druckfehler sind wol anzusehen Bb 2 kinlije für kinlije, Bd 15 seieten für scieten, 19 spac für sprac, Be 23 fansoise für fransoise, Bf 34 bere für bere, Bg 29 gram für gram. Die striche Ae v. 6—8 und v. 18 gehören nicht hinter sondern vor die klammern. Unklar bleibt, von welchem worte des v. Ah 38 an das

1) Einige gute conjecturen Kalffs werden jetzt durch Martin bestätigt.

entziffern der handschrift auf schwierigkeiten stösst. In der anm. zu Aa 38 ist .o vor der notiz *fehlt S.* ausgefallen. Die anmerkungen sollen nach Martins absicht „wesentliche“ abweichungen Serrures von seiner lesung angeben. Eine bestimmte regel, nach der die aufnahme der differenzen erfolgt ist, habe ich nicht herauszufinden vermocht; es sind aber nicht nur bemerkenswerte orthographische, sondern auch materielle unterschiede unberücksichtigt geblieben. Ab 4 vermisste ich das *die* vor *rese* (vgl. Ab 35), 17 *kempe S.*, 31 *gout S.*, 36 *t...hten S.*, 44 *De S.*, Ac 13 *war S.*, Af 23 das *vreselike* vor *gevaen*, Ag 29 *si S.*, 39 *soutu S.*, Ah 6 *den S.*, 18 *selen S.*, 34 *wee S.*, 37 *soe starc S.*, Ba 20 *groten S.*, 28 *groeten S.*, Ba 35 *ti di S.*, Bb 7 *belant S.*, 18 *gevolwen S.*, 26 *dij's S.*, 27 *paras S.*, Bc 15 *haer S.*, 33 *Doet] Laet S.*, 38 *ontfaren S.*, Bd 20 *wisselauwe S.*, Be 39 *dij's S.*, Bf 24 *heeftuut S.*, Bg 5 *sale S.*, 11 *dat hi at S.*, 39 *soj uw S.*, Bh 6 *weet S.*, 11 *l] s S.*, 13 *docht S.*, 34 *ken] leven S.* Ferner ist zu bemerken, dass *Dese* Af 34 anm. conjectur Serrures ist, und dass dieser Ah 31 das *d* von *dare* und Ah 33 *wee* gelesen hat.

Der handschriftlichen fassung zur seite steht der von Martin auf grund derselben hergestellte text. Die anmerkungen zu demselben beziehen sich auf Serrures und Kalffs ausgaben der dichtung und auf besserungsvorschläge, die von Franck herrühren. Ich gebe einige zusätze. V. 74 *gewinnen S.* ist überflüssig, da das reimwort in der handschrift erhalten ist. V. 81 liest Serrure: *ende toechten*. Zu v. 85 fehlt *dare S.* und zum folgenden verse *gevaren S.* V. 288 hat die handschrift *geuaen*. Martin nimt Kalffs *gevaren* auf; es wäre dabei aber zu erwähen gewesen, dass schon Serrure in der anmerkung zu der stelle äussert: „*gevaen, misschien voor gevaren.*“ Ebenso geht *kemenade* v. 329 statt des handschriftlichen *kemenelde* auf einen in Serrures anmerkungen ausgesprochenen vorschlag zurück. Zu v. 358 fehlt *niet S.*, zu v. 393 *sprac Espriaen S.* V. 512 hat Serrure *schachten* und v. 579 *dien kempe dij's verwan*; die von Martin in dem letztgenanten verse vorgenommene ergänzung deckt sich also nicht vollständig mit der des ersten herausgebers.

Im texte ist zu schreiben v. 23 *mijn* für *myn*, v. 208 *gereet* für *gereed*, v. 238 *de mi geboet*, v. 274 *die* für *de*, v. 383 *wilden*, v. 424 *drossaten*, v. 439 *god*, v. 517 *niemen*, v. 533 *coene*. Die inhaltsangabe, die sich an den text anschliesst, ist weniger ausführlich als die bei Serrure, gibt die hauptsächlichsten züge der dichtung aber treffend an. In der untersuchung der *sago* und ihrer beziehungen geht Martin dagegen weit über seinen vorgänger hinaus. Für die entstehung des mnl. werkes ist der terminus ad quem durch die erwähen desselben in Maerlants Spiegel historiel gegeben. Es muss vor 1290 verfasst sein, ist aller wahrscheinlichkeit nach aber viel früher anzusetzen. Mit sorgfalt hat Martin die momente zusammengetragen, die dem stil der spielmannspoesie eignen. Bemerkungen über den versbau schliessen seine ausführungen ab.

Es bleiben noch einige bisher übergangene druckversehen zu berichtigen. S. 4 steht 3665 statt 2665, s. 25 var. zu 3113 *rechte* statt *rehte*, s. 25 in den var. (31)17 statt (31)15, s. 28 *ich* statt *ic*, s. 30 *Mul.* statt *Mnl.*, s. 33 v. 2539 statt 2549, s. 51 überschrift *BNRE* statt *BERE*, s. 52 anm. Ba 118 statt 18, s. 53 anm. Aa statt Ba, s. 54 anm. Bb 27 statt Bb 37, s. 57 anm. 533. 534 statt 532. 533, s. 59 anm. 582 statt 583, s. 62 anm. Bh. 2 statt 10, s. 72 *gelooft* statt *geloeft*, *ai* statt *ay*, *siele* statt *xiele*, s. 73: 617. 618 statt 616. 617. Die darstellungen der abkürzung des wortes *partrisen* v. 3164 auf s. 10 und s. 28 weichen von einander ab.

BERLIN.

HERMAN BRANDES.

Die epische kunst Heinrichs von Veldeke und Hartmanns von Aue. Beitrag zur mhd. litteraturgeschichte. Von **Hubert Roetteken**. Halle, Niemeyer. 1887. VI und 207 s 5 m.

Der verfasser, dessen dissertation über den satzbau bei Berthold von Regensburg (QF. 53) ich in dieser zeitschrift XVII, 128 besprochen habe, stelt sich in dieser schrift die aufgabe, aus beobachtung des sprachgebrauches, des stiles und der poetischen technik züge zur charakteristik der beiden epiker zu gewinnen. Die untersuchung ist mit fleiss und liebe geführt, auch zeigt der verfasser feines gefühl für dichterische eigentümlichkeit, ebenso vorsicht und richtigen takt bei der verwertung der zahlreichen gesammelten einzelheiten; doch liegt es an der algemeinen fassung der aufgabe, dass er nicht überall zu greifbaren und abgerundeten ergebnissen gekommen ist. Aus dem ersten, syntaktischen abschnitt sind die nachweise über sätze mit abstraktem subjektswort (*so ergie ein jaemerlîchez scheiden* u. a.), über asyndeton, über ausruf ohne verbum (ellipse) hervorzuheben; aus dem zweiten über „zusammenhang und ordnung der erzählung“ die besprechung der vor- und rückweisungen; aus dem dritten („schmuck und nachdruck der rede“) die personifikationen, die alliterierenden formeln, die klang- und wortspiele.

Der vierte abschnitt bespricht „die einzelnen stoffelemente“, wobei u. a. das verhältnis der beiden dichter zu naturgegenständen und naturvorgängen, sowie die veranschaulichung körperlicher schönheit zur sprache komt. Die schilderung der hässlichkeit — zu welcher bei Veldeke (En. 2689 fg. 3049 fg. 3197 fg.) die Sibylle, Charon und Cerberus, bei Hartmann der *walttöre* Iw. 425 fgg. (auch Iwein im wahn-sinn 3251 fgg.) stoff geboten hätten — ist nur kurz berührt s. 149.

Verhältnismässig kurz gehalten ist auch der fünfte abschnitt: Hervortreten der persönlichkeit des dichters; hier ist wenigstens der aus Hartmann zu gewinnende stoff noch nicht erschöpft.

Hat der verfasser es für eine alzu mechanische arbeit gehalten, seinem buche ein alphabetisches register mitzugeben? Ein solches würde die benutzung und alseitige verwertung seiner samlungen sehr erleichtert haben.

KIEL.

O. ERDMANN.

Die deutschen runendenkmäler herausgegeben von **Rudolf Henning**. Mit 4 tafeln und 20 holzschnitten. Mit unterstützung der k. preuss. akademie der wissenschaften. Strassburg, Karl J. Trübner. 1889. VIII, 156 s. 4. 25 m.

An runendenkmälern ist das eigentliche Deutschland ebenso arm wie an resten altheidnischer poesie, während der skandinavische norden von dieser zwar nicht besonders umfangreiche, aber äusserst wertvolle zeugnisse, von jenen eine fast unüberschbare, noch immer durch neue funde wachsende, beneidenswerte fülle erhalten hat. Die ursache unserer armut ist in beiden fällen die gleiche: die frühzeitige einführung des christentums bei den Germanen des continents, welche die frisch sich entwickelnden keime einer nationalen kultur durchschnitt und bereits vorhandene blüten erbarmungslos zerstörte<sup>1</sup>. Die runenschrift entstand frühestens zu ende des 2. jahrhunderts und bereits im 4. begann die erfolgreiche tätigkeit der christlichen

1) Dass die völkerwanderung „die alten traditionen unterbrochen habe“, wie Henning s. 162 meint, ist nicht glaublich. Wenn seine annahme richtig sein sollte, dass die runenschrift eine erfindung der nordöstlichen völkerschaften ist (es wäre das ein neues zeugnis für die hervorragende beanlagung des vandilischen stammes!), so könnte man geradezu annehmen, dass die kenntnis der schriftzeichen durch die wanderung den Germanen des westens zugeführt wurde. Nach einem „neuen anstosse“, der das spätere erscheinen der runenschrift auf den südwestlichen denkmälern erklärt, brauchten wir dann nicht mehr zu suchen.

bekehrer, welchen die heidnischen, zu zauber und weissagung verwendeten zeichen, deren zusammenhang mit dem lateinischen alphabet ihnen zweifelsohne verborgen blieb, ein greuel waren, die sie daher nach kräften auszurotten sich befeleissigten. Zu einer verbreitung in tiefere schichten der bevölkerung, zu ausgedehnter anwendung und fortentwicklung konte es daher die runenschrift im lande ihrer entstehung nicht bringen; sie gieng unter, ehe sie noch recht lebensfähig geworden war. In England ist zwar nicht der eifer, wahrscheinlich aber der fanaticismus der missionare geringer gewesen: daher hier die auf den ersten blick überraschende erscheinung, dass die runenschrift sich nicht nur fortbilden und mit der umgestaltung der sprache (besonders auf dem gebiete des vocalismus) schritt halten konte, sondern auch längere zeit hindurch noch auf christlichen denkmälern verwendung fand.

Monumentale denkmäler mit runeninschriften sind infolge dessen bei uns nicht vorhanden; sie beginnen erst auf dem boden, der jahrhunderte lang gegenstand des streites zwischen Deutschen und Dänen gewesen ist, redende zeugen des waffenglücks, das die lezteren bis an die Schlei hinab zu herren der cimbrischen halbinsel machte, der ursprünglichen heimat jener südgermanischen stämme, die die begründer der angelsächsischen reiche in England wurden. Was wir als unser eigentum beanspruchen dürfen, ist eine kleine anzahl loser gegenstände: zwei speerspitzen, zwei goldene ringe, sieben spangen<sup>1</sup>, ebensoviele einseitig geprägte schmuckmünzen (bracteaten) und ein köpfchen aus ton, dessen bestimmung wir nicht kennen. Die inschriften auf drei weiteren stücken (dem speerblatt von Torcello und den spangen von Engers und Kehrlich) sind mindestens verdächtig. Alle diese denkmäler (von denen die zweifellos echten uns im ganzen 25 wörter überliefern!) sind in der dankenswerten, durch die munificenz der k. preussischen akademie der wissenschaften würdig ausgestatteten publication von Henning vereinigt und fortgesezten bemühungen der forscher bequem zugänglich gemacht.

Denn das lezte wort ist über die auf diesen gegenständen eingeritzten inschriften noch nicht gesprochen. Unbedingt muss dem herausgeber das zeugnis ausgestellt worden, dass er wol vorbereitet, mit den notwendigen sprachlichen und archäologischen kenntnissen reichlich ausgerüstet, an seine aufgabe herangetreten ist, und dass er es an redlicher bemühung, an fleiss und sorgfalt nicht hat fehlen lassen. Wenn trotzdem die resultate nicht durchweg befriedigen, so ist dies erklärlich und entschuldbar. Gerade die geringe zahl unserer denkmäler macht ihre deutung überaus schwierig, da wir nicht, wie unsere glücklicheren nachbarn im norden, die über ein reiches material verfügen, vergleichen, combinieren, eine inschrift durch die andere aufhellen können. So kann trotz des bedeutendsten aufwandes methodisch geschulter gelehrsamkeit arbeit und mühe vergeblich sein, wenn nicht ein günstiger zufall oder ein glücklicher einfall, der blitzstrahl einer genialen divination zu hilfe komt.

Da es den lesern der zeitschrift erwünscht sein dürfte, einen schnellen überblick über den gegenwärtigen bestand zu gewinnen, so lasse ich eine schematische zusammenstellung der denkmäler nebst den wichtigsten mitteilungen über dieselben und den Henningschen deutungen folgen.

1) Nach dem erscheinen von Hennings buche ist noch eine runenspange (aus Balingen im württembergischen Schwarzwaldkreis) bekant geworden, deren inschrift Svon Söderberg in den Prähistorischen blättern II (München 1890) s. 33—41 veröffentlichte. Die kenntnis dieses aufsatzes verdanke ich J. Mestorf. Ich muss übrigens gestehen, dass mir die lesung Söderbergs (*Halfdanilo Amülinge*) wenig wahrscheinlich dünkt. Ein alomannischer „*Halfdan*“ erregt begreiflicher weise mistrauen; nur prof. Stephens wird ihn mit freuden begrüßen und die spange natürlich sofort für einen dänischen „wanderer“ erklären.

Nr.	Gegenstand.	Jahr der Auf- findung.	Fundort.	Wortlaut und deutung der inschrift.
1	Speerspitze aus eisen	1858	Suszyczno, kreis Kowel (Volhynien)	<i>Tilarids</i> (eigenname) „der geschickte reiter“
2	do.	1865	Müncheberg, kreis Lebus (Brandenburg)	<i>Ran[i]nga</i> (eigenname) „dem Raning“ d. h. dem angehörig einer „svinfylking“
2a	do.	1882	Torcello	<i>Rnnnga</i>
3	Goldring	1837	Pietroassa (Rumänien)	<i>Gutanio wi hailag</i> „das gotische unverletzliche tempelg
4	Spange aus silber	1857 (?)	Charnay (Saône et Loire)	Rune 1—20; <i>uþf[i]nþai Iddan kiano</i> „vollständig erfasse des Idda weib s
5	Spange aus messing	1854	Osthofen bei Worms	<i>Gode furad lodaro fleg</i> „deo iter vanitatum commenda“
6	Spange aus silber	1873	Freilaubersheim bei Kreuznach	<i>Boso wræt runa þ[i]k Daþena go[ (go[d]da)</i> „Boso rizte die rune, dich þena grüsste (beschenkte) er“
7	do.	1843	Nordendorf bei Augsburg	<i>Loga þore Wodan, wigi þonar. A Leubwinie</i> „die heirat ersiege Wod weihe Donar. Awa dem Leubwini
8	Spange	1844	do.	<i>Birl[i]nio Elk</i> „der schenkin Elk
9	Spange	1878	Ems an der Lahn	<i>Ubada Madan</i> „Wada dem Mado
10	Spange mit eingelgt. steinen	1886	Friedberg (Wetterau)	<i>puruþhild</i> (weibl. eigenname)
11	Fingerring aus gold		Körlin (Pommern)?	<i>Alu</i> <i>Ela</i> (verstümmelt aus lat. salus?) (eigenn
12	Bracteate	1850 (?)	Wapno (Posen)	<i>Sabar</i> (eigenname) „der verständig
13	Bracteate		Hinterpommern?	<i>Waiga</i> (eigenname) „der beweglich
14 a—d	Bracteaten	1859	Nebenstedt bei Dan- nenberg (Hannover)	d: <i>Gleargix reurgx</i> „Glearg der schwache“
15	Bracteate		Heide (Dithmarschen)	<i>Alu</i> (s. nr. 11)
16	Tonköpfchen		Hinterpommern?	<i>Fulgja</i> „schutzgeist“
17	Spange		Engers (Rheinprov.)	<i>Leub</i> ... (anfang eines eigennamen)
18	Spange		Kehrlich bei Andernach	<i>Wodana hailag</i> „dem Wodan heilig“

Richtung der schrift.	Sprache.	Zeitalter.	Aufbewahrungsort.	Bemerkungen.
<	ostgermanisch (lugisch - vandilisch?)	3. jh.	Warschau (privatbesitz)	
<	ostgermanisch (burgundisch?)	3.—4. jh.	Müncheberg (sammlung des vereins für heimatkunde)	
<			Torcello (museum)	Fälschung (copie von 2?)
>	gotisch	4. jh.	Bukarest (museum)	
>	burgundisch?	6. jh.	Dijon (privatbesitz)	
>	fränkisch	6.—7. jh.	Mainz (centralmuseum)	
>	do.	6.—7. jh.	do.	
>	alemannisch	6.—7. jh.	Augsburg (Maximiliansmuseum)	die zwei letzten worte von anderer hand.
>	do.	8. jh.	do.	
>	fränkisch	8. jh.	Ems (privatbesitz)	
⇒	do.?	6.—7. jh.	?	
<	rugisch?		Berlin (museum)	
<	burgundisch?	4.—5. jh.	do.	
>	rugisch?	4.—5. jh.	do.	
wech- selnd	longobardisch- sächsisch?	6.—7. jh.	Hannover (provincialmuseum)	Die inschriften von a—c geben keinen sinn.
>	do.	6.—7. jh.	Hamburg (museum für kunst und gewerbe)	
<	rugisch?	4.—5. jh.?	Berlin (museum)	
>			Worms (museum)	Fälschung?
>			Mainz (centralmuseum)	Fälschung.

Richtig oder mindestens wahrscheinlich sind von diesen deutungen die von nr. 1—3, 6, 8—15; einzelne derselben waren übrigens bereits früher ganz oder teilweise durch die bemühungen anderer gelehrten sicher gestellt. Schwere bedenken erregt aber Hennings versuch, der inschrift auf der spange von Charnay (nr. 4) einen vernünftigen sinn abzuringen; ich zweifle, dass auch nur ein leser des buches durch seine ausführungen sich hat überzeugen lassen. Auf der genannten spange stehen bekantlich die ersten zwanzig zeichen des gemeingermanischen runenfußparks und ausserdem ein paar worte, die eine befriedigende auslegung bis jezt nicht gefunden haben. Henning liest: *uþf[i]nþai<sup>1</sup> Iddan kiano eia* „es möge die gattin des Idda sie (die rune) herausfinden (vollständig erfassen)“. Um diese sonderbare legende begreiflich zu machen, stellt Henning die vermutung auf, dass der runenkundige Idda eine minder gelehrte gemahlin besessen habe, die er zu der höhe der eigenen bildung habe emporheben wollen; da es nun im 6. jahrhundert noch keine fibeln gab, so verkehrte er ihr die mit dem alphabet versehene fibula, indem er zugleich schriftlich den wunsch aussprach, dass die studien von gutem erfolge begleitet sein möchten. Leider ist es mir unmöglich, an die wirklichkeit dieser altburgundischen ehestandsidylle zu glauben. Dass die inschrift an eine des lesens noch unkundige person sich richtet, wofür ein analogon sich schwerlich findet, mag unter den eigentümlichen von Henning angenommenen voraussetzungen als möglich gelten, da Idda doch wol, um das angestrebte ziel zu erreichen, seiner frau nicht bloss die spange geschenkt, sondern auch mit hilfe derselben sie unterrichtet haben wird — nur fragt man sich, ob das erste beste holzscheit nicht ein geeigneteres lehrmittel gewesen wäre, da auf diesem die runenzeichen sich doch grösser und deutlicher hätten einritzen lassen. Und überdies enthält die spange nicht das ganze alphabet, sie war also für den von Henning angenommenen zweck durchaus unbrauchbar. Warum ferner hat Idda uns den namen seiner geliebten schülerin vorenthalten? Dieser name, in den geheimnisvollen zeichen geschrieben, hätte für die frau doch sicher ein besonderes interesse gehabt. Warum endlich hat der schreiber, statt die sache, die er meinte, einfach bei ihrem namen zu nennen, den misverständlichen hinweis durch ein pronomem vorgezogen? — Gewichtiger noch sind die sprachlichen einwendungen gegen Hennings deutung. Diese ist nur möglich, wenn man seine hypothese annimmt, dass romanische lautgesetze die germanische sprache des runenritzers beeinflusst haben, eine hypothese, die aber unbedingt abzulehnen ist. Die Goten schrieben *mēs* und *Kustanteinūs<sup>2</sup>*, weil sie den nasal in diesen fremdwörtern nicht mehr hörten, aber der schwund des lautes in echt gotischen wörtern wurde natürlich nicht dadurch herbeigeführt (vgl. *suns*, *hansa*, *gaminþi* usw.). Dass in lateinisch geschriebenen werken und urkunden germanische eigennamen gelegentlich einmal in romanisierter form erscheinen, beweist keineswegs, dass die sprache des deutsch redenden volkes der einwirkung eines fremden lautgesetzes unterlegen ist, gibt ja doch Henning selber zu, dass auch in den diplomaten „die reguläre deutsche lautgebung noch während der fränkischen zeit mit steigender macht sich geltung zu verschaffen wuste“. Ferner kann *kiano* schwerlich mit dem gotischen *qinō* identifiziert werden; die auf s. 65 ausgesprochene behauptung, dass *q*, weil für diesen laut in dem alphabete kein zeichen vorhanden war, nur durch *k* widergegeben werden konnte, wird durch nordische und

1) Ist für *u(n)þ* wirklich nur eine einzige erklärang möglich? Man könnte auch an germ. *wþi* „welle“ denken.

2) Im *Calend. got.* (Vulfila ed. Bernhardt s. 605). Dieser beleg wäre bei Henning auf s. 57 noch hinzuzufügen.

angelsächsische inschriften widerlegt, die für *q* einfach *ku* oder *kw* setzen: *kuask* auf dem steine von Aars in Jütland (Thorsen II, 2, 102; Bugge, Tidskr. f. phil. VII, 250); *kuikuan* auf den uppländischen steinen von Vallentuna und Tåby (Stephens II, 641); *kwōmu* auf dem kreuze von Ruthwell (Zupitza, alt- und mittelengl. leseb.<sup>4</sup>, s. 5) usw. — Übrigens glaube ich, dass die eigentliche inschrift der Charnayspange mit dem worte *kiano* zu ende ist: der runenritzer ist ersichtlich bei den letzten beiden zeichen mit dem raume sehr verschwenderisch umgegangen — ein wort wie *ēia*<sup>1</sup> hätte sonst noch bequem platz gehabt. — Auch was Henning auf der spange von Osthofen (nr. 5) und auf der grösseren spange von Nordendorf (nr. 7) herausliest (*gode furad lodaro fileg* „deo iter vanitatum commenda“; *loga þore Wodan, wigi Þonar* „die heirat ersiege Wodan, weihe Donar“) kann kaum als eine endgiltige lösung betrachtet werden; für mich sind diese inschriften wie die der Charnayspange noch ungeratene rätsel. — Zu nr. 16, dem Berliner tonköpfchen, möchte ich bemerken, dass es schwer begreiflich ist, wie der runenritzer dazu gekommen sein sollte, eins aus der reihe der zeichen auf dem scheidel des kopfes anzubringen, während doch auf den glatten flächen des piedestals reichlich raum vorhanden war.

Zweifel und bedenken sind mir auch sonst noch mehrfach aufgestiegen. Erwähnen will ich nur noch, dass die polemik gegen Bugge (s. 83 anm. 2 und 136) mir durchaus unberechtigt erscheint. Dass der grammatische wechsel auch im anlaut gewirkt hat, gilt mir durch die zusammenstellungen Bugges für bewiesen; vgl. jezt noch Noreen, Utkast till föreläsningar i urgermansk judlära (Upsala 1890) s. 81 fg. 83. 85. 87, wo die samlungen Bugges noch durch weitere beispiele vermehrt sind, die meines erachtens das „vermeintliche lautgesetz“, von dessen richtigkeit, wie es scheint, auch andere noch nicht völlig überzeugt sind<sup>2</sup>, gegen jeden einwand sicher stellen. Besonders instructiv, weil durch ihn sowol Verners wie auch Bugges gesetz exemplifiziert wird, ist ein neuer von Noreen gefundener beleg, auf den ich selber auch schon aufmerksam geworden war: ahd. *farah*, ags. *fearh* neben ahd. *barug*, ags. *bearǷ*, *bearh*, altn. *þqrgr*. Beide wörter, die genau dasselbe bedeuten, sind natürlich auch der form nach identisch: sie sind nichts anderes als durch den accentwechsel bedingte varianten.

Die ergebnisse seiner forschungen hat Henning hinter dem ausführlichen commentar noch einmal kurz und übersichtlich zusammengefasst (s. 135—141) und bei dieser gelegenheit noch mehrfache nachträge und berichtigungen hinzugefügt; daran schliesst sich (s. 142—147) eine zusammenstellung dessen, was sich aus den wenigen wörtern für die laut- und formlehre der behandelten denkmäler gewinnen lässt. Den schluss s. 147—155) bilden beachtenswerte hypothesen über heimat, entstehung und alter der runenschrift.

Die correctur ist sorgfältig gehandhabt. Ausser den auf s. VIII verzeichneten druckfehlern sind mir nur noch die folgenden aufgestossen: s. V, z. 4 lies *Præstegardsmose* st. *Præstegards*.; s. 17<sup>26</sup> *Dejhjerg* st. *Dijberg*; s. 18<sup>4</sup> *Dejhjerg* st. *Dijberger*; s. 32<sup>26</sup> den st. *dem*; s. 64<sup>30</sup> *mouillée* st. *moullée*; s. 88<sup>38</sup> *Raiser* st. *Reiser*; s. 94<sup>3</sup> *weihaida* st. *wihaida*; s. 95<sup>27</sup> *þauran* st. *þoran*; s. 116<sup>29</sup> *þrúþmóþigr* st.

1) Die rune **ᚠ**, mit der dieses wort begint, fasst H. nicht, wie dies bisher meistens geschah, als *au*, sondern als vertreter des altgerman. geschlossenen *o* (*ø*), das im got. in *i* übergieng. Die gründe, die er gegen die frühere annahme geltend macht, sind für mich überzeugend.

1) Wie Kluge noch in der 4. auflage seines wörterbuches s. v. *russ* behaupten kann, dass ahd. *ruoz* und ags. *sōt* „kaum verwant“ sind, während er doch an anderen orten (vgl. z. b. die artikel *base* und *blach*) den ergebnissen Bugges zuzustimmen scheint, verstehe ich nicht.



-*módir*; s. 152<sup>8</sup> *cimbrischen* st. *dänischen*. Keine druckfehler, sondern orthographische sonderbarkeiten des verfassers sind die schreibungen „*gothisch*“ und „*bischoff*“.

KIEL, 20. JULI 1890.

H. GERING.

**Eilert Løseth**, *Tristanromanens gammelfranske prosahaandskrifter i Parisor nationalbibliotheket*. Kristiania 1888, Cammermeyer. IV, 80 s. 8.

Welche res ardua es ist, die handschriften des Prosatristan zu beschreiben, davon hat nur der eine vorstellung, der die handschriften in der hand gehalten und selbst den versuch gemacht hat sich in diesem labyrinth zurecht zu finden. Es ist darum ein höchst verdienstliches unternehmen, wenn herr Løseth uns einen leitenden faden in die hand gibt, an dem wir uns wenigstens durch die *Tristanhandschriften* der *Pariser nationalbibliothek* hindurch finden können. Die zahl dieser handschriften beträgt 24, indem zu den ztschr. XVIII, 85 genanten noch zwei hinzukommen, welche die kompilation des Rusticien de Pise enthalten. Drei handschriften sind zweibändig, daher Løseth — ohne recht, wie mich dünkt — von 27 handschriften redet. Die zahl der handschriften von Rusticiens *Tristan* beträgt nunmehr drei. Von den übrigen 21 enthalten nur sieben einen zwar nicht lückenlosen, aber doch im wesentlichen vollständigen text; alle übrigen nur mehr oder weniger umfangreiche bruchstücke. Der text einer handschrift (12599) ist nur aus einer reihe von bruchstücken zusammengewürfelt.

Die schrift enthält: s. 1—3 eine aufzählung von handschriften und ausgaben, s. 3—5 die angabe, wie viel von dem roman in jeder handschrift enthalten ist, s. 5—67 eine rapide analyse mit berücksichtigung der verschiedenen versionen des romans, s. 67—69 einzelheiten über die handschriften und ausgaben, s. 70 einen stambaum der handschriften, s. 71—74 litterarische bemerkungen, s. 75—78 eine charakteristik der kompilation des Rusticien de Pise. Alles ist mit dankenswerter kürze geschrieben; doch hat der verfasser die kürze darin zu weit getrieben, dass er bei anführung handschriftlicher stellen die blatzahlen weglässt. Von besonderem interesse sind seine bemerkungen auf s. 73, wo er die von Gaston Paris geäußerte ansicht weiter begründet, der zufolge der Prosatristan den inhalt des verlorenen *Christianischen* gedichtes in sich aufgenommen hätte. Dass der abdruck von *Brakelmanns* aufsatz (ztschr. XVIII, 81) nicht ohne nutzen gewesen ist, zeigt sich in dem beifall, den Løseth bei einer wichtigen frage *Brakelmann* spendet (s. 6). Løseth erwähnt im vorwort, dass sein wunsch, die *Brakelmannschen* collectaneen in *Paris* einzusehen, nicht erfüllt werden konte. Ebenso wenig gelang es mir, die erlaubnis hierzu zu erwirken, und auch mein vorschlag, *Brakelmann* spapiere auf der *Hallschen* universitätsbibliothek zu deponieren und so dem publikum zugänglich zu machen, wurde verworfen. Indessen glaube ich dass Løseth hierbei nicht alzuviel verliert, da schon diese ersten mitteilungen über seine *Tristanforschungen* erkennen lassen, dass er die — ja auch nur zum vorläufigen abschluss gelangten — *forschungen Brakelmanns* überholt hat.

Ich habe mich kürzlich auf einer reise nach *Italien* in *Genf* aufgehalten und, da ich gerade *Løseths* büchlein gelesen hatte, mir dort die handschrift *français* 189 vorlegen lassen, die einen im 15. jahrhundert geschriebenen *Prosatristan* enthält. Mit hülfe von *Løseths* angaben war es leicht festzustellen, dass diese handschrift in der episode mit dem schilde (*Løseth* s. 11 oben) abbricht und an den s. 10 angeführten stellen, die sich auf blatt 6 und blatt 5 vom ende der handschrift finden, mit

334 zusammengeht, wonach es schon möglich ist, die Genfer handschrift einer gruppe des stambaumes zuzuweisen.

Der verfasser selbst erklärt die vorliegende schrift nur für einen coup d'es-sai: er will demselben gegenstande noch eine ausführlichere darstellung widmen. Was vorliegt, zeigt bereits, dass er sich vortreflich in die sache eingearbeitet und es zu einer beherrschung des schwer zu bewältigenden materiales gebracht hat. Wir wünschen ihm glück zu seinem unternehmen und sehen der abschliessenden schrift mit spannung entgegen.

HALLE.

HERMANN SUCHIER.

Der Kirnberg bei Linz und der Kürenberg-mythus. Ein kritischer beitrug zu „Minnesangs-frühling.“ Von **Julius Strnadt**. Linz a. D. 1889. Ebenhörsche buchhandlung. 60 s. 8. 1 m.

Der verfasser hat sich durch den augenschein davon überzeugt, dass die auf dem gipfel des waldigen Kürn- oder Kirnberges bei Linz erckenbaren befestigungsspuren nicht von einer ritterburg, sondern von einem prähistorischen verteidigungswall herrühren, dass eine burg Kürnberg vielmehr südlich davon auf einem hügel zwischen Dörnbach und Ruffling gelegen habe und dass die trümmer derselben noch eine art der anlage erkennen lassen, wie sie vor dem beginne des 13. jahrhunderts nicht üblich gewesen sei. Nach dieser können daher die verschiedenen im 12. jahrhundert urkundlich nachgewiesenen „de Churnperch“ ihren namen nicht getragen haben. Die in den jahren um 1130 bis um 1137 auftretenden Purchart, Magenes und Marcwardus de Chur(i)nperch werden einem bairischen, in Kirnberg am linken Innufer, nahe Altötting, ansässigen geschlechte von ministerialen der grafen von Burghausen zugewiesen. Chönrat de Chörinperge, urk. um 1140, und Geroldus de Cürnberch, urk. um 1155, sind nicht ritter, sondern gemeinfreie, jener nach einem Kürnberg bei Rudling oberhalb Efferding (Österr. o/E.), dieser nach dem Linzer Kürnberg genant. Von dem zweiten orte trägt seinen namen allerdings auch ein ministerial Gualtherus de Cürnberg, der im jahre 1161 eine urkunde des am Linzer Kirnberge gelegenen klostere Wilhering bezeugt. Aber er gehörte nach des verfassers meinung einem dort ansässigen ministerialgeschlechte von Mülenbach an, vermutlich als jüngerer bruder des in genanter urkunde mit unterzeichneten Conradus de Mulenbach, und er führte als solcher nach einem am Kürnberg befindlichen besitzum der familie seinen namen.

Otto und Purchardus de Churnperch erscheinen in einer urkunde Ulrichs von Sichtenberg vom jahre 1166 unter den dienstmannen der grafen von Schala in Niederösterreich; sie nennen sich nach dem Kirnberg an der Mank, südlich von Melk, und vertreten nach Strnadts vermutung einen zweig der erwähnten bairischen Kürnbergger, der nach Niederösterreich verpflanzt wurde, als dort die grafen von Burghausen durch die heirat Sigharts II. mit der tochter des markgrafen Leopold von Österreich besitz erwarben.

Gibt man nun alles dies zu — obwol ich meinerseits gestehe, dass mich die betreffenden ausführungen nicht durchweg überzeugt haben —, gibt man ferner zu, was der verfasser daraus folgert, dass nämlich in Oberösterreich ein geschlechte von Kürnberg nie existiert habe, so ist doch der weiter daraus abgeleitete schluss, „dass der liederdichter von Kürnberg fürderhin nicht in Oberösterreich gesucht werden darf“ keineswegs berechtigt. Denn es komt doch nicht auf die benennung des

ganzen geschlechtes an, dem der fragliche dichter angehört, sondern nur auf den namen des dichters selbst; und da jener im jahre 1161 urkundende oberösterreichische ministerial Walther nachweislich von Kürnberg hiess, so genügt das vollständig um ihn mit in betracht zu ziehen. Mindestens gleiche ansprüche aber haben natürlich die Niederöreicher Otto und Purchard und ihr wirklich von Kürnberg genantes geschlecht. Strnadt freilich meint, dass auch in diesem und auch unter den bairischen Kürnbergern der dichter nicht zu suchen sei, vielmehr werde er zu dem reichsfreien geschlechte von Kürnberg im Breisgau gehört haben, aus welchem um 1088 ein Burchardus ingenuus de Curenberc bezeugt ist, über welches jedoch aus dem 12. jahrhundert gar keine nachricht vorliegt und dessen sitz Kürnberg bereits im anfang des 13. jahrhunderts nachweislich eigentum der herren von Üsenberg war. Die gründe, welche Strnadt für diese annahme beibringt, sind völlig haltlos. „Die bezeichnung des dichters in substantivischer form in Kürnberges wîse statt in der adjectivischen form Kürnbergers (?) wîse, welche letztere auf bajuvarische provenienz schliessen lassen würde“ sieht er als eine eigentümlichkeit des alemannischen dialektes an. Weder das eine noch das andere ist richtig. Wolfram sagt z. b. her Vogelweid, Gotfried v. Strassburg dagegen der Ouwære, Rudolf v. Ems ebenso und der Stoufære, der Türheimære usw. Wenn ferner Strnadt meint, dass in der fraglichen zeit die österreichische ritterschaft viel zu roh und unhöfisch gewesen sei, um das minnelied zu pflegen, und sich dafür auf Heinrich von Melk beruft, so hat er dabei die bekante stelle Erinnerung 597 fgg. übersehen, an welcher nicht nur der höfische verkehr der ritter mit den damen, sondern auch der ritterliche minnesang ganz ausdrücklich bezeugt wird. Man hat daher auch nach dieser neuesten untersuchung keine veranlassung, von der durch die beziehung der Kürnberges wîse zu den Nibelungen gestützten annahme abzugehen, dass der von Kürnberg ein Österreicher war.

KIEL.

FR. VOGT.

Deutsches wörterbuch von **Moriz Heyne**, prof. an der univ. Göttingen.  
Erster halbband: *A bis Ehe*. Leipzig, S. Hirzel. 1889. 656 spalten hochquart.  
5 m.

Es liegt nahe, dieses von einem der mitarbeiter des Grimmschen wörterbuches verfasste und in gleichem verlage wie dieses erscheinende neue wörterbuch neben jenes grosse werk zu halten, um einen festen anhalt der beurteilung zu gewinnen. Die vergleichung einer grösseren reihe von artikeln in beiden werken ergibt, dass Heynes wörterbuch bei viel geringerem umfange doch nach sehr ähnlichen grundsätzen wie das Grimmsche gearbeitet ist; aber es ist ganz und gar nicht etwa ein auszug aus demselben, sondern ebensowol eine sehr willkommene ergänzung, die neben Grimm ihren wert hat und mit sorgfältiger benutzung der seit dem erscheinen der ersten lieferungen gemachten lexicographischen erfahrungen und studien ausgeführt ist, als auch für alle, denen jenes gewaltige werk nicht in jedem augenblicke zur hand ist, ein hochachtbarer stelvertreter oder ersatzmann desselben. Die quellen sind nach analogen grundsätzen abgegrenzt, wie dort; es soll der wortschatz bedeutender hochdeutscher schriftsteller seit dem ende des 15. jahrhunderts bis auf unsere zeit veranschaulicht und unserem sprachbewusstsein erhalten werden. Den anfangspunkt der dargestellten entwicklung bezeichnen wie bei Grimm Aventin, Ayrrer, Luther, Haas Sachs; die enden aber laufen bei diesem 40 jahre nach Grimm begon-

nenen werke viel weiter in unsere gegenwart hinein, indem unter den dichtern z. b. Goibel, unter den novellisten Paul Heyse, Gottfried Keller, C. F. Meyer, Rosegger, unter den historikern und rednern v. Treitschke und fürst Bismarck häufig als gewährsmänner erscheinen. Die zahl der belege ist gegenüber Grimm erheblich eingeschränkt, aber planmässig so ausgewählt, dass für jeden in unserer sprache noch herrschenden gebrauch jedes wortes mindestens ein möglichst altes und ein oder mehrere beispiele aus neuerer und neuester zeit gegeben werden, jedes mit genauem citat. Mit sorgfalt und umsicht hat sich der verfasser dabei einerseits bemüht, die reichen schätze des Grimmschen wörterbuches nicht etwa einfach aus-zuziehn, sondern aus reichen eignen samlungen zu ergänzen; fast immer gibt er andere beispiele als Grimm, und zwar jedesmal bezeichnende und mit umsicht aus-gewählte.

Auch die anordnung der bedeutungen ist klar und übersichtlich; oft ist auf knapperem raume das für den gebildeten leser wichtige ebenso gründlich gegeben, wie bei Grimm. Nicht selten sind auch berichtigungen und erweiterungen, namentlich genauere angaben über das auftreten eines wortes, einer flexion, einer gebrauchswiese hinzugefügt; vgl. z. b. *Aar*, *Abfindung*, *Abfuhr*, *Abläss*, *Beinkleid*, *Bemme*; *Bischof* (als getränk); *Dienstag* u. v. a.

Die composita sind unter dem ersten bestandteil angeführt, aber zu gruppen für das auge des lesers übersichtlich zusammengedrückt. Vollständigkeit hat Heyne bei den compositis ebenso wenig erstrebt wie J. Grimm. Kaum wird heute noch ein einsichtiger daran anstoss nehmen; die zeiten sind hoffentlich vorüber, in denen man den wert eines neuhochdeutschen wörterbuches nach der menge der in ihm aufgeführten wörter abzuschätzen versuchte. Campe renommierte einst am schlusse jedes bandes mit jedem tausend von wörtern, das er mehr biete als Adelung; und Daniel Sanders suchte einen recht wolfeilen ruhm darin, dass er aus Daniel, Seidlitz und anderen quellen 100 composita mit *Alp-* oder *Alpen-* zusammenschreiben konnte, die im Grimmschen wörterbuche nicht standen. Wenn es ihn gelüstet, kann er den tadel gegenüber Heyne wiederholen. Aber viel wertvoller und förderlicher, als ein kleinliches streben nach massenhaftigkeit des inhaltes ist es doch, an einer umsichtig getroffenen auswahl der composita wie der belege die hauptzüge der wortbildung und der bedeutungsentwicklung klar zu legen, an welche der leser selbst die fälle des ihm täglich und stündlich entgegretenden anknüpfen oder anreihen kann; und deshalb ist diese im besten sinne anregende tätigkeit des lexicographen viel höher zu stellen als das mühsame trachten des samlers nach einer doch nur scheinbaren vollständigkeit.

Als dankenswerte erweiterung gegenüber Grimm betrachte ich es, dass auch untrennbare vorsilben (wie *be-*) kurz und scharf nach ihrer bedeutung und wirkung charakterisiert sind; ich würde solche erläuterungen der wortbestandteile ebenso wie die phonetischen bemerkungen (vgl. *E*) gern im folgenden noch etwas ausführlicher gegeben sehen. „Zusammengerückte“ worte — z. b. *dabei*, *dermaleinst* — und zusammengesetzte sind stets scharf unterschieden; bei den erstgenannten ist die zeit des ersten auftretens beachtet.

In der etymologie zeigt sich Heyne, obwol er derselben keinen grossen raum gestattet, vorsichtig und scharfsinnig, auch nach Kluge und dessen vorgängern noch vieles neue und wertvolle bietend. Mit sorgfalt werden die absichten des redenden berücksichtigt, welche im einzelner fälle die ausbildung neuer wortbedeutungen herbeiführen oder erleichtern. „Verhüllende“, d. h. euphemistische ausdrücke

Ausführlicher als dieser abschnitt ist der folgende von Kluge herrührende: „Vorgeschichte der altgermanischen dialekte“. Seit Scherers kurzen, aber trefflichen grundzügen in seinem buche Zur geschichte der deutschen sprache ist hier zum ersten mal wider ein gesamt-bild der gemeinsam germanischen sprachverhältnisse (mit ausnahme der syntaktischen) geboten; und die reiche ausführung dieses bildes zeigt in der tat, wie viel seit Scherer gewonnen worden ist.

Im einzelnen fehlt es nicht an anlass zu zweifeln und ausstellungen. Zunächst ist dieser abschnitt keineswegs so sorgfältig wie der vorhergehende in anordnung und ausführung. In dem an sich dankenswerten verzeichnis der lateinischen lehnwörter im deutschen s. 309 fgg. steht das elsässische *örcklin* zweimal: zu *orca* und zu *urcolus*. Ganz fehlt *canthus* eiserner reif um das wagenrad, erhalten im ahd. *chanzwagen*; warum dies s. 323 als dunkles lehnwort bezeichnet wird, ist nicht ersichtlich. Es widerholen sich ferner auf s. 399 die bemerkungen über *naust* und *ewist*. Auch die citierte litteratur über die einzelnen punkte ist ungleich behandelt, ungleich auch, besonders zu anfang, in bezug auf das lob, welches Kluge zu spenden liebt. So wird s. 331 ein aufsatz von Collitz in dieser zeitschrift XV, 1 fgg. angeführt, in welchem Amelungs verdienste um die erkenntnis des germanischen vocalismus mit volstem recht geltend gemacht sind: hat doch Amelung zuerst die entstehung einer art des germ. *u* aus silbenbildender liquida erkant und ebensowenig zuerst die entstehung des germ. *a* aus älterem *ā* und aus älterem *o*. Bei Kluge s. 352 wird nun die erstgenante entdeckung zwar als fundamental bezeichnet, aber einem andern zugeeignet, der doch wahrlich verdienste genug auch ohne diese entdeckung hat, die er zwar gewiss selbständig, aber doch erst mehrere jahre nach Amelungs veröffentlichung gemacht hat, auch nicht auf dem germanischen gebiet, welches doch für einen grundriss der germanischen philologie zunächst in betracht kommen sollte. Wahrhaftig, es ist ein starkes beispiel für die nichtigkeit litterarischen ruhmes, dass dem jungvorstorbenen Amelung sein wolverdienter kranz nicht verbleiben soll.

Von sachlichen bedenken führe ich an: s. 323, wo die hünengräber als norddeutsch bezeichnet werden; ich erinnere dagegen nur an den von Aug. Stöber geöffneten hünerehubel bei Mülhausen i. E. S. 315 heisst es: „oherr nahmen die Römer an den tönenden spiranten *γ ā ð* des germanischen anstoss“; aber eben diese haben ja auch die Griechen. S. 318 fgg.: „die endung gotisch *ō* (in dem vorausgesetzten *kyriako* anstatt *κυριακόν*) deckt sich mit dem auf griech. *ov* beruhenden *o* in *sabbato aivaggeljo (sigljo)*“. Aber kann *sabbato* etwas anderes sein als ein gen. pl. und zwar abhängig von dem daneben stehenden oder dazu zu ergänzenden *dags*, daher es auch als masc. behandelt wird? *sabbate*, *sabbatim* sprechen wie *sabbataus* nur für ein *sabbatus*, welches wie *aggilus* flectiert. *aivaggeljo* aber ist *εὐαγγέλιον* wie *aikklesjo εκκλησία*; *εὐαγγέλιον* wird durch *aivaggeli* wiedergegeben wie *πρεσβυτέριον* durch *praizbytairi* (vgl. *analogi* slawisch für *ἀναλόγιον* lesepult). Die endung *ov* ist lautlich erhalten in *byssatim*, *praitoriatim*.

Eingehender muss referent die auf s. 344 abgeschlossene behandlung des nebenoder tieftons besprechen. Kluge wendet sich gegen Lachmanns regel, wenn er auch zugibt, dass es mit den größten schwierigkeiten verbunden sei, etwas zusammenfassendes über den tiefton zu sagen. Er meint zuletzt, dass der tiefton häufig zwischen zweiter und dritter wortsilbe schwanke. „Paul erinnert an nhd. *mutiges pferd*: *mutigē verteidigung* und *gütlicher ausgleich*: *gütlicher vergleich*. Ähnlich könnte der altgermanische nebeton gewechselt haben.“

rien des realen, möglichen und logischen grundes rechne, die einst in K. F. Beckers satzlehre eine rolle spielte. Die beigefügte übersetzung jedes erläuterten wortes in das englische, französische, italienische und russische wird manchem leser gute dienste leisten. Die „vergleichende darstellung der deutschen vor- und nachsilben“ hätte schärfer durchgesehen und gebessert werden sollen.

KIEL.

O. ERDMANN.

Grundriss der germanischen philologie, herausgegeben von H. Paul. I 2 (s. 257—512). II 1 1 (s. 1—128). II 1 (s. 1—128). Strassburg, K. J. Trübner. 1889. 8 m.

Dieses sammelwerk, dessen erste lieferung der referent in dieser zeitschrift (XXII, 462 fgg.) angezeigt hat, schreitet rüstig vorwärts: bereits im herbst 1889 lagen drei weitere hefte vor, das zweite des I. bandes, das erste der ersten und das erste der zweiten abteilung des II. bandes.

In der fortsetzung des ersten bandes wird zunächst die kurze palaeographie von Arndt zu ende geführt. Sodann folgt ein abriß der phonetik von Sievers, die sich dem bekanten buche des verfassers in allem anschliesst und wie dieses durch eine weite auffassung des gegenstandes und durch eine scharfe systematik sich auszeichnet. Zu bedauern bleibt nur, dass die terminologie von Sievers nicht bloss neue bezeichnungen eingeführt hat (unterscheidet sie sich doch hierin noch immer vorteilhaft von ähnlichen arbeiten jüngerer forschler, welche in solchen erfindungen wahrhaft schwelgen), sondern auch alte bezeichnungen anders versteht als bis dahin allgemein geschehen war. „Liquidae“ heissen bei Sievers nur noch *l* und *r*, wogegen *m* und *n* nichts als nasale sein sollen. Zugegeben, dass hier sehr verschiedene bildungsweisen vorliegen, so wäre es doch einfacher gewesen, den nasalen die *l*- und *r*-laute zur seite zu stellen, um so mehr als diese selbst wider unter einander in bildung und in einwirkung auf andre laute sich unterscheiden. Ist wirklich zu erwarten, dass die grammatiker sich durchweg der neuen terminologie anschliessen werden? Das gegenteil ist doch wol wahrscheinlicher, wenn man die zähigkeit bedenkt, mit welcher besonders die schule auf einheitlichkeit ihrer kunstaussdrücke hält und verständiger weise halten muss. Das gleiche gilt von dem terminus „consonant“, der nun nicht mehr die von den vocalen verschiedenen laute zusammenfasst, sondern alle laute, welche neben dem eigentlichen träger der silbe erscheinen, also auch *i* in *ai* usw., während andererseits eine liquida, die als silbentragend gilt, kein consonant mehr sein soll, z. b. *l* in dem got. *fugls*. Für die schule ist auch das zu fein, und so wird jeder student umlernen müssen um zu wissen, was consonant heisst. Warum nicht für den neuen begriff ein neues wort, etwa „assonant?“ Derselbe grund spricht auch gegen gewisse buchstaben des systems von Sievers: *x* soll einerseits der überlieferung entsprechend = *ks* sein, andererseits stimmloses gutturales *ch* bezeichnen. S. 294 steht in zwei zeilen das eine zeichen in nordisch *vaxa*, dass andere in oberdeutsch *waxse*, ohne jeden hinweis auf diesen wechsel: wer nicht beide sprachen kent, wird leicht in irtum verfallen. *Ni manna giutiþ wein juggata in balgins fairnjans*.

Dazu kommen kleine versehn, wie eben auf s. 294: „der übergang von *ft* > *pt* scheint auf das nordische beschränkt zu sein.“ Dagegen ist auf Dietrich, Aussprache des gotischen s. 75 zu verweisen, eine freilich jezt vielfach bei seite geschobene schrift.

Ausführlicher als dieser abschnitt ist der folgende von Kluge herrührende: „Vorgesichte der altgermanischen dialekte“. Seit Scherers kurzen, aber trefflichen grundzügen in seinem buche Zur geschichte der deutschen sprache ist hier zum ersten mal wider ein gesamtbild der gemeinsam germanischen sprachverhältnisse (mit ausnahme der syntaktischen) geboten; und die reiche ausführung dieses bildes zeigt in der tat, wie viel seit Scherer gewonnen worden ist.

Im einzelnen fehlt es nicht an anlass zu zweifeln und ausstellungen. Zunächst ist dieser abschnitt keineswegs so sorgfältig wie der vorhergehende in anordnung und ausführung. In dem an sich dankenswerten verzeichnis der lateinischen lehnwörter im deutschen s. 309 fgg. steht das elsässische *örcklin* zweimal: zu *orca* und zu *urceolus*. Ganz fehlt *canthus* eiserner reif um das wagenrad, erhalten im ahd. *chanzwagen*; warum dies s. 323 als dunkles lehnwort bezeichnet wird, ist nicht ersichtlich. Es widerholen sich ferner auf s. 399 die bemerkungen über *naust* und *ewist*. Auch die citierte litteratur über die einzelnen punkte ist ungleich behandelt, ungleich auch, besonders zu anfang, in bezug auf das lob, welches Kluge zu spenden liebt. So wird s. 331 ein aufsatz von Collitz in dieser zeitschrift XV, 1 fgg. angeführt, in welchem Amelungs verdienste um die erkenntnis des germanischen vocalismus mit volstem recht geltend gemacht sind: hat doch Amelung zuerst die entstehung einer art des germ. *u* aus silbenbildender liquida erkant und obenso zuerst die entstehung des germ. *a* aus älterem *a* und aus älterem *o*. Bei Kluge s. 352 wird nun die erstgenante entdeckung zwar als fundamental bezeichnet, aber einem andern zugesehnet, der doch wahrlich verdienste genug auch ohne diese entdeckung hat, die er zwar gewiss selbständig, aber doch erst mehrere jahre nach Amelungs veröffentlichung gemacht hat, auch nicht auf dem germanischen gebiet, welches doch für einen grundriss der germanischen philologie zunächst in betracht kommen sollte. Wahrhaftig, es ist ein starkes beispiel für die nichtigkeit litterarischen ruhmes, dass dem jungvorstorbenen Amelung sein wolverdienter kranz nicht verbleiben soll.

Von sachlichen bedenken führe ich an: s. 323, wo die hünengräber als norddeutsch bezeichnet werden; ich erinnere dagegen nur an den von Aug. Stöber geöffneten hünerehubel bei Mülhausen i. E. S. 315 heisst es: „eher nahmen die Römer an den tönenden spiranten  $\gamma$   $\delta$   $\theta$  des germanischen anstoss“; aber oben diese haben ja auch die Griechen. S. 318 fgg.: „die endung gotisch  $\theta$  (in dem vorausgesetzten *kyriako* anstatt *κυριακόν*) deckt sich mit dem auf griech. *ov* beruhenden *o* in *sabbato aivaggeljo* (*sigljo*)“<sup>4</sup>. Aber kann *sabbato* etwas anderes sein als ein gen. pl. und zwar abhängig von dem daneben stehenden oder dazu zu ergänzenden *dags*, daher es auch als masc. behandelt wird? *sabbate*, *sabbatim* sprechen wie *sabbataus* nur für ein *sabbatus*, welches wie *aggilus* flectiert. *aivaggeljo* aber ist *εὐαγγέλιον* wie *aikklesjo* *ἐκκλησία*; *εὐαγγέλιον* wird durch *aivaggeli* widergegeben wie *περσβυτέριον* durch *praixbytairi* (vgl. *analogi* slawisch für *ἀναλόγιον* lesepult). Die endung *ov* ist lautlich erhalten in *byssaün*, *praitoriaün*.

Eingehender muss referent die auf s. 344 abgeschlossene behandlung des nebenoder tieftons besprechen. Kluge wendet sich gegen Lachmanns regel, wenn er auch zugibt, dass es mit den grösten schwierigkeiten verbunden sei, etwas zusammenfassendes über den tiefton zu sagen. Er meint zuletzt, dass der tiefton häufig zwischen zweiter und dritter wortsilbe schwanke. „Paul erinnert an nhd. *mutiges pferd* : *mutigè verteidigung* und *gütlicher ausgleich* : *gütlichèr vergleich*. Ähnlich könnte der altgermanische nebeton gewechselt haben.“

Die beiden hier angegebenen betonungsweisen muss referent selbst für das nhd. bestreiten, d. h. für die sprache der prosa, des lebens; dass die dichter sich derartiges als notbehelf erlaubt haben, um gewisse versmasse zu füllen, und besonders um vorhandenen melodien neue texte unterzulegen, kann für jene nichts beweisen.

Offenbar ist die behauptung, man spreche: *mütiges pferd* auf Sievers zurückzuführen, welcher in PBB. 4, 526 sagt: „Mein ohr empfindet z. b. nicht die mindeste härte bei einer betonung wie ... *mütige* in vorseñ mit syncope der senkungen (selbst mit starkem ictus auf dem *i*: *er reitèt so frèudig sein mütiges pferd* oder dgl).“ Sievers fügt allerdings bei: „obwol ich in prosa nur die betonnung *mütigè* kenne.“

Diesen ausspruch hat bereits (ausser Heinzel in Scherers ZGdS<sup>2</sup>, dessen einwände von Sievers u. a. vollkommen unbeachtet geblieben zu sein schoinen) eine schrift richtig gestellt, welche Sievers selbst (PBB. 10, 123) lobend erwähnt: E. Stolte, *Metrische untersuchungen über das deutsche volkslied*, Crefeld, Jahrb. d. realgymn. 1883. „Ein betonen unbetonter endungen ist für uns etwas so ungewohntes, ja widersinniges, dass man nicht begreift, wie Arndt (im Blücherlied) zu solcher form gegriffen hat ... Es drängt sich uns die überzeugung auf, dass das lied hinsichtlich seiner form nach der melodie und für dieselbe geschaffen wurde. Als die zeit der entstehung oder bekantwerdens der melodie gibt Erk das jahr 1809 an; das lied ist 1813 gedichtet.“ In der tat, wer aus dem Blücherliede schliessen wolte, dass die gewöhnliche sprache des lebens betone *mütiges*, der müste auch folgern, dass sie betone *reitèt so, frèudig sein*. Ein sprachliches zeugnis, welches ganz direkt gegen die betonung *mütiges* spricht, gibt die syncope *mut'ges*, welche sich ungesucht einstellt. Die allgemeine aussprache, wol selbst in den mundarten, ist *heil'ge nacht*; das Elsässische gebraucht *Helje* für bilderbogen, eigentlich heiligenbilder.

Doch auch die andere betonungsweise: *mütigè verteidigung, gütlichèr vergleich* kann ich nicht als die in prosa übliche zugeben. Hier stehen freilich die beispiele aus der dichtung, auch der nicht gesungenen, reichlicher zu gebote: Schiller sagt: *Der rohen stärke blütigès erkühnen* (M. St.), Goethe: *Den flüchtigén verfolgt ihr schneller fuss* (Iph.). Aber Schiller sagt auch: *An diesen grösserén bin ich gesendet* (Jgfr. v. Orl.), *Hier gilt es einen köstlichèren preis* (Tell); sogar: *Das fürchtbarè geschlecht der nacht* (Kr. d. Ib.) und *In schlächtordnung gestellt* (Br. v. Mess.). Will hier noch jemand sagen, dass die gewöhnliche sprache ebenso betone? Dann müste man ja auch folgern, dass *langsám* betont werde, weil Goethe in der Iphigenie den vers baut: *Sie nach der see langsám zurückgedrängt* (Iph. V, 5). Man kann sich der erkenntnis nicht verschliessen, dass der vers die nebensilben im wortschluss zu hoben gestattet, wenn nichts mehr oder wenn ein wort mit unbetontem praefix, wozu auch fremdwörter gerechnet werden, oder ein unbetontes einsilbiges formwort folgt. Von diesen bedingungen wissen freilich die handbücher der prosodie nichts, weil sie jedes wort für sich der tonmessung unterziehen; auch Belling, die metrik Schillers, Breslau 1883, sagt nichts davon. Aber wie notwendig diese erleichterung ist, zeigt der Schiller fälschlich zugeschriebene vers: *Dem glücklichen schlägt keine stunde*, welcher entschieden härter ist als jene früheren, und nur durch die pause, welche man hinter *glücklichen* eintreten lassen kann, erträglich wird. In allen angeführten fällen aber unterscheidet ein richtiger vortrag in einem versfusse hebung und senkung überhaupt nicht durch den ton, sondern gleitet mit „schwebender betonung“ darüber hin, indem man sich darauf verlässt, dass der



rhythmus aus dem vorhergehenden vorsusse dem ohr deutlich genug bleibt und in dem weiterfolgenden auch wider kräftig aufgenommen wird. Höchstens wird man die vorhergehende hebung, welche nicht nur für ihre senkung, sondern auch für den nächsten fuss ausreichen muss, durch stärke oder dauer auszeichnen.

Für die prosa gilt, was Brücke sagt, Die physiologischen grundlagen der nhd. verskunst, Wien 1871, s. 7: „Es ist in vielen fällen, in denen die anscheinend accentuierte silbe eine ableitungssilbe oder eine anhangssilbe von geringem lautgehalte ist (wie z. b. *-te* in *breitete* und *-lich* in *wunderlich*) der unterschied [von den unbetonten] so gering, dass sich nicht mehr nachweisen lässt, es erhalte die ausatmungsluft auch in der deutlichsten und gewähltesten aussprache einen neuen impuls. Solche silben gelten deshalb im algemeinen als tonlose.“ Reforent hat die probe gemacht und eine reihe von beispielsätzen von personen lesen lassen, die von der verfolgten absicht nichts wusten: nie war ein unterschied zu merken zwischen der betonung der zweiten silbe in *blutig schlagen*, *blutig geschlagen*, *blutiger kampf*, *blutige verletzung*. Gern hätte er dies ergebnis auch durch physikalische apparate feststellen lassen, musste aber hören, dass die bis jezt in anwendung gekommenen für solche fragen nicht empfindlich genug sein würden.

Indem nun aber Brücke bemerkt, dass man solche silben durch den versaccent auch zu arsen erheben könne, fügt er treffend hinzu, das gehe jedoch nicht, wenn die vorhergehende silbe keine ableitungssilbe sei. Man könne nicht sagen: *Die Angriffe des feindes sind vorüber*. In dor tat ist eine solche stamsilbe als zweiter teil eines compositums zu stark betont, als dass sie vor einer nebensilbe gesenkt werden könnte; vor einer stamsilbe darf sie dagegen als senkung dienen, etwa: *Der angriff unsres feindes ist vorüber*.

Doch selbst was der heutigen poesie aus dem sprachlichen material zu bauen erlaubt ist, gieng der früheren nicht ohne weiteres hin. Im 17. jahrhundert, als die kunstpoesie die übereinstimmung von wort- und versaccent zum gesetz erhob, machte die behandlung dactylischer worte, d. h. solcher, in denen auf eine tonsilbe zwei unbetonte folgten, grosse schwierigkeiten. Ludwig von Anhalt rügte, dass Opitz worte wie *heilig* in der caesur der Alexandriner gebrauchte, wo sie doch, wie am versende unserer reimlosen fünffüssigen jamben am wenigsten auffallen: Borinski, Poetik der renaissance s. 131. Lieber will Ludwig *heil'ge* dulden, was wider Buchner nicht zugibt: s. 132, der dafür vielmehr die verwendung zu dactylischen versen empfiehlt: s. 147. Vgl. auch Wackernagel-Martin LG. II s. 120.

Um so sorgfältiger wird man sich hüten weiter zurückliegende zeiten, insbesondere die der ahd. und mhd. poesie, nach unserer heutigen gewohnheit zu beurteilen. Dass in jener wirklich nach langer silbe die endung *-igen* auf der ersten silbe betont war, hat bekantlich Lachmann aus den reimen Hartmanns erwiesen; für die sprache des gewöhnlichen lebens dürften die syncopen in *der almechtigot*, *der heiligeist* sprechen. worüber Weinhold, Alem. gramm. s. 255 anm. und MSDenkm.<sup>2</sup> 610 zu vergleichen sind, deren beispiele sich noch vermehren liessen (vgl. *Box Güetigott*, Steinhofers Neue wirtemb. chr. 2, 871). Dagegen sollte es wol schwer fallen, in der alten zeit eine betonung wie in *heiliger* nachzuweisen.

Das gleiche gilt für Otfrid. Und gerade mit bezug auf diesen hat Sievers zwar versucht die Lachmannsche auffassung zu widerlegen und wahrscheinlich zu machen, dass er nur dem versbedürfnisse zu liebe *arixðanne* u. ä. betont habe, nicht aber damit der sprachlichen betonung treu; ben sei: PBB. 4, 522 fgg. Allein Sievers übersah, dass das eine der ! s. 535 als sicher angeführten

beispiele (dasselbe, auf welches sich auch Kluge, Grundriss s. 342 stützt), durch die notwendig eintretende synaloephe völlig beseitigt wird: V, 17, 8 *xi uiixanne ix fribári*, wo P sogar unter das *e* einen punkt setzt. Das andere hat schon Lachmann als ausnahme und als härte bezeichnet. Die übrigen, von Sievers „höchst wahrscheinlich“ genannten fälle erklären sich durch schwebende betongung gerade so wie die oben beigebrachten aus den nhd. dichtern und wie andere, die sich bei den mhd. finden.

Es bleibt also nur die sprachentwicklung übrig, um die behauptung zu stützen, dass Lachmanns tieftongesetz hinfällig sei. Das von Sievers aufgestellte syncopierungsgesetz der zweisilbigen endungen nach langer stamsilbe ist ja durch viele einzelheiten empfohlen; aber es gibt doch andere, die dagegen sprechen, z. b. ahd. *kálbir(u)* gegenüber ags. *cealfra* (Kluge 366). Und wenn mhd. *jegere* die mittelsilbe gekürzt hat, die in *vischære* sich lang erhielt, so stimmt das genau zur Lachmannschen regel.

Ja noch mehr: das syncopierungsgesetz selbst, welches wörter von der form  $-\cup\cup$  traf, aber solche von der form  $\cup\cup$  verschonte, lässt sich aus dem umsichgreifen des Lachmannschen tieftongesetzes erklären. Die unbetonten endsilben konnten, da sie die beziehungen des wortes trugen, gar nicht oder doch nur ausnahmsweise fallen: so wurden die vorhergehenden silben ausgestossen. Eine andere erklärung des syncopierungsgesetzes gibt allerdings Sievers Grundriss s. 288.

Nach diesen eingehenden erörterungen darf und muss sich die besprechung der noch übrigen vorliegenden teile des grundrisses kürzer fassen. Auf Kluge folgt Sievers mit einer gedrängten gotischen grammatik, dann Noreen mit der ausführlicheren altnordischen. Dies stellt die dialectdifferenzen und ihre geschichtliche entwicklung genau dar, urteilt aber wol nicht ganz billig über die normalisierte schreibung der gedruckten texte, welche das studium der altnordischen litteratur unzweifelhaft erleichtert und verbreitet hat.

Die I. abteilung des II. bandes geht zur litterarhistorischen seite der germanischen philologie über. Zunächst stellt Sijmons die heldensage dar, knapp und meist im anschluss an Müllenhoff. Mit unrecht ist auf s. 21 dessen auffassung des Beowulfmythus verlassen worden; ebenso ist s. 24 die abkunft Siegfrieds von Wodan irrig erst der späteren sage zugeschrieben worden, so dass Walis der stamvater wäre; aber dessen name deutet ja weiter zurück, der „echte“ ist doch der echte abkömmling, und man fragt natürlich, wessen? Ferner befremdet s. 25 die auffassung des Siegfriedsmythus als tagesmythus: was ist denn der Nibelunge hort? S. 33 heisst es ungenau: Hagen sei von der sage in der Wormser gegend localisiert worden und daher von Tronege genant; aber Tronege, die merovingische pfalz bei Kirchheim, westlich von Strassburg, liegt weit von Worms ab und bezeugt speciell elsässische beschäftigung mit der sage, wie auch andere ortsnamen, in denen die personennamen Danocrat, Snidolt und wol noch mehrere widerkehren. S. 51 fgg. wundert man sich doch, dass der verfasser nur seine eigene Kudrunausgabe citiert.

Von der hierauf folgenden litteraturgeschichte ist der I. abschnitt, die gotische litteratur, von Sievers bearbeitet. Er schliesst sich s. 68 in bezug auf das todesjahr des Wulfila an den theologen W. Krafft an, welcher 383 ansetzt. Allein 381 (oder 380) ist sicher, wenn Auxentius recht hat, dass Wulfila 40 jahre lang bischof war, als welcher er nach anderen zeugnissen 341 geweiht wurde. Sievers verdächtigt die angabe des Auxentius, weil dieser sich bestrebt habe, die lebensabschnitte seines helden mit bekanten epochen der biblischen geschichte zu parallelisieren. Dem

steht doch entgegen, dass Auxentius seine 40 jahre ausdrücklich aus zwei perioden summiert, einer von 7 und einer von 33 jahren: soll er auch diese seinem zwecke angepasst haben? Auch sachlich scheint Bessells entscheidung zwischen den jahren 381 und 383 noch immer am besten begründet. Der satz *ne arguerentur* bei Auxentius kann sich wol auf eine secte, aber nicht auf die siegreiche katholische kirche beziehen. Dass wir von einer abtrennung der Psathyropoliten (oder welchen namen soll man in der bekanten lücke einsetzen?) vor 384 nichts wissen, erklärt sich leicht aus der dürftigkeit unserer quellen.

Auf die gotische folgen die nordischen litteraturen, zunächst die norwegisch-isländische, bearbeitet von Mogk. Bei der behandlung der sogenannten eddischen lieder zeigt sich, wie unsicher noch immer deren chronologie ist. S. 84 werden die Hyndluljóð mit ihren alten bestandteilen in den anfang des 8. jahrhunderts versetzt, die weit altertümlichere Völuspá aber erst um 900 (s. 78). Wie weit überdies hier-von die ansätze anderer gelehrten abweichen, ist bekant.

Der unterschied zwischen dieser alten poesie, als deren dichter die *fulir* gelten, von der alten skaldendichtung wird nicht klar und vielleicht sogar irreführend dargestellt. Jene werden als die demokratischen fahrenden, die skalden als die aristokratischen hofleute bezeichnet: s. 74 und 77 (hier allerdings ist zunächst von der form ihrer poesie die rede, aber doch insofern sie durch die lebensstellung der dichter bedingt ist). Wir wissen, dass der englische *fyre* „orator“ gelegentlich geradezu ein hofamt bekleidete, und der nordische *fularstóll* ist gewiss auch ein ehrensitz. Andererseits werden unter den skalden einige von Mogk selbst fahrende genant, s. 108 Einar Skúlason sogar ein „fahrender von hof zu hof“. Den richtigen standpunkt zur vergleichung beider dichtergattungen bringt schon die deutsche litteraturgeschichte nahe: die *fulir* gleichen den alten volksängern, wovon bis in die Karolingerzeit beispiele bekant sind, die skalden den späteren spielleuten, den „hofjournalisten“ des 10. jahrhunderts. Aber freilich die deutschen spielleute stehn nicht entfernt so selbstbewusst und so hochgeehrt da wie die skalden. Der grund ist ein politischer: die skalden waren meist Isländer, freie, und an den höfen Norwegens und Dänemarks traten sie dem gefolge der fürsten gegenüber mehr als gäste auf. Es ist auch kein zufall, wenn die skalden mit der unterwerfung Islands unter Norwegen verschwinden: s. 113. Am treffendsten dürfte jedoch das verhältnis von *fulir* und skalden durch verwante erscheinungen aus der griechischen litteraturgeschichte erläutert werden. Die *fulir* entsprechen den aöden, den homeriden, den rhapsoden, sie verkünden alte volksüberlieferung; die skalden dagegen den griechischen lyrikern, wenn sie auch die alte dichtform nur zu verkünsteln, nicht eine neue zu schaffen vermögen. Aber sie treten, wie diese, mit ihren persönlichen gefühlen, anliegen, gedanken hervor: ihre liebesgeschichten (auch frauen betreiben die skaldenkunst, und zwar dichten sie in demselben sinne wie Sappho), ihre privat- oder parteifeindschaften tragen sie vor und finden vor allem in dem lob der fürsten anlass sich ruhm und lohn zu erwerben. Wie die sänger der griechischen freistaaten bei den tyrannen Siciliens, so weilen die isländischen skalden an den höfen des nordischen festlandes. Und wie das zeitalter der lyriker zugleich das zeitalter der griechischen novelle ist, so haftet auch an den taten berühmter skalden eine sagalitteratur, welche die verse der skalden gewissermassen zu commentieren sucht.

Nur kurz noch seien die von der II. abteilung des II. bandes erschienenen teilarbeiten genant: Wirtschaft von K. Th. v. Inama-Sternegg, Recht von K. v.

Amira; jener abschnitt kurz und durchaus übersichtlich, dieser eingehend und auch auf die deutschen ausdrücke der einzelnen rechtsverhältnisse gerichtet.

STRASSBURG, 10. DEC. 1889.

E. MARTIN.

Flurnamen aus dem Schenkenberger-amt. Von dr. J. Bähler. Aarau, Sauerländer. 1889. 55 s.

Die flurnamen bilden eine wesentliche ergänzung der ortsnamen, 1) weil sie natürlicher weise zahlreicher sind; 2) weil, ebenfalls aus natürlichen ursachen, die gründe der benennungen mannigfacher sind, mehr ins einzelne, concrete gehen. Diese vorzüge sind aber mit dem nachteil verbunden, dass die flurnamen, weil sie compliziertere besitz- und kulturverhältnisse und mannigfache wandlungen derselben voraussetzen, im ganzen erst einer spätern zeit angehören und auch wo sie ältern ursprung haben, selten in ihrer ursprünglichen form schriftlich überliefert sind, sondern meistens mit noch stärkerer lautlicher entstellung und umdeutung behaftet, als schon die ortsnamen. Dennoch darf man an ihrer erklärung nicht verzweifeln, und jeder versuch, etwas dazu beizutragen, muss dankbar aufgenommen werden, wenn der verfasser mit einiger umsicht und gründlichkeit zu werke gegangen ist. Dies gilt denn auch von der vorliegenden schrift, die wir im ganzen als eine fleissige und verständige arbeit bezeichnen dürfen, obwol wir im einzelnen vieles einzuwenden hätten; denn nicht nur bleiben viele erklärungen der natur der sache nach unsicher, sondern manche sind unwahrscheinlich oder ohne zweifel unrichtig. Wir müssen aber auf erörterung solcher einzelheiten verzichten, weil sie verhältnismässig zu viel raum einnehmen müsten.

Das Schenkenberger-amt ist der ältere name eines theiles (zweier „bezirke“) des heutigen kantons Aargau und umfasst gegen 30 kleinere und grössere ortschaf-ten, welche acht kirchgemeinden angehören. Der verfasser gibt nach den nötigen historischen aufklärungen zunächst (s. 7—11) ein verzeichnis von ableitungs- oder bildungssilben, welche bei seinen flurnamen häufig vorkommen und theils persönliche, theils sächliche bedeutung haben, übrigens nicht immer deutlich von den stämmen geschieden oder zu scheiden sind. Dann ordnet er (s. 11—50) die namen nach folgenden realkategorien, welche den benennungen zu grunde zu liegen scheinen (bei zusammensetzungen meist als grundwörter, bei ableitungen als stämme): höhe und tiefe, trockene und feuchte beschaffenheit des bodens, pflanzenwuchs, form und lage von grundstücken, bestimmung und ertrag derselben, weganlagen, recht und besitz; tiere. Diese kategorien werden im ganzen richtig aufgestellt sein, sind aber nicht immer auseinandergehalten. Ein grösserer mangel ist, dass bei den zusammengesetzten namen (die weit überwiegen) der erste teil, bei ableitungen der stamm, zwar irgendwie erklärt, aber die dabei vorkommenden kategorien, auch die einiger-massen sicher erkennbaren, nicht zusammengestellt werden. Das ist freilich der schwierigeren, aber auch der wichtigeren teil der untersuchung, da gerade in den bestimmungswörtern das sprachliche und sachliche hauptinteresse liegen muss. Diese zweite reihe von kategorien hätte gesichtspunkte zu unterabteilungen des ganzen verzeichnisses ergeben sollen, und die fruchtbarkeit der namengebung und deutung wäre dann erst recht zu tage getreten. Dass der verfasser diese aufgabe nicht erkant oder an ihrer lösung verzweifelt hat, ist zu bedauern; aber die dabei zu überwindenden schwierigkeiten sind freilich gross. Von „gesetzen“ (s. 4) der namenbil-

dung kann hier noch lange nicht gesprochen werden, weder von begrifflichen noch von lautlichen und formellen; die methode der forschung muss erst durch viele weitere spezialversuche gefunden und bewährt werden. Die „schlussätze“, welche der verfasser (s. 52—55) aufstellt, betreffen nicht das sprachliche, sondern das sachliche, indem er eine geschichte der einwanderung der Alemannen in die betreffende gegend und der fortschreitenden ansiedlung in derselben entwirft. Diese darstellung mag zwar auf den von ihm angenommenen bedeutungen der namen beruhen, aber sie kann schon wegen der vielfachen unsicherheit jener annahmen keinen anspruch auf zuverlässigkeit machen. Das ziel, zu welchem alle erklärung von orts- und flurnamen führen soll, hat der verfasser richtig ins auge gefasst; aber er hat früchte der arbeit pflücken wollen, die noch nicht reif waren.

ZÜRICH, AUGUST 1889.

L. TOBLER.

**H. F. Otto Abel**, Die deutschen personennamen. 2. aufl., besorgt von **Walter Robert-tornow**. Berlin, W. Hertz. 1889. 102 s. 8. 1,60 m.

Wenn man erwägt, dass zu der zeit, da dieses büchlein zum ersten male veröffentlicht wurde, die wissenschaft der deutschen namenforchung im allgemeinen noch sehr daniederlag und insbesondere dem grössern publikum nicht zugänglich gemacht war, so wird man von wahrer bewunderung darüber erfüllt, dass ein junger gelehrter, dessen eigentliches fach nicht die deutsche philologie, sondern die geschichte war, es verstanden hat, über unsere alten namen ein solches licht zu verbreiten, wie es nach ihm vielen andern, denen er mit recht von vorn herein als führer galt, geleuchtet und zu weitem untersuchungen anlass gegeben hat. Abels schrift lässt sich ohne frage als diejenige bezeichnen, welche zuerst nicht bloss der deutschen namenforchung den rechten weg gewiesen, sondern auch in der deutung der namen höchst anerkennenswertes geleistet hat. Was von ihm noch nicht erkant zu sein scheint, das sind die sogenannten koseformen, vornehmlich die zweistämmigen. Aber wie lange hat es dauern müssen, bis die auf diesem gebiete herrschenden grundsätze, welche zuerst von Strackerjan und darnach in überraschender erweiterung von Stark aufgestellt, als die wesentlichsten faktoren einer wissenschaftlichen erklärung der deutschen personennamen gelten dürfen, ein gemeingut aller gebildeten, die sich für die bedeutung der namen interessieren, geworden sind! Gleichwol muss schon Abel, welcher einstämmige koseformen in grösserer anzahl vorführt, wie Adela, Armin, Arno, Benno, Bodo, Bruno, Bucco, Ebba, Gero, Gisela, Hatto, Hilda, Lanzo, Regina, Wido, auch zweistämmige gekant, wenn auch nicht ihre bildung gewürdigt haben, da er sonst wol weit mehr beispiele gerade dieser vorzugsweise wichtigen namen verzeichnet hätte. Denn zweimal, aber auch nur zweimal findet sich in seiner schrift eine zweistämmige koseform, nämlich schon in der ersten auflage Tammo und in der zweiten (aus des verfassers handexemplar) Wippo. Ohne zweifel hat er aus urkunden, z. b. aus Pertz monum., an deren herausgabe er selbst beteiligt gewesen ist, geschöpft, dass Tammo gleich Tanemar sei; über Wippo, welches er ganz richtig auf Witperaht zurückführt, belehren urkunden, dass auch andere volnamen und selbst andere stämme dieser koseform zu grunde liegen können (vgl. Stark, kosenamen s. 118). Schade ist es nun, dass nach demselben gesetze gebildete kurzformen wie Thiemo, Simo, Lubbo, Sibbo, Rappo, Rupp und viele andere keine berücksichtigung gefunden haben.

Mit der gründlichkeit und gewissenhaftigkeit der forschung, die in dem büchlein hervortreten, verbindet sich des verfassers anmutige lebhaftigkeit der darstellung, und ein hohes, überaus woltuendes nationales bewustsein, welches ihn am schluss auch zu spöttischer bemerkungen über die herrschende gleichgiltigkeit gegen unsere so sinreichen wie wol klingenden heimischen namen und über die vorliebe für fremde namen hinreisst, durchdringt die ganze schrift, deren weiteste verbreitung ein jeder, dem deutsche art und sitte am herzen liegen, wünschen muss. Treffend ist der vergleich in der einleitung zwischen den alten namen und den versteinerten urweltlicher tiere; wie aus diesen denkmälern auf das älteste physische leben geschlossen wird, so zeugen die namen von dem geistigen leben unserer vorfahren mit ihren charakteristischen anschauungen und gewohnheiten. Die liebevolle teilnahme, welche der verfasser an der pflege unserer deutschen namen empfindet, äussert sich bisweilen in überaus sympathischer weise, besonders bei dem stamme Wolf, wo er des ältesten germanischen schriftstellers, des Goten Wulfla, und des tief sinnigsten mittelhochdeutschen dichters Wolfram von Eschenbach gedenkt und schliesslich bei dem namen Wolfgang, welcher einen helden bezeichnet, dem der wolf des sieges vorangeht, an Wolfgang Goethe und Wolfgang Mozart erinnert.

Dass es im einzelnen mehrerlei gibt, worin der verfasser geirrt hat, wird jeder begreiflich finden, welcher bedenkt, dass das buch vor 36 jahren geschrieben ist. Mit recht wird s. 38 Grimms deutung des namens Ferdinand aus dem spanischen Hernando, Fernando bezweifelt und deutscher ursprung vermutet; der stamm aber, den der verfasser heranzieht, ist nicht der richtige, sondern Ferdinand steht metathetisch für Fridenand, und das spanische Fernando hat mit dem altd. Herinand nichts zu tun, verhält sich vielmehr zu Ferdinando, wie der neuhochd. geschlechtsname Fernand zu Ferdinand. Wenn auch das got. *agis* (schrecken), wozu das mhd. eislich (fürchterlich, greulich) gehört, mit dem hochd. *ecke*, wie der verfasser glaubt, verwant sein sollte, so muss es doch befremden, dass die stamformen *Ag* nebst den liquiden erweiterungen *Agil* und *Agin* mit *Agis* vermischt auftreten (s. 36). Die annahme, dem niederd. *Detlef* entspreche hochd. *Dietlieb* (s. 41), d. h. *Dietleip*, gründet sich zwar darauf, dass allerdings niederd. *-lef* dem hochd. *-leip* gleich stehn kann; aber *-lef* geht häufiger durch metathesis und darauf folgende vokalschwächung aus *-olf* hervor, wovon viele beispiele namentlich aus dem friesischen zeugnis geben, wie *Alef* = *Adolf*, *Bertleff* = *Berahtolf*, *Garleff* = *Gerolf*, *Riclef* = *Ricolf*. Ob *Guntachar* gleich *Günther* zu gelten habe, wie s. 40 dem vorhergehenden urteil gemäss behauptet wird, dürfte fraglich sein: die form kann ebenso, wie unbestritten der in der geschichte berühmte name *Odoacer* (vgl. Grimm, *Gesch. d. d. spr.* 2. a. 327), das adj. *wacar* (wacker, wachsam) enthalten; man vgl. den heutigen geschlechtsnamen *Gonnacker*, ferner mit bewahrem *w* *Hanewacker*, *Hanewacker*, welche nebst *Heinacker* auf altd. *Haginachar* zurückgehn. Dass im vergleich zu den zahlreichen mit *Burg* zusammengesetzten femininen das masc. *Burghard* ziemlich vereinzelt stehe, ist zu viel gesagt; anzuführen waren noch *Burgold*, *Burgolf* und besonders *Burward*. Den mannennamen auf *-mund* fügt der verfasser hinzu: „weiblich nur *Rosimunda*“; dies bedarf der berichtigung, da auch *Fromundis*, *Osmundis*, *Raimundia*, *Theudemunda* überliefert sind. Der bekanten gewaltsamen erklärung von *Poppo* aus *Volkmar* (s. 68) vermag ich nicht beizutreten; mir gilt dieser name, wie ich schon mehrmals dargelegt habe, als zweistämmige koseform des zwar nicht ausdrücklich bezeugten, allein durch die geschlechtsnamen *Bobardt*, *Popert*, *Popper*, *Bubbert*, *Bubert*, *Bobertz*, wie

mich dünkt, hinreichend gesicherten alten personennamens Bodebert. Bei Wigand steht s. 33 eingeklammert: Weigand; dem verfassers scheint es unbekant gewesen zu sein, dass Wigand ein participal gebildeter altdeutscher name ist, woher natürlich Weigand stamt. Nicht Raganwalt, wie in beiden ausgaben gedruckt steht, ist die quelle des modernen namens Reinhold, sondern Raginwalt, dessen *i* den umlaut wirkt. Die behauptung, der stamm Sin, Sint gehe in namen sehr häufig in Swind über (s. 37), lautet befremdend; richtig ist nur, dass die auf *-swind* auslautenden namen von denen auf *-sind* nicht immer genau geschieden werden können (vgl. Förstemann, alt. namenb. 1, 1103. 1136). Als dem fem. Hedwig zu grunde liegende form nent die erste ausgabe s. 13 Hathuwi, die zweite s. 17 Hathuwie; besser als Hathuwi (Förstemann 1, 648) wäre wol Hathuwih hingestellt worden, wogegen Hathuwie druckfehler zu sein scheint, vermutlich für Hathuwic.

Ausser den dankenswerten, in hohem grade belehrenden erklärungen der einzelnen namenstämme finden sich in Abels schrift auch deutungen anderer wörter der sprache; einige derselben scheinen mir gewagt oder zweifelhaft, andere unrichtig zu sein. So ansprechend die herleitung von *kuss* aus *kiesen*, *küren* „als zeichen der erwählung“ (s. 27) klingen mag, so wenig lässt sie sich durch die wissenschaft stützen. Das subst. *pracht* (mhd. alts. *braht*) kann mit dem ahd. adj. *peracht* (engl. *bright*), wie s. 50 gesagt wird, nichts zu schaffen haben, gehört vielmehr zu *brechen* und bedeutet eigentlich lärm, geschrei; über die entwicklung des jetzigen begriffs gibt das deutsche wörterbuch auskunft. Ferner: wenn auch *brechen* mit dem mhd. *brehen* (glänzen, leuchten) verwant sein sollte (vgl. Grimm, myth. 751 a. 3), so haben doch die von dem verfassers herangezogenen ausdrücke „das feuer bricht aus, der tag bricht an“ dafür keine beweiskraft; denn dass hier *brechen* allein und nicht zugleich *brehen* rücksicht verlangt, darf kaum bezweifelt werden. Das erst im nhd. aufgekommene wort *hardegen* ist nicht mit dem persönlichen *degen* (s. 42) zusammengesetzt, sondern mit dem aus der fremde entlehnten *degen* als waffe; zu zeiten wurde in demselben sinne auch *degenknopf* gesagt. Der zusammenstellung von *hunger* mit dem alten *hugu*, „das den denkenden geist bezeichnet, dann in die bedeutung des hoffens, begehrens übergeht“ (s. 47), wird, wer sich in den betreffenden alten formen umsieht, beizustimmen grosses bedenken tragen. Auf gleicher unwahrscheinlichkeit beruht der von dem verfassers angeführte zusammenhang des wortes *baron*, welches wir jedesfals zunächst aus dem franz. bekommen haben, mit dem alt. *fara*, geschlecht. — Des verfassers bewusstsein von der würde und schönheit unserer alten namen entrüstet sich bei dem gedanken, dass der edle name Dietrich zur bezeichnung eines diebeswerkzeugs diene (s. 59. 60), wie mir scheint, ohne grund; dass namen appollativ verwendet werden, komt bekantlich in unzähligen beispielen vor, und bei Dietrich tritt die wortspielende beziehung auf das diebeshandwerk (gleichsam „dieberich“) hinzu, während in mundarten mit einer andern anspielung derselbe schlüssel *peterken* heisst, was auf den apostel mit der schlüsselgewalt hinweist (vgl. meine d. volksetymologie 5. aufl. s. 279). In der behauptung, dass man in Norddeutschland nur das „widerliche“ *cousin* gelten zu lassen scheine (s. 84), irt der verfassers; in Holstein wenigstens wird, abgesehen vielleicht von gewissen kreisen der höhern gesellschaft, allgemein *vetter* gesagt, daneben freilich *cousine*. — Dass in Abels büchlein gotische, altdeutsche, angelsächsische wörter und namen in der sogenant deutschen schrift auftreten, wird wol den meisten lesern nicht zusagen; der einfluss Simrocks, welcher für jene schrift, wie wenige, zu

schwärmen pflegte, scheint hier von gewicht gewesen zu sein. Mitunter aber wird auch abgewichen, wahrscheinlich unwilkürlich, z. b. s. 32. 36. 40. 42. 49. —

Der herausgeber der zweiten auflage, welcher in einem anziehend geschriebenen vorworte, dem er den titel „gedenkblatt“ gegeben hat, von dem leben und den arbeiten des früh verstorbenen gelehrten die hauptsachen mitteilt, fügt dem texte der ersten ausgabe nur wenige zusätze aus Abels handexemplar hinzu, lässt aber am schluss ein vollständiges register der namen (nicht der ihnen zu grunde liegenden stämme) folgen, welche in dem buche vorkommen. Obgleich ich glauben möchte, dass es den meisten lesern mehr gefallen hätte, wenn an einzelnen stellen nach sichern ergebnissen der spätern forschung geändert und gebessert, das register dagegen, welches doch nur beispiele enthält, die zum teil auch anders hätten lauten können, unterblieben wäre; so liegt es mir doch fern, dem herausgeber deshalb einen vorwurf machen zu wollen, da für ihn und sein verfahren auch gründe vorhanden sind, welche ich nicht anfechten mag. Angesichts der pietät des herausgebers gegen den ursprünglichen verfasser und dessen preiswürdige arbeit, sowie der rücksicht sogar auf die von diesem vorgezogene, heute jedoch kaum mehr zulässige deutsche schrift in alten germanischen wörtern und namen, nimt es wunder zwischen der ersten und zweiten ausgabe unterschiede in der orthographie wahrzunehmen, z. b. *giebt*, *anfangen*, *gedächtniss* anstatt *gibt*, *anfiengen*, *gedächtnis*, wie Abel geschrieben hatte. Auffallender ist die änderung von *todtschlag* in *todschlag* (s. 24), weil sie einen etymologischen irtum enthält, welcher durch richtige formen wie *todkrank*, *todsünde* veranlasst sein mag; hätte der herausgeber *totschlag* statt *todtschlag* hingesezt, so wäre er der preussischen schulorthographie gefolgt und allgemeines beifals gewiss. — Ein störender druckfehler findet sich s. 42, wo es heisst: „Den nach den Eorls (edelfreien) kommenden stand in der angelsächs. verfassung — bildeten die Eeorls“; in der ersten ausgabe steht richtig „Ceorls“. Anstatt „das“ ist zweimal (s. 42 und 44) „dass“ abgedruckt worden.

BONN.

K. G. ANDRESEN.

**Theodor Siebs**, Zur geschichte der onglisch-friesischen sprache. I. Halle, Max Niemeyer. 1889. gr. 8. VIII, 414 s. 10 m.

Endlich einmal ein buch, woraus sich ein jeder sowol über das altfriesische als über die merkwürdigen heutigen friesischen dialekte ausreichend, sicher und bequem unterrichten kann!

„Die abhandlung soll einen überblick über das friesische sprachgebiet gewähren, die wichtigsten litterarischen hilfsmittel zum studium der friesischen sprachen angeben und das verhältnis des friesischen zum angelsächsischen, sowie den gewinn, der sich aus der betrachtung der neufriesischen mundarten für das studium der älteren sprache ergibt, klarlegen“. . . . „Es soll auf grund von einzelforschungen die entwicklung des englisch-friesischen sprachzweiges gezeichnet werden“. Denn „das friesische kann darüber richten, ob hinsichtlich einer spracherscheinung dieser oder jener angelsächsische dialekt das ursprünglichere bietet“.

Nachdem „auf sicheren bahnen reicher sprachstoff aus den überlebenden mundarten des friesischen herbeigeschaft ist, lässt sich durch die vergleichung des angelsächsischen mit dem friesischen eine gewisse summe von formen rekonstruieren, wie sie vielleicht einst der sprache der meisten jener völkerschaften eigen gewesen sein mögen, welche Tacitus unter dem namen der Ingaevones zusammenfasst“.



Unter englisch-friesisch versteht verfassers „eine sprache, wie sie durch „die summe gemeinsamer lauterscheinungen der ags. und fries. mundarten repräsentiert wird, und wie sie geraume zeit vor der colonisation Britanniens — vielleicht „im 2. oder 3. jahrhundert n. Chr. — bestanden haben dürfte“.

Voraus geht (s. 5—36) eine einleitung über das alte englisch-friesische und das heutige friesische sprachgebiet.

Neu und höchst einleuchtend ist die ausführung, warum die friesische sprache und der friesische stamm sich in dem schmalen striche an der nordseeküste während des frühen mittelalters so schroff gegen das niederdeutsche (sächsische) behaupten konnte: ganz Friesland war durch moorgegenden von den südlicheren stämmen geschieden.

Bei der besprechung des verhältnisses der römischen „Frisii“ zu den „Chauci“ vermisst man, wie in den meisten abhandlungen über den gegenstand, ein eingehen auf die schlussworte des Tacitus (Germania 35) über das gebiet der Chauker: *Chaucorum gens omnium quas exposui gentium lateribus optenditur, donec in Chattos usque sinuetur.* Tacitus muss doch haben sagen wollen, dass das gebiet der Chauker sich von der Unterelbe längs den Angrivariern, Chamavern und Bruktoren bis zu den Chatten erstrecke, mag man nun unter diesen die Batavi und Chattuarii verstehen oder, wie einige wollen, die ursprünglichen Chatten bis zur untern Ruhr hinabreichen lassen. Diesen seinen worten scheint er dann in cap. 34 zu widersprechen, wo er sagt: *Angrivarios et Chamavos a fronte Frisii excipiunt.* Die schwierigkeit löst sich, wenn man die Friesen als die meeresrandbewohner (von *frese* = borte, kante Doornkaat, Ostfriesisches wörterbuch I, 558) fasst und den namen der Chauker von „das *Haff*“ ableitet: *Haveker*, leute an den *haven*. Ihr gebiet würde sich dann vom lande Hadeln an der Unterelbe über Bremen südlich von Ostfriesland vorbei, durch Norddrenthe längs der Zuiderzee bis in die nähe der chat-tischen Bataver erstrecken. Dazu würde stimmen, dass die heutige niederdeutsche mundart zwischen Unterelbe und Ems unter allen niederdeutschen den dialekten in Drenthe, Westoverijssel und Westgelderland am nächsten steht.

Viel zu geringes gewicht wird (s. 11) auf die angabe Procop's gelegt, dass die Brittia von drei völkern bewohnt sei: *Ἄγγλοι τε καὶ Φρισσονες καὶ οἱ τῆ νήσῳ δμώνυμοι Βολιτῶνες.* Es ist doch klar, dass die angelsächsischen christlichen schriftsteller gar nichts mehr von der herkunft ihrer vorfahren wissen. Wir müssen also Procop glauben. Die Sachsen nent er deswegen nicht, weil er oder seine gewährsmänner wussten, dass das ein gesamtname für eine art von Germanen war, zu denen auch die Angeln und Friesen gerechnet wurden. Wenn daher „das altfriesische und das northumbrische den andern angelsächsischen mundarten gegenüber gewisse neuerungen zeigen“ (s. 7) und Nennius ein moer zwischen Schottland und Irland „mare Fresicum“ nent, so dürfen wir annehmen, dass die Northumbrier jene Frisones Procop's sind.

Sehr bedenklich sind die schlüsse von ortsnamen, deren erster teil ein völkernamen scheint, auf völkersitze (s. 15). Wer bürgt uns dafür, dass *Omber* in *Omberswell*, *Sasse* in *Sassenberg*, *Franke* in *Frankenhausen* nicht einfache personen-namen sind? Anders steht es freilich mit *Anmerland* und *Ammergau* (s. 17).

Warum sollen (s. 20) ortsnamen auf *-heim* auf friesische bewohner hinweisen? Sie sind doch in den meisten teilen Altsachsens häufig — abgesehen von einigen unwirtlichen strichen, die erst spät besiedelt sein können. Wenn freilich in Nord-

albingien nur an der küste die vereinzelt namen auf *-um* wie Biusum, Husum, Bordelum, Riesum vorkommen, so zeigt das an, dass hier die ältesten germanischen ansiedelungen von Schleswig-Holstein liegen, während die Sachsen, wie wir sie zur zeit Karls des Grossen vorfinden, später eingewandert zu sein scheinen.

Das heutige sprachgebiet des friesischen (s. 27—32) wird eingeteilt in das ostfriesische (Wangeroog, Saterland, Harlinger und Wurster friesisch des 17. jahrhunderts), das nordfriesische (festlandsdialekte und inseldialekte, zu denen auch das Helgoländische gehört) und das westfriesische in Niederländisch Friesland nebst den mundarten der inseln Schiermonnikoog und Terschelling. Nicht zu billigen ist, dass (s. 31) die in den städten Leeuwarden, Bolsward, Dokkum u. s. f. gesprochene sprache als „sächsisch-friesischer mischdialekt“ bezeichnet wird. Es ist altes holländisch des 16.—17. jahrhunderts in friesischer aussprache und voll von friesischen idiotismen. Das altholländische aber ist die durch fränkisch-geldrische, brabantische und flämische einflüsse modifizierte ursprache der bewohner von West-ütrecht und Südholland.

Von s. 37 bis 205 geht dann die ausführliche geschichte der vokale. Bei jedem eine zusammenstellung von 20—50 beispielen, wobei jedes wort durch sämtliche friesische mundarten und untermundarten verfolgt wird. Auf eine vergleichung des neufriesischen mit dem neuenglischen ist Siebs nicht eingegangen. Sie würde ergeben haben, dass beide sprachen im verhältnis zum angelsächsischen und altfriesischen eine anzahl gleicher lautwandlungen aufweisen, dass das Friesische besonders mit dem nordenglischen in parallele steht, während einige wichtige züge der südenglischen mundarten in Brabant und Ostflandern widerkehren: german. *i* : *ai*, german. *û* : *au* (brabantisches *ui* setzt *au* voraus), das verstummen des anlautenden *h*, die verwandlung von *sk* in *ś* (in Limburg und Ostbrabant). Ist es wahrscheinlich, dass diese lautwandlungen durch eine art von ansteckung sich am ende des mittelalters über die see nach England verbreitet haben?

Die auffassung, dass das moderne westfriesische *ea*, *e* und ags. *ea* (= germ. *au*) sich aus *ā* entwickelt habe, dürfte zu bezweifeln sein. Das alte friesische *ā* (= germ. *au*) ist doch wol nur ein zeichen für den laut *a-u*, dessen *ā* sich zu *ä*, *ē* senkte. Ganz so hat die altniederdeutsche Freckenhorster heberolle *ā*; die jetzigen westfälischen mundarten dagegen haben *au*, die ostwestfälischen bergmundarten *ä-u*.

Ob die ansprechende erklärang der einstigen mit Borkum zusammenhängenden insel Bañt, de Banthe (s. 275) als die Fabaria, d. h. „die bohnenförmige“ des Plinius (Natur. Hist. IV, 97) vor dem wortlaute bei Plinius bestehen kann ist doch zweifelhaft.

Als resultat folgt dann von s. 306—341 eine übersicht über die verwandtschaftsverhältnisse der friesischen mundarten. „Aus den altfriesischen texten und dem zustande der lebenden mundarten ergibt sich, dass die nordfriesischen insel- und festlandmundarten eine zeit gemeinsamer weiterentwicklung mit dem ostfriesischen erfahren haben, nachdem sich das westfriesische zu gesondertem fortleben abgezweigt hatte und dass wir demnach als hauptunterabteilungen des urfriesischen einerseits eine (gemein) ostnordfriesische, andererseits eine (gemein) westfriesische sprache anzunehmen berechtigt sind“.

S. 318 fgg. werden die wichtigsten merkmale der einzelnen ostfriesischen dialekte verzeichnet, also des Wangeroogschen, des Harlingschen, wie es durch „Cadovius' Memoriale linguae frisiae“, der Wurstener mundart, wie sie durch Westings vokabular (jetzt veröffentlicht von Bremer bei Paul und Braune,

Beiträge XIII) bekannt ist, und des Saterländischen. Für die benutzung der vokabulare von Cadovius und Westing wäre eigentlich eine voruntersuchung über das verhältnis ihrer aufzeichnungen zum eindringenden platddeutschen nötig.

Die schwierigkeit einer solchen liegt darin, dass das friesische beider, namentlich das des Cadovius aus dem platddeutschen auch solche laute aufgenommen zu haben scheint, welche in den jetzigen mundarten der landschaften, die an das Harlingerland und an das land Wursten grenzen, nicht existieren. Ganz dieselbe erscheinung finden wir in den über die sprache der Drevjaner und Glinjaner Elbslaven erhaltenen aufzeichnungen, wo das wendische aus dem niederdeutschen diphthonge hat, die jezt im umkreise des Wendlandes nicht zu existieren seheinen. Vgl. Biskupski, Die diphthonge in der sprache der Lüneburger Slaven. Progr. Konitz 1885.

S. 327 fgg. finden sich die merkmale des festländischen nordfriesisch und der inseldialekte, dann s. 336 fg. die der neuwestfriesischen mundarten angegeben. Den schluss bildet (s. 348—393) ein verzeichnis der für das studium der friesischen sprache und litteratur in betracht kommenden druckwerke. Die westfriesische litteratur ist hier wol zum ersten male gesammelt. Die inschriften am Hadrianswalle („Mars Thingsus“) sollte man nicht friesisch nennen, denn die in einer von ihnen vorkommenden Twenther (Tuihanti) sind reine Sachsen und die Niederdeutschen einschliesslich der Brabanter, Gelderlander und Rheinfranken (bis Köln) sind es, die den dem Mars geweihten wochentag dingesdach nennen, die Friesen dagegen sprechen *tyesdei*, *tiesdi*. Von Wassenberghs abhandlung über die eigennamen der Friesen hätte die zweite verbesserte auflage vom jahre 1808 in seinen Taalk. Bijdragen 2, 61—190 angeführt werden sollen.

Der aufsatz von Winkler „Friesland over de grenzen“ ist mitlerweile in sein erfreuliches buch „Oud Nederland“ 's Gravenhage 1887 aufgenommen worden. Dasselbst stehen noch die lehrreichen aufsätze „Friesen, Saksen, Franken — onze vorouders“ — (s. 43—72). „Haarringen, Hoofdbeugels en Ooryzers“ (s. 263—311) „Bier en bierdrinkers in Friesland“ (s. 311—31) und „Laus Frisiae“ (s. 333—67). Bei Gijsbert Japicx fehlt Wassenberghs kommentar zu „De Nys-gierige Jolle“ Tk. Bijdr. 2, 1—58. Von Waatze Gribberts bruyloft konte noch die ausgabe von 1712 (17) erwähnt werden.

Hoffentlich erhalten wird bald in einem zweiten teile ebenso genaue auskunft über die konsonanten und die flexionen des friesischen. Die friesische assibilierung der palatalen hat Siebs bereits in einer eigenen schrift (Tübingen bei Fues. 8. 44 s.) ausführlich erläutert. Vgl. auch seine abhandlung über den altfriesischen vokalismus bei Paul u. Braune Beitr. XI, 205—261.

H. JELLINGHAUS.

Die congruenz in der mhd. sprache. Von R. Schachinger. Wien, Alfred Hölder. 1889. 114 s. gr. 8. 3,60 m.

In den beiden ersten abschnitten gibt der verfasser aus einer reihe wichtiger mhd. quellen (dichtung und prosa) eine reiche samlung von belegen zu den in Grimms grammatik IV, 196—200. 266—284 besprochenen abweichungen von der congruenz des genus und des numerus. Eigene beurteilung und psychologische begründung der erscheinungen versucht er nur selten. Für die auffälligste der von Grimm

behandelten abweichungen, nämlich für die verletzung der congruenz zwischen substantiv und attributivem adjectiv und pronomen (Grimm IV, 267: *du altgriser barn. 269: ein wip volliu richer sinne*; nhd. z. b. beim jungen Goethe 3, 212 *meine früdelein*) führt er aus seinen quellen keine belege an, entweder weil er sie nicht gefunden, oder weil er sie nicht gesucht hat.

Schärferer durchsicht und unterscheidung bedürfen namentlich die s. 82 fgg. gesammelten bespiele von verbindung des verbums im singular mit substantivischen subjectsworte im plural, vgl. Grimm IV, 197. Von den zwei stellen aus dem Nibelungenepos wird die erste 185, 2. 3 durch die von Schachinger nicht bezeichnete weite entfernung des subjectswortes vom vorangehenden verbum gemildert; bei der zweiten Nib. 2149, 3 bietet nur die handschrift A, in welcher der text dieses verses offenbar verderbt ist, den plural *schiltsteine* (BC: *schiltgesteine*). Die stelle Iwein 3096 gehört nur nach der verdorbenen lesart von D hierher. Die passivischen constructionen wie Iwein 7113 *dâ wart vil gestochen und gar diu sper xerbrochen* erkläre ich in meinen Grundzügen der deutschen syntax § 135 unpersönlich. Nach der notwendigen aussonderung dieser und gleichartiger fälle bleibt eine wirklich erhebliche menge von beispielen dieser verbindung nur für Wolfram übrig, bei dem sie in der tat individuell ausgebildete stilmanier zu sein scheint.

Der dritte abschnitt (Congruenz des casus) beschäftigt sich fast ausschliesslich mit belegen des flectierten prädicativen adjectivs (vgl. Weinhold, Mhd. gramm. § 515; meine syntax § 52. 65). Die bemerkung (s. 113), dass im volksepos flectierter accusativ des neutrum in diesem falle nie vorkomme, wäre, fals sie sich als unbedingt zutreffend erweisen sollte, beachtenswert. Zum schlusse sind noch belege für unflectiertes *küinec* vor dem genetiv von eigennamen gesammelt.

KIEL.

O. ERDMANN.

**Musen und grazien in der Mark** (Gedichte von **F. W. A. Schmidt**). Berliner neudrucke, I. serie, band 4. Herausgegeben von **Ludwig Geiger**. Berlin 1889, verlag von Gebr. Paetel. 8. 3 m.

Der titel dieses bandes rührt von Goethe her. Die also überschriebene parodie richtet sich gegen den 1795 erschienenen „Kalender der musen und grazien“, welcher als beigabe 60 gedichte von Friedrich August Wilhelm Schmidt brachte. Was uns nun Geiger im neudruck bietet, ist nicht dieser gegenstand von Goethes spott, sondern eine auswahl von Schmidts gedichten überhaupt: neben 15 gedichten aus dem berichtigten kalender sind 33 beiträge aus 5 andern samlungen aufgenommen. Auch wären sie als blosser zielscheibe der satire eines litterarischen heros noch nicht für einen neudruck qualifiziert. Indessen ist dem herausgeber darin zuzustimmen, dass sie als beweis, wie „vor beinahe 100 jahren ein märkischer poet mit sinigem auge die märkische landschaft betrachtete“, in den Berliner neudruck nicht fehlen durften. Vom ästhetischen standpunkt sind gewiss die meisten beiträge mitelmässig, doch erfreuen sie durch naturwahre widergabe gesunden stillebens. Bei alledem begreift man, dass dieses selbstzufriedene, schwunglose pfahlbürgertum den gewaltigen von Weimar zum spott reizen musste.

So anziehend der titel des neudrucks für weitere kreise sein mag — wissenschaftlich scheint er mir nicht gerechtfertigt, weil er über inhalt und tendenz der neuen ausgabe irreführt: man glaubt die ganze von Goethe parodierte samlung und

nur diese, man glaubt sie als unterlage zur erläuterung und beurteilung des Goethischen gedichtes vor sich zu haben. Ob die wiederholung desselben an der spitze der einleitung notwendig war, möchte ich bezweifeln: die leser des neudrucks werden ja wol im besitz von Goethes gedichten sein!

Leider verzichtet der herausgeber „absichtlich“ darauf, Schmidts dichterische eigenart zu charakterisieren; indessen ermöglicht die getroffene auswahl ein umfassendes selbständiges urteil des lesers. Geiger citiert unparteiisch die tadelnden wie die lobenden beurteilungen der Schmidtschen schriften und gibt nachrichten über das leben des autors.

Aus den proben der parodierten samlung gewint man den aufschluss, dass Goethe die schwunglose nüchternheit des lebens bis ins einzelne getreu den originalen nachgebildet hat, dass dagegen die geisselung der märkischen poesie (7. strophe) als seine charakteristik der Schmidtschen gedichte, die geisselung der märkischen wissenschaft (2. hälfte der 4. strophe) als fremd hereingezogenes element anzusehen ist. Danach gibt sich Goethes gedicht vorwiegend, doch nicht ausschliesslich als parodie, in der letzten (7.) strophe vielmehr als satire, in der 2. hälfte der 4. strophe als invective.

Es fragt sich schliesslich, ob Goethe ein recht hatte, die Schmidtschen elaborate als typus der märkischen dichtung hinzustellen. Er hatte es, insofern er darin den verstandesmässigen und vorwiegend realistischen grundzug des märkischen charakters fand; er hatte es nicht, insofern bereits achtung gebietende proben spezifisch märkisch-preussischer dichtung aus den zeiten Lessings, E. Chr. v. Kleists und Gleims vorlagen.

Noch zwei stilistische bemerkungen über die einleitung. S. III: Seitdem galt F. W. A. Schmidt . . , der weit häufiger als sein genosse als dichter aufgetreten war, als hauptvertreter des platten“. S. IX: „Die neueren litteraturgeschichten nehmen von Schmidt überhaupt selten notiz“, eine seite weiter nochmals: „Die neueren litteraturgeschichten nehmen, soweit ich sehen kann, selten oder ohne charakteristische bemerkungen von unserm poeten notiz“.

Von einigen druckfehlern abgesehen (namentlich muss es s. XXI, z. 3 v. u. 14 statt 12 heissen), ist die ausstattung vorzüglich, dennoch aber der preis von 3 m. für XXII und 71 s. erstaunlich hoch.

Wir dürfen dem herausgeber für seine interessante gabe dankbar sein.

KIEL.

EUGEN WOLFF.

---

Untersuchungen zur überlieferung, übersetzung, grammatik der psalmen **Notkers**. Von **Johann Kelle**. (Schriften zur germanischen philologie, herausgegeben von M. Roediger, III). Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1889. VII und 154 s. 7 m.

Mit dieser schrift schliesst Kelle die reihe von monographien ab, welche er teils in den schriften der Wiener und Münchener akademie (Wiener sitzungsberichte bd. 109, 230 fg.; abhandlungen der k. bayerischen akad. I. Cl. XVIII. bd. 1 abt.), teils in der Zeitschrift für deutsches altertum (XXX, 295 fg.), teils in unserer zeitschrift (XVIII, 324 fg. XX, 129 fg.) über textgeschichte und sprachformen der werke Notkers veröffentlicht hat; eine besondere schrift über die lautlehre der Notkerschen sprache stellt er noch in aussicht.

Mit bekannter gründlichkeit und sorgfalt hat der verfasser hier die nachweise über alle verbal- und nominalformen in Notkers psalmen gegeben. Es ist dabei zum ersten male die in der bibliothek des königs von Dänemark befindliche abschrift benutzt, welche Rostgaard 1697 in Paris von der jezt verschollenen handschrift des Simon de la Loubère anfertigen liess. S. 5 fgg. gibt Kelle eine ausführliche beschreibung und geschichte dieser abschrift. Sehr wichtig ist ferner, dass Kelle bei der übersicht durchweg die sprachformen der echt Notkerischen Psalmenübersetzung von denen der erst später zu den lateinischen worten hinzugefügten interlinear-glossen unterscheidet. Der übelstand, dass die übersicht über die sprachformen der einzelnen werke Notkers an so verschiedene stellen verteilt ist, wird dadurch gemildert, dass eben nach Kelles nachweisen das, was als regel der Notkerschen psalmenübersetzung gelten muss, sich in den anderen werken durchaus übereinstimmend vorfindet; die abweichungen der schreiber von dieser regelmässigkeit sind für alle Notkerischen werke hier bei jeder gruppe von wortformen angegeben. Die vorliegende schrift kann also zugleich als darstellung der Notkerschen verbal- und nominalbildung überhaupt gelten.

Von einer Notkerischen übersetzerschule kann, nachdem schon Baechtold Ztschr. f. d. a. XXXI, 185 fg. 195 fg. dieser annahme den boden entzogen hatte, nicht mehr die rede sein. Kelles monographien — namentlich auch die abhandlung über die philosophischen kunstausdrücke in Notkers werken — zeigen die übersetzertätigkeit des bedeutenden mannes als eine individuelle und in sich zusammenhängende. Damit aber diese tätigkeit so alseitig und in solchem umfange gewürdigt werden könne, wie sie es verdient, ist eine den berechtigten ansprüchen an die textkritik genügende, übersichtliche (auch mit sprachlichen und sachlichen registern versehene!) und — was bei den hohen preisen der beiden vollständigen Notkerausgaben<sup>1</sup> sehr zu betonen ist — nicht unerschwinglich teuere ausgabe des ganzen Notker im höchsten grade zu wünschen. Hoffentlich dürfen wir Kelles mitteilung (vorwort s. V), dass er für die nächste zeit eine ausgabe nicht beabsichtige, eben nur auf die nächste zeit beziehn.

KIEL.

O. ERDMANN.

**Klingers Faust. Eine litterarhistorische untersuchung von G. J. Pfeiffer.**

Nach dem tode des verfassers herausgegeben von **Bernhard Seuffert.**

Würzburg, G. Hertz. 1890. IV und 167 s. 4,50 m.

Die doctordissertation des verfassers unter gleichem titel (Würzburg 1887) besprach ich im A. f. d. a. XIII, 93. Das jezt von B. Seuffert herausgegebene buch bietet auf s. 1—136 eine in einzelheiten mehrfach verbesserte und übersichtlicher gegliederte bearbeitung jener dissertation, welche auf grund eingehender und verständnisvoller studien das Klingersche werk charakterisierte und seine beziehungen zur zeitgenössischen litteratur nachwies; es folgt s. 136—148 die gröstenteils neue und sehr gut durchgearbeitete untersuchung über die entstehungszeit der verschiedenen teile des Klingerschen Faust. Gänzlich neu und sehr dankenswert ist endlich die kritische übersicht der verschiedenen ausgaben und ihres wertes s. 149—165. Solte noch einmal eine historisch-kritische ausgabe des Klingerschen „Faust“ veranstaltet

1) Auch bei der vorliegenden schrift erschwert der von der verlagshandlung sehr hoch angesetzte preis die verbreitung des buches so, wie man es in der germanistischen litteratur eben fast nur noch bei werken von und über Notker gewöhnt ist.

worden, so würde G. J. Pfoiffer mit diesem buche dem herausgeber die wege gewiesen und geebnet haben. Eine darstellung der wirkungen des Klingerschen Faust auf die zeitgenossen, so wie seines nachlebens in kunst- und volkspoesie hatte Pfeiffer für den letzten teil des werkes beabsichtigt. Ich weiss aus eigenen versuchen in dieser richtung, dass es sehr reizvolle aufgaben sind, welche Pfeiffer teils gelöst, teils begonnen hat; um so mehr ist es zu beklagen, dass der tod den arbeiten des gewissenhaften und eifrig strebenden forschers ein so frühes ziel gesetzt hat.

KIEL.

O. ERDMANN.

---

 NEUE ERSCHEINUNGEN.

**Berger, Arnold E.**, Friedrich der Grosse und die deutsche litteratur. Akademische antrittsrede (29. april 1890). Bonn, E. Strauss. 38 s.

**Dissel, Karl**, Philipp von Zesen und die deutschgesinnte genossenschaft. Programm des Wilhelms-gymnasiums in Hamburg 1890. 66 s. 4.

Sorgfältige monographie mit verwertung der früher bekanten und angabe neu eröffneter quellen. Anhang II enthält ein genaues mitgliederverzeichnis der genossenschaft mit den bei Goedeke III, 16 fehlenden jahreszahlen der aufnahme.

**Freericks, H.**, Der kehrreim in der mhd. dichtung. I. (Gymn.-progr. Paderborn 1890). 34 s. 4. Leipzig, G. Fock. Preis 1 m.

**Freybe, Albert**, Comedia von dem frommen, Gottfrüchtigen und gehorsamen Isaac. Aller frommer Kinder und Schöler Spegel, durch Jochim Schluë, Bürger und Bargerfahr in Rostock. 1606. Festschrift des gymnasiums in Parchim 1890. VIII, 88 und 39 s. 4.

Schön ausgestatteter neudruck der grösstenteils niederdeutsch geschriebenen komödie, welche Joachim Schlu den herren des hansischen kontors in Bergen widmete. Zu grunde gelegt ist das exemplar der Rostocker universitätsbibliothek, verglichen ein zweites exemplar der stiftsbibliothek zu Linköping. In der angefügten abhandlung hat der verdiente herausgeber die sprachliche, litterarische und kulturhistorische bedeutung der komödie dargelegt; auch das verhältnis von J. Schlu zu Georg und Gabriel Rollenhagen (vgl. diese ztschr. XIV, 124 fgg.) wird von neuem erwogen.

**Handelmann, H.**, kgl. museumsdirektor, Der Krinkberg bei Schenefeld und die holsteinischen silberfunde. Mit abbildungen. 27 s. Kiel, universitätsbuchhandlung. 1890.

**Henzen, W.**, Über die träume in der altnordischen sagalitteratur. Leipzig, G. Fock, 1890. 89 s.

Einleitung: Etymologie des wortes *draumr* und konstruktionswechsel des verbums *dreyrna*. Teil I: Schicksalsidee und unsterblichkeitsglaube im traume. Teil II: Der deutbare traum. Teil III: Die wirklichkeit des geträumten. Teil IV: Kritik der träume.

**Hillebrandt, A.**, Die sonwendfeste in Alt-Indien. In der Konrad Hofmann zum 70. geburtstage gewidmeten festschrift; wider abgedruckt in den Romanischen forschungen V, 1. Erlangen, A. Deichert nachf. 46 s.

Der verfasser bespricht auch germanische und slawische festgebräuche und volksitten.

**Keller, H. A. v.**, Verzeichnis altdeutscher handschriften. Herausgegeben von E. Sievers. Tübingen, H. Laupp. 1890. V, 178 s.

116 handschriften aus 25 bibliotheken, meist der zeit vom 14.—16. jahrhundert angehörig, sind teils genau mit aufzählung aller in ihnen enthaltenen stücke beschrieben, teils — wo dies durch inzwischen erfolgte publikationen unnötig geworden war — kurz notiert. Sievers hat ein register der versanfänge und der genanten verfasser hinzugefügt.

**Loeck, G.**, Die homiliensammlung des Paulus Diaconus die unmittelbare vorlage des Otfridischen evangelienbuches. (Kieler diss. 1890.) Leipzig, G. Fock. 47 s. 1,50 m.

**Marold, Karl**, Stichometrie und leseabschnitte in den gotischen episteltexten. Königsberg, programn des kgl. Friedrichskollegiums 1890. 18 s. 4.

Der erste teil der lehrreichen untersuchung führt zu vermutungen über die vorlagen der gotischen epistelfragmente, der zweite berührt die frage nach dem zusammenhang der in Italien wohnenden Goten mit dem ritual und den bibeltex-ten der oströmischen kirche.

**Rode, Albert**, Über die Margaretenlegende des Hartwig von dem Hage. (Kieler diss. 1890.) Leipzig, G. Fock. 56 s.

1. Die überlieferung. 2. Vers- und reimkunst. Dialekt. 3. Die quelle. 4. Verhältnis der legende zu den tagzeiten. 5. Litterarische stellung.

**Schröder, H.**, Zur waffen- und schiffskunde des deutschen mittelalters bis um 1200. (Kieler diss. 1890.) Kiel, Lipsius & Fischer. 46 s.

---

## NACHRICHTEN.

Am 25. april d. j. verschied in seiner vaterstadt Leipzig der geheime regie-rungsrat professor dr. Theodor Möbius, bis 1889 ord. professor der nordischen phi-lologie in Kiel (geb. 22. juni 1821); anfang august d. j. zu St. Hubert dr. Felix Liebrecht, rühmlichst bekant als forscher auf dem gebiet der sagen- und sitten-kunde, von 1849—1869 professor in Lüttich (geb. 11. märz 1812 zu Namslau).

Ende märz dieses jahres starb in Stadt-Sulza (Thüringen) dr. Robert Box-berger, verdient als forscher und herausgeber namentlich auf dem gebiete der Les-sing- und Schillerlitteratur. Er hatte noch im februar mit freundlicher bereitwillig-keit für unsere zeitschrift die besprechung von Minors Schillerbiographie übernom-men; einer eigenhändigen postkarte, in welcher er wegen orkrankung ein etwas ver-spätetes eintreffen des manuscripts in aussicht stelte, folgte schon nach wenigen tagen die erschütternde nachricht von seinem tode.

---

Dr. Arnold E. Berger hat sich in Bonn, dr. Theodor Siebs, bisher privat-docent in Breslau, in Greifswald für deutsche sprache und litteratur habilitiert. Dem letztgenanten ist die vortretung des prof. dr. Pietsch übertragen, welcher als philo-logischer leiter der neuen ausgabe von Luthers werken nach Berlin berufen wurde.

Der privatdocent dr. F. Muncker in München wurde zum ausserordentlichen professor ernant.

Professor dr. E. Steinmeyer legt, wie die DLZ. mitteilt, die redaction der zeitschrift für deutsches altertum nieder, die von prof. dr. E. Schröder in Marburg und prof. dr. G. Röthe in Göttingen fortgeführt werden wird.



Prof. dr. B. Litzmann in Jena wird die herausgabe einer neuen publication leiten, welche unter dem titel „Theatergeschichtliche forschungen“ in zwanglosen heften bei Leopold Voss in Hamburg erscheinen soll. Er beabsichtigt eine sammelstelle für wissenschaftliche arbeiten aus dem gebiete der deutschen theatergeschichte zu schaffen, hauptsächlich für die zeit vom auftreten der englischen komödianten bis in das erste drittel dieses jahrhunderts.

Der alleinige vertrieb des Arkiv för nordisk filologi für die nichtskandinavischen länder ist von dem eben begonnenen 7. bande ab hrn. O. Harrassowitz in Leipzig übertragen. Der band wird, wie bisher aus 4 heften bestehen und 8 mark kosten. Um neu eintretenden abonenten die anschaffung der früheren bände zu erleichtern, ist bis auf weiteres der preis für band I—IV auf 16 mark ermässigt.

Im verlage von J. Trübner in Strassburg wird unter der leitung von E. Martin ein Elsässisches idiotikon erscheinen.

---

#### Preisaufgaben der fürstlich Jablonowski'schen gesellschaft.

Für das jahr 1892 wünscht die gesellschaft eine geschichte der kolonisation und germanisierung der Wettinischen lande. Preis 1000 mark.

Für das jahr 1893 wünscht die gesellschaft eine kritische übersicht über die almähliche einföhrung der deutschen sprache in öffentlichen und privaten urkunden bis um die mitte des 14. jahrhunderts. Auf stadtrechte, weistümer oder das weite feld der verschiedenen akten mag gelegentlich hingewiesen werden, aber den festen faden der untersuchung soll die eigentliche urkunde abgeben. Das auftreten der deutschen sprache in den königsurkunden und in der reichsgesetzgebung wird durch das 13. jahrhundert und mindestens bis zum tode Karls IV. und der ausbildung der festern kanzleischreibung zu verfolgen sein. Dialektische oder sonst sprachliche untersuchungen würden zwar willkommen sein, könnten aber auch spezialforschern überlassen bleiben. Bei den urkunden der fürsten, herren, städte usw. wird eine volständigkeit der übersicht an sich nicht zu erreichen sein, da nicht selten brauchbare und bis auf die zeit der deutschen urkunden fortgesetzte urkundenbücher noch fehlen. Wo aber solche vorliegen, sollen sie auch ausgenutzt werden. Das interesse an der sache hört natürlich mit dem zeitpunkte auf, in welchem die deutsche sprache in den urkunden allgemein, überwiegend oder doch schon ganz gewöhnlich geworden ist. — Preis 1000 mark.

Die anonym einzureichenden bewerbungsschriften sind in deutscher, lateinischer oder französischer sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginiert, mit einem motto versehen und von einem versiegelten umschlag begleitet sein, welcher aussen das motto der arbeit trägt, inwendig namen und wohnort des verfassers angibt. Jede bewerbungsschrift muss auf dem titelblatte eine adresse enthalten, an welche die arbeit für den fall, dass sie nicht preiswürdig befunden würde, zurückzusenden ist. Die einsendung ist bis zum 30. november des angegebenen jahres an den sekretär der gesellschaft zu richten. Die resultat der prüfung der eingegangenen schriften werden durch die Leipziger zeitung im märz oder april des folgenden jahres bekant gemacht. Die gekrönten bewerbungsschriften werden eigentum der gesellschaft.

## DIE ZEHN ALTERSSTUFEN DES MENSCHEN.

AUS DEM NACHLASSE VON JULIUS ZACHER.

*Der gegenstand der folgenden abhandlung, welche sich unvollendet im nachlasse des verstorbenen verfassers vorfand, hat denselben, wie so manche andere unausgeführt gebliebene oder in der ausführung nur begonnene litterarische idee, jahrzehnte hindurch immer wider beschäftigt. Unter den „Mitteilungen aus handschriften von R. Peiper (Breslau)“, deren ankündigung auf den heftumschlägen der zeitschrift fast von den ersten bänden an regelmässig zu lesen war, befand sich auch der spruch über die zehn lebensalter aus dem Rehdigerschen codex (nr. 2). Von derselben seite erhielt der verfasser bald darauf (juni 1872) den von herrn bibliothekar Keinz abgeschrieben spruch De etate aus der Münchener handschrift (s. 404); beides legte er zurück, weil ihn der gegenstand zu einer ausführlicheren behandlung lockte. Dieselbe erfolgte, wie aus einer correspondenz hervorgeht, im jahre 1878, kam jedoch ebensowenig zum abschlusse, wie die aus ähnlichen anlässen entstandenen aufsätze über Marbod und Altfil (vgl. xtschr. XX, 419). Von dem sonst bei behandlung fremder arbeiten üblichen gebrauche, ursprüngliches und neuhinzugekommenes durch den druck sorgfältig zu scheiden, hat der herausgeber in diesem falle abweichen zu dürfen geglaubt, weil er die arbeit nicht als fremde betrachtete und die hoffnung hatte, dieselbe wenn auch nicht mit der gelehrsamkeit, so doch im sinne des verstorbenen vollenden zu können, um so mehr, als der fast druckfertig vorhandene erste teil derselben und der anfang des zweiten für die gestaltung des noch fehlenden geringen restes eine bestimmte direction gab.*

E. MATTHIAS.

In seinem ebenso gelehrten als anmutigen buche: „Die lebensalter. Ein beitrug zur vergleichenden sitten- und rechtsgeschichte. Basel 1862“, behandelt W. Wackernagel auch die einteilung des menschlichen lebens nach zehn jahrzehnten. Er sagt, dass diese einteilung nach jahrzehnten in griechischer und römischer litteratur gar nicht

vorkomme<sup>1</sup> — denn Solon setzte zwar zehn, aber nicht zehn-, sondern siebenjährige lebensalter, worin der jude Philo und andere ihm folgten, bis herab auf den verdeutschenden Abraham a S. Clara —, und dass sie in Deutschland auch erst seit dem 15. jahrhundert begegne. Als ältesten beleg nent er einen holzschnitbogen aus der Weigelschen samlung, dessen deutsche verse pastor Otte zuerst bekant gemacht hat in seinem handbuche der kirchl. kunst-archäologie des deutschen mittelalters<sup>2</sup>. Als zweiten beleg, den er für etwas jünger hält, bezeichnet Wackernagel die verse, welche Hoffmann von Fallersleben im jahre 1832 aus einer Breslauer handschrift der Rehdigerschen bibliothek mitgeteilt hat<sup>3</sup>. Diese von einer und derselben hand des 15. jahrhunderts geschriebene pergamenthandschrift, deren signatur Hoffmann nicht angegeben hat, befindet sich jetzt in der Breslauer stadtbibliothek unter den Rehdigerschen handschriften und trägt die signatur S IV 3 a 16. Am ende derselben nent sich der schreiber: *Explicit liber per manus Thome de lipnik*, worunter wol Leipnik in Mähren, östlich von Olmütz, zu verstehen ist. Sie befasst verschiedene lateinische stücke theologischen inhalts<sup>4</sup>. Auf der inneren seite des hinteren einbanddeckels stehen

1) Dass dem nicht so ist, geht aus einem spruche der lateinischen anthologie (Poet. lat. minor. ed. Aem. Baehrens, IV, s. 257 fg.) hervor, auf welchen herr oberbibliothekar dr. R. Köhler den herausgeber aufmerksam gemacht hat: *Vitam uiuere si cupis beatam — Et uotis Lachesis dabit senectam, — Annos ludere te decem docebit, — Viginti studiis dabis severis, — Triginta pete litium tribunal, — Quadraginta stilo polita dicas, — Quinquaginta velim diserta scribas, — Sexaginta tuo satis fruaris, — Septuaginta uelis uenire mortem, — Octoginta senes caueto morbos, — Nonaginta time labante sensu, — Centum nec puer unus adloquetur.* — Hinweisen möchte ich wenigstens an dieser stelle auf eine stufenfolge, die sich in dem werke el Criticon des Jesuiten Gracian findet (III, 10), deren kentnis ich abermals herrn dr. Köhler verdanke: 10. Mercur, 20. Venus, 30. Sol, 40. Mars, 50. Jupiter, 60. Saturn, 70. Luna. — Dieselbe idee, nur mit anderer reihenfolge der gestirne, in einer malerei des Cristofano Gherardi, gen. Doceno, vom jahre 1554, die sich einst auf einem Florentinischen hause befand: 10. Luna, 20. Mercur, 30. Apollo, 40. Venus, 50. Mars, 60. Jupiter, 70. Saturn; jede lebensstufe in einem oval, gehalten von zwei tugenden, die dieser stufe besonders ziemen (Piper, Mythologie der christl. kunst, II, 240).

2) 5. aufl. In verbindung mit dem verfasser bearbeitet von Ernst Wernicke. Leipzig 1883. 1. band, 496, anm. 1.

3) Aufsess, Anzeiger f. kunde des deutschen mittelalt. I, 300.

4) Inhaltsangabe von anderer hand auf dem vorderen schutzblatte: *De vita Christi liber. Oratio de passione dominica. Psalterium de passione b. b'n (?)*. *Orationes bonae. Liber de infancia Salvatoris. Excerpta rabi Samuel de aduentu Messiae. Liber probans Christum dominum fuisse deum et hominem. Liber continens excerpta de erroribus Judaeorum in Talmud.*

neben mehreren lateinischen aufzeichnungen jene eben erwähnten verse von einer hand, die unzweifelhaft noch dem 15. jahrhundert angehört. Herr Peiper hat mir eine neue abschrift derselben mitgeteilt und herr Pietsch ist so gütig gewesen, zur erledigung eines zweifels die handschrift nochmals einzusehen, sowie die unten stehende inhaltsangabe mitzuteilen.

Diese einteilung nach jahrzehnten hat grossen beifall und weite verbreitung gefunden und erscheint im 15. jahrhundert mehrmals in handschriften und seit erfindung der buchdruckerkunst wiederholt auf einzelblättern und in büchern bis nach dem ablauf des 17. jahrhunderts, ja im munde des volkes ist sie noch heute lebendig. Auch die zeichnende und bildende kunst hat diese einteilung der lebensalter alsbald ergriffen und sie von holzschnitten des 15. jahrhunderts ab bis auf bilderbogen neuerer zeit zu veranschaulichen sich bestrebt.

Ich gebe ein verzeichnis des mir bis jetzt bekanten vorkommens der verse und der bilder und knüpfe daran einige bemerkungen.

### I. Die verse.

Funfzehntes jahrhundert. A. Cod. germ. 379 in der hof- und staatsbibliothek zu München enthält unseren spruch in doppelter fassung, bl. 212<sup>a</sup>, veröffentlicht von Bartsch, Germanist. studien, supplement. zur Germania I, 6, anm. 12 (= A 1); sodann bl. 111<sup>b</sup> (= A 2), nach freundlicher mitteilung des herrn bibliothekar dr. Keinz, der auch gütigst eine abschrift besorgt, sowie über den zusammenhang, in welchem sich beide sprüche finden, nähere auskunft erteilt hat; Bartsch bezeichnet a. a. o. die fassung A 1 als im jahre 1422 entstanden. Diese annahme rührt daher, dass sich jene nach chronistischen angaben aus den jahren 1422 und 23 findet (bl. 211 a und b), unmittelbar nach der bekanten priamel: *Ain ritter an müt* usw.<sup>1</sup> und vor dem spruch: *3 iaur ein xan alt* usw.<sup>2</sup> Die sprüche stehen aber, wie herr dr. Keinz bemerkt, in keiner beziehung zur chronik, sondern werden, ebenso wie A 2, auf dem aus irgend einem grunde freigebliebenen raume willkürlich eingetragen sein. Jedenfalls lässt sich aus ihrer stellung kein sicherer schluss auf die zeit ihrer eintragung machen. 1. Der oben erwähnte holzschnittbogen der Weigelschen samlung. 2. Die oben erwähnte Rehdigersche pergamenthandschrift der Breslauer stadtbiblio-

1) Etwas abweichend von Keller, Alte gute schwänke, Leipz. 1847, n. 8, s. 17 und Wackernagel, Leseb.<sup>2</sup> I, s. 1028, VIII.

2) Wackernagel, *ἔπει πειρόμενα* s. 10.

thek S IV 3 a 16. 3. Die papierhandschrift des XV. jahrhunderts n.  $\frac{100}{B 66. 30}$  der königl. und univ.-bibliothek zu Königsberg, beschrieben in: Catalogus codd. mss. bibl. reg. et univ. Regimont. fasc. 1. descripsit Aemil. Steffenhagen. Regim. 1861. n. LVII. Sie enthält verschiedene lateinische juristische stücke, darunter Statuta synodi Pragensis provincialis a. 1355, was auf herkunft aus Böhmen oder dessen nachbarschaft deutet. Die verse stehen neben anderen deutschen sprüchen auf der rückseite des lezten blattes und sind abgedruckt in Haupts ztschr. f. d. alt. a. 1867, 13, 567; Wackernagel konte sie noch nicht kennen.

Sechzehntes jahrhundert. 4. Um 1515 hat der Basler buchdrucker Pamphilus Gengenbach „die X alter dyser welt“ zu einem geistlichen schauspiel gestaltet, indem er einen einsidel sich in religiös-moralisierender weise unterreden lässt mit den nacheinander auftretenden vertretern der zehn alter. Vor dem dialogue jedes alters steht als überschrift die betreffende verszeile des spruches. Dieses spiel ist an verschiedenen orten oft aufgeführt, oft gedruckt und nachgedruckt<sup>1</sup> und dabei auch durch überarbeitungen teilweise verändert worden. Der text der ältesten ausgabe ist wider abgedruckt bei A. v. Keller, Fastnachtspiele aus dem XV. jahrhundert, 2. band, Stuttgart 1833, n. 119, s. 1026 fg. und in Pamphilus Gengenbach, herausgegeben von K. Goedeke, Hanover 1856, n. VI s. 54 fg. Goedeke hat auch reichliche bibliographische nachweisungen beigefügt, s. 442—459, und 559—605 eine gelehrte, litterargeschichtliche erörterung über „weltalter, lebensdauer, altersstufen, standesstufen und Gengenbachs spiel“, die bereits von Wackernagel benutzt worden ist.

5. 1521. *Wye Eyn weiser man seynem Sun eyn lere geben soll von guten sitten vnd wercken. Leyptzck 1521.* Eine art von cento aus Boner und Cato. Darin finden sich die verse in derselben fassung wie bei Gengenbach. Nachgewiesen von Goedeke, Gengb. s. 575<sup>2</sup>.

6. 1528. Agricolas sprichwörtersammlung. Nachgewiesen von Massmann, in v. Aufsess Anzeiger 2, 14; gedruckt niederdeutsch bei Goedeke, Gengb. s. 576, hochdeutsch bei Wackernagel s. 32.

1) Kat. 65 (1890) von J. Rosenthal in München enthält unter nr. 29 den ohne Gengenbachs namen erschienenen Augsburgers nachdruck von 1518. Herr Rosenthal hat mir denselben, den ich anfangs für das nicht aufzufindende buch des Martin Schrot, Die zohn alter der welt (Goedeke, Gengenbach 578; Grundriss II<sup>2</sup>, 284, 71) hielt, nicht nur freundlichst zur ansicht geschickt, sondern auch abschriften der sprüche aus Necker (9) und Guarinonius (12) geliefert, beide ebenfals in jenem an seltenheiten so reichen katalog enthalten; vgl. unten s. 389, anm. 2, 405, anm. 1, 406, anm. 1.

2) Nach dem exemplar der königl. bibliothek zu Berlin, deren titel: Von dem weysen man, wie er seynem sun kurtze lere giobt. Nürnberg., Wolfg. Huber (1504—14).

7. 1528. Egeniolsche sprichwörtersammlung, aus Agricola geschöpft; nachgewiesen von Goedeke, Gengb. s. 577<sup>1</sup>.

8. Um 1570. Holzschnittfolge von Tobias Stimmer, „Die zehen Alter des Mannes“. „Die zehen Alter der Weiber“. Die verse daraus mitgeteilt von K. Goedeke, Elf bücher deutscher dichtung, Leipz. 1849. 1, 173<sup>a</sup>; vgl. Goedeke, Gengb. s. 578.

9. Jobst und Hercules de Necker, *Ein new vnnd künstlich schönes Stamm oder Geselln Büchlein*. Wien 1579; nachgewiesen von Massmann in v. Aufsess anzeiger 2, 14<sup>2</sup>.

Siebzehntes jahrhundert. 10. 1602. Joh. Buchler, Gnomologia. Colon. 1602 und öfter; nachgewiesen von Massmann, Anz. 2, 14<sup>3</sup>.

11. 1604. Fr. Peters, der Teutschen weisheit, das ander teil. Hamburg 1604; nachgewiesen von Goedeke, Gengb. s. 577.

12. 1610. Hippolytus Guarinonius, *die grewel der verwüstung menschlichen geschlechts*. Ingolstadt 1610; nachgewiesen von Massmann, Anz. 2, 80. Guarinonius gibt ein ausdrückliches zeugnis von der algemeinen verbreitung dieser verse und bilder. Er sagt s. 18: *Die gemein Einfalt theilt die gantze wehrung Menschlichen Lebens in zehen gleiche theyl, biss auff hundert ab, mit gemeinen Mahlbriefen und Reymen, wie mans allenthalben im Teutschland an den Stubenwänden herumb find.*<sup>4</sup>

13. 1655. L. Weidners apophthegmata, angeführt von Goedeke, Gengb. s. 578. Gemeint ist darunter doch wol L. Weidners zu Amsterdam erschienene fortsetzung der Zingrefschen apophthegmata. Folgt nach Goedeke dem Agricola.<sup>5</sup>

14. 1675. Konrad Meyer von Zürich „Nützliche zeitbetrachtung“; nachgewiesen zugleich mit widerabdruck der verse von Wackernagel s. 34. Die verse hat Meyer formal etwas zugestutzt, damit sie in mass und reim gleichmässiger und regelrechter würden.

1) Berliner bibl.: Sprichwörter, schöne weise klugreden.

2) Das kostbare mit papier durchschossene exemplar Rosenthals in München stamt aus der bibliothek des Leonh. Dilherr von Thumenberg und enthält ausser den 98 prächtigen holzschnitten eine grosse anzahl von schön in farben ausgeführten handzeichnungen.

3) Berliner bibl., obenso das folgende.

4) Abschrift des citates und des spruches freundlichst besorgt von herrn Rosenthal, München (katal. 65, nr. 512); hauptwerk für die hygiene der damaligen zeit, vgl. Gödeko grundr. II<sup>2</sup>, 579. 585, 21.

5) Wie die vergleihung des Berliner exemplares bewoist, ist dem so: Apophthegmata IV. teil: Joh. Leonhardi Weidneri Ottersheimii Palatini — Allerley Reymen der Alten.

15. 1702. Abbildung Derer VIII. ersten Hertzogen zu Sachsen; nachgewiesen von Wackernagel s. 37.<sup>1</sup>

Auch auf das weibliche geschlecht sind diese verse wiederholt angewendet worden; aber die dabei gemachten änderungen sind gekünstelt, steif und frostig, so dass sie ein wirkliches, frisches leben nicht gewinnen und zu einer fortdauer in sprichwörtlicher überlieferung nicht gedeihen konten.

Der bequemen übersicht halber lassen wir eine zusammenstellung sämtlicher uns bekant gewordenen fassungen des spruches folgen.

### I. Das männliche alter.

	A 1. Münch. cod.	A 2. Münch. cod.	1. Weigel.	2. cod. Rehdig.
10.	Zechen jaur ein kind	ain Kind <sup>3</sup>	ein kint	eyn kynt
20.	Zwainczig j. ein gingling	ain iüngling	ein Jüngling	eyn iungeling
30.	Treysig jaur ein man	ain man	ein mā	eyn mann
40.	Viertzig jaur wolgethån	wol getan	wolgetan	wolgethån
50.	Fünftzig jaur still stån	stil stan	stillstand	stillestann
60.	Sechczig jaur . . . <sup>2</sup>	abgan	abgan	abelonn
70.	. . . nym der sel war	So nym deinselbs war	die sele bewar	eyn greyse
80.	Achczig jaur der welt nar	der welt narr	der welt tor	auf der weyso
90.	Neuntzig j. der kind spot	der Kind spot	der kinder spot	der lewthe spott
100.	Hundert jaur pfleg dein got.	Nun gesege dich got.	gnad dir got.	irbarne dich vnser barmherziger almechtiger gott.

  

	3. cod. Regim.	4. Gengenbach.	5. Cento.	6a. Agricola.
10.	ein kint	ein kind	ein kind	ein kindt
20.	eyn iungelink	ein jüngling	ein iungling	ein iüngelingk
30.	eyn man	ein mann	ein man	ein man
40.	wol getan	stilstan	stil stan	wolgedan
50.	stille stan	wolgethon	wol gethan	stille stan
60.	abe gan	abgon	abgan	goit dy dat older an
70.	dy zele bewar	din seel bewor	dein sel bewar	ein griss
80.	der werdist nam	der welt narr	der welt nar	nicht mer wiss
90.	der kinder spoth	der kinder spot	der kinder spot	der kinder spot
100.	nu helfe vns got.	nun gnod dir got.	nun gnad Dir got.	gnade dy Godt.

1) Das seltene buch hat mir die verwaltung der Weimarer bibliothek (herr oberbibliothekar dr. R. Köhler) gütigst zur verfügung gestellt: Abbildung, Derer VIII.

	6 b. Agricola.	7. Egenolf.	8. Stimmer.	9. de Necker.
10.	ein Kindt	ein kindt	Kindisch	ein Kindt
20.	ein Jüngling	ein jüngling	Rindisch	ein Jüngling
30.	ein Man	ein man	ein Man	ein Man
40.	wolgethan <sup>4</sup>	wol gethan	haussbalten kan	Wolgethan
50.	still stan	still stan	still stahn	stillstahn
60.	geht dichs alter an	geht das alter an	gohts alter ahn	gehets allter an
70.	ein greis	ein greiss	ain Greis	ein Greiss
80.	nimmer weis	nimmer weiss	nimmer weis	nimmer weiss
90.	der Kinder spott	der kindter spott	der Kinder spot	der Kinder spott
100.	gnad dir gott.	gnad dir Gott.	genad dir Got!	genad dir Gott.

	10. Buchler.	11. Peters.	12. Guarinon.	13. Weidner.
10.	ein Kind	ein Kind	ein Kind	ein kindt
20.	ein Jungling	ein jüngling	ein Jüngling	ein jüngling
30.	ein Man	ein Mann	ein Mann	ein Mann
40.	wol gethan	wol gothan	wolgethan	wol gethan
50.	still stahn	stille stahn	stille stahn	still stahn
60.	gehet das alter an	gehets alter an	fahet das Alter an	gohts alter an
70.	ein greiss	ein greiss	ein Greyss	ein greiss
80.	nimmer weiss	nimmer weiss	wunderweiss	nimmer weiss
90.	der Kinder spot	der Kinder spot	der Kinder spott	der kinder spott
100.	gnad dir Gott.	gnad dir Gott.	gnad dir Gott.	genad dir Gott.

ersten Durchlauchtigsten, Grossmächtigsten Hertzogen zu Sachsen usw. . . . Sammt kurtzer Beschreibung ihres allerseits Christl.-Löbl. Lebens, und Regiments, auch Glorwürdigsten Höchstseeligen Absterbens, Auch der beygefügtten Zehen-Alter Des Menschen, Männlichen und Weiblichen Geschlechts, Mit ihren Studiis, Verrichtungen und Zuneigungen Ordentlich beschrieben. Gedruckt im Jahr 1702. Titelbl. und 31 bl.

2) In der handschrift: Sechzig jaur nym der sel war (in einer zeile).

3) Davor steht in der handschrift: Ain Mensch ietzo bey X jaren ist usw.

4) In der vollständigen samlung (Siebenhundert vnd Fünffzig Teütscher Sprichwörter. Hagenau 1534) nach Gengenbach: virtzig jar stillstan, funftzig jar wolgotan (6 c); sonst wie 6 b.



	14. Meyer.	15. Abbildung.	16 a. <sup>1</sup>
10.	Kindischer Art	ein Kind	Zeghen jâr an kint
20.	ein Jüngling Zart	ein Jüngling	zboanck das bille dink
30.	ein starker Mann	ein Mann	draick an man
40.	wol gethan	wolgethan	vierck an stamm
50.	stille stehen	stille stahn	vick man stan
60.	ins Alter gehen	gehts Alter an	sechck abe ghen
70.	ein alter Greis	ein Greiss	sibeck alter graisz
80.	nicht mehr weiss	nimmer weiss	ack allar baiz
90.	der Kinder spott	der Kinder Spott	neunck an spoot
100.	genad dir Gott.	genade dir Gott.	undort da genademe got.

	16 b.	17.	18.
10.	ein Kind	ein Kind	ein muntre Knabe
20.	das wilde Ding	ein Jüngling	ein loser Vogel
30.	ein Mann	ein Mann	ein Schwärmer
40.	ein Stamm	wohlgethan	Stille stehn
50.	mag (noch) stehen	stille stahn <sup>2</sup>	gehts Murren an
60.	abwärts gehen	gehts Alter an	zählst was Du hast
70.	alter Greis	greis, ein Greis	Dir selbst zur Last
80.	vor allen weiss	weiss, schneeweiss	lebendig tod
90.	ein Spott	der Kinder Spott	helf Dir Gott
100.	da gnade ihm Gott.	Gnade von Gott.	. . . . .

1) 16, 17, 18 moderne fassungen, 16 aus Joh. Andreas Schmellers sogenantem cimbrischen wörterbuche, (das ist deutsches idiotikon der sette und tredeci comuni in den Venetianischen alpen, dieser kleinen deutschen sprachinseln mitten auf italiänischem gebiete), mit einleitungen und zusätzen herausgegeben von Jos. Bergmann, Wien 1855; nach freundlicher mitteilung des herrn oberbibliothekar dr. R. Köhler, Weimar; 17, die auf den modernen bilderbogen gebräuchliche form: Nürnberg, bei Fr. Campe, E. G. May Söhne, Frankfurt a. Main, Oehmigke u. Riemschneider, Neuruppin; vgl. Goedeke, Gengenbach 579 fg.; 18, wiederum nach gütiger mitteilung herrn dr. R. Köhlers, in einem briefe Albertines v. Grün, freundin von Merck, an Jul. und Marianne Höpfner, bei Wagner, briefe aus dem freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, nr. 47, s. 295 und bei Schwartz, Alb. v. Grün und ihre freunde, nr. 72, s. 144; alle drei fassungen nur der vollständigkeit halber mitgeteilt, ohne dass sie natürlich in der abhandlung selbst berücksichtigung gefunden hätten; bei 18 ist offenbar durch ein versehen der briefschreiberin die zeile für das 40. jahr (wohlgethan) ausgefallen.

2) In mündlicher überlieferung auch: geht auch noch an.

## II. Das weibliche alter.

	1. Tobias Stimmer.	2. de Necker.	3. Poters.
10.	Kindischer art	Kindisch vnd klein.	kindisch und klein,
20.	ein Jungfrau zart	ein Jungfrewlein.	ein Jungfrewlein,
30.	im hauss die frau	ein Fraw nu an.	ein Frau Simon
40.	ein Matron genau	Regieret schon.	ein herrin Matron.
50.	eine Grossmutter	voller Relligion.	voller Religion,
60.	dess Alters schuder	jhr wol Ausswarten kan.	wol ausswarten kann.
70.	alt Vngestalt	allt Vngestalt.	alt Vnd vngestalt,
80.	wüst vnd erkalt	hesslicher dannvor.	Viel hesslicher den vor.
90.	ein Marterbildt	der Welt schabab.	der Welt schabab.
100.	das Grab aussfült	füllt das Grab.	füllet das Grab.

	4. Abbildung usw.	5. Rathbüchlein. <sup>1</sup>
10.	ein Mägdlein	ein Kind
20.	ein Jungfrau	eine Meretrix
30.	eine Frau	eine Näderin
40.	ein Hertzen Mütterchen	eine Schenkin
50.	stille stahn	eine Schmeckenbinderin <sup>2</sup>
60.	gehts Alter an	eine Krapfenbäckerin
70.	ein Alt Mütterchen	eine Kupplerin
80.	nimmerweiss	eine Zauberin
90.	der Kinder Spott	taugt nimmer gar
100.	genade dir Gott.	holt sie jener mit Haut und Haar.

Aus dem vorstehenden ergeben sich also folgende varianten:  
 10 jahr: ein kind bieten alle; lediglich formal ändern 8 kindisch und 14 kindischer art.

20 jahr: ein jüngling, alle, bis auf 14, der des reimes wegen schreibt: ein jüngling zart, und 8 rindisch, was sich aus den hernach zu besprechenden bildern erklärt.

30 jahr: ein mann, alle; 14 ein starker mann.

40 jahr: wolgetân, alle; nur 8 ändert wilkürlich: hausshalten kan, und 4, 5, 6° vertauschen die sprüche der 40 und 50 jahre, setzen zu 40 stille stan, zu 50 wol gethan.

1) Neu vermehrtes rath-büchlein. Mit allerhand welt- und geistlichen fragen samt deren beantwortungen (rocken-büchlein); nach freundlicher mitteilung herrn dr. R. Köhlers; der kuriosität halber mitgeteilt; bl. A1<sup>b</sup>: welches sind die 10 alter der bösen weiber? Antwort:

2) Vgl. Frisch II, 204 eine schmecke: ein blumenstrauss; der spaten p. 1871 Schmeller II<sup>2</sup>, 543.

50 jahr: stille stân, alle; lediglich formal weichen ab 14: stille stehen, und 1, aus verbalem in substantivischen ausdruck sich verirrend: stilstand; die von 4, 5, 6° vorgenommene vertauschung war eben erwähnt.

60 jahr: abegân. A1 fehlt; 3 abegan; A2, 1, 5 abgan; 4 abgon; 2 abe lonn; 6<sup>a</sup> geit dy dat older an; 6<sup>b°</sup> geht dichs alter an; 7, 8, 9, 10, 11, 13, 15 gehts (geht das) alter an; 12 fahet das alter an; 14 ins alter gehen.

70 jahr: ein greis. A1 nym der sel war; A2 so nym dein selbs war; 1 die sele bewar; 3 dy zele bewar; 4 din seel bewor; 5 dein sel bewar; 2, 6<sup>b</sup> eyn greyse (6<sup>a</sup> ein griss), ebenso 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 15; 14 ein alter greis.

80 jahr: ?. A1, A2, 4, 5 der welt narr; 1 der welt tor; 3 der werdist nam; 2 aus der weyse; 6<sup>a°</sup>, 7, 8, 9, 10, 11, 13, 14, 15 nicht mer wiss (nicht mer weis, nimmer weis); 12 wunder weiss.

90 jahr: der kinder spot, alle (A1, A2 der kind spot), nur 2 der lewthe spott.

100 jahr: nu gnâd dir got. A1 pfleg dein got, A2 Nun gesegen dich got; 1, 6, 7—15 gnad dir got; 4, 5 nun gnad dir got; 3 nu helfe vns got; 3 irbarme dich vnser barmherziger, almechtiger gott.

Jacob Grimm erwähnt diese verse in seiner rede über das alter, kleinere schriften, Berlin 1864, 1, 191 fg. und zwar in drei fassungen, in einer jungen, noch jezt lebenden volksüberlieferung, in der des Gengenbach, und in der der Breslauer Rehdigerschen handschrift, aber er streift sie eben nur, ohne sich näher auf sie einzulassen.

Aus der summe der oben angeführten varianten geht deutlich hervor, dass allen verschiedenen fassungen nur ein einziger text zu grunde liegt, und dass über dessen ursprünglichen wortlaut kaum ein zweifel obwalten kann, etwa mit alleiniger ausnahme der formel für das 80. jahr.

Die grundanschauung, über der die ganze spruchreihe sich aufbaut, ist die, dass bis zu 40 jahren die kraft des menschen aufsteigt, mit 50 jahren den höhepunkt erreicht hat und von da ab wiederum absteigt bis zu dem selten erreichten 100. jahre. Aus derselben grundanschauung sind auch diejenigen bildlichen darstellungen hervorgegangen, welche das menschliche leben in einer stufenweisen auf- und wieder absteigenden bilderreihe veranschaulichen.

Daraus folgt zunächst, dass Gengenbachs vertauschung der verse des 40. und 50. jahres eine irtümliche und fehlerhafte ist, seine moralisierende erörterung zum 40. jahre bezieht sich lediglich auf unkeusch-

heit und lässt das darübergesezte motto: stilstan völlig unbeachtet. Seine erklärung zum 50. jahre:

*Im alter heiss ich wol gethan*

*Ain erber wäsen solt ich han*

*An vernunfft weissheit solt ich xû nimen*

passt zwar zu seinen moralisierenden zwecken, kann aber aus dem spruche selbst nur durch eine willkürliche und gewaltsame deutung erzwungen werden, welche den zusammenhang der ganzen spruchreihe misachtet und verkent. Und wenn Jacob Grimm s. 192 sagt: Die unbestimte, bald auf 40, bald auf 50 und 60 erstreckte bezeichnung „ist wohlgethan“, scheint ein schon genügendes, genugsames lebensziel auszudrücken, so ist das nichts anderes, als eine flüchtig hingeworfene äusserung, die er zurückgehalten haben würde, wenn er die ganze spruchreihe und die summe ihrer wandlungen eingehender untersucht und erwogen hätte. Denn genau erwogen kann die bezeichnung „wol getân“ nur zum 40. jahre gehören und wie sie bei dieser steht, kann sie nur gebraucht sein in demselben sinne, in welchem sie in sprache und litteratur des 13. jahrhunderts allgemein üblich war, nämlich in der bedeutung: treflich beschaffen, schön, statlich, vollkommen<sup>1</sup>. Der vierzigjährige hat also nicht wolgetan, sondern ist wolgetân, er steht, nachdem er mit 30 jahren zum manne herangereift war, jezt in der ganzen fülle seiner körperlichen und geistigen kraft.

Ein noch weiteres anwachsen der körperlichen kräfte und derjenigen geistigen, die gerade in der ersten lebenshälfte am regsten und leistungsfähigsten sind, der einbildungskraft und des gedächtnisses, ist nach den allgemeinen naturgesetzen bei dem menschen zwar unmöglich, aber sie halten doch in der regel noch eine gute weile wirksam und tüchtig vor: Daher heisst es bei dem 50. jahre in allen überlieferungen des spruches: „stille stân“.

Aber nach diesem jahrzehnt begint das abnehmen der körperlichen und der ebengenanten geistigen kräfte, welches, entsprechend der anschauung, die der ganzen spruchreihe zu grunde liegt, in den ältesten aufzeichnungen durch: „abegân“ völlig und genau zutreffend ausgedrückt wird, und die variante „abelân“ der Breslauer Rehdigerschen handschrift ist nur eine verunstaltung dieses treffenden und passenden ausdrucks. Wenn nun zuerst Agricola statt dessen sagt: „geit di dat older an“, so fällt er damit zwar aus dem charakter der spruch-

1) Wie z. b. in Wolframs Parzival 29, 2 die königin Belakâne inne wird, dass der angekommene, fremde ritter Gahmuret „wol getân“, dass er ein schöner, statlicher mann sei.

reihe, indem er etwas gleichsam von aussen hinzugekommenes einführt; aber dieser ausdruck hat doch auch noch etwas anschauliches und sinnlich lebendiges, sofern er das alter als einen feind auffasst, der den menschen schädigend anfällt. Die späteren dagegen, welche das personalpronomen di oder dich weglassen (gohts alter an, fahet das alter an), begnügen sich mit einer matten, zum charakter der spruchreihe wenig passenden abstraktion.

Zu 70 jahren bietet die mehrzahl der ältesten aufzeichnungen die formel: die sele bewar. Diese steht zwar an sich nicht in widerspruch mit der gewöhnlichen anschauung des mittel- und noch des reformationszeitalters, welche gerade dem gealterten menschen die sorge für sein seelenheil besonders dringend empfahl. Aber sie fällt ganz und gar aus dem gesamtcharakter der spruchreihe, welche nichts anderes bietet und bieten will, als jedesmal einen ganz kurzen und treffenden ausdruck für die erscheinung, welche der mensch auf einer bestimmten altersstufe darbietet. Formal aber wird sie überdies kritisch verurteilt durch den spruch, der, lediglich um einen reim auf *bewar* zu gewinnen, in denselben aufzeichnungen den 80 jahren gegeben worden ist und dessen albernheit alsbald erwiesen werden soll.

Dagegen ist die formel der übrigen aufzeichnungen: ein greis unzweifelhaft die allein richtige und ursprüngliche. Denn die sprache selbst bezeichnet die vier grossen, deutlich ins auge fallenden altersstufen des menschen durch: kind, jüngling, mann, greis. Wenn nun aber bereits die drei ersten derselben ausdrücklich genant waren, so konte in einem aus der volksanschauung stammenden und in der überlieferung lebenden spruche auch die vierte durchaus nicht fehlen. Darum muste es hier im XV. jahrhunderte heissen: ein greis, und fals der ursprung des spruches, was bei seiner schon im XV. jahrhundert ganz allgemeinen verbreitung wol möglich ist, bis in die erste hälfte des XIII. zu rücken ist, damals heissen: ein grise.

Beim 80. jahre gehen die formeln der verschiedenen aufzeichnungen und der noch jezt lebendigen überlieferung am weitesten auseinander. Die formel des Weigelschen holzschnittblattes: der welt tor, ist ihrem inhalte nach gedankenlos und albern, ihrer form nach ein erzeugnis erst des 15. jahrhunderts. Denn albern ist es zu sagen, der achtzigjährige werde bereits von aller welt für einen toren, d. h. für einen seiner verstandeskräfte verlustigen gehalten, aber erst der neunzigjährige verfallt dem spotte der kinder. Unverkenbar aber verdankt diese formel ihren ursprung lediglich dem bedürfnisse, auf die ebenso ungehörige formel des 70. jahres: die sele bewar, einen reim zu

finden. Dem 15. jahrhundert aber war ein reim: bewar: tor, oder wie Gengenbach mit grösserer annäherung an den vokal bessert: bewar: narr, unanständig. Dem 13. jahrhundert, bis in welches die spruchreihe sehr wohl hinaufreichen kann, wäre dagegen ein reim bewar: töre, oder auch bewar: narre, durchaus nicht gerecht gewesen. Ob dem schreiber der Königsberger handschrift diese formel vorgelegen habe, lässt sich nicht mit sicherheit entscheiden. Gebilligt könnte er sie keineswegs haben, denn seine fassung: der werdist nam, besagt ja ziemlich das gegenteil. Echt und ursprünglich kann diese Königsberger formel freilich nicht sein, weil sie den reim gänzlich zerstört und misachtet. Seit Agricola herrscht in der gedruckten überlieferung die formel: nicht mer wiss, oder: nimmer weiss; aber sie verdient bezüglich ihrer echtheit und ursprünglichkeit wol noch weniger ein günstiges urteil als die ebenfals seit Agricola herrschende formel des 60. jahres: geht dich das alter an. Denn ihrem inhalte nach widerspricht sie der allgemein gangbaren und auch im wesen der sache begründeten auffassung, welche auf der einen seite jugend und torheit, auf der anderen alter und weisheit synonymisierend zusammenfasst, wie Wackernagel bereits s. 13 hervorgehoben und mit beispielen belegt hat. So heisst es z. b. in der letzten zeile des gedichts „der vrouwen turnei“ (v. d. Hagen Gesamtabenteuer 1. 382) zur bezeichnung des altersgegensatzes in der Heidelberger handschrift: der man si junk oder grīs, dagegen in der Coloczaer: junc oder wis. Und dass mit dem 80. jahre die wisheit, die gesammelte kentnis und lebenserfahrung des grisen, des ergrauten, bereits erloschen sein sollte, stimmt weder zu der auffassung des mittelalters noch der gegenwart. Aber auch formal wird Agricolas fassung verdächtig gegenüber einer älteren, in der Breslauer Rehdigerschen handschrift des 15. jahrhunderts erhaltenen gestaltung: aus der weyse. Wackernagel meint zwar, s. 32, dies „aus der weyse“ bedeute „aus der weisheit, der weisheit verlustig“. Aber diese erklärung, zu der er wol nur durch Agricola und dessen nachfolger verleitet worden ist, dürfte sich doch kaum sprachlich rechtfertigen lassen; denn ein abstraktes feminin-substantiv: diu weise in der bedeutung: die weisheit möchte wol schwerlich aus älterem oder jüngerem sprachgebrauche nachgewiesen und belegt werden können. Wo der ausdrück „aus der weis“ sonst vorkommt, bedeutet er: ausserhalb der gewöhnlichen weise oder art, über übliches und gewöhnliches mass oder beschaffenheit hinaus, ausserordentlich, ähnelt mithin in bildung und bedeutung der in älterer sprache sehr üblichen formel „ûz der mâze, ûz der mâzen“ und dem nur wenig weiter abliegenden „ûz der

ahte“ (vgl. Gr. III, 181). So sagt Konrad von Megenberg in seinem Buch der natur (ed. Pfeiffer, s. 212): „Porphirio . . . ist ain vogel auz der gewonhait und auz der weis anderr vogel . . . wan er hât ainen praiten fuoz ze swimmen, und hât ainen andern gespaltene fuoz ze gên auf dem lande . . .“ Und ebenso, besonders im schlimmen sinne, wird diese formel noch jezt gebraucht im bairischen dialekte, nach dem zeugnis von Schmeller (2<sup>u</sup>, 1024), und im Tirolischen nach Schöpf (in Frommann, Die deutschen mundarten 4, 66, und in seinem Tirolischen idiotikon, Insbr. 1866, s. 23). Mithin wird man wol schliessen dürfen, die meinung der formel *aus der weise* solle sein, mit dem 80. jahre habe der mensch ein bereits seltenes und ungewöhnliches ziel des greisenalters erreicht; wie schon der psalmist sagt, 90, 10: „Unser leben wâhret siebenzig jahre, und wenn es hoch komt, so sind es achtzig jahre“.

Die vermutung, dass in der formel der Rehdigerschen handschrift „aus der weise“ die ursprüngliche und echte fassung erhalten sein könne, wird unterstüzt durch mehrere gründe. Es sprechen dafür der reine reim grîse : wîse und die schwierigkeit, einen anderen reinen reim auf wîse zu finden, der einen besseren oder auch nur gleich guten sinn gäbe. Und wie bei der formel des 60. jahres die mehrdeutigkeit des ausdruckes abegân (aufhören, ablassen, unterlassen, versagen), und die verhältnismässige seltenheit der dort gemeinten bedeutung (abwärts gehen, nachlassen) zu änderungen verleitet hat, so mag auch hier der umstand, dass die redensart: ûz der wîse nicht allgemein gangbar war und dass ihre hier gemeinte bedeutung nicht für jedermann sofort zweifellos klar und sicher zu tage lag, veranlassung zu änderungen gegeben haben. Die seit Agricola in der schriftlichen überlieferung herrschende fassung: nicht mehr weis, behält zwar den reinen reim grîse : wîse bei, verwechselt aber das substantiv *wîse* (modus) mit dem ihm nach ursprung und sinn ganz fernstehenden adjectiv *wîse* (sapiens), und gibt damit dem spruche einen ganz anderen, und wie oben gezeigt wurde, ganz ungehörigen sinn. Daher ist in der von Guarinonius dargebotenen fassung die formel *nicht mehr weis* mit vollem rechte verworfen; was jedoch unter dem von ihm dafür gebrauchten *wunderweiss* gemeint sei, lässt sich nicht sicher entscheiden, da zweifelhaft bleibt, ob sein *-weiss* einem mhd. *-wîse* (sapiens) oder *wîz* (albus) entsprechen solle.

Die noch jezt mündlich umlaufende und allgemein gangbare formel lautet: schneeweiss, im schlesischen volksdialekte: schlôweiss. Dieses schlôweiss erklärt v. Holtei im glossare zur ersten ausgabe seiner

schlesischen gedichte (Berlin, 1830, s. 157) folgendermassen: „schló-weiss, schléweiss, für schneeweiss. Vielleicht kommt es auch gleichnisweise von der blüte der schlehen-pflaume, *Prunus spinosa*, die im fröhling die hecken wie ein weisses tuch überzieht“. Auch Joh. Chp. v. Schmid in seinem schwäbischen wörterbuche (2. ausg. Stuttgart 1844. S. 468) sagt: schlohweiss, sehr weiss, wie z. b. dornschlehblüte, woher das wort entstanden sein mag“. Und an sich wäre ja auch diese deutung nicht unmöglich und unzulässig, denn im barischen dialekte findet sich ein völlig ausgeprägtes: schlê-blüe-weiss, schlê-blüel-weiss = sehr weiss (Schmeller, bair. wb.<sup>2</sup> II, 520). Gleichwol ist sie schwerlich richtig. Denn selbst in Schlesien begegnet daneben die form schlössweiss. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen (Marburg u. Leipzig 1868, s. 357) belegt die form schlossweiss für Hessen und bemerkt dazu: Die formen schlohweiss, schlotteweiss u. dergl., welche anderwärts vorkommen, sind hier gänzlich unbekant, um so mehr, als man die vergleichung mit schlossen, welche das wort enthält, durchgängig noch sehr wol versteht“. Aus dem nordwestlichen Mittelfranken bezeugt die form schlossweiss Fr. W. Pfeiffer in Frommanns deutschen mundarten 6, 468, und aus dem Elsass v. Schmid in seinem schwäbischen wörterbuche s. 468. Demnach entscheidet die algemeine verbreitung für die form schlössweiss, aus welcher die andere form schlôweiss durch verderbnis entstanden ist, ebenso die dritte schlotteweiss, oder in Nürnbergischer, noch weiter gehender verstärkung: schnëi-schlottë-weis, schnëi-blëi-schlottë-weis (Schmeller<sup>2</sup> II, 539). Bestätigend treten andere, mit synonymen von „schlosse“ gebildete ausdrücke hinzu, wie hagelweiss, schneehagelweiss (Grimm IV, 2, 149), und riselweiss, blüe-rikel-weiss, schnê-blüe-rikel-weiss, weiss wie schlossen, schneeweiss (bairisch, Schmeller<sup>2</sup> II, 147; tirolisch: Schöpf, s. 558; vgl. L. Tobler, Über die verstärkenden zusammensetzungen im deutschen, in Frommann, die deutschen mundarten, b. 5).

Die jezt gangbare fassung der mundartlichen überlieferung besagt also, dass das haar, welches mit dem 70. jahre ergraut war, mit dem 80. ganz weiss geworden ist. Sie passt mithin sehr wol zu dem gesamtcharakter der spruchreihe, sofern sie ein augenfälliges und charakteristisches äusseres merkmal des altersfortschrittes kurz und treffend bezeichnet. Aus ihrer sprachform jedoch ist zu schliessen, dass sie erst jüngeren ursprunges ist. Denn ein reim grise : wîz wäre der ersten hälfte des 13. jahrhunderts nicht gerecht gewesen, und wenn gegen ablauf des 13. jahrhunderts bei dem minnesinger Kuonrât von Altstetten (v. d. Hagen, Minnesinger 2, 65<sup>b</sup>) die reime wîz : pris : grîs



begegnen, so ist hier zu einer zeit, wo der frühere, lautliche unterschied zwischen auslautendem s und z bereits schwand, das adjectiv gr̄is gebraucht, nicht aber eine kürzung des substantives der gr̄ise.

Beim 90. jahre stimmen alle quellen überein, die handschriftlichen, die gedruckten und die noch lebende mündliche überlieferung. Wenn aber Wackernagel s. 31 die ansicht aufstellt, die formel: der kinder spot habe „ursprünglich gemeint: die üble behandlung von seiten der eignen kinder, weil der vater ihnen gar zu lange lebe“, so trägt er etwas hinein, was nicht darin zu liegen braucht, und was ursprünglich ganz unzweifelhaft auch gar nicht darin liegen sollte. Hans Sachsens von Wackernagel dafür angeführte verse:

Du, alter, hast mir bracht solch schätz,  
Dass ich bin meiner kinder spott,  
Die nur hoffen auf meinen tod,  
Auf dass sie erwerben mein gut

können für die ursprüngliche bedeutung dieser sprüche doch unmöglich ein massgebendes und entscheidendes zeugnis ablegen; dies ist vielmehr zu schöpfen aus dem gesamtcharakter der ganzen spruchreihe. Und wie bei allen übrigen altersstufen nur die äussere erscheinungsform kurz und treffend bezeichnet werden soll, so auch hier: Der neunzigjährige erscheint nach seiner körperlichen beschaffenheit so hinfällig und gebrechlich, dass er gerade die infolge ihrer beweglichkeit so übermütigen kinder durch den gegensatz veranlasst, über den langsamen, ungeschickten und unbehilflichen alten zu spotten, der ihrer behendigkeit nicht folgen kann. Dass dies auch die meinung der volksüberlieferung schon im 15. jahrhundert, also vor Hans Sachs gewesen ist, wird überdies auch tatsächlich bewiesen durch die variante der Redigerschen handschrift: der lewthe spot, welche ja unleugbar bezeugt, dass nicht die eigenen kinder des neunzigjährigen gemeint sein sollen.

Ob zum 100. jahre gesagt wird: genåde dir got, oder: pfleg dein got, oder: helfe uns got, oder endlich: erbarme dich unser, got — das läuft in der sache auf dasselbe hinaus; aber in der fassung gehen gerade die ältesten quellen am meisten aus einander. Das pronomen mag sich eingestellt haben, weil man gewöhnt war, das verbum genáden mit dem dativ der person zu verbinden. Der ursprünglichen fassung jedoch kann das pronomen ganz gefehlt haben, so dass die ergänzende hinzufigung der gemeinten person dem leser oder hörer überlassen blieb.

Nach diesen erörterungen erscheint die vermutung zulässig, dass die ursprüngliche fassung etwa folgendermassen gelautet habe:

zēhen jâr : ein kint.  
 zweinzec jâr : ein jungelinc.  
 drîzec jâr : ein man.  
 vierzec jâr : wol getân.  
 vûmfzec jâr : stille stân.  
 sēhzec jâr : abe gân.  
 sibenzec jâr : ein grîse.  
 ahtzec jâr : ûz der wise.  
 niunzec jâr : der kinder spot.  
 hundert jâr : genâde got!

## II. Die bilder.

Den gereimten sprüchen geselten sich alsbald bei ihrem ersten auftreten auch bildliche veranschaulichungen der 10 altersstufen und begleiteten dieselben bis auf den heutigen tag. Diese darstellungen zerfallen in zwei grundverschiedene reihen, die allerdings meist vereinigt auftreten: in wirkliche bilder und in symbole. Die wirklichen bilder stellen einen mann oder eine frau auf der betreffenden altersstufe in entsprechender gestaltung, haltung, hantierung und umgebung dar und sind willkürliche schöpfungen freier kunstübung verschiedenartigen wertes. Die symbolischen darstellungen dagegen sind aus der volksanschauung entsprungen und haben in der volksüberlieferung fortgelebt, können deshalb auch allein hier in betracht kommen. Für den symbolischen ausdruck bot sich hier, wie in der äsopischen fabel, fast von selber als geeignetes mittel die tiergestalt dar, weil jedes tier einen ausgeprägten gattungsscharakter zeigt durch bestimmte, hervorstechende eigenschaften und neigungen, die in jedem einzelnen tiere derselben gattung widerkehren. In der versinbildlichung der altersstufen durch tiere war bereits das hebräische, das griechische und auch das einheimische deutsche altertum vorangegangen, und zwar unter anknüpfung an die tierfabel oder genauer an das tiermärchen. Nach einer fabel des Babrius (N. 74. Furia 278. Coray 194) kommen pferd, stier und hund vor frost zitternd zum menschen, der sie an seinem feuer sich wärmen lässt und aus seinen vorräten ihnen nahrung gibt. Das vergelten die tiere, indem sie als gastgeschenk dem menschen einen teil ihrer lebensjahre überlassen; das pferd sogleich, deshalb ist der mensch in der jugend übermütig; darauf der stier, darum müht sich der mensch in der mitte des lebens mit arbeit und sammelt reichtümer;

zuletzt der hund, darum sind die alten immer mürrisch, schmeicheln nur dem, der ihnen nahrung gibt und achten die gastfreundschaft gering (vgl. W. Grimm, tierfabeln bei den meistersängern. Berlin 1855, s. 21 fg. = Kl. schr. IV, 369 fg.). Ein bauer aus Zwehrn bei Cassel erzählte im jahre 1838 auf dem felde ein tiermärchen, aufgenommen in die samlung der brüder Grimm unter nr. 176; dasselbe märchen, in etwas abweichender motivierung, kent auch die jüdische litteratur in einer versificierten fassung des Jehuda Levy Krakau Ben Sef, in der zeitschrift Hamassef, Königsberg 1788, II, 388 fgg. (nachgewiesen von Gödeke, Gengenbach, s. 588). Gott hatte dem esel, hunde, affen und menschen je 30 jahre als lebensdauer ausgesetzt; aber den tieren erschien dies mass zu lang, dem menschen dagegen zu gering. Da erbarmt sich gott, nimt dem esel 18, dem hunde 12, dem affen 10 jahre ab und legt diese sämtlich dem menschen zu. Infolgedessen lebt der mensch nun zwar durch seine ersten 30 jahre ein menschenleben; dann aber kommen ihm nacheinander die lastjahre des esels, die knurrigen des hundes und die närrischen des affen, der der kinder spott ist (vgl. Kinder- und hausm. der brüder Grimm III<sup>3</sup>, 248; Gödeke, Gengenbach 588; Wackernagel, Lebensalter 21). Nach der in Aurbachers volksbüchlein (I, nr. 12) enthaltenen fassung nimt der liebe gott dem esel, dem hunde und dem affen von den je 30 ihnen bestimmten jahren auf ihre bitten 20 ab und legt diese dreimal 20 dem menschen zu, der mit seinen 30 nicht zufrieden ist, so dass nun die abschnitte von 30--50, von 50—70, von 70—90 herauskommen.

Während des gesamten mittelalters war bibelerklärung, predigt, gottesdienst und kirchliche kunst von symbolik so durchtränkt, dass symbolische auffassung allgemein verständlich und geläufig wurde. Um so leichter erweiterten und vervollständigten sich jene altüberlieferten drei symbolischen tiergestalten zu einer, den 10 altersstufen entsprechenden zehngliedrigen reihe, wobei allerdings pferd und affe ganz fortgelassen sind und stier, hund, esel eine wesentlich andere bedeutung bekommen haben.

Wir zählen im folgenden, entsprechend der oben gegebenen übersicht, die uns bekant gewordenen darstellungen auf, wobei wir, wie schon bei den sprüchen, nur auf die allein volkstümlich gewordenen und allein ursprünglichen zehn alter der männer näher eingehen.

## I. Die zehn alter der männer.

	1. Cl.Hätz- lerin.	2. Wei- gel.	3. Münch. hdschr.	4. Gengen- bach.	5. Anna- berg.	6. Nat.- mus.	7. Stim- mer.	8. de Necker	9. Abbil- dung.	10. Wart- burg.
10.	kitz	kyz	kitz	Rehkalb	Kalb	Bock	—	Bock	Bock	Kalb
20.	kalb	kalb	kalp	springend. Bock	Bock	Hyäne (?)	—	Kalb	Kalb	Bock
30.	stier	styr	stier	Löwe	Stier	Ochs	—	Stier	Stier	Stier
40.	leo	lew	leon	Stier	Löwe	Löwe	—	Löwe	Löwe	Löwe
50.	fuchs	fuchs	fuhs	Hund	Fuchs	Fuchs	—	Fuchs	Fuchs	Fuchs
60.	wolf	wolf	wolf	Fuchs	Wolf	Wolf	—	Wolf	Hund	Wolf
70.	katz	hunt	katze	Wolf	Hund	Hund	Hund	Hund	Wolf	Hund
80.	hund	kaz	hund	Katze	Katze	Katze	—	Katze	Katze	Kater
90.	esel	esel	esel	Esel	Esel	Esel	—	Esel	Esel	Esel
100.	gans	gans	gans	Gans	Tod	Tod	—	Gans	Gans	Tod.

## II. Die zehn alter der weiber.

	1. Annaberg.	2. de Necker.	3. Abbildung.	4. Wartburg.
10.	Wachtel	Wachtel	Wachtel	Küchlein
20.	Taube	Taube	Taube	Täubchen
30.	Elster	Pfau	Pfau	Elster
40.	Pfau	Glucke	Glucke	Pfau
50.	Henne	Kranich	Kranich	Henne
60.	Gans	Gans	Gans	Gans
70.	Geier	Geier	Geier	Geier
80.	Eule	Eule	Eule	Eule
90.	Fledermaus	Fledermaus	Fledermaus	Fledermaus
100.	Tod.	Tod.	Tod.	Tod.

1. Liederbuch der Clara Hätzlerin (ed. Haltaus, s. LXIX). Seit die pflege der litteratur von den höfen und dem adel in die städte und an den bürgerstand übergegangen war, begegnen in wachsender zahl aufzeichnungen von volksliedern und von anderen erzeugnissen der volksüberlieferung oder bürgerlichen kunstübung. Die von der Clara Hätzlerin im jahre 1471 zu Augsburg geschriebene gedichtsamlung ist reich an dergleichen stücken.

2. Der holztafeldruck der Weigelschen samlung.

3. Ein von Wackernagel noch nicht gekannter spruch in der Münchener papierhandschrift des XV. jahrhunderts clm. 4394, dessen mitteilung in einer von hrn. bibliothekar dr. Keinz genommenen abschrift

ich der güte des hrn. dr. Peiper verdanke. Die handschrift ist beschrieben im Catal. cod. latin. bibl. reg. monac. compos. C. Halm et Ge. Laubmann, Monachis 1868 1, 2, 158. Sie stammt, wie die alte signatur Aug. S. Ulr. 94 zeigt, aus Augsburg und enthält auf 195 quartblättern einen sehr bunt gemischten inhalt medicinischer, naturgeschichtlicher, theologischer, geistlicher und weltlicher verse, meist lateinisch, doch hie und da deutsches unterlaufend. Auf bl. 183<sup>b</sup> folgt unter der überschrift de etate die erwähnte spruchreihe in einer ziemlich ungeschickten, nachlässigen und fehlerhaften aufzeichnung; ich habe versucht, unter wahrung der spätbairischen sprachformen, die schreibung zu regeln und die fehler durch vermutungen zu beseitigen. Dem also gewonnenen texte füge ich, damit er kontrolliert werden könne, die fassung der handschrift bei:

#### I. Münchner handschrift.

X iar ain kicz, das da nit hatt wicz,  
 XX iar ain kalb, er uon kainer wicz halt,  
 XXX iar ain stier genennt, erst ain weig er sich erkennt,  
 XL iar ain leon müt, sein sterck vmm jn ain besten tütt,  
 L iar ain fuchss genennt, vil schalkait er in im erkent,  
 LX iar ain wolff er haisst, jn geiczikait ist demm er uerpaisst,  
 LXX iar der kaczen art, mit schleichen ist sein hinfart,  
 LXXX iar ain hund, zornig er zû aller stund,  
 LXXXX iar ain esel güt, yederman sein spotten tüt,  
 C iar ain ganss er ist, vnd waisst doch nit, wass jm enprist.

#### II.

X jâr ain kiz, daz da nit hat wiz.  
 XX jâr ain kalp, waen klainer wize halp.  
 XXX jâr ain stier genennt, êrst in weige er sich erkennt.  
 XL jâr ains leon muot, sein sterke nû daz beste tuot.  
 L jâr ain fuhs genennt, vil schalkhait man in im erkent.  
 LX jâr ain wolf er haizt, in geitzikait ist er erbeizt.  
 LXX jâr der katzen art, mit sleichen ist sein hinfart.  
 LXXX jâr ain . . . hund, zornic ist er zaller stund.  
 LXXXX jâr ain esel guot, ieder man sein spotten tuot.  
 C jâr ain gans er ist, und waiz doch nit, waz im enbrist.

4. Dem im jahre 1518 zu Augsburg erschienenen nachdruck des Gengenbachschen spieles von den X altern (Gödeke, Gengenb. 573) sind holzschnitte beigegeben: dem zehnjährigen, reifschlagenden knaben

ein springendes rehkalb, dem 20jährigen jüngerling ein springender bock, dem 30jährigen manne ein löwe, dem 40jährigen, spiestragenden ein stier, dem 50jährigen ein hund, dem 60jährigen, seckeltragenden ein fuchs, dem 70jährigen ein wolf, dem 80jährigen, am krückstock gehenden eine katze, dem 90jährigen auf zwei krücken gestützten ein esel, dem 100jährigen, den rosenkranz betenden eine gans<sup>1</sup>.

5. Im jahre 1525 liess herzog Georg von Sachsen die altersstufen des mannes und des weibes an der hauptkirche zu Annaberg in stein gehauen darstellen. Bei dem männlichen geschlecht wird jede stufe von einem vierfüssigen tiere, bei dem weiblichen von einem vogel begleitet.

6. Das germanische national-museum in Nürnberg besitzt einen grossen, schönen holzschnitt eines unbekanten meisters aus dem jahre 1540, die altersstufen des menschen darstellend, jedoch ohne verse. Da der bogen wol kaum noch ein zweites mal existiert und auch noch nicht nachgebildet worden ist, lasse ich eine etwas ausführlichere beschreibung desselben folgen, die ich dem überaus freundlichen entgegenkommen der verwaltung jener nationalen anstalt verdanke. Unten in der mitte des blattes steht ein viereckiger, hoher stein mit der inschrift MDXXXX; darüber Christus, mit seinen füssen auf der weltkugel, etwas tiefer knien in den wolken, betend, Adam und Eva, auf gleicher höhe mit dem erwähnten stein (heraldisch) rechts die seligen, links die verdamten. Diese darstellung des weltgerichtes wird auf beiden seiten begrenzt von mauerwerk, welches gewölbe enthält. Der keller auf der (heraldisch) rechten seite ist leer, der auf der linken birgt eine bahre. Auf dieses mauerwerk aufsetzend wölbt sich ein bogen, die darstellung des weltgerichtes nach oben abschliessend. Von rechts nach links gehend finden sich nun auf mächtigen steinstufen folgende figuren. 1. stufe: wiege; 2. stufe: nackter knabe mit steckenpferd, unter beiden in einer nische springender bock mit breipfänchen; 3. stufe: sitzender landsknecht, darunter hyänenartiges tier; 4. stufe: fahnenträger, darunter ochs; 5. stufe: sitzender mann, die linke hand ausgestreckt, mit klagendem gesichtsausdruck, darunter löwe; 6. stufe: in der mitte des blattes sitzender mann mit vollem barte und reichem gelock, in beiden händen eine rolle, hinter ihm der tod, darunter der fuchs; von hier an senken sich die bis dahin ansteigenden stufen; 7. stufe: sitzender mann, darunter wolf; 8. stufe: sitzender mann im

1) Den druck hat mir, wie schon erwähnt, das freundliche entgegenkommen des herrn antiquar Rosenthal in München zugänglich gemacht. — Hier endet das manuscrypt des verfassers.

pelz, rosenkranz in der hand, darunter hund; 9. stufe: sitzender mann mit krücke im arm, darunter katze; 10. stufe: sitzender mann mit gugel auf dem kopfe, ein nackter knabe lehnt an seinen knien, darunter esel, in dem oben beschriebenen mauerwerk die bahre (= tod). Es liegt auf der hand, dass die 2. stufe den 10jährigen, die dritte den 20jähr., die 4. den 30jähr., die 5. den 40jähr., die 6. den 50jähr., die 7. den 60jähr., die 8. den 70jähr., die 9. den 80jähr., die 10. den 90jähr. bezeichnen soll; die bahre (an stelle des 100jähr.) und die wiege sollen den eintritt in das leben und den tod bedeuten.

7. Tobias Stimmer, der freund und gehilfe Fischarts, gab um 1570 eine reihe von 10 holzschnitten heraus, darstellend die 10 stufen des weibes (1—5, je 2 auf einem blatte) und des mannes (6—10) nachgebildet in dem prächtigen werke von Hirth und Muther, Kulturhistorisches bilderbuch, III, 1369—78; am fusse eines jeden doppelbildes je 2 der oben mitgeteilten verse; den sehr schön ausgeführten holzschnitten fehlen, ausser beim 70jährigen manne, der vom hund begleitet ist, die bezeichnenden tierfiguren; dass Stimmer aber dieselben gekant, geht auch aus der noch zu erörternden bezeichnung des 20jährigen als rindisch hervor.

8. Jobst und Hercules de Necker, Stamm- oder gesellen-büchlein Da das buch eine seltenheit ersten ranges ist und in den meisten deutschen bibliotheken fehlt<sup>1</sup>, lasse ich eine kurze beschreibung des von der hof- und staatsbibliothek in München mir freundlichst zur verfügung gestellten exemplares folgen.

Der titel lautet: Ein new vnd künstlich schönes Stamm oder Gesellen Büchlein mit dreyzehen Historien, darinnen hundert guter wolgestelter figuren, sampt jhren darzugehörigen guten Reymen erklet, allen kunstliebenden dienstlich vnd nützlich, wie in der Vorred vnd Register zuuernemen ist. Gedruckt zu Wienn in Osterreich, durch Hercules de Necker, in verlegung Hansen Herman. Die „figuren oder bilder“ rühren nach der vorrede her von Dionysius Manhallart, „riss und scharpffierung von Nicklas Solis aus Nürnberg“; unterschrieben ist die vorrede mit: Daudid de Necker, Formschneider; dasselbe am schluss des buches mit der jahrzahl 1579<sup>2</sup>. Nach der widmung An

1) Auch in Berlin; auch Gödeke hat es nicht selbst gesehen, vgl. Gengenbach s. 582; Rosenthals, allerdings mit sehr schönen handzeichnungen geschmücktes exemplar ist mit 600 m. angesetzt.

2) Massmann (Aufsess, Anz. II, 14) nent die herausgeber Jobst und Hercules de Necker, aber dasselbe jahr; vielleicht ist ihm mit den namen ein irtum untergelaufen.

den kunstliebenden Leser (in versen) und dem register folgen, jedesmal durch eine männliche oder weibliche figur dargestellt, die vier elemente, die fünf sinne, die sieben planeten, die vier eigenschaften des geblütes, die sieben haupttugenden (glaube, hoffnung, liebe, vorsicht, gerechtigkeit, stärke, mässigkeit), die sieben freien künste, die neun musen, die vier jahreszeiten, die sieben gaben des h. geistes, die sieben laster (hoffart, geiz, neid, zorn, unkeuschheit, trunkenheit, müsiggang), der herr, die theologie, die geduld, der tod, die zehn alter manns- und weibspersonen, endlich die 12 apostel<sup>1</sup>. Das erste bild, das feuer, steht auf der rückseite des lezten registerblattes, darauf folgt ein ganz leeres, sodann ein mit einem leeren wappenschild versehenes; auf der vorderseite des nächsten unter der überschrift: „Ignis. Das Feuer“ 22 deutsche verse; auf der rückseite: „Aer. Die Luft“; darnach dieselbe reihenfolge der blätter; so bei jedem der folgenden figuren, entsprechend dem zwecke, dem das buch dienen sollte, wie unsere heutigen stambücher, eintragungen oder zeichnungen sowie wappen von guten freunden oder gönnern des besitzers aufzunehmen. Über jeder figur steht, lateinisch, entweder nur die bezeichnung dessen, was sie darstellen soll, oder ausserdem eine bemerkung in prosa oder hexametern (einem oder zwei), die zu dem wesen oder der bedeutung des dargestellten in beziehung steht; so z. b. über den 12 apostelbildern je eine zeile des apostolischen symbolum.

Die bilder zu den 10 altersstufen sind folgende: 1. knabe auf dem steckenpferd, hinter ihm springendes böckchen. 2. 20jähriger mit falken auf der faust — kalb. 3. Krieger mit schwert und lanze — stier. 4. Krieger mit schwert und kommandostab — löwe. 5. Bürger mit geldtasche — fuchs. 6. Bürger im pelz mit geldbeutel in der linken — wolf. 7. Bürger im pelz mit schriftrolle — hund. 8. Gebückt einherschreitender mit rosenkranz in der rechten — katze. 9. Auf zwei krücken schleichender von einem knaben verspottet — esel. 10. Auf einer bahre neben einer sanduhr sitzender — gans. Darnach die bilder für die weiblichen altersstufen.

9. Abbildung derer VIII Hertzoge usw. enthält 20 bilder, 10 für die männlichen, 10 für die weiblichen altersstufen, in der reihenfolge, dass erst der 10jährige knabe, sodann das 10jährige mädchen; hierauf der 20jährige jüngling, die 20jährige jungfrau abgebildet sind usw. 1. Knabe auf einem steckenpferd — springendes böckchen. 2. Reichgekleideter jüngling, auf der faust einen falken — kalb. 3. Reichgekleideter mann —

1) Zusammen 97 figuren (nicht 100, wie der titel verheisst) und 2 wappen.



stier. 4. Geharnischer — löwe. 5. Bürger im pelz mit geldbeutel — fuchs. 6. Bürger im pelz mit schriftrolle — hund. 7. Bürger mit wallendem bart und pelzmantel — fuchs. 8. Alter auf einen stock gestützt — katze. 9. Alter auf krücken, von einem knaben verhöhnt — esel. 10. Alter vom tode geholt, der ihm das stundenglas vorhält — gans.

10. Die modernen im innern der wartburg befindlichen, bekannten medaillonbilder, darstellend die 10 alter der männer und der frauen durch vierfüssige tiere und vögel.

Auf den noch jezt üblichen bilderbogen fehlen die tiergestalten<sup>1</sup>.

10 jahr: kiz 1. 2. 3. 6. 8. 9; rehkab 4; kalb 5. 10.

20 jahr: kalb 1. 2. 3. 8. 9. bock 4. 5. 10. hyäne (?) 6.

Unter kitz ist das junge zunächst der ziege zu verstehen, das zicklein (böcklein oder geisslein), dann auch des rehes, daher rehkab (4) nicht als abweichung anzusehen ist. Es liegt auf der hand, dass das mit dem 10. jahre zum abschluss kommende, mehr dem spiel, als ernster beschäftigung gewidmete, harmlose und unbewusst dahinlebende, endlich in seiner erscheinung und bewegung zierliche kindesalter nicht durch das kalb (5), sondern durch das böckchen bezeichnet werden muss, während der 2. stufe nicht dieses (4. 5. 10), sondern durchaus das kalb angemessen ist (1. 2. 3. 8. 9), dessen ausgelassenes und doch unbehilfliches, täppisches wesen recht wol passt für das alter, in welchem kindischer übermut, oft in plumper weise, noch stark hervortritt; daher auch von dieser altersstufe mit vorliebe gesagt wird, sie kälberere, treibe mutwillen. Auch das *rindisch* Stimmers (oben nr. 8) soll wol nichts anderes bedeuten als kälbern, vitulinus, und ist statt dieses nur des reimes wegen gewählt. Mit dem „hyänenartigen“ tier (6) weiss ich nichts anzufangen; es passte wol allenfalls zu dem landsknecht desselben bogens, aber ganz und gar nicht zu dem 20jährigen.

30 jahr: stier, 40 jahr: löwe, ausser 4, welcher die umgekehrte reihenfolge hat, alle; und mit recht; denn der stier, als sinbild der rohen, ungestümen, unbesonnenen, aber auch unerschöpflichen kraft, auch in sexualler beziehung, entspricht durchaus dem wesen der dritten altersstufe.

Wie der löwe in der tierfabel, infolge seiner hervorragenden körperlichen, wie geistigen eigenschaften der könig der tiere ist, so steht

1) Erwähnt sei wenigstens eine von herrn dr. Köhler freundlichst mitgeteilte stelle aus Gracian, Oraculo manual, 1702, 292: Mit 20 jahren wird der mensch ein pfau, mit 30 ein löwe, mit 40 ein kamel, mit 50 eine schlange, mit 60 ein hund, mit 70 ein affe, mit 80 nichts.

der mann im 40. lebensjahre, wo auch die geistige reife die stufe der vollkommenheit erreicht hat, auf welcher der körper schon früher ange-  
langt war, auf dem höhepunkt der menschlichen entwicklung.

50 jahr: fuchs, alle, ausser 4 hund.

60 jahr: wolf, alle, ausser 4 fuchs, 9 hund.

70 jahr: katze 1. 3; hund 2. 5. 6. 7. 8. 10; wolf 4. 9.

80 jahr: katze 2. 4. 5. 6. 8. 9. 10; hund 1. 3.

90 jahr: esel, alle.

100 jahr: gans, alle, ausser 5. 6. 10, tod.

Im allgemeinen ist über die wahl der tiere für diese 6 stufen zu bemerken, dass sie bei weitem nicht so einleuchtend erscheint, als bei den ersten vier, indem sich die eigenschaften der gewählten tiere mit dem wesen und charakter der von ihnen vertretenen altersstufen nicht unbedingt decken.

Nach den oben angeführten tiermärchen sind die hündischen jahre des menschen die, in denen er mürrisch oder knurrig ist; es sind dies nach dem Grimmschen märchen die jahre von 48—60, nach dem Aurbacherschen offenbar richtiger und zutreffender von 50—70. Jene bezeichnung beruht auf der richtigen anschauung, dass der alternde mensch (über 50), der seine geistigen und körperlichen kräfte immer mehr schwinden sieht, den allerlei gebresten und schwächen anfallen, gegenüber den früheren lebensstufen kein lebenswertes dasein mehr führt; ein solches leben aber wird im volksmund treffend als hundeleben bezeichnet, wie es der hund führt, dessen lohn für alle treue und wachsamkeit von seiten des menschen schlechte behandlung und geringes futter ist. Es ist der hund also nicht einer hervorstechenden eigenschaft, sondern seiner lebensweise wegen gewählt worden. Für jenes stadium des hundelebens aber, wenn ich den ausdruck gebrauchen darf, ist der höhepunkt das 70. jahr. Der 70jährige, der greis, wie ihn der spruch nent, ist gewissermassen der vertreter des alters; daher der hund nur dieser und keiner anderen altersstufe angemessen erscheint.

Der fuchs, nach fast einmütiger überlieferung der begleiter der 5. lebensstufe, ist nach dem spruche der Münchner handschrift seiner schalkheit halber gewählt. Dieser wahl liegt die anschauung zu grunde, dass der 50jährige, dem keine weitere zunahme seiner geistigen und körperlichen eigenschaften, wol aber ein absteigen von der höhe der vollkommenheit des 40jährigen bevorsteht, den sich almählich fühlbar machenden defekt an stärke, mut, tatkraft und entschlossenheit zu

ersetzen sucht durch einen höheren grad von schlaueit, durch welche er oft mehr erreicht, als der 40jährige, der den geraden weg geht, gerade so wie in der tierfabel der fuchs den löwen überlistet. Das sprichwort sagt: was der löwe nicht kann, das kann der fuchs.

Eine stufe tiefer als der fuchs steht in der tierfabel der ihm sonst so nahe verwante wolf, der dieselben üblen eigenschaften hat, wie jener, aber dabei nicht die gewantheit und geschmeidigkeit, vielmehr auch noch als wütig, neidisch und karg erscheint (Reinh. Fuchs ed. J. Grimm, s. XXXIV). Namentlich die beiden lezten eigenschaften haben wol seine wahl für die 6. lebensstufe veranlasst, wo der mensch infolge der sich immer mehr fühlbar machenden abnahme seiner kräfte, sowie der überlegenheit und der grösseren erfolge jüngerer von zorn und neid erfüllt, oft auch von dem laster des geizes in besitz genommen wird.

Die katze ist für den 80jährigen rein äusserlicher eigenschaften wegen gewählt. Wie sie hält sich auch der 80jährige meist in der stube auf, wie sie hat er eine grosse vorliebe für die wärme der sonne oder des ofens, wie sie endlich bewegt er sich langsam und schleichend vorwärts.

Dem gedanken des spruches entspricht die bezeichnung des 90jährigen durch den esel; wie dieser seiner dumheit und unempfindlichkeit, sowie seiner ganzen lächerlichen erscheinung halber, so ist der 90jährige wegen seiner gebrechlichkeit und hinfälligkeit, seiner langsamkeit und ungeschicklichkeit, oft auch deshalb, weil er geistig selbst wider zum kinde geworden ist, „der kinder spott“.

100 jahr: die gans, alle, bis auf 5. 6, der tod. Dass die gans nicht gewählt ist, weil etwa der 100jährige seinem wesen nach mit ihr irgend etwas gemeinsam hätte, geht schon daraus hervor, dass für die männlichen altersstufen sonst lauter vierfüssige tiere als symbole dienen. Auch wüsste ich nicht, welche eigenschaften beiden gemeinsam sein solten. Am ehesten denkt man an das sprichwort: mit der wilden gans um die wette leben, was sowol die bedeutung hat: in den tag hineinleben, als auch: sehr lange leben, und an die verwendung der wilden oder schneegans in den bekanten sprüchen: Ain zaun wert drey jar, ain hund wert drey zeun, ain pferd drey hund, ain mensch wert drey pfärd, ain esel drey menschen, ain schneegans drey esel (Clara Hätzlerin ed. Haltaus s. LXIX, 14; vgl. oben s. 387, 2 und Gödeke, Gengenbach 563). Man begriffe dann aber nicht recht, warum gerade die gans gewählt sei, warum man nicht den esel genommen,

der drei menschen währ, oder die krähe, von der im weiteren verlauf jenes spruches gesagt ist, sie währ drei gänse, den hirsch, der drei krähen währ usw. Die langlebige gans als symbol für die äusserste und nur selten erreichte grenze des dem menschen beschiedenen alters würd meiner meinung nach der volkstümlichen anschauung, die in unserer spruch- und bilderreihe zum ausdruck komt, geradezu widersprechen. Ihr erscheint der 100jährige als ein dem tode eigentlich und den naturgesetzen gemäss längst verfallener, gewissermassen ein lebendes bild des todes; daher auch die bahre oder der sarg oder das offene grab, oder auch der tod selbst mit sense und stundenglas auf den bildlichen darstellungen neben jenem zu sehen sind. Es muss also auch die gans in irgend welcher beziehung zum tode stehen. Nach dem allerdings an abenteuerlichen vermutungen und gewagten hypothesen überaus reichen etymologisch-symbolisch-mythologischem realwörterbuch von F. Nork (I, 77 fg.) währ die gans ein symbol der auferstehung, daher sie auch auf grabmonumenten so häufig zum vorschein komme. Welchem umstande sie diese rolle verdankt, bleibt freilich völlig unklar. Dann hätte sie ja auch neben dem 100jährigen, auf der stufe des überganges vom leben zum tode eine berechtigung und gäbe der doch immer nahe an das komische und burlesque streifenden tier-symbolik einen würdigen und ernsten abschluss.

Jedenfalls hat man die gans als begleiterin des hundertjährigen nicht wegen einer hervorragenden eigenschaft gewährt, die sie mit diesem gemeinsam hätte, wie die übrigen tiere. Sie ist das symbol der wachsamkeit (vgl. Keller, Tiere des klassischen altert. Innsbruck 1887, s. 290): soll sie für den im todesschlaf ruhenden menschen wachen, damit er den tag der auferstehung nicht versäume? Ferner ist sie, ihrer grossen fruchtbarkeit halber, ein erotisches symbol (vgl. Friedrich, Symbolik u. mythol. der natur, Würzb. 1859, s. 585): „An die erotische symbolik . . schliesst sich eine andere an. Da nämlich zeugung und tod die beiden pole des seins sind, oder auch, weil aus dem tode sich neue zeugung (neues leben) entwickelt, so wurde das zeugungssymbol auch todessymbol. Der göttin der unterwelt wurden gänse geopfert, und auf grabmonumenten findet man nicht selten gänse dargestellt“ (ebenda s. 586); Böttiger, Ideen zur kunst-mythologie, herausg. v. Sillig, II, 442, auf welchen Friedrich dabei verweist, führt freilich nur antike grabmonumente an. Überhaupt darf nicht verschwiegen werden, dass gegen alle diese vermutungen über die wahl gerade der gans als begleiterin des hundertjährigen ein schweres bedenken erhoben werden muss. Die gründe für die wahl der übrigen tiere sind

durchaus einfache, sofort in die augen springende, der phantasie des volkes entsprechende: sollte für die wahl der gans eine so künstliche, dem schlichten verstande gänzlich fernliegende überlegung massgebend gewesen sein?

---

## SAGENHAFTES UND MYTHISCHES AUS DER GESCHICHTE DER KREUZZÜGE.

Die geschichte der kreuzzüge, jener gewaltigen nach osten rückläufigen völkerwanderung, ruht auf einer solchen fülle echter quellen des abend- und morgenlandes, dass eine bewältigung derselben die kräfte eines einzelnen übersteigt; ebenso gross ist die zahl der direkt und indirekt durch die kreuzzüge veranlassten und von ihnen beeinflussten sagen, der daran sich knüpfenden mythischen reste. Wenn daher im folgenden eine kleine übersicht derselben gegeben werden soll, so ist volständigkeit ausgeschlossen, und nur ihr nachweis innerhalb der echten historischen quellen das ziel. Vielleicht wird dieser bisher noch nicht gemachte versuch dem kenner der grossen und kleinen sagen- und romankreise der kreuzzüge wie dem mythologen, trotz aller noch vorhandenen lücken, nützlich sein können.

Schon der ursprung des ersten kreuzzuges führt in die sage und mythe hinein; von ihr sind die gestalten des einsiedlers Peter<sup>1</sup> wie des herzogs Gottfried<sup>2</sup> umspunnen. Aber auch wenn wir die anfänge jedes neuen kreuzzuges weiter verfolgen, so werden zwar die einzelnen personen, die herolde wie die helden des heiligen krieges, geschichtlich klarer und greifbarer, jedoch die sage bleibt, während die mythe immer mehr zurücktritt, immer noch geschäftig genug. So werden uns vor jedem kreuzzuge wunderbare naturereignisse<sup>3</sup>, zeichen am himmel<sup>4</sup> und auf erden von den chronisten gemeldet, und ebenso zahl-

1) Über ihn gründlich Heinrich Hagenmeyer, Peter der eremit, Leipzig 1879. Über kreuzfahrer- und pilgersagen vgl. Röhricht, Beitr. II, 392—400 und Deutsche pilgerreisen nach dem heil. lande 1889, 83. S. sonst auch Prutz, Kulturgesch. der kreuzzüge 568—69.

2) Vgl. über ihn als „ritter mit dem schwan“ v. d. Hagen in den Abhandl. der Berliner academie der wissensch. 1846, 557; s. die auf Gottfried bezüglichen visionen bei Alb. Aquens. (ed. Paris.) 481—82, 486—87; Raim. d'Aguilers 308.

3) Vgl. Beiträge II, 15—16, 154; Hagenmeyer. Ekkehardus 55—56, 111—13.

4) Auf grund von astrologischen berechnungen sagte man den untergang des Islam für die jahre 1179 (Rog. de Wendover, IV, 194—95; Robert de Monte 1179), 1180 (Tafel, Comnenen und Normannen 67 note 109), 1185 (Röhricht in von Sybels

reich sind die wunder, welche die kreuzprediger begleiten, durch welche sie sich als heerrufer gottes ausweisen. Sie erzählen aus briefen, die gott ihnen vom himmel gesant<sup>1</sup>, heilen besessene und kranke<sup>2</sup>, bannen die trotzigsten durch die macht ihrer rede in den aufopferndsten gehorsam, aus den wolken hernieder leuchten strahlenkreuze auf die lauschende menge<sup>3</sup>, reisige geschwader durchbrausen die lüfte auf ihrem ritt nach dem fernen osten<sup>4</sup>. Und wenn dann die christenschaaren ihren weg antreten, so folgen ihnen neue wunder<sup>5</sup>; wenn sie in die schlacht ziehen, erfahren sie im voraus durch erscheinungen in den lüften den ausgang des kampfes<sup>6</sup> oder himlische heerschaaren, von

zeitschr. 1875 XXXIV, 1—2, 19; Forsch. zur deutsch. gesch. 1876, 486; Hurter, Innocenz III., bd. IV, 449—51), 1222 (Beiträge II, 262 note 55), 1229 ((ebd. I, 79), 1305 (ebd. II, 256), 1322 (Fontes rerum Austr. VIII, 465—66) an. Über die alte prophezeiung von einem mächtigen Frankenkönige, der Jerusalem und Constantinopel erobern werde vgl. Rubruk (ed. Paris.) 386; Bened. v. Peterborough II, 52 und besonders die reichen nachweise Riant's in: Archives de l'Orient latin I, 13—14; dort auch (15 fgg.) sehr ausführliche quellenangaben über die sage vom kreuzzuge Karls des grossen.

1) Vgl. Hagenmeyer, Ekkehardus 83, 313—14, Peter der eremit 70, 117; Les archives de l'Orient latin I, 110—11. Otto v. Freisingen 351 erwähnt eine „epistola divinitus missa“, welche dem könige von Frankreich die erobering Cairos verhieß; vgl. Annal. Leodiens. in Mon. Germ. SS. XVI, 641. Auch der führer der Pastorellen zeigte einen brief der jungfrau Maria zur beglaubigung (Rühricht in Briersers zeitschrift 1883, 291); über einen falschen „brief Christi“ handelt derselbe ebd. 1890 XI, 436—42, 619; vgl. Schmitz im N. archiv XV (1890), 602—605. Den misbrauch und unfug einzelner kreuzprediger schildert Unkel in den Annalen d. hist. vereins für d. Niederrhein 1879, 64 fgg.

2) Etienne de Bourbon, Anecdotes 53—54, 140; Caesar. Heisterbac. (Rühricht, Testimonia 173, 177; ebd. 163—61 über teufelerscheinungen); Beiträge II, 47. Über die wunder des zweiten kreuzzuges und deren beurteilung siehe Beiträge II, 102.

3) Epist. Oliv. Schol. in Martène, Collect. I, 1115—16, Mon. Germ. SS. XXIII, 473—74, Oliver. Scholast., Hist. Damiat. 1401; Thomas Cantimprat. in Testimon. minora 122; Chronica regia Colon. ebd. 146. Etienne von Bourbon 90 erwähnt auch eine erscheinung der mutter gottes mit dem Jesusknaben während der kreuzpredigt.

4) Gesta Frisiorum in Test. 13, 16.

5) Über die visionen während des ersten kreuzzuges vgl. Ekkehardus ed. Hagenmeyer 62—68, 80, 218, 265, 304, 314, 319—30. Ein merkwürdiger bericht, dass kreuzfahrer eine gans zum führer gewählt, ist bei Albert. Aquens. erhalten, wozu vgl. Beitr. II, 48.

6) Als ungünstig werden genant: nebel (Beitr. II, 102), ein adler, der mit einer armbrust in den klauen vor beginn der schlacht (1187) dem christenheere voraus flog (ebd. I, 122), als günstig phantastisches wolkengebilde (ebd. II, 82). Im jahre 1187 vor der schlacht bei Hattin soll eine zauberin das heer der christen

einzelnen oder allen im heere erkant, helfen ihnen unter führung des heiligen Demetrius<sup>1</sup>, Mercurius<sup>2</sup>, Bartholomaeus<sup>3</sup> oder Georg<sup>4</sup> zum siege und selbst nach der schlacht dauern die göttlichen wunderbeweise fort<sup>5</sup>. Begreiflich ist es daher, wenn viele nachrichten über erfochtene siege ausserordentlich überschwänglich lauten, wenn sie proleptisch,

umkreist haben, um es (wie einst Bileam) durch den fluch dem untergange zu weihen (Beitr. I, 121—22). Rubruik (Recueil de voyages) 386 erwähnt eine armenische prophezeiung, wonach die Franken einst Constantinopel (vgl. Beitr. II, 192) erobern, bei Täbris in Persien mit Armeniern und Mongolen die Muslimen schlagen und ausrotten würden. Eine unglücksprophezeiung betreffend den ersten kreuzzug Louis IX. sollen die Joachiten lange vorher gegeben haben (Chron. Salimbene 102 fg.).

1) Baldericus 77, 96; Guibert 206.

2) Ebenso erscheint 1098 auch St. Ambrosius (Alb. Aquensis 426), ja sogar gott selbst (Guibert 251), doch wird auch schon eine „visio simulata“ erwähnt (ebd. 183).

3) Gesta obsidionis Damiatæ (Röhricht, Quinti belli sacri scriptores minores) 77.

4) Über ihn vgl. Röhricht, Pilgerreisen vor den kreuzzügen in Raumers Histor. taschenbuch 1875, 378—79; Zarncke, Sitzungsber. d. königl. sächs. geselsch. d. wissensch. 1875, I, 256; Hagenmeyer, Ekkehardus 67—68 note 8; Clermont-Ganneau in d. Revue archéol. 1876; Veselowsky, Der heil. Georg in der legende und im liede (russisch), Petersburg 1880 (vgl. Ztschr. für deutsch. altert. 1883, anz. 259—62); Görres in Hilgenfelds Ztschr. für wissensch. theologie 1887, 54—71. St. Georg, der patron der kreuzfahrer, die daher auf dem zweiten und dritten kreuzzuge an seinem tage abfahren, erscheint zuerst in Sicilien und zwar in den kämpfen der Normannen gegen die Saracenen, auch in Spanien den christen (Cronica di Alfonso Galvao, Lisboa 1726, 93; Cronica de la Pena, Zaragoza 1876, 156), dann auf dem ersten kreuzzuge (Baldericus 77. 96; Guibert 206; Rob. Monachus 796; Gesta Francorum 496), auf dem dritten kreuzzuge 1190 (Ansbert 64; Epist. de morte Frid. 495; Annal. Colon. max. 800), im treffen von Arsuf 1191 (Weber, Metrical Romances II, 192), 1217 vor Damiette (Gesta obsidionis 85; Joh. de Tulbia 125; Lib. duellii 150) und zwar mit einer „turba candidatorum“ (Mon. Germ. Ep. I, 28; Rein. Leodiens. 676; Annal. Colon. max. 830; Caesar. Heisterbac. Homil. I, 119; Dialogi mirac. VIII, c. 66) vor Alcazar und 1219 vor Damiette (Gesta obsid. 103, 76) wie zur Maccabäer-zeit (2. Maccab. 11, 8) ein weisser ritter und die himlischen heerschaaren, die 1177 vor Harem den christen halfen (Rog. de Hovedene II, 132) und die 7000 weissen ritter vor Iconium (Ansbert 64; Hist. peregrin. 522) sowie der „grüne ritter“ den Muslimen zu hilfe komt (Röhricht, Forsch. zur deutsch. Gesch. 1876, 518 note; Reinaud, Extr. 41, 419). Sonst erscheint auch die mutter gottes im kampf (Beitr. II, 243—44). Von St. Georg leiten die grafen von Mansfeld ihre abstammung her (Grässe, Sächs. sagen I, 311—312).

5) Die leichen der erschlagenen christen zeigen lächelnde mienen (Etienne 91), leuchten nachts in überirdischem glanze (Itin. Ric. 16—17; Les archives de l'Orient latin II A, 384); vor Iconium (1190) flogen weisse vögel dreimal des nachts um das heer, schweben über einem sterbenden christen einige zeit und verschwinden dann in der höhe (Beitr. II, 162). Den Friesen erscheint nach der eroberung einer spanischen stadt die mutter gottes in den lüften (Beitr. II, 243—44).

noch ehe sie erfochten waren, bereits als sicher gemeldet wurden<sup>1</sup>, wenn fabelhafte erfolge der bekehrung von muselmännern zum christentume glauben fanden<sup>2</sup> und schliesslich falsche briefe von sultanen und mongolenchanen in umlauf kamen<sup>3</sup>. Aber ebenso erklärlich ist es auch, wie jeder miserfolg nur auf offenkundigen verrat<sup>4</sup>, jedes hauptverbrechen, das im abendlande begangen ward, nur auf gottlose saracenen zurückgeführt wurde<sup>5</sup>, zumal die in Syrien zurückbleibenden kreuz-

1) Die besten beispiele geben die briefe in Martène, *Ampl. Coll.* I, 1129—30 und Matth. Paris, *Additam.* VI, 167—69 über fabelhafte eroberungen 1219 und 1249; sonst vgl. auch Röhrich in *Les archives* I, 649; II, 260.

2) Saladin (*Rog. de Hovedene* IV, 28), sein bruder Malik al-Adil (*Ryccardus de San Germano* 336; *Beiträge* I, 56—57) und dessen sohn Malik al-Kämil (vgl. unten s. 429, note 6 und das gespräch des heil. Franciscus mit ihm in *Testimonia minora* 250—51), endlich der sultan Moëzz Eibek (der ein gespräch mit Louis IX. gehabt haben soll) wären zum übertritt zum christentum geneigt (*Matth. Paris* V, 309—310); dasselbe erzählte man von Mongolenchanen (*Les archives* I, 649) und vom Bey von Tunis 1270 (*Guil. de Nangiaco bei Bouquet* XX, 446 und 448), in dessen heere sogar Ghibellinen gegen die kreuzfahrer kämpften (*Annal. Plac. Ghibell. in Mon. Germ. SS.* XVIII, 547; *Amari*, I diplom. arabi, prefazione XXII).

3) Falsche briefe von sultanen und Mongolenchanen sind aufgezählt von Röhrich in *Les archives* I, 651, *Forschungen* XXVI, 98, *Beitr.* I, 74—75, 83, bei *Muratori* XIII, 1162. Der in vielen handschriften erhaltene brief des sultans „Balthasar“ an Clemens V. findet sich ausser in der *Chronica regia Coloniensis* ed. Waitz 364—367 auch in *Les archives* II B, 299—300; *Steinschneider*, *Polemische litteratur* (Abhandl. für die kunde d. morgen. 1877, VI, 237); auch in englischen handschriften; vgl. Vogels, *Die ungedruckten lat. versionen J. v. Maundeilles*, *Crefelder programm* 1886, 15. Den sehr merkwürdigen brief eines „Mongolenchans“ an Friedrich II. siehe in *Schannat*, *Vindemiae* I, 206 nr. 55 (c. 1249!). Echte briefe besonders der Mongolenchane siehe in *Les archives* I, 650—51 und im *Journal asiatique* 1831, VII, 417—434, wo über die correspondenz derselben mit den päpsten in Avignon ausführlich gehandelt wird.

4) Vgl. *Forschungen zur deutsch. gesch.* XVI, 502, 522; *Beitr.* II, 179, 201—202. Besonders ist die sage häufig, dass christliche heerführer wie 1149 (*Beitr.* II, 101, 122, 127; vgl. *Reinaud* 94; *Gerhoh* 145; *Wilh. v. Tyrus* XVII, 7; *Gervasius Cantuarensis* I, 137) und 1198 (*Gesta episcop. Halberstad. in Mon. Germ. SS.* XXIII, 112) durch vergoldete kupfermünzen bestochen d. h. betrogen worden seien.

5) *Vincent. Bellovac. Specul. histor.* XXX, § 137; *Chron. Guil. de Nang.* 547 (1237); *Beiträge* II, 187, 284—285; *Forsch. zur deutsch. gesch.* 1886, 98—99; *Les archives de l'Orient latin* I, 626; *Archivio storico italiano* 1878 I, 487. Ein apocryphes schreiben des Alten vom Berge siehe im *Itinerar. Ricardi* 444; *Stan. Guyard*, *Un grand maître d. assassins*, Paris 1877, 87—91; *Beiträge* II, 221; *Ilgen*, *Markgraf Conrad von Montferrat* 127—135; könig Richard soll 4 Assassinen nach Frankreich gesant haben (*Joh. Longus in Mon. Germ. SS.* XXV, 820—21), Friedrich II. nach Deutschland (*Chron. minor. Erphord. in Mon. Germ. SS.* XXIV, 201; *Chron. regia Colon.* 263); der Assassinenseich soll sogar den kinderkreuzzug veranlasst haben (*Chron. de Lanercost* 14).



fahrer unter den muselmännern, freilich aber auch einheimischen christen, eine wahre schule des lasters und verbrechens fanden, aus der sie leider selbst lernten<sup>1</sup>. Endlich aber wird aus dem gesteigerten selbstbewusstsein der kreuzfahrer begreiflich, wie sie über die person Muhammeds allerlei verächtliche sagen glaubten und verbreiteten<sup>2</sup>, bis manche von ihnen in folge der vielen niederlagen an ihrem christlichen glauben unsicher wurden<sup>3</sup>, durch eine lebhaftere missionstätigkeit der bettelmönche die alten märchen verschwanden und eine gerechtere beurteilung des Islams platz griff<sup>4</sup>.

Am liebsten knüpfte die sage sich an hervorragende christliche heerführer und helden, so an den herzog Gottfried<sup>5</sup>, könig Konrad III<sup>6</sup>, kaiser Friedrich I<sup>7</sup> und II<sup>8</sup>, könig Johann<sup>9</sup>; sie weiss von ritterlichen

1) Über die sittenlosigkeit Accons vgl. besonders den ersten brief des Jacobus de Vitriaco in *Nouv. mém. de l'acad. de Bruxelles* XXIII, 40; aus Freidank den abschnitt *von Akers* in *W. Grimm's* ausgabe 154, 18 fg.

2) Über die Muhammedfabeln handelt sehr ausführlich Prutz, *Culturgesch. der kreuzzüge* 513—15. Die nachricht, dass der Islam purer götzendienst sei, ist schon früh zu finden, bei den rabbinen (Steinschneider, *Polem. literat.* 310—13) wie bei den christen (*Beitr.* II, 54—55, 190—91), es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn man den templern, die ja doch durch den Islam verdorben sein sollten, die verehrung eines „götzenbildes“ nachsagte. Sogar arabische quellen scheinen davon zu sprechen (Röhricht in *Les archives* II A, 398 note 99); Clermont-Gauneau, *Recueil d'archéologie orientale* I, 267 möchte in dem fraglichen arabischen worte St. Georg widerfinden.

3) Viele traten zum Islam über aus eigennutz (*Beiträge* I, 71; II, 50) oder aus not, um das leben zu retten (*Matth. Paris* V, 107; ebd. 108: „Numquid melior est lex Mahometi lego Christi“?). Eine reihe von aussprüchen, aus denen die verzweiflung, ja der gotteslästerliche hohn von christen sich zu erkennen gibt, siehe in *Beiträge* II, 79, 286 note 48; Briegers *zeitschr. für kirchengesch.* 1883 VI, 292; wie ein frommes gemüt dagegen sich zu trösten suchte, ist aus den durch Röhricht veröffentlichten *Lettres de Ricoldo de Monte Croce* (*Les archives de l'Orient latin* II B, 260 fgg.) zu erkennen.

4) Besonders durch Odoricus de Foro Julii, *Ricoldus de Monte Crucis* u. a., in deren schriften sogar die ethik der muselmänner richtig gewürdigt wird.

5) Über ihn vgl. *Beiträge* II, 299 und B. v. Kuglers schöne studie in *Raumers Histor. taschenbuch* 1887. Ein beispiel seiner riesigen körperkraft berichtet Wilhelm v. Tyrus IX, 22, und daraus Etienne 442.

6) Er soll vor Damascus sich durch einen gewaltigen krafthieb ausgezeichnet haben (*Beitr.* II, 75).

7) Von ihm melden die *Annal. Placent. Ghibellini* in *Mon. Germ. SS. XVIII*, 467, dass er 1148 einen türken mit seinem schwerte an das stadttor von Iconium angeheftet habe und der sultan habe diese stelle mit gold auskleiden lassen. Über den in der Friedrichssage uns begegnenden „dürren baum“, welcher nichts anderes als die Abrahamsseiche bei Hebron ist, vgl. *Beiträge* I, 111—12; Louis de Backer, *L'extrême Orient* 364—67; Sepp, *Jerusalem und das heil. land* 1863, I, 502 fgg.;

zweikämpfen<sup>1</sup> und gewaltigen hieben zu erzählen<sup>2</sup>, aber auch von heldentaten christlicher frauen<sup>3</sup>. Besonders zahlreich sind die sagen über den ursprung christlicher ritterwappen<sup>4</sup>, und es wäre auffallend, wenn im zeitalter der minne die chroniken nicht auch liebende begegnungen von christen und muselmännern zu berichten wüsten. So soll die markgräfin Ida von Österreich, welche 1100 in die gefangenschaft der muslimen fiel, die mutter des berühmten und gefürchteten Imâd ed-dîn Zenki geworden<sup>5</sup>, die mutter des sultans von Iconium eine schwester des grafen von St. Gilles gewesen sein<sup>6</sup>, Saladin mit der „heissen“

Rocholz, Schweizersagen I, 60—61; Zarncke, Der presbyter Johannes 1004 fgg. und Gerhard v. Zezschwitz, Der kaisertraum des mittelalters 163—65.

8) Er soll durch die Templer an den sultan verraten worden sein (Beitr. I, 74), was in Deutschland den Johannitern nacherzählt ward (Wochenbl. d. Johanniterordensballey Brandenburg 1879 nr. 30). In einem meisterliede wird von einem verräterischen briefer des pabstes an den sultan berichtet (Germania XXIV [1879] 13 fgg.). Sonst ist viel fabelhaftes über einen kreuzzug erzählt in dem seltenen buche: *De gestis Suevorum*, Napoli 1665, I, 227—35.

9) Er soll vor Damiette einen Saracenen bis auf den nabel gespalten haben (Tolosanus Favent. in Test. minora 241).

1) Vgl. Beiträge II, 50; Forsch. zur deutsch. gesch. 1876, 492.

2) 1130 stand sein sarg noch in der Golgathakirche (Tobler, Golgatha 130); sonst vgl. über ihn auch Joh. von Würzburg in Descript. Terrae sanctae 154—55. Wigger, der einen löwen zerriss, soll einen Saracenen von oben bis unten gespalten haben (Beiträge II, 53, 307), was Nicetas II, 265 (daraus Crusius, Annal. Sueviae II, 501 und daraus Uhland: Schwäbische kunde) von einem „Schwabenstreich“ erzählt; dazu vgl. auch Beiträge II, 395—96; Göttinger, Deutsche dichter II (1877) 444—45.

3) Die nonnen des St. Annaklosters in Jerusalem sollen 1187, um vor schande bewahrt zu bleiben, als Saladin in Jerusalem eindrang, sich die nasen abgeschnitten haben (Tobler, Topogr. von Jerusalem I, 431); dasselbe wird zu der einnahme von Tripolis und Accon 1289 und 1291 berichtet (Les archives II A, 392), freilich mit einer kleinen abweichung.

4) Nachrichten darüber finden sich in den meisten geschichten adlicher geschlechter. Interessant aber ist zu erfahren, dass auch muslimische herren und fürsten wappen besaßen (Karabacek, Repertor. für kunstwissensch., Stuttgart 1876, I, 277; Les archives de l'Orient latin II A, 391; Cloricus, Vierteljahrsschrift für heraldik XI, 407—31). Über das rittertum des Orients vgl. v. Hammer, Journal asiat. 1849 Janv. 1—15.

5) Passio Thiemonis in Mon. Germ. SS. XI, 29; v. Hormayer, Taschenb. 1842, 280—84; Beiträge II, 303—4; Hagenmoyer, Ekkehardus 251. Dasselbe wird sonst auch von der bairischen prinzeßin Agnes erzählt.

6) Beiträge I, 69 note 161; Chron. Triveti ed. d'Achery III, 164 (auch sollte der sultan von Iconium von einer deutschen prinzeßin abstammen; vgl. Beitr. II, 115, 225). Nach Rob. de Monte in Mon. Germ. SS. VI, 524 stamte Nûr ed-dîn Ali von der schwester des grafen v. St. Gilles ab. König Andreas von Ungarn meldet sogar

Eleonore, gemahlin Ludwig VIII. von Frankreich, ein rendez-vous gehabt haben<sup>1</sup>, der graf Raymund von Tripolis der schwiegersohn Saladins gewesen sein<sup>2</sup>, der graf von Gleichen die Meleksalah, „eine ägyptische königstochter“ als zweite ehfrau in die heimat mitgebracht haben<sup>3</sup>. Ja selbst mongolenchane sollen als werber um christliche prinzessinnen aufgetreten sein und erfolg gehabt haben<sup>4</sup>. Aber alle diese berichte sind immer nur vereinzelt und unzusammenhängend, während wir wie für den helden des abendlandes, herzog Gottfried, so auch für den des morgenlandes, Saladin, einen ausgedehnten sagenkreis aufweisen können.

Saladin stamte der sage nach von einer französischen mutter<sup>5</sup> und hielt es als sultan nicht für unter seiner würde, von einem christlichen ritter — als welcher bald Honfred von Turon<sup>6</sup>, bald Hugo von Tiberias<sup>7</sup>, bald ein herr von Anglure<sup>8</sup> genant wird — den ritterschlag zu erbitten, wie ihn 1228 der ägyptische Emir Fachr ed-din durch kaiser Frie-

dem papst, dass er seine tochter dem sultan von Iconium zur frau geben wolle (Theiner, Mon. Hung. I, 20—21 nr. 32); wie wir aus guter quelle wissen soll derselbe sultan, für den in anderen berichten der ägyptische genant wird, 1179 von kaiser Friedrich I. eine tochter als gemahlin erbeten haben (Beitr. II, 186—87; vgl. Rob. de Monte in den Mon. Germ. SS. VI, 580 (zu 1181); Weil in v. Sybels Hist. zeitschrift 1870, XII, 372). Später wuste man zu berichten, dass (1243) der sultan von Iconium eine enkelin der königin Blanca von Frankreich heiraten wolte (Duchesne, SS. Franc. V, 424 fg.; Wauters, Table chronol. d. gestes V, 65).

1) Beiträge II, 100; vgl. Hist. litt. de la France XXI, 784—85; Massmann, Eraclius 436—40.

2) Chron. Tolosan. in Documenti di storia ital. VI, 672; er soll auch heimlich muslim gewesen sein (Beitr. I, 177).

3) Beitr. I, 64; II, 379; Witzschel, Sagen aus Thüringen 94; Vulpinus, Curiositäten III, 6 fgg.; Hesse, Serapeum 1864, 113—26, 129—35; Trautmann, Das denkmal der Gleichen im dome zu Erfurt, 1866; Erfurter mitteil. 1871 und 1881.

4) Les archives de l'Orient latin I, 649; nach Annal. Plac. Ghibell. in Mon. Germ. SS. XVIII, 536 habe könig Jacob I. von Aragonien 1269 seine tochter dem Mongolenchan zur gemahlin gegeben. Die bündnisse mit den Mongolenchanen werden von Thomas Cantipratensis, Bonum univers. II c. 54 § 14 und im Chronic. Sicul. (Bréholles, Histor. diplom. I, 901—3 mit bezug auf Jesaias 40, 1—6) empfohlen.

5) Chron. S. Bertini (Mon. Germ. SS. XXV, 818): de matre Gallica Pontiva.

6) Itin. Ric. 9, 325.

7) Méon, Fabliaux I, 59—82; Godefroy de Courlon éd. Julliot 480—94 (auch in den Oeuvres de Ghillebert de Lannoy éd. Potvin 417—28); Hist. litt. de la France XVIII, 753—60; XXI, 13; XXIII, 161—63. Einen bisher unbenutzten codex zu dem roman siehe bei Lambert, Bibl. de Carpentras II, 128 nr. XXV.

8) Joh. Longus in den Mon. Germ. SS. XXV, 821; Revue nobiliare 1866, 410—411, 419.

drich II.<sup>1</sup> und 1250 sogar der sultan von Ägypten durch den grossmeister der Johanniter empfangen haben soll<sup>2</sup>. Seiner neigung zum christentum entsprechend habe er, wenn auch vergeblich, um die hand einer tochter des kaisers Friedrich I. Barbarossa geworben<sup>3</sup> und seinen sohn nach Paris geschickt, der im kloster St. Genofeva seine erziehung geniessen<sup>4</sup> und später an der universität studieren sollte<sup>5</sup>; seine enkelin habe er dem templerrenegaten Robert von St. Alban zur ehe gegeben<sup>6</sup>. Über eine begegnung Saladins mit dem grossmeister der Johanniter erzählt eine französische quelle<sup>7</sup> folgendes. Um die viel gerühmte barmherzigkeit der brüder jenes ordens auf die probe zu stellen, verkleidet er sich als pilger und findet in ihrem spital aufnahme, weigert sich aber drei tage lang speise zu nehmen, bis er endlich am vierten tage verlangt, man solle ihm den rechten vorderfuss des schlachtrosses des grossmeisters kochen und zubereiten. Schon tritt ein bruder mit dem beile heran, um den vorderfuss des pferdes abzuhauen, da ruft dieser: „Halt ein, mein wunsch ist erfüllt; ich möchte lieber hammelfleisch essen!“ Als er nun das spital verlässt, stelt er zum dank für die freundliche aufnahme eine urkunde aus, wodurch seine privatkasse alle jahre und zwar am St. Johannisteste 1000 goldstücke dem orden zu zahlen verpflichtet wird, und, wie der chronist versichert, sei diese summe in friedlichen und kriegesischen zeiten bis zum tode des sultans immer gezahlt worden. Dieselbe quelle<sup>8</sup> berichtet auch, wie einst die habsucht des christlichen Marquis von Caesarea durch ihn gestraft worden sei. Dieser habe nämlich, um recht viel geld zu sparen, die garnison geschwächt und dadurch die eroberung der festung durch Saladin ermöglicht, worauf dieser dem geldgierigen geschmolzenes gold und silber in den hals giessen liess, während er seiner gemahlin mit 10 christlichen frauen und dem zehnten teile der gefangenen besatzung freien abzug nach Accon gewährte. Als besonderes beispiel von grausamkeit wird dem sultan nacherzählt, er habe den verteidiger von Tyrus, den markgrafen Conrad von Montferrat,

1) Beiträge I, 73      2) Annal. Winton. 92.

3) Otton. Contin. Sanblas. 317; vgl. Beiträge II, 186—87.

4) Les archives de l'Orient latin II A, 378 note.

5) Albericus in Mon. Germ. SS. XXIII, 872. Nach dem wochenblatt der Johanniter-Ordensballey Brandenburg 1878, 39, 151—52 befand sich ein nachkomme Saladins 1877 in der pflege des ordenshauses zu Beirut.

6) Bened. von Peterbor. I, 341—42; Rog. de Hovedene II, 307.

7) Récits d'un menestrel de Reims éd. Natalis de Wailly 1876 § 199—208.

Als quelle nent der berichterstatter den gefangenen onkel Saladins, der dem könig Johann von Jerusalem obige erzählung mitgeteilt habe.      8) § 210—12.

dadurch zur übergabe der festung zwingen wollen, dass er dessen vater Wilhelm als zielscheibe den christlichen wurfmaschinen aussetze<sup>1</sup>. In einem sagenbuch<sup>2</sup> lesen wir, dass der sultan einst von der riesenstärke des königs Johannes von Jerusalem gehört, und ihn um übersendung des schwertes gebeten habe, mit dem er einst einen Saracenen in seiner ganzen länge gespalten. Da ihm jedoch dieser krafthieb an einem verbrecher nicht gelingt, so bittet er den könig, ihm das richtige schwert zu leihen, da das beifolgende wol ein falsches sei, aber dieser antwortet, es sei das richtige, aber seinen arm könne er ihm nicht mitschicken. Einen gefangenen christen<sup>3</sup> lässt er los, weil dieser seine frage, ob er in seiner heimat wälder und flüsse habe, verneint, indem er bemerkt: „Ich will dir die freiheit geben, weil ich dich in keinen grösseren kerker schicken kann!“

Den aberglauben der christen verspottet er, ja er soll sogar „die heilige taube“, durch welche am osterfeste das „heilige feuer“ vom himmel gebracht wurde, welches die lampen in der grabeskirche entzündete, durch pfeilschüsse verfolgt haben, freilich ohne zu treffen; in der decke der kirche habe man später noch lange die pfeile haften sehen<sup>4</sup>.

Die christen galten ihm als schwelger. Als er einst von ihren reichen mahlzeiten gehört, soll er gesagt haben, sie seien des heiligen landes unwürdig<sup>5</sup>, und als ihm gefangene Benedictinermönche vorgeführt werden, stellt er ihre tugend auf die probe<sup>6</sup>. Da ihnen der verkehr mit frauen verboten, der genuss des weines aber gestattet ist, lässt er sie durch zwei schöne mädchen bedienen und erst keinen wein geben, am folgenden tage aber wein vorsetzen. Sie betrinken sich und entbrennen in lust, empfinden aber im zustande der nüchternheit scham und reue. „Da seht ihr“, sagt nun der sultan, „dass euer St. Benedict unrecht getan hat, euch die weiber aber nicht den wein zu verbieten!“ Um die wahre religion zu erkennen, lässt er einen christen, juden und muslimen zusammenkommen und disputiren; er gewint aus ihrer unter-

1) Beiträge I, 178.

2) Etienne de Bourbon 64 note.

3) Ebd. 65.

4) Albericus in den Mon. Germ. SS. XXIII, 929. Zur legende vom osterfeuer vgl. Röhricht in Raumers Histor. taschenb. 1875, 379; Les archives de l'Orient latin I, 375—76.

5) Guil. de Newburgh ed. Hamilton 1856, II, 158.

6) Ebd. 159—60; Etienne de Bourbon 414. Daher auch das wort des Gilles de Corbeil, Saladin wäre sicher christ geworden, wenn er nicht die unsittlichkeit der geistlichkeit gekant hätte (Hist. litt. de la France XXI, 350—51; vgl. Roger de Wendower IV, 195).

redung die überzeugung, dass die christliche die allein wahre sei<sup>1</sup>. In folge dessen soll er sich sterbend haben wasser geben lassen, um sich zu taufen; nachdem er mit der rechten hand dasselbe bekreuzt, giesst er es über seinen kopf, wobei er drei französische, der umgebung unverständliche worte murmelte<sup>2</sup>. Seinem diener befiehlt er, während seines todeskampfes in den strassen von Damascus auszurufen<sup>3</sup>: „Saladin nimt von der erde nichts weiter mit als drei ellen zu einem schweisstuch!“ Auf dem St. Nicolauskirchhofe bei Accon neben seiner mutter soll er begraben sein; auf seinem grabe habe eine von den Johannitern gestiftete lampe tag und nacht gebrant<sup>4</sup>.

Aus diesen wenigen zügen, denen viele echt historische beweis allgemein menschlicher und königlicher tugenden zur seite stehen, kann man ermessen, welchen gewaltigen eindruck diese „zuchtrute gottes“<sup>5</sup> auf seine feinde, die christen, gemacht haben muss, und wie sie bestrebt waren, ihn als den ihrigen in anspruch zu nehmen und so für den himmel zu retten. Nur noch seinem neffen, dem sultan Malik al-Kâmil von Ägypten, haben sie das gleich gerechte lob und die gleich gerechte bewunderung in sage und geschichte gezolt<sup>6</sup>.

1) Etienne 64; ebd. 281—82 findet sich die parabel von den drei ringen in einfachster gestalt (vgl. Oesterley, Gesta Romanorum 89; Hist. litt. de la France XXIII, 75; Wright, Latin stories 21; A. Tobler, Die parabel vom ächten ringe, Leipzig 1871).

2) Récits § 212.

3) Ebd. § 198; Hist. litt. de la France XXIII, 160—63; XXVI, 421; Etienne 64; Joh. Longus in den Mon. Germ. XXV, 821; Bernardus Thesaurarius bei Muratori SS. VII, 815; Marino Sanudo III, 10, 8.

4) Récits § 213. Über ein schauspiel „Pas Salhadin“ vgl. Hist. litt. XXIII, 162, 485 und La novella Boccacesca del Saladino e di messer Torello in der Romania VI, 358—68.

5) Itin. Ric. 6; Rog. de Wend. IV, 195 („virga furoris“). Über seine echte diplomatische correspondenz vgl. Röhricht im Neuen archiv XI, 572—79.

6) Nach d. Eulogium III, 78 soll seine mutter die schwester des grafen von St. Gilles gewesen sein (vgl. dagegen oben s. 415 note 2) und sterbend ihn gebeten haben (1182; dies jahr passt nur auf den sultan von Iconium) alle christen zu schonen, und er soll über ihrem grabe eine hohe pyramide mit einem kreuze haben erbauen lassen, welches allen zertrümmerungsversuchen widerstand leistete. Im jahre 1227 meldete herzog Heinrich von Lothringen dem könig Heinrich II. von England sogar, kaiser Friedrich II. habe des sultans tochter (nach den Annales Dunstapl. 112 dessen schwester) geheiratet (Shirley I, 343; Beiträge I, 73). Diese sagen sind nur der poetische widerschein des geschichtlich verbürgten edelmutes und der freundschaft des sultans mit Friedrich II. Sonst vgl. die genauen nachweise in Beitr. I, 68—69.

## ZU HERZOG FRIEDRICHS JERUSALEMFAHRT.

Der text des in dieser zeitschrift XXIII, 28 fg. herausgegebenen, im ausdrücke unbeholfenen und fehlerhaft überlieferten gedichtes bedarf noch mancher erklärungs und berichtigung.

Vers 21 ist *wusen* so viel wie *wüschēn*: bis auf den verabredeten tag, wo er sich davon machen, abreisen wolte.

Schon v. 22 fg. ist wol von den ritterlichen wappen die rede. V. 25 wird statt *gemacht* zu lesen sein *gemengt* (: *gesprengt*), und *jedem* z. 27 ist zu *erdacht* und zu *volbracht* z. 23/24 zu ziehen, so dass also eine lücke nach 26 nicht angenommen zu werden braucht.

V. 47—74 sind, wie ich glaube, nicht richtig gedeutet. Mit *presen* v. 47 und *preissen* 57 ist nicht *vreisen*, sondern *Preussen* gemeint, und die ganze stelle dreht sich um die frage, ob eine ritterfahrt nach Preussen oder eine solche nach Jerusalem besser und verdienstlicher sei. Einzelnes ist auch hier verderbt und auf verschiedene weise zu bessern oder auszulegen, aber der zusammenhang des ganzen ist klar. „Mancher sagt von Preussen, das sei<sup>1</sup> gut viel lohn zu erjagen. Ich lasse jeden seine rede wol zurichten<sup>2</sup>, (aber soviel behaupte ich:) die heiligen stätten sind auch gut zu beschauen. Nur dass einer (l. *das* st. *doch?* oder *dechainēn?*) auf dem meere zu keiner zeit sicher ist: er weiss nicht, wann ein wind her wehen und ihn (etwa) an eine in sel schlagen wird, und demnach liegt er früh und spät gefangen<sup>3</sup>; ohne ruhe zu haben. Davon gibt es nichts (bei der fahrt) nach Preussen hinein: drei wochen kann einer so ziehen<sup>4</sup>, dass die strasse sich ihm frei zeigt, ganz als wäre er daheim bei seinem lande; wird dann ein kampf da gefochten . . . (lücke) oder was man gefangen nimt ledig gemacht um lösegeld. Wird man (dagegen) auf dem meer angegriffen, so kann man nicht auf die bahn entweichen. Ferner hat es (das meer) auch diese art (beobachtet folgendes verfahren): es nimt keinen zu (blosser) gefangenschaft auf; und hätte einer die ganze welt hinzugeben, es will nichts anderes als leib und leben haben. Das nehmet war,

1) Das zweite *das* ist zu streichen.

2) Über lassen mit dat. s. DWB. 6, 232. 237. Oder ist *parēn* intransitiv und als *bestehen* zu fassen? Der sinn bleibt derselbe.

3) Es ist hier nicht an wirkliche gefangenschaft, sondern an das eingeschlossen sein im schiffe zu denken.

4) Lies *ziehend* statt *zu hand*.

wer etwa darauf sein augenmerk richten will, ob irgendwo ein unfall vorkomt. Jedoch ist es auf beiden seiten gut (d. h.: sowol die Preussen- wie die Jerusalemfahrt ist gut) für den, welcher ritterschaft treiben will oder sie ausübt, oder um den schönen lohn zu erjagen.“

110 ist wol *vach* hinter *vund* und *an* hinter *knechtn* ausgefallen.

147 lies *tichtn* st. *tachtn*?

169 lies *ain* st. *am*.

178 lies *da dy*. Von dieser „kapelle der kleiderverteilung“ komt man auf dem beschriebenen wege (nach dem grundriss der grabeskirche in Toblers Golgatha) in die kapelle der Helena (v. 181 fg.), und von dieser führt eine stiege hinab zur stätte der kreuzfindung (v. 183 fg.). Dem entsprechend ist v. 181 *allen* in *Elënen* zu ändern; 182 mag statt *vindt meltun* zu lesen sein *vinden, melden* (*finden und bekant machen*); das asyndeton so wie z. b. 244 und 147. Der reim von *melden*, dessen aussprache Schmeller als „*meln*“ bezeichnet, auf *kapellen* (kapeln) ist unbedenklich.

184 lies *do* st. *so*. Hinter 184 und 188 punkt.

192 lies *da Nicodemus vnd Joseph mit ein*? Hinter 194. 196. 200 punkt.

200 lies *mocht* st. *muehet*.

224 *er* natürlich = *ir*. — Hinter 240 punkt.

241 *vunder wogenn* = *under wegen* (vgl. *ow* st. *ew* 89).

252 st. *kinder* ist wol *kindelein* zu lesen und eine lücke nicht anzunehmen.

265 lies *der edl furst*.

277—84 werden die 54 heiligen stätten in zwei gruppen gesondert: 29 besonders heilige, durch die jede schuld und strafe von dem besucher genommen wird, 25 andere, von denen er 7 jahr ablass und 7 *korret* davon trägt. Es wird also v. 278—80 zu lesen sein; (*die*) *sind besunnder auserwelt* (oder *ausderwelt*, vgl. 365 *derzaigen*): *von yeder stat, sonnder wân, ist schuld und pein hin gethan*.

290 ist *da* hinter *den* (*denn*) ausgefallen: „*wo gott im begräbnis der menschheit* (d. i. *indem seine menschliche natur dort begraben wurde*) *sich drunten im verborgenem erneuerte*.“

293 lies *setzt*; vorher komma hinter *glauben*.

312 lies *sich* statt *sy*?

313 lies *danvart* statt *dann*?

316 lies *dar* statt *das*.



320 lies *sich* statt *sy*? Der patron schrie scheltend „sehe ein jeder zu“, und dass er sich bald in bereitschaft setzen sollte (für „sehe jeder zu, dass er sich“ usw.).

337 lies *da* (oder *dar*) *man* statt *darnan*. Hinter 338 punkt.

340 lies *zulenden*, hinter 341 komma statt des punktes; 342 lies *weit er*, 343 *dasselb*: „der könig von Zypern ordnete an, dass man überall, wo er (Friedrich) landen wolte, seiner wol pflegen sollte, so weit er (der könig von Cypem) zu gebieten hätte; dasselbe hatten die weisen geraten.“ — Hinter 345 punkt statt des kommas.

356 lies *Schanckung*. 357 das komma hinter *zeit* 358 zu setzen? Für das nächstfolgende weiss ich keine befriedigende erklärung.

370 *vund* ist wol zu streichen: mit der herzogin solten auch ihre jungfrauen die juwelen tragen.

373 lies *dar er* statt *das erst*? *warn* = geworden.

Bei dieser gelegenheit mag auch die in dieser zeitschrift bd. XIX s. 41 anm. 3 und 4 gegebene erklärung einer stelle des „niederrheinischen berichtes über den Orient“ berichtigt werden. Der betreffende satz heisst: (bei der hochzeit des sultans wurde ein so grosses hoffest abgehalten) „dass man lange zeit im ganzen lande kein wachs finden konte, so war es bei dem hoffeste alles verbrant.“

BRESLAU.

F. VOGT.

### ZUR ALEXANDERSAGE.

Der briefwechsel Alexanders mit dem Brahmanen Dindimus ist von dem verfasser einer deutschen Alexandergeschichte des 15. jahrhunderts abweichend von der *Historia de preliis*, die im übrigen seine quelle ist, dargestellt worden. Der doctor Johann Hartlieb, welcher seit 1440 als leibarzt und diplomat in den diensten des herzogs Albrecht III. von Baiern stand und für dessen gemahlin den lateinischen Alexanderroman übersezte (s. Goedeke, *Grundriss* I<sup>2</sup>, § 97, 3), gibt eine darstellung dieses briefwechsels, welche gewissermassen eine verbindung des inhalts der moralisierenden abschnitte des griechischen Palladius mit dem der lateinischen *Collatio* ist. Die vier ersten briefe stimmen, abgesehen von sehr ausführlichen übergängen, mit der *Historia de preliis* überein, der fünfte jedoch (blatt 55<sup>c</sup>—64<sup>b</sup> der Strassburger ausgabe von 1503) weicht wesentlich davon ab. Alexander lässt sich gar nicht darauf ein die darlegungen des Dindimus zu kritisieren, sondern er schickt ihm den befehl bei strafe der enthaupung zu ihm zu kommen. Darauf erhält er ein (drittes) schreiben

des Brahmanen, in welchem derselbe sich weigert seiner aufforderung zu gehorchen. Alexander könne wol seinen leib, doch nicht seine seele töten; wenn er glaube, dass die Brahmanen ihm nützen könnten, so solle er selbst sich auf den weg zu ihnen machen. Nunmehr geht der könig allein zu Dindimus und lässt sich persönlich von ihm belehren. Die rede, in welcher dies geschieht, erinnert an die darstellung der griechischen stücke. Wenn der könig seinen worten nicht glauben schenke, so lautet der schluss, werde er einst klagen: *O we, ach und we, dass ich der guten lere Dindimi nit gevolget hab . .!* Alexander gibt ihm nun in allem recht, erklärt aber, dass er ihm nicht nach-eifern könne, und beschenkt ihn. Der ganze abschnitt schliesst mit der bemerkung, dass Alexander, so oft er später an Dindimus dachte, traurig wurde und es bedauerte, dass er die gute lehre des Brahmanen nicht befolgt hätte.

Diese interessante darstellung des brieflichen verkehrs Alexanders mit dem Brahmanenkönige ist aber nicht nur in dem roman Hartliebs, sondern auch in einer diesen gegenstand selbständig behandelnden deutschen schrift erhalten, die bisher nicht gedruckt ist. Die Heidelberger papierhandschrift Germ. 172 (verzeichnet von Wilken, Geschichte der bildung, beraubung und vernichtung der alten Heidelberger büchersammlung s. 380, nr. CLXXII und von Bartsch, Altdeutsche handschriften in Heidelberg s. 45, nr. 109), welche dem 15. jahrhundert angehört und im jahre 1557 ihren jetzigen mit dem bilde und wappen Otto Heinrichs versehenen einband erhalten hat, enthält eine *Fürstenregel* und darnach *König Dindimus buech*. Dieser handschriftlich überlieferte briefwechsel, auf den mich Ad. Ausfeld gelegentlich freundlichst aufmerksam machte, ist keineswegs, wie derselbe gelehrte annahm, eine übersetzung der *Collatio Alexandri et Dindimi* (herausgegeben zuletzt von Bernhard Kübler hinter seinem *Julius Valerius* Leipzig 1888 und in einer anderen, späteren fassung in Vollmöllers Romanischen forschungen VI, 216—224); vielmehr entspricht er genau jener ausführung Hartliebs. Auch in dem *König Dindimus buech* der Heidelberger handschrift wird der inhalt von sechs briefen angegeben; auch in ihm findet nach dem schriftlichen verkehr noch eine persönliche unterredung zwischen Alexander und Dindimus statt, auch in ihm heisst es zum schluss, dass Alexander später oft der worte des Brahmanenkönigs gedachte und es beklagte, den lehren desselben nicht gefolgt zu sein.

## DAS SPIEL VOM JÜNGSTEN GERICHTE.

Das von Mone in den „Schauspielen des Mittelalters“ herausgegebene jüngste gericht existiert noch in zwei andern handschriften. Die eine, auf der bibliothek zu Donaueschingen, ist bei Barack, Die handschriften der Fürstenbergschen hofbibliothek zu Donaueschingen (Tübingen 1865) s. 135 kurz beschrieben. Der text, aus dem 14. jahrhundert, ist etwas kürzer als der bei Mone. Die andere befindet sich auf der königlichen bibliothek in Kopenhagen: Thottsche manuscrite in 4<sup>o</sup> 338 (112), papierhandschrift des 15. jahrhunderts, 24 blätter. Sie ist mit einer anzahl sehr roher, aber eigentümlicher farbiger bilder versehen. Wie zwei leere blätter im texte zeigen, solten noch andere eingefügt werden.

Bl. 1—2 die figuren der propheten Joel und Zephanja, des h. Gregorius, des Hiob. Bl. 4—6 die 4 engel mit posaunen. Unter dem vierten tote, die sich aus särgen erheben. Bl. 6 Christus mit den zeichen seines leidens, die nägelmale zeigend. Darunter 9 figuren. Bl. 7 Christus und engel. Bl. 10 Christus und die 12 apostel. Bl. 10 b teufel, einen verdamten mit einem haken fassend. Bl. 11 teufel, die eines verdamten beine mit den zähnen fassen. Bl. 13 b 11 figuren, von einem seile umschlossen. Ein strich führt von demselben zu einem tiger unten, aus dessen halse ein roter strahl kommt. Bl. 14 ein teufel, der einen verdamten im rachen hat. Bl. 16 ein verdamter mit einem seil im zopf, an welchem ein teufel zieht. Bl. 17 11 figuren von einem seile umschlungen, an dem zwei teufel ziehen. Bl. 18 figur, der ein teufel in gestalt eines hundes im nacken sitzt. Bl. 20—22 die einzelnen apostel. Bl. 23—24 Christus im himmelstor, dem die schaar der von Maria geführten gerechten naht.

Blatt 1 Johelem wiffag bin ich genant.  
 den got in die lant / hat gesant  
 spricht der jungst / tag fol schier kumen  
 von got hon ich es vernomen  
 doch sind es me den / tufent iar  
 das ich iuch sag das ift war  
 der tag befchicht / das weis ich wol  
 finnen zorn wil er lofen lon  
 vor im so mag nieman beston  
 der funn vor im vorlüret / den schin  
 die möne wirt blút uar / von groffer pin.

den wirt der grülicheft tag  
 der ie kam oder iemer kummen mag  
 vor gottes antlit ein für loffet  
 man vnd wip fich felber roffet  
 der hümel ergliget nün fumd (*lies stunt*)  
 grülich schriget der erd gründ  
 der hümel wirt von zorn rot  
 dar mag wol fin ein groffe not  
 fur luftt wasser vnd ertrich  
 ob dem fünder uaft claget sich  
 vnd schriget mit luter ftim  
 Her richt ab dem fünder grim  
 den mus der fünder haben leit  
 die güten stond der gar gemeit  
 wan fie hon gedienot vil  
 des er inen dancken wil.

Am rande figur mit rotem barett.

Blatt 1, b ich hon iuch gefeit das ich kan  
 nün bereiten ūch frobbe vnd man  
 foph.

Darauf folgt v. 1 des textes bei Mone.

Mone v. 3 als mir got felber hat gefeit. V. 6 mentlich mūs zefamme kummen. V. 7 fehlt „bitterlichen“, tage. V. 8 jecklich, „denn“ statt „wol“, mage. V. 10 „Vns“ für „und“. V. 11 wie es dir fol. V. 12 enphahen lon. V. 13 bescheuten. V. 14 und wil in hertenglich gelten. V. 16 „denn“ fehlt. V. 17 Wū (man könnte auch „wir“ lesen) fond erliden vnser ören. V. 18 den iemerlichen gottes zorn. V. 19 iu fürchtet alles. V. 20 kumpt. V. 21 vnd wil. V. 23 ieclicher. V. 25 „gewalt“ fehlt. V. 26 frünt er stercke do nit gilt. V. 27 schick das v. 28 daz nützet dich für alles golt. V. 29 den güten zelen. [Blatt 2. Mone v. 31] der fünder mūs von im flichen. V. 32 vn in die helle zichen. V. 33 fehlt „allen“. V. 34 Got geb vns ein felig iar. V. 35 Gregorius ein lerrer. V. 36 merrer. V. 37 wiffag. V. 38 und 39 fehlt. V. 40 ich sol ūch künden den jüngen tag. V. 43 „fij“ für „fig“. V. 44 des vil beschehen. V. 46 vor zitten vnd vor tagen. V. 47 „gar“ fehlt. V. 48 die uerfellen der lüte. V. 49 uns nahet schier. V. 50 es stat uff urlaug. V. 51 „richen“ statt „lüten“. V. 52 „arbeit“ statt „erdbidem“. V. 53 Ein brüder git den andern. V. 54 beschehen die ding die gros fint. V. 55 Der uater wirt rechten an. V. 57 das ist ein iomer vnd ist nit güt. V. 58 an den mone. V. 59

fond ergone. V. 60 ist alles vil. V. 61 fehlt. V. 63 nahe by vns. V. 65 zorniglich sich got. V. 67 gezelen. V. 68 antlit flüset. V. 69 welt über schüset. V. 71 und die sündler noch vil mere. V. 72 Gottes zorn. V. 73 „jemerlich“ für „nötlicher“. Vor v. 74 „Job spricht“. V. 75 nie fan. V. 77 bis das für. V. 78 gestilt. V. 79 und er anderwerb wirt milt. Vor v. 80 „Salomon: / Es spricht ðch her Salomon. V. 80 als ir dik hon vernomen. V. 81 der gerecht. V. 84 leid und ser mûs er gewinnen. V. 86 „unde“ fehlt. V. 87 Zû der rechten siten sündler über all. V. 88 zû der lincken tûffel one zal. V. 88 „in“ statt „fi“. V. 90 Got kumpt er ab in kurtzer frist. V. 91 dar uff sond ir alle sorgen. V. 92 den obent und den morgen. V. 94 fehlt „ûch“. Hinter v. 94 folgt: Jeronimus / Jeronimus ein lerer / und des globen ein merer / bin ich von der gottes wisheit / hin er schillet durch die lant. Darauf Mone v. 95 „hût“ fehlt. V. 98 „erden“ statt „ertrich“. V. 99 „mir“ statt „niemer“. V. 100 nie mer us minen sündlich orn. V. 103 „nun“ fehlt. V. 104 Für gericht. V. 105 und e. V. 107 es kummen. V. 108 „das“ statt „was“. V. 109—10 Der tage ieclicher besunder / geschehen zeichen und wunder. V. 111 „In“ statt „an“, „das“ statt „es“. V. 112 „das“ statt „als“, gefagen.

Hinter v. 112 folgt: Der erste tag. / V. 113 Mit dem ersten wil ich an uahen. Hinter v. 115: vnd gar iemerlich erklingen / sie rinnent nieme me ûser lant / sie stellen sich uff als ein want. / Der ander tag / V. 117 „lichen“ statt „lieben“. V. 118 „so“ fehlt. V. 119 „tioff“ statt „tief“. V. 121 wo wie ein jemerlicher tag. Hinter v. 121: Der tritt tag. / V. 124 „ir“ statt „die“. V. 125 „mûfen“ statt „mûftent“. Blatt 3, b v. 128 fehlt „jâmer“. V. 131 man sicht die wasser brinnen. Hinter v. 133 Der funffte tag / V. 135 fehlt „alle“. V. 137 gros leid er gewinnt. V. 138 wirt von plûte rot. Hinter v. 139 der sechte tag. V. 140—141 Dar nach an dem fechten tage / bringet der welt ein grûlich schlage. V. 142 dar nider uallet. V. 143 es wart gestellet. V. 144 Es uallet nider uff den hert. V. 145 golt vnd silber. Hinter v. 145 Der sibende tag. V. 147 ein stein an den anderen schlacht. V. 148 gefehrei von in got. Hinter v. 151 Der achten tag. V. 152—153 Der achten tag vernient wol / gar grûlich wint bringen sol. V. 154 der ert bidem kumpt. V. 155 ist so gevaft. V. 156 „uff“ statt „zû“. V. 157 owe der tod kumpt. Blatt 4 v. 158 nûnde, geston. V. 159 „berg“ statt „büchel“, „nider“ statt „under“. V. 161 „mûsent“ statt „vallent“. V. 162 so wirt die welt alle eben. V. 163 We wie bitter wirt das leben. Hinter v. 163 Der zehende tag. V. 164 Der zehende tag wirt bitterlich. V. 165 die zittern jemerlich. V. 166 het-

ten tieff. V. 167 gont den. V. 168 ir keines, gesprechen kan noch mag. Hinter v. 169 folgt Mone v. 176—181 Der eilffte tag. V. 176 Der eilffte. V. 178 „uff“ statt „durch“. V. 179 „turm“ für „zorn ist“. V. 180 Noch den leben. V. 181 wartent all des endes. Darauf: der zwölffte tag. V. 170 Der zwölffte tag ist grülich. V. 171 gebein erzöget. V. 172 „Ob“ für „vor“, „es“ statt „si“. V. 174 sehen daz. V. 175 An gantzen fröden werden sie las. Hinter v. 175: Der drizehende tag. V. 182 Ane dem drizehendem tage. V. 186 erstond. V. 187 Vnd alle sammen für gericht gon. Hinter v. 187: Der vierzehend tag. V. 188 der vierzehent. V. 190 wasser und ertrich den brinnet. V. 191 fehlt „denn“. V. 192—93 vnd was do zwischen wirbet / von dem für es bald verdürbet. Hinter v. 193 Der funffzehende tag. V. 194 Der funfzehende tag das ist war. V. 194 fehlt „öch“. V. 196 stond V. 199 rüffet her mit dem horn. Hinter v. 199: Der erste engel. V. 201 „für“ statt „ze“. V. 202 fehlt. V. 203 Wol uff gemeinlich man vnd wip. V. 204 „nieman“ statt „nement“. V. 206 alle got gelat. V. 207 „alle“ statt „ein“. V. 209 „fond“ statt „müsent“. V. 210 „won“ fehlt. V. 211 „gesch...“ für „offen“. V. 212 hüt alles an uch gerochen. V. 214 vertöfen. V. 216 „grülichen“ statt „grimen“. V. 217 damit er hüt. V. 218 hart ob allen bösen wichten. V. 220 wil sie selen. V. 221 „fi“ fehlt. V. 222 „von“ fehlt. „sel“ statt „mensch“. V. 223 Aber die güten und die süfen. V. 224 gütlichen. V. 226 und ergetzen alle ir pin. V. 227 „erden“ statt „ertrich“. V. 228 die fint hüt gewert. V. 229 hören minneklichen. Hinter 230: Der ander engel. V. 231 Ich wil. V. 235 „hert“ statt „hertenklich“. V. 236 sin sünd wil er im zelen. V. 237 vor aller der welt. V. 239 wen im got sin fond verwisset. V. 240 „alle“ statt „menig“. V. 241 „da“ fehlt. V. 242 er wol do nüt. V. 243 Wan was der sünder. V. 246 nit gar vertriben. V. 247 Was in der vinstri wirt verbracht. V. 249 der don wol hat gelept. V. 252 wen got wil nieman borgen. V. 254 „üch“ für „uns“. V. 256 „da“ fehlt. V. 257 fehlt. V. 259 liden groffe not. Hinter v. 259: Nun kumpt der trit engel: v. 261 wip, kind one zal. V. 262 ein engel. V. 263 „das“ statt „des“. V. 265 wan Jesus Christus. V. 266 und wil an sehen sin wunden gros. V. 266 und sin plüt das van im flos. V. 271 „denn“ fehlt. V. 272 Noch hüt wil ich ze gericht sitzen. V. 273 müs von nōten switzen. V. 275 Der sündler wirt den gar unwert. V. 278—79 Aber die milten und die güten / die sich gern vor sünden hüten. V. 280 zū im. V. 286 wil sin nit. V. 287 vindet, kein weren. V. 289 fond gon. Hinter 289: Der vierd engel: V. 290 ersturben. V. 291 „ie“ statt „nie“. V. 292 die an dirre stund.

V. 293 und och kint! V. 298 nun wol uff. ze gerichte balde. V. 299 oder alt. V. 301 zeigen fin marter pin. V. 302 crütz so breit. V. 303 den hertten dot an loit. V. 305 „wol“ fehlt. V. 307 man alles samen plos. V. 308 fünder hüt clagen. V. 309 fehlt „denn“. V. 310 frünt, pfennig verfhahet do nit. V. 311 Der fünder wirt nach recht gericht. V. 312 zogen. V. 316 hin bald gen. V. 317 der uart. V. 318 geswinde. V. 319 vinde. Hinter v. 319 fehlt „Darnach spricht unser her“. V. 321 vnd nach werck enpfahen lon. V. 323 biten. V. 324 fehlt „fond“. V. 325 fehlt „fond“. V. 329 und das plät. V. 331 urteil über ūch. V. 333 „uch“ statt „fi“. V. 334 der tieffen helle. Hinter v. 335 fehlt: „Nun spricht der vierd engel“. V. 341 unrecht tūn wil ich sie vellen. V. 342—43 sie fond hüt bede lon enphan / dar nachsie gewercket hon. Hinter v. 343 folgt: Got spricht zū den ufferwelten: Darauf v. 344 Gond zū mir. V. 346—47 ir fond hüt lon enphan / und mit mir frōlich gon. V. 348 und bringet ūch. V. 352 fehlt „wol“. V. 355 trunkenheit hon ir verwasen. V. 356 trachheit was uch gar schwer. V. 357 frefferye was uch gar onmer. V. 358 unkūfche. V. 359 ume flūhet ūch der. V. 360 uch gar lieb. V. 361 min gnad sich nie von ūch geschied. V. 362—65 Frides hetten ir gar dultenglich / ir ūbtens ūch gar trūlich / almūfen gaben ir ze manger stund / vaften minnet ūwer mund. V. 366 kūfch. V. 367 das hon ich wal an ūch erlesen. V. 368 gros arbeit. V. 369 hitz, froft, schom, vil schmoheit. V. 371 gros arbeit und nie gūten tag. V. 374—75 des wil ich iuch ergetzen / an minen tisch wil ich uch setzen. V. 376 trachten vil fond ir niesen. V. 378 Uwer versmecht und ellend. V. 379 „nieman“ statt „nemen“. V. 380 „nieman“ statt „haben“. V. 381 das hūmelrich gar schone. V. 383 das ist gar lang in der ewikeit. Hinter v. 383 fehlen die worte von „denn“ bis „spricht“. V. 386 ich gar wol. V. 387 mich wol. V. 389 ir tranckten gern. V. 392 Do was ich blos one gewant. V. 393 bedackt mich gern uwer. V. 394 fehlt „dar zū“. V. 397 do gefahen ir. Hinter v. 397: der gūt mensch spricht: V. 399 spiften so wol. V. 400 dürften. V. 401 „fo“ vor „ze“. V. 402 Her wa fahen. V. 403 do unfer. V. 404 wort du plos one. V. 405 „dacktent“ statt „kleitent“. V. 406 Oder wen wer du siech in. V. 408 fehlt „oder“. V. 409 komen zū dir. Dahinter: Got sprichet zū den gūten: V. 410 Ir sollen wol. V. 411 fehlt „der“ vor „was“. V. 415 fehlt. V. 417 des will ich. V. 423 „sich“ statt „ūch“. V. 424 zū ūch unde die liebe. V. 425 Heuar (?) by der fond ir fin. V. 428 defto. V. 429—30 die find mit uch an den hūmel tantz / da fol werden ūwer frōd gantz. V. 432 im der do hin. V. 433 fehlt „got“. V. 435 „in“ statt „uf“. V. 440 iemer

one zil. V. 442 gros er hond ir erkoren. V. 443 das, schüfset. V. 444 „sich“ fehlt, flüfset. V. 445 des wirt füwer hertz vol. V. 447 wan lip und sel wil ich behalten. V. 448 iemer jung on alles alten. Dahinter: Got sprichet zû unfer fröwen: V. 451 fehlt „ich“. V. 452 und hilf anteil geben mir. V. 453 allzit bereit. V. 454 Wan im fin sünd. V. 455—56 fehlt. V. 459 dich noch mich wolten sij nie geeren. Hinter v. 460 fehlen die worte von „denn“ bis „spricht“. V. 462 fehlt „hüt“. V. 463—66 ir fond billich by mir sitzen / an ūch lit grosse witze / ir fond hüt billich richtere fin / als uch gehies der mund min / und helffen hüt ob difen richten / recht als ob böfen wichten. V. 469 hohet. V. 470 „haben“ statt „nemen“. V. 471 hon sich. V. 472 fond sie undenan. V. 473 ir fond alwend. V. 474 erhöhet fin ir zû der siten min.

Hinter v. 474 fehlen die worte „Unser — verdampnoten“. V. 477 helle für. Hinter v. 480 fehlen die worte von „So — sprechent“. V. 481 hastu uns. V. 482 uns armen sündler leiden. Hinter v. 484: Got spricht zû den verdammten: V. 486 ir wolten nie geminnen mich. V. 488 von mir fond ir kein gnod hon. Dahinter: Der verdampnot antwort unserem herren: V. 489 Sit du uns von dir haft verstoffen. V. 491 so gib doch uns. Hinter v. 492: Unser her antwort ine: V. 493 min plüt min sweis hon ir verfworn. V. 494 do von ist hüt gros min zorn. Hinter v. 496: Der verdampnot antwort: V. 498 in dinen, geleit. V. 499 dû uns, lieber her, miltenklich / lig uns an ein stat rüwenlich. / Got antwort den sündler: Hinter v. 503: der unrecht sprichet: V. 505 alle fröd hastu. V. 506 milte zû uns. V. 507 etwe. Hinter v. 507: Unser her verflüchet die sündler: V. 509 gros hüt V. 510 sel und lip, vertroft. V. 511 sol es werden. Hinter v. 511: Noch bit in der sündler. V. 513 „liden“ statt „haben“. V. 515 uns doch geb. V. 517 überfüret. V. 519 So fond. Hinter v. 519 fehlen die worte von „da — unmiltcheit“. V. 520 gewesen karg. V. 521 kergi ūch beschilt. V. 522 der barmhertzikeit. V. 523 fehlt „uff ertrich“. V. 525 ir wolten mir nie geben brot. V. 527 tranckten. V. 531 mich bedackt. V. 532—33 fehlt. V. 534 ich gar hart. V. 537 ūch min hūmelrich. Hinter v. 537: Der unrecht manet got aber: V. 538 dich hungers vol. V. 539 do wir dich nit spifitent wol. V. 540 fehlt „vaft“. V. 541 wir nit. V. 542—43 folgt hinter v. 544—45. In v. 543 nit gern wūsten din. V. 545 nie bedackt. V. 546—47 fehlt. Hinter v. 547 fehlen die worte: So — spricht. V. 549 mensch was ich. V. 550—51 fehlt. V. 554 wolten hartenglich. V. 555 und nit almūsen gaben. V. 556 das ir. V. 557 ir nieman den mir. Hinter v. 557: Got claget hert und uaft



ab den funder. V. 560 Ich wil zelen. V. 561 uwer fel wirt niemer rat. V. 564 unfittikeit und freffikeit. V. 565 scheiden. V. 567 uwer kargi ūch beſchilt. V. 570 lüder. V. 573 geuangen vnd. V. 577 verſchmahet vil und me. V. 579 zwifchen ūch was nit den ſchelten. V. 580 fehlt „dik“. V. 581 „kerge“ ſtatt „lüg“. V. 582 valſche eide. V. 583 den armen daten. V. 585 Vffener hin was ūwer gang. V. 586 ir ūwer ſüben zit. V. 587 Vwer ſpot gieng allweg wit. V. 588 lügen vnd. V. 591 fehlt „und“. V. 594 verlaſen. V. 595 und v. 596 fehlt. V. 597 verraiten. V. 599 wie das, nieman. V. 601 ſehent. V. 602 fehlt „ie“, „oder“ ſtatt „und“. V. 603 vor mir. V. 604—5 Uwer eigenwil der müß brechen / ich wil mich hüt min rechen. V. 607 ich rich ab im vil ſtrang. V. 610 Do ſond. V. 611 und niemerme fröd gewinnen. V. 612 Darzū ſond ir haben leid. V. 614 fiöden. V. 615 in heißen keffelen wallen. V. 618 fehlt „öch“. V. 619 vch nieman donnen gehelffen kan. V. 621 ich wil ūwer hüt verlognan. Hinter v. 621: Nun büt got dem tüffel. V. 625 do ſond ir tüffel mit in ſin. V. 626 verdammeten alle. V. 630 und für. V. 631 dannen niemer kein fel kumpt. Dahinter: Do antwort der tüffel. V. 633 ich hon ſin och vil kum gebeit. V. 635 ervellen. Dahinter: vnd öch den wilkommen geben / hertenglich ſond ſie mit mir leben. V. 636 Trancken galen ſol ſin ir win. V. 637 ſchlangen giffit ir ſpis ſin. V. 640 bis 666 fehlt. Vor v. 667: Do ſchriget der funder. V. 667 We ach vnde iemer we das ich ie wart geborn. V. 669 fehlt „hüt“. V. 670 „gantzes“ ſtatt „wenges“. V. 673 fehlt „hüt“. V. 674 in die. V. 678 fehlt „ſieden und“. V. 679 fehlt „ach“. V. 680 gefich ich. V. 684 der tüffel wil mich zū im ziehen. V. 685 ach owe. V. 686 hüt müß ich in. V. 691 barmhertzikeit. V. 692 was an. V. 693 des. V. 694 die funder. V. 697 müter worden din. V. 618 funder nit gefin. V. 700 vnd noch den were. V. 702 „kein“ ſtatt „ein“. V. 704 ich müß im verziehen. V. 706 Und in zū diner gnoden gewinnen. V. 707 Ich man dich. V. 708 genedig welleſt. V. 709 haft mir geben dinen gewalt. V. 710 uber al funder jung vnd alt. V. 711 zū dir. V. 712 das ret zū mir. V. 713 alfo. V. 715 do din hend wurden durch ſtochen. V. 716 durch brochen. V. 717 als ich das ſelber ane ſach. V. 720 det gar we. V. 721 fehlt „gar“. V. 723 das dich. V. 725 erkein. V. 726 dich hüt bitten. V. 727 „die“ ſtatt „der“. V. 728 welleſt genedig. V. 729 ir bet. V. 730 vnd ſie laſeſt frölich gon. V. 731 alle bitten / mit gar demütigen fitten. V. 732 lieber her ere **Maria**. V. 733 du biſt doch ir lieber ſun. V. 734 fehlt. Hinter v. 733: Vnſer her ſpricht zū der müter. V. 735 „müter“ ſtatt „Maria“. V. 736 „ein“

statt „min“. V. 738 mannig fel haftu erloft. V. 739 dir gegeben min gewalt. V. 741—42 wan er mit rüwen zû dir kumpt / das red zû dir min munt / och det ich dir kunt / das du in enphaheft uff der stund. V. 743 angeborn. V. 744 „fel“ statt „funder“. „werden“ statt „fin“. V. 745 „kumpt“ statt „flücht“, er stirpt. V. 746 „von dir“ statt „umb dich“. V. 747 fehlt „aber nit“. V. 748 vnd dich noch mich nit wil eren. V. 749 den bis in argriff der dot. V. 750 „iemer“ statt „billich“. V. 751 fol. V. 752 wan selber. V. 753 dich noch die. V. 754 „verloren“ statt „des tüfels“. V. 755 fus hon gedon dise lût. V. 756 „selber irt“ hinter „ich“. V. 758 noch von sünden vor den dot lon. V. 759 ich bi nût. V. 760 bet. V. 761 wer das alle helgen und och du. V. 762 blüten zeher. V. 763 mochte ùch nit. V. 765 fehlt „wider“. V. 766 erbarmt. Hinter v. 766: do gebût got den tuffeln. V. 770 fehlt „won“. V. 771 miner brediger lere. V. 772 vnd an, vofer. V. 773—74 fehlt. Hinter v. 772: der tüffel antwort ime. V. 776 och vil kum arbeit. V. 777 wan in forchten sind wir gefin. V. 779 uns det als dich me. V. 780 fû hat vns gar dick don vil we. V. 782 so kam fû bald vnd nam. V. 784 das gewert du sie uff der uart. V. 785 „fo“ hinter „von“. V. 786 fehlt „öch“. V. 788 vnd fû in die helle zwingen. V. 789 nun wol uff es ist ze spot / wer ie gelept jung oder alt. Dahinter Mone v. 642 und 644—48. V. 642 ze spot / wer ie gelept jung oder alt. Dahinter Mone v. 642 und 644—49. V. 642 lautet: fû fond hût lon enphan. V. 644 sie gesehen nimer sun noch mon. V. 645 Do ich leg die diener min. V. 646 do müfen sie iemer haben pin. V. 647 fehlt „billich“. Hinter v. 649 folgt: vnd wol verdienent dinen zorn / wan ich in ried vnküftheit / so waren sie gar wol bereit / hochfart tracheit vnd zorn. Dahinter Mone v. 650—64. V. 650 sie font billich. V. 651 vnde freffam alle. V. 652 „sie leiden“ statt „das sagen“. V. 654 „by mir, beliben“ statt „ligen“. V. 656 „werden“ statt „wefen“. V. 657 „erklingen“ statt „erglijen“. V. 658 „Vnd ech, singen“ statt „schrijen“. V. 660 fehlt „hût“. V. 661 Von den hûmel verftosen vnd gescheiden. V. 662 fehlt „ir“, Juden criften. V. 664 fehlt „won“. Darauf Mone v. 791. Es fehlt „gar“. V. 792 das hond wir alle vnfer tag gefüchet. V. 793 vns alles gût verfeit. V. 794 Vmb vnfer vil grofe. V. 795 vmb vnfer vil grofe missetag. V. 797 „mir“ statt „uns“. V. 798 fin plut fin sweis hon ich verfworn. V. 800 fehlt. V. 801—2 Mit iümer vil bösem munde / verfworen hon ich gottes wunden. V. 804 das es mich smerze. V. 806 hût hat. V. 809 schlûg in den mund. V. 810 do ich jung was vnd flücht ze manger stund. V. 811 nit recht tûn lerte. V. 812 fehlt. V. 813 knechte. V. 814 got dût mir nach

minem rechte. V. 815 ze vil vertrüg. V. 816 vnd fû mich nit gnüg schlûg. V. 817 „gar“ hinter „ich“. V. 818 Dar vmb bin ich hût uaft verfert. V. 819 fehlt „hût“. V. 820 der tûffel mich in die hell fûcht. Hinter 820 fehlt die überschrift. V. 821 Ewig wol hin in der helle grund. V. 823 ist nûn ze spote. V. 824 min diener hon dich ver-raten. Dahinter: do schriget der verdamnote. V. 825 Ach owe vnd iemer we. V. 828 mich elenden armen. V. 829 „ûppikeit“ statt „heingarten“. V. 831 die vil böfen. V. 833 hût min wip min kind. V. 835 fient verscholten. V. 837 ach vnd owe. V. 841 flûch sij och der stund geleit. V. 842 „den dot“ statt „die marter“. V. 844 des tûfels. Folgt v. 846. Darauf v. 845 ach vnd we miner funs finden. V. 847 Zû der hell mûs ich hût gon. V. 848 mir nieman dennen gehelfen kan. V. 850 dem tûffel, fliehen. Hinter v. 850 fehlt die überschrift. V. 853 ift hût befehen. V. 854 an fach. V. 857 nie geboren wart. V. 858 was e. V. 859 nit geziehen. V. 861 alweg got sin gelich. V. 862 dem vil schonen. V. 863 als man saget die ding. V. 864 der zevil wil der wirt ze wening. V. 865 Vm min hoffart grosen. V. 866 ver-stofen. V. 867 do war ich also geschaffen. V. 869—70 got hat sich gegen ûch gemiltet / vnd hat ûch nach im gebildet. V. 871—72 Er leid ôch den bittern dot / vnd vmb ûch gar grofse not. V. 874 vnd do by gûte lere. V. 876 hat er zû ûch gericht. V. 877 fehlt „uns“. V. 878 das ich uch uelle in der helle grund. V. 879—80 da sol uch werden heis vnd kalde / gefelle min fûren hin sie bald. V. 881—82 fehlt, sowie die überschrift von „denn“ — „also“. V. 883 gestelen. V. 885 fehlt. V. 886 niemer uff. V. 887 „heilgen“ statt „dieneren“. Die überschrift hinter v. 887 fehlt. V. 889 fehlt „noch“. V. 890 den. V. 891 keiner. Hinter v. 891: sie find in der helle grund / des trôwet in dick min götlicher mund. V. 893 „wir“ statt „ir“. V. 894—97 ir fond mit mir frôlich sin / ich wil nûn lon den zorn min / ich wil mit ûch frôlich leben / min hûmelrich wil ich uch geben.

Nun folgt (hinter v. 897):

S. Peter sprichet

Her ich lob dich in groffer not  
das ich leid an dem crûtz den dot  
ich hon gelitten gros liden  
die hell sol ich dar vmb miden

S. Paulus sprichet

din lob sol ich billich halten vnd sagen  
mir wart min hopt abgeschlagen  
ich hon erlitten gros leid

dar vmb ist mir die hell vorseit.

S. Johann der Ewengelift

Din lob her sol ich halten

küfch vnd rein haftu mich gehalten

dar vmb ist mir hût zûch erbotten

in ôlij wart ich gefotten.

S. Andreas sprichet

Her dich lobent hût min hende

das ein krûtz was min ende

ich was vor f...cht zû menger stund

dar vmb mid ich hût der helle grund.

S. Johannes baptift

Her du bist lobes von mir gewert

min hopt schlûg ab ein schwert

ich het alweg gottes armût

das ist hût miner sel gût

S. Bartholomeus J.

Her in lobe du mich vind

ich ward geschunden als ein rind

dar zû ward ich dick wiflos

des ist hût min gewin also gros

S. Thomas sprichet

Von mir ist din lob gesprochen

min lip wart mit fwerten durchstoehen

dar zû was ich siechtages vol

her das kumpt mir also wol.

St. Jacob sprichet

Her min lop sij dir gefeit

min hirn ward gar wit zorspreit

hungers vnd durft leid ich gar vil

das hûmelrich ich dar vmb wil.

S. Philipus sprichet

Her ich wil dir hût lop geben

ein krûtz nam mir min leben

ich was gar jemerlich bewat

dar vmb min weg ze hûmel gat.

S. Matheus

Her ich lobe dich hût hie

ein grûlich sper durch mich gieng

wachen vnd betten ich vil treib

dar vmb ich vor der hell beleib  
 S. Simon  
 Her ich lobe dich an dirre stund  
 das min lib ward von fwerter wund  
 ich gelebt och uße gûten tag  
 des ich mich hût frôwen mag  
 Sant Mathis  
 Her du solt von mir gelobet fin  
 von wunden starb ðch der lip min  
 ich gieng alweg bitten brod  
 dar vmb flücht mich der helle not.

Dahinter v. 898 liebe. Hinter v. 898: An miner fitten foltu fin / zû miner fiten fetz dich schier / vnd var frôlich mit mir. V. 899 Nim zû dir die megde din. Hinter v. 899 die sint edel vnd vin. V. 901 er vnd zucht. V. 903 hon geeret uaft min blût. V. 906 „uch“ statt „fi“. Dahinter: in das ewig hûmelrich. V. 906 „nûn“ hinter „ir“. V. 910 vnd wil ðch alles leid ergetzen. Hinter v. 910:

Ich wil ðch menger hant tracht bringen  
 der heilig geist fol ðch fingen  
 die engel fürent feiten spil  
 uwer frôd wirt also vil

V. 911—12 me den ie kein menfch môcht erdencken / das mag ðch nieman erwencken. V. 913 „sammet“ hinter „alles“. V. 914 die vil heiligen tryualtikeit. V. 815—20 fehlt. Hinter v. 822:

Wol uff bald vnd gant mir nach  
 in kurtzer zit fo fint wir da.  
 Explicit ultimum iudicium per me  
 Johannem schudin de grûningen.

SEGEBERG.

H. JELLINGHAUS.

## ZUR LITTERATUR DES LATEINISCHEN SCHAUSPIELS DES 16. JAHRHUNDERTS.

In dieser zeitschrift XX, 97 fgg. habe ich über die dramensammlung berichtet, die 1547 aus der officin des gelehrten buchdruckers Johannes Oporinus in Basel hervorgieng. Sämtliche dramen, deren verfasser meist Augsburg angehörten, waren dem Alten testamente entnommen; ja ihre reihenfolge war sogar durch die chronologische anordnung der biblischen stoffe bestimmt. Der im jahre 1541 zu Basel erschie-

nenen Brylingerschen dramensammlung, welche 10 komödien und tragödien enthält, scheint ein anderer Gesichtspunkt zugrunde zu liegen. Die Stoffe sind nämlich auch dem Neuen Testament entnommen; ausserdem aber bietet die Sammlung Dramen der bedeutendsten Dramatiker des ganzen Jahrhunderts, nämlich des Gnapheus Acolastus<sup>1</sup>, des Macropedius Hecastus, Andrisca und Bassarus, Bircks Susanna, des Crocus Joseph, des Naogeorg Pammachius. Die genannten Dramen erschienen sämtlich in der Zeit von 1529—1540 im Druck und wurden überall, wo humanistische Ideen Eingang gefunden hatten, mit Begeisterung gelesen und aufgeführt, nachdem man ihren dramatischen Wert erkannt hatte. Die Vereinigung derselben zu einer Sammlung scheint daher durch das Bedürfnis der gelehrten Bildungsanstalten, in denen die genannten Dramen den Zöglingen zur Lektüre vorgelegt wurden und nach beendetem Studium zur Aufführung gelangten, veranlasst zu sein. Diese Dramen traten sogar an Stelle der antiken Dramen; ja selbst Plautus und Terenz wurden von dem Lehrplane entfernt. Man wollte einen neuen Literaturzweig schaffen; der aus Italien herübergekommene Strom der Begeisterung erfasste die gelehrten Kreise und machte hervorragende Talente zu Freunden des Humanismus. So nur lässt sich die am Ausgang des 15. und in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zu Tage tretende ausserordentlich starke Produktivität auf dem Gebiete des lateinischen Dramas erklären, und ich finde, dass dieser Gesichtspunkt bei der Beurteilung des Schuldramas bis jetzt noch nicht die gebührende Beachtung gefunden hat. Das neue Schuldrama des 16. Jahrhunderts war bestimmt, das Drama der alten geradezu zu ersetzen; daher erklären sich auch die vielen Kommentare, mit denen einzelne Dramen versehen wurden. Reuchlins hochgeschätzte Komödien wurden teilweise von ihm selbst, sowie von Georg Simler und Jakob Spiegel kommentiert; ebenso erschien des Gnapheus Acolastus mit einem ausführlichen Kommentar des Gabriel Patreolus (Dupréau); ein Beweis, dass man die neueren Dramen ebenso zu behandeln wünschte wie einen klassischen Schriftsteller. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis in die fünfziger Jahre scheint auch die Forderung der Lektüre und des eingehenden Studiums der neuen Dramen an Universitäten und Schulen massgebend gewesen zu sein, während die Aufführungen derselben erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts besonders durch Sturms Vorgang in Strassburg stehend wurden und einen Bestandteil der akademischen Erziehung bildeten.

1) Soeben von Bolte in der Sammlung von neudruckten lateinischer Literaturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts herausgegeben.

Wie früh der wert der hervorragenden dramen jener zeit erkant wurde und wie man bestrebt war, sie zu einem ganzen für den gebrauch an den gelehrten bildungsanstalten zu vereinigen, beweist eine dritte samlung von lateinischen dramen, die zwar nicht wie die Brylingersche und Oporinsche aus einer und derselben officin hervorgegangen ist, aber doch den schein erweckt, als ob sie als eingeführtes schulbuch gedient habe. Dafür spricht das gleiche format sämtlicher dramen (klein octav), der einband in pergamenthülle mit schliesshaken; endlich bürgen dafür die namen der verfasser und das jahr der herausgabe ihrer dramen. Jedenfalls vermag ich das mir vorliegende, der stadtbibliothek zu Bremen gehörige exemplar nicht als einen der sonst häufig vorkommenden mischbände anzusehen, wie sie für die bibliotheken von bücherfreunden des 16. jahrhunderts in masse hergestellt wurden. Vertreten sind nämlich folgende dramatiker mit ihren dramen:

1. Guilelmus Gnapheus: *Acolastus*, Antverpiae apud Michaelem Hillenium in Rapo, 1533.
2. Georgius Macropedius: 1) *Asotus evangelicus*, Gerardus Hatardus excudebat anno 1537 mense Aprili. 2) *Petriscus*, Busciducis apud Gerardum Hatardum. Anno 1536 mense Octobri. 3) *Rebelles et Aluta*, Busciducis apud Gerardum Hatardum. Anno 1535 Mense Novembri.
3. Joannes Reuchlin: *Comoediae duae, Scenica progymnasmata hoc est ludicra praeexercitamenta, et Sergius uel Capitis caput*. Coloniae excudebat Joannes Gymnicus 1534.
4. Cornelius Crocus: *Comoedia sacra, cui titulus Joseph*. Antverpiae in aedibus Joan. Stelsii 1537. (Typis Joan. Graphei anno 1537.)
5. Placentius Evangelista: 1) *Susanna*. Antverpiae apud Michaelem Hillenium. 1534 Mense Maio. 2) *Clericus eques et Lucianus aulicus*. Apud inclytam Brabantiae Antverpianam excudebat in sua officina literaria Simon Cocus Antverpianus anno 1535 Calendis Novembribus.

Von diesen fünf dramatikern gehören vier unbedingt zu den bedeutendsten der ganzen litteratur: voran Reuchlin, dann Gnapheus und Macropedius, zuletzt Crocus, von denen die drei letzten schon frühzeitig als mustergültig angesehen wurden, während Reuchlin an der spitze der humanistischen dramatik steht. Von dem fünften, den die litteraturgeschichte noch nicht kent, wird weiterhin die rede sein.

Die drucke entstanden in den jahren 1533—1537 und zwar in drei städten, nämlich Antwerpen, wo Michael Hillenius, Johann Stel-

sius, Johann Grapheus und Simon Cocus als drucker bzw. verleger genant werden, sodann Köln, wo Johann Gymnich, und Herzogenbusch, wo Gerard Hatardus als drucker genant wird<sup>1</sup>.

Das von mir beschriebene exemplar zeigt auf dem innendeckel des pergamentbandes die worte: hoc utitur libro à 1541, vor diesen worten jedoch eine rasur, die sich jedenfalls auf den namen des besitzers bezieht. Die äussere titelschrift von der hand Goldasts lautet: IX. Co-moediae rariores Variorum.

In Placentius Evangelista, d. i. Johannes Placentius, gewinnen wir einen neuen, bisher noch unbekanten vertreter des lateinischen dramas im 16. jahrhundert, zugleich den ersten, der den Susannastoff lateinisch dramatisierte; denn Bircks lateinische Susanna, die bisher für die erste dramatisierung galt, erschien erst 1537. Von ihm werden folgende dramen bekant gemacht:

- 1) SVSAN | NA PER PLA- | CENTIVM EVAN | gelisten lusa. | EVSEBII CANDIDI | Elegia, in uanam breuemque humanae | uitae gloriolam. | ITEM Ode Sapphica eiusdem | Eusebij in mortis re- | cordationem. | ITEM plausus luctificae Mortis, | ad modum Dialogi, extemporaliter | ab eodem Eusebio lufus. | Anno. 1534. (Titeleinfassung). Am ende: ANTVERPIAE | Apud Michaelem Hillenium | M. D. XXXIII. | Mense Maio. 20 bl. (Auf die Susanna kommen hiervon 14 bl.)<sup>2</sup>
- 2) CLERI | CVS EQVES, AV | THORE EVANGE | LISTA PLACEN | TIO TRVDO- | NENSE DO | MINICA- | NO. (Titeleinfassung.) 7 bl.
- 3) LVCIANVS | AVLICVS, CARMINE PHALEV | CIO CONSCRIP- TVS. | Fabula omnium festiuiffima in conuiujs ex- | hibenda. Authore Euangelista Placentio | Trudonense Poeta ingeniofiffimo. Am ende: APVD INCLYTAM BRA | BANTLÆ ANTVERPIAM, EXCV- | DEBAT IN SVA OFFICINA | LITERARIA SIMON CO- | CVS ANTVERPIANVS, | ANNO AB ORBE | RFDEMPTO | M. D. XXXV. | CALENDIS NOVEMBRI- BVVS. | 1535. 9 bl. (Bl. 2 und 5 fehlen in dem Bremer exemplar.)

1) Die drucke der Macropediusschen dramen sind originaldrucke, ebenso der des Joseph des Crocus, welche ausgabe von Goedeke II<sup>2</sup>, 134 nr. 7 nicht genant wird. Der dort genante Kölner druck des Johann Gymnich ist sicherlich ein nachdruck. Desgleichen sind die stücke des Placentius originaldrucke. Alle andern sind nachdrucke.

2) Johannes Bolte hat noch in London und Oxford exemplare gefunden.



Johannes Placentius (latinisiert aus Plaisant), geboren zu St. Trond oder St. Truyen in Belgien (daher Trudonensis oder Trudonopolitanus)<sup>1</sup> am ende des 15. jahrhunderts, genoss den unterricht der Hieronymianer in Lüttich, studierte theologie in Löwen und trat in den orden der predigermönche des klostere zu Maastricht (ordinis s. Dominici coenobii Traiectensis ad Mosam). Er starb um das jahr 1548<sup>2</sup>. Er entwickelte eine reiche litterarische tätigkeit. Er verfasste *Vitae episcoporum Leodiensium* (eine bischofsgeschichte von Lüttich)<sup>3</sup>, einen *Catalogus omnium antistitum Tungurorum Traiectensium ac Leodiorum*, *Chronicon a scriptoribus apostolorum ad annum 1408* (in reimen); auch schreibt man ihm zu: *Antiquitates Tungrenses et Mosae Traiectenses*, *Amplitudo civitatis Leodiensis*, *De reliquiis Traiecti asservatis*. Eine quelle nent auch noch *Pugna Porcorum per Placentium Porcium Poetam*, Lovan. 1546, und die oben angeführten *Dialogi duo*, prior *Clericus Eques* inscribitur, alter *Lucianus Aulicus*, Antv. 1535<sup>4</sup>. Die *Susanna* ist jedoch nirgends erwähnt.

Mit recht nent ihn de Jonghe „in prosa et carmine versatissimus“, denn sowol das in prosa geschriebene lustspiel *Clericus eques* als die beiden anderen in versen geschriebenen komödien zeigen den verfassers als einen gewanten und überaus geschickten lustspiieldichter, der den oben genannten dramatikern Reuchlin, Gnapheus, Macropedius und Crocus angereicht zu werden verdient. Seine arbeiten ruhen auf einem sorgfältigen studium der antiken vorbilder; er versteht es weltliche stoffe wie ein echter lustspiieldichter so zu dramatisieren, dass eine lustige scene nach der andern die heiterkeit des publikums erregt. Ja selbst die *Susanna*, der doch ein biblischer stoff zu grunde liegt, entbehrt nicht gesunder komik.

Den *Clericus Eques* widmete Placentius seinem studienfreunde Michael von Horion, schenk des bischofs Eberhard von Lüttich, grafen von der Mark-Sédan. Er möge nicht glauben, sagt der verfassers, dass er mit dem orte auch seine gesinnung geändert habe, nam, *ut tantillum tibi eloquar, concinnitas iocorum et sales gemini non temperant sese quo minus quos deamo nonnunquam aut verbis aut epigrammatis ludam*.

1) Hier befand sich ein kloster, in welchem die *Gesta abbatum Trudonensium* (Mon. Germ. SS. X, 213—248) entstanden. Wattenbach, *Deutschlands geschichtsquellen* II<sup>8</sup>, 106.

2) Swertius, *Athenae Belgicae*, Antv. 1628 s. 460; Valerius Andreae, *Bibliotheca Belgica*, Lovan. 1643 s. 549; Foppens, *Bibliotheca Belgica*, Brux. 1739, II, 711.

3) de Jonghe, *Belgium Dominicanum*, Brux. 1719, s. 275.

4) v. d. Aa, *Wordenboek der Nederlanden* 15, 344.

Daher widme er, einst ein clericus, jetzt ein eques, ihm den Clericus eques, damit auch unter den ernstesten beschäftigungen, die er habe, ihm der heitere scherz lachen errege. Für den bischof habe er sacra argumenta vorbereitet und er bitte ihn, dafür zu sorgen, dass sich der bischof ferner seiner erinnert. Die widmung ist datiert aus Antwerpen, 13. oktober 1534.

Die handlung ist in 3 akte zerlegt. Zuerst tritt der kleriker auf. Er klagt darüber, dass die studenten oft unglück im würfelspiel hätten, dass die nemesi (Rhamnusia) sie stiefmütterlich behandle. Die gelehrsamkeit ist eine verächterin des reichthums; durch gottes fügung geschieht es, dass die kleriker im winter frieren, im sommer not leiden; das lehre der vorgang der dichter sowol als der gelehrten. So rate auch ihm die armut seine unglückliche lage zu offenbaren. Da sieht er eine frau auf sich zukommen und beschliesst sie um ein almosen zu bitten. Er komme eben aus Paris; dort habe er viele jahre studienhalber zugebracht und das studium habe viel gekostet (multis sumptibus et quod aiunt oleo ac opera tempus illic redemi). Columbana die frau wundert sich, dass ein so vornehmer herr sie um eine gabe anspricht, und erhält auf ihre frage, woher er käme, die antwort: ex Parrhisiis, aber sie versteht: ex pratis Elyseis, d. i. aus dem paradiese, wohin die seelen der abgeschiedenen wandern, und wünscht zu erfahren, ob ihr erster mann Corococca, der vor etwa zwei jahren gestorben sei, dort in demselben zustande umhergehe, in welchem er beerdigt sei. Erst nach längerem kampf entschliesst sich der kleriker eine täuschung zu begehen; er gesteht, er habe ihren mann nackt einhergehen sehen und zwar allein unter so vielen myriaden von menschen, nackt wie der cyniker Diogenes. Darüber ist sie sehr unglücklich und bittet den kleriker, nach dem paradiese zurückzukehren und ihrem manne ein ziemlich kostbares, mit fuchspelz verbrämtes gewand nebst einer summe geldes zu bringen. Auch möge er ihm sagen, dass sie gegenwärtig an einen mann verheiratet sei, der sich oft betrinke und sie in berauschem zustande prügele, so dass sie recht zu beklagen sei, da mit ihrem geliebten Corococca aller häuslicher friede gewichen wäre. Der kleriker verspricht gegen eine geldentschädigung nach drei monaten mit einer handschrift und einem briefe ihres verstorbenen mannes zurückkehren zu wollen und entfernt sich. Columbella aber bedauert, dass sie es zugelassen habe, dass ihr mann schon zwei jahre lang unbekleidet im paradiese einhergehe und begibt sich zur beichte (Eo recta ad Exomologesim), um mit hilfe des priesters von diesem gewissensscrupel befreit zu werden.

Der 2. akt spielt im hause der Columbana. Oenophilus, ihr ehemann, kehrt stark bezechet von einem gelage in der nacht zurück und weckt mit gepolter seine ehefrau (*Quin' audis meretrix? fuste tuum grandibo caput*). Nun entwickelt sich eine überaus heitere scene. Das weib ist zwar an seine trunkenheit gewöhnt, aber sie erinnert ihn doch mit tapferer wehr an seine völlerei. Schämst du dich nicht? Ich bitte gott, dass dich der brantwein (*vivum vinum*) der eingeweide beraube und dein herz, die adern und dein inneres entmanne, damit du alle tage deines lebens wie ein lahmer schuster nolens volens zu hause bleibst. Genug der worte, giftmischerin, sagt der ehemann, wenn du nicht lieber prügel wilst. Bringe mir von meinen röcken einen der bessern; denjenigen, den ich im vorigen monat aus englischem tuch mit fuchsfellen und ganz seidener paspel anfertigen liess, denn ich will zu einer hochzeit. Ach ich unglückliche, so sagt die frau für sich, *inter saxum et sacrum haereo et quod vulgo aiunt, lupum auribus teneo*. Oenophilus: *Quid murmuratrix lingua sibi vult? Quid obgannit anicula? agedum expedi, adfer mihi vestem*. Nun gesteht sie alles ein, die pietas erga manes demortui coniugis habe sie vermocht, den rock an einen kleriker zu geben. Was hast du mit einem kleriker zu schaffen? Ich halte diese sorte von menschen für verdächtig, *quippe qui tanto ad vafritiem et dolum accliviores sunt, quanto ingenii dexteritate praestantiores; polypi sunt: quicquid attigerint haud difficile tenent*. Er schildt den aberglauben und die dumheit der frau, *commentum futile narras, hisce in locis (in pratis elyseis) qui semel fuerit, numquam regreditur. Insulsissima mulierum quas sol videt, quid istuc aggressa es?* Oenophilus beschliesst endlich auf einem seiner behendesten pferde dem diebischen kleriker nachzusetzen und ihm die beute wider zu entreissen.

3. akt. Oenophilus ist auf dem königswege (*regia platea*) so schnell als möglich vorwärts geeilt und ruft aus der ferne: Hat niemand (*naemon*) einen diebischen kleriker mit einem reisesack gesehen? Der kleriker hört den ruf; das werde ich ausbaden müssen (*in me haec faba cudetur*)<sup>1</sup>, sagt er. Das ist der ehemann des weibes, dem ich das geld und den rock listigerweise abgenommen habe. Was nun tun? Fliehe ich, so werde ich bald eingeholt, denn der reiter ist schneller zuwege als ich; wenn ich aber bleibe, so werde ich durchgeprügelt und kaum halblebend davonkommen. *Adesto mihi fraudum architecte, magne Mercuri, et ingenioso huic furto meo alipes succurre*. Da bemerkt er

1) Terent. Eun. 2, 3, 89.

einen landmann, der sich zum mittagessen im grase gelagert hat; er zieht schnell dessen rock an, ergreift dessen hacke und ist wie ein ackersmann geschäftig bei der arbeit. Da kommt Oenophilus herangesprengt und stellt die obige frage an ihn. Ja, sagt der kleriker, ich sah einen jungen mann, der, sobald er dich und das pferdegetrappel hörte, sofort in den nahen wald floh. Aber der wald ist dicht, das dickicht lässt dich mit dem pferde nicht durch, darum lass mir das pferd zur hut und gehe zu fuss. Ich weiss, wie diebe geartet sind; er wird dir alles zurückgeben; nur behandle ihn nicht zu hart, denn du kanst alles ohne blutvergiessen wider gut machen. Das ist ein guter rat, sagt Oenophilus; ich werde ihn befolgen. Aber du solst mir büssen, Clerice furcifer. Du wirst es erfahren, wie unbillig es ist die torheit eines weibes zu misbrauchen. Während Oenophilus sich in den nahen wald begibt, macht sich jener zum berittenen kleriker und verschwindet mit dem gestohlenen gepäck und dem pferde. *Abeo recta Parrhisium versus et artem hanc conatumque clericalem commilitonibus narrabo factoque hoc immortalis paene evadam.* Jezt erscheint der bauer Coridon. Nachdem er sich leiblich gestärkt hat, will er sich wider an die arbeit machen. Er sucht sich seine harte arbeit mit einem liede zu versüssen: *Cantabat vacuus coram latrone viator*<sup>1</sup> und *O Coridon, Coridon, quae te dementia cepit*?<sup>2</sup> Da kommt Oenophilus, der den dieb vergeblich gesucht hat, zurück und droht den bauer zu ermorden, der ihn listigerweise in den wald gelockt hat, in dem er keine spur des diebes gefunden hat. *Perdat te fulmine magnus Jupiter, vocem atque ora trisulcum tonitru obtundat.* Der gesang des nichts ahnenden landmannes reizt ihn zu erhöhter wut: *Pergin bilem mihi movere, scelus? Iam te perimam.* Die schmähungen, die beschuldigung des diebstahls veranlasst den bauer, der den Oenophilus noch nie gesehen hat und seine unschuld widerholt beteuert, diesen beim ortsschulzen zu verklagen. Sie begeben sich zum prätor Hannibal. Nach anhörung des klagenden Oenophilus fragt dieser nach der farbe des in verlust geratenen pferdes und als dies jener beschrieben, sagt er, dass er soeben dem auf jenem pferde sitzenden kleriker begegnet sei, der nach Gallien zu seinen weg genommen habe. Nun erkennt Oenophilus, dass er überlistet ist; er bittet den ortsschulzen und den bauer, über die sache zu schweigen, zahlt einen geldbetrag, fordert sie auf mit ihm in die nächste schenke zu gehen und schliesst mit folgender mahnung: *Spectatores, hoc argumento imposturas clericorum discite,*

1) Nach Juvenal. 10, 22.

2) Verg. Ecl. 2, 69.

quorum nullum aequè diligens institutum est, quam ut quo iure quaque iniuria nostro incommodo nobis imponant. Venit ille ut aiebat e pratis elyseis, eat recta ad patibulum eminens. Vos valetè et plaudite.

Wie der Clericus eques, so zeugt auch das zweite lustspiel des Placentius, Lucianus aulicus, von einem glänzenden humor des verfassers. Nach dem titel soll es bei gastmälern aufgeführt werden. Es erinnert dies an die sitte der geistlichkeit, ihre gastmäler durch auführung von komödien zu beleben. Man denke an die gastmäler der bischöfe, die auf dem concile zu Kostnitz versammelt waren. Nun lebte Placentius im Dominikanerkloster zu Maastricht, dessen mönche dem heiteren lebensgenusse gewiss nicht allzusehr entsagten. Placentius widmete sein drama dem domkustos zu Carlsburg in Ungarn, Nicolaus Olaus, der zugleich geheimschreiber der königin Marie war (Nicolao Olao, Albensis ecclesiae regni Hungariae Custodi)<sup>1</sup>. Jakob Arrhusius, ein begeisterter freund des humanismus, mit dem Placentius schon seit fünf jahren befreundet war, hatte ihm bei einem besuche im sommer 1534 mitgeteilt, dass sein patron ein argumentum litterarium e musaeo Placentiano wünsche. Da nun Nicol. Olaus, wie er wisse, am ungarischen hofe als beschützer der schönen wissenschaften allein stehe (regiae aulae unicum columen ac rarum quoddam monile — nam illic studia ac mores philosophicos solus tueris —), so wolle er ihm die vorliegende komödie als ein zeichen seiner aufrichtigen hochachtung und ergebnheit widmen in der hoffnung, dass er noch andere arbeiten, die er noch in grosser zahl vorrätig habe (lucubrationes alias, quas plurimas apud me retineo), ihm widmen dürfe. Vale Antouerpiæ, quarto Idus Octobres Anno salutis 1534.

Das drama ist im phaleucischen metrum geschrieben. Der versus phaleucius besteht aus einer logaödischen pentapodie mit dem daktylus an zweiter stelle (— | — | — | — | —). Auch das Carmen extemporarium Balduini Reuelii, Pensionarii Hyperii, das sich auf dem titelblatt findet, ist in diesem versmass verfasst. Es spricht von den beiden komödien des Placentius.

Aulam Rusticus iste Lucianus  
 Non multo tibi meliore sanno  
 Aspergit vetus ut solebat aethra,  
 Porro Clericus haud parum diserte  
 Imposturam agit. Advolate docti,

1) Alba Carolina = Carlsburg, ehemals Weissenburg, am Maros, einst hauptstadt Siebenbürgens.

Et docti ingenium undevis poetae  
Admiremini, amate diligenter.

Den inhalt gibt der verfasser selbst an:

Chremes Rusticus aulice docetur,  
Sed se ut Stimphalionis arte sensit  
Lusum, praeparat affabre instrumentum,  
Hunc et quo capit huius et maritam,  
Sic cum coniuge Rustice docetur.

Es handelt sich in diesem stücke um einen scherz, der mit einem stelmacher (carpentarius) vom lande gemacht wird; aber der gefopte rächt sich an dem, der ihn gefopt hat, indem er ihn mit seiner frau, die unschuldig mit ihrem manne leiden muss, in einem von ihm selbst verfertigten fangeisen festhält. Chremes, so heisst der stelmacher vom lande, begibt sich in die stadt und wird hier mit einem koch Stimphalion bekant, der ihn mit den sitten des hofes und des hoflebens vertraut machen will. Er heisse Chremes Lucianus, welchen namen er colendo lucos verdient habe. Lucianus apte, sagt Stimphalion,

certum ludibrium omnium cocorum,  
ut doctus fuit ille Lucianus  
risor maximus omnium deorum.

Nun solle aus ihm ein Lucianus aulicus werden. Dazu müsse er aber alle seine lehren genau befolgen und alles gutheissen, was er tun und sagen werde. Denn die höflinge pflegen jedem beizustimmen, und aus einem Lucianus werde ein Gnato Terentianus. Aulicum est hodie videri et esse. Als nun Chremes die empfangenen lehren praktisch anwenden soll, muss er es erleben, dass Stimphalions frau Mannella gar übel behandelt wird und dass er selbst bei tische bedeckten hauptes sitzen und für alle ihm gereichten speisen danken muss, ohne selbst zulangen zu dürfen.

Im nächsten akte volzieht Chremes die rache an Stimphalion und seinem weibe. Er spricht zunächst von seiner erfindung; da kommt das verschmizte Ehepaar; sie wollen einer einladung des bürgermeisters Midas zum mittagsmahl folgen. Chremes bittet sie, ihm zu gestatten, dass er prüft, ob die löcher seines halseisens für ihren hals passen. Sie lassen es zu und werden nun gefangen. Chremes lehrt sie dann, wie man auf dem lande lebt. Die so gefangenen schreien und heulen, die frau beschuldigt den mann des unrechts, das er an Chremes begangen usw. Endlich kommt auch der bürgermeister, auf dessen bitten sie von der qual befreit werden. Darauf begeben sich alle zur tafel des bürgermeisters.

Die Susanna des Placentius endlich bildet ein sehr wertvolles glied in der reihe der Susannadramen. Ein an den leser gerichtetes epigramm belehr uns über die tendenz: wie Crocus eifert der dichter gegen die aufführung der römischen komödien und sucht sie durch neuere, selbstgeschaffene zu ersetzen. Er weicht aber darin von Crocus' ansicht ab, dass er selbst auch weltliche stoffe dramatisch bearbeitet und sich nicht auf biblische beschränkt hat. In dieser beziehung stellt er sich neben Gnapheus und Macropedius, während Sixt Birck sich ausschliesslich mit biblischen stoffen beschäftigt und sogar gegen die vertreter der entgegengesetzten richtung polemisiert<sup>1</sup>. Das erwähnte epigramma ad lectorem lautet:

Quid iuuat heus iuuenes ueteris monumenta Terenti  
 Aut Plauti aut Neui uoluere saepe manu,  
 Et spectatori uanas diuendere nugas,  
 In quibus instruitur desidiosus amor?  
 Quin potius placeant diuina poemata nostri  
 Euangelistae, qui canit ore cato.  
 Hic bene Susannam festiuo carmine lusit  
 Quamque senes turpis commaculavit amor.  
 Annis sub teneris diuinas dicere praestat  
 Historias, ueterum quam recitare leues,  
 Nam quod percipiunt iuuenes aetate recenti,  
 Firmius inhaeret nec cito deficiet.

Das in fünf akte zerlegte drama kenzeichnet den verfasser nicht nur als einen klassisch gebildeten dichter, sondern auch als einen sehr geschickten dramatiker. Der scenische aufbau des dramas ist im ganzen korrekt. Der erste akt bietet eine scharfe charakteristik der beiden alten (Crito advocatus, dem Phormio des Terenz entlehnt, und Chrisales iudex); der zweite bereitet den überfall im bade (3. akt) vor, der vierte behandelt die verurteilung der Susanna, der fünfte die der beiden alten und die befreiung der Susanna. Die darstellung ist knapp und abgerundet. Das drama selbst ein kleines kabinetstück, das Bircks, Frischlins und Schönäus' leistung in den tiefsten schatten stellt.

Der rechtsgelehrte Crito begint mit einer verwünschung der mädchen, die sich der greise ebensowenig erbarmen, als wenn diese zu leben aufgehört hätten oder als wenn sie überhaupt nicht mehr fähig wären zu lieben. Sein diener Petulius nennt die mädchen, die so

1) Vgl. Pilger, Die dramatisierungen der Susanna im 16. jahrhundert, bd. XI, 169. 170 dieser zeitschrift.

handeln, klug, denn sie belasten sich nicht gern mit bejahrten pferden und kleiden sich an festtagen nicht mit abgenützten gewändern. Auch sind die greise veränderlichen sinnes, *momento euanidi sapientia, ingenio irritabiles*. Dieses urteil versetzt den Crito in solche wut, dass er zwei *lorarii* herbeiruft und beauftragt, den frechen diener ins gefängnis zu werfen. Diesem aber gelingt es den zorn des herrn dadurch abzuwenden, dass er ihm den besuch einer begehrenswerten dirne, die sich nur durch ihn werde überreden lassen, in aussicht stellt. *Homo frugi es*, sagt Crito, *pulchreque de me meritus, quo non optarem conducibiliorem*. — Die zweite scene zeigt den buhlerischen Crito als widersacher des richters Chrisalus. Als ihm dessen diener Hislio erzählt, dass er ein rechtsbeistand suchendes jüdisches mädchen von wunderbarer schönheit an seinen herrn gewiesen habe, erwacht in Crito leidenschaftliche eifersucht; er zürnt dem Hislio, dass er jenes mädchen nicht ihm selbst zugewiesen habe. Das sei die pflicht des Petulus, erwidert Hislio. Indem er beide diener verwünscht, beschliesst er sich zu Chrisalus zu begeben, um zu sehen, wie weit er mit der *scitula virgo* gekommen ist. In der 3. scene offenbart Hislio dem ihm befreundeten Petulus, dass sein herr von derselben beschaffenheit (*eiusdem farinae*)<sup>1</sup> sei. *Nam lippit, titubat, Marcet totus: at at metuo, quorsum euadat virguncula*. — Erzürnt, dass ihm die jüdin entgangen ist, sint Crito auf rache.

*Non irascar isthic Chrisalo? solus potitus est  
Cupitis amplexibus, uirginem sine teste uitiauit.  
Vbi obiurgauit hominem, ait multa quidem  
Multis argumentis me idem fere domi nuper  
Patrasse, idque manifestius quam quod inficier.*

Als ihm aber Petulus meldet, dass die bewusste dirne ihn erwarte, vergisst er alles ihm zugefügte unrecht. In der letzten scene des ersten aktes treffen nun die beiden alten zusammen. Beide werfen sich ihr unzüchtiges treiben vor, durch das sie das ansehen ihres hohen standes schädigen. Besonders heftig zeigt sich Crito: jener sei *avarus, luxu perditus, inaestuusus, sacrilegus*. Chrisalus rät zur versöhnung, aber Crito spielt hartnäckig den beleidigten. Während sie noch sprechen, kommt Joachim mit seiner gattin Susanna. Nach herzlicher gegenseitiger begrüßung scheut sich Crito nicht, den beiden vorzulügen, er und Chrisalus hätten eben in eifrigem gespräche mit einander beraten, wie die processe zum besten des staates geführt werden könnten. Darauf

1) Pers. 5, 115 *Cum fueris nostrae paulo ante farinae*.



werden beide auf den wunsch der Susanna zum frühstück eingeladen. Kaum ist die einladung des Joachim erfolgt, so äussert Crito für sich:

Foemina est, ita me Dii bene ament, digna  
Cui nunquam aliquid negetur.

Act. II. Die beiden alten sind der einladung gefolgt und gestehen sich gegenseitig, dass sie beide in Susanna verliebt sind. O Susanna, quam magnifice experior oculos tuos uere esse magnetes, ruft Chrisalus,

Eadem mihi iamque uertiginem attulit, adeo  
Me indomitus decoquit ignis, abdita  
Penetralia furor (heu nimium insolens) obtinet.

Aber doch ist er zaghaft, er ist eben noch nicht so verbuhlt als Crito; er fürchtet von der ehrenhaften frau mit seinen anträgen zurückgewiesen zu werden. Sei nicht töricht, so ermutigt ihn Crito,

An tu nihil iam potes, qui saepe sphingem  
Euicisti dolis?

Crito ist auch derjenige, der den vorschlag macht, Susanna am folgenden tage im garten beim baden zu überfallen. Auch er ergeht sich in lobpreisungen der schönheit der Susanna. Es folgt dann noch ein gespräch zwischen Susanna und ihren beiden dienerinnen Maura und Livia. Beide werden von der herrin ermahnt, hochmut zu meiden und nicht immer an heiraten zu denken.

O si noueritis, quam longe alia res est atque existimatis  
Connubi, certe studio uehementiori contenderetis  
In innocentiam illam sempiternam.

Act. III. Susanna erscheint im garten, um zu baden. Sie lässt sich balsam und seife bringen und befiehlt die türen sorgfältig zu schliessen. Crito redet sie an:

Ades Citheraea Venus, faue furtiuæ  
Voluptatis pater, magne Juppiter.

Sus. Me miseram, quid turbæ?

Cr. Ingere te quantum potes. Sus. Ah perii ....

Chr. Euge bellissima foemina:

Nihil te pudeat, nos seorsum cupiditate omni  
Excipere. Sus. O scelera. Cr. Haud admodum  
Pensa inutile nostrum senium. Nam delicatiusculis  
Amplexibus hucusque uegeti sumus: strenue  
Litauimus hactenus in palaestra Veneris.

Vergeblich sucht Susanna die frechen alten auf ihr schamloses beginnen hinzuweisen. Sie crinnert sie an die woltaten, mit denen sie die-

selben überhäuft, und erklärt standhaft, dass sie niemals ihrer unverschämtheit vorschub leisten werde. So werden wir dich des ehebruchs anklagen, sagt Crito. Er ruft die nachbarn herbei. Er bemitleidet nicht die sittenreine Susanna, sondern ihren gemahl und ihren vater Helchias, deren geachteten namen jene besudelt habe. Sehr wirkungsvoll ist das gebet der Susanna, mit dem der 3. act schliesst.

Nosti me quam procul abesse ab his innocentiae deus  
 Sceleribus, quae mihi pertinaciter presbyteri impingunt,  
 Quandoquidem et mecum periculum exhorruerim  
 Et una eademque constantia obstiterim uiolentiis,  
 Neque ob id tamen aliquid modestiores sunt,  
 Excogitant noua, inusitata prouulgant,  
 Adeo ut rumoribus adulterii mei domus  
 Cognatio iugiter intabescat tota. In te  
 Mihi spes est omnis, excute potenter  
 Bolum hunc e faucibus beluarum.

Der gerichtsscene des 4. actes geht eine unterredung zwischen Joachim und Helchias voraus, die beide ihrem schmerze über das plötzlich eingebrochene schwere verhängnis beredten ausdruck verleihen. Die gerichtsscene selbst hat nichts bemerkenswerthes, als dass die von den beiden richtern herzugerufenen henker den gehorsam verweigern, da sie mit dieser edlen frau nichts zu schaffen hätten: Nihil nobis commune est cum tam ingenua. Cr. Cessatis ire funesti? Abite iam nunc, dictum satis. Ehe die richter ihre anklage beginnen, bittet Susanna die umstehenden, sich der trähnen zu enthalten, denn gott werde ihr loos zum guten wenden. Noch einmal fleht sie gott um beistand an:

Nunc nunc ades deploratae feminae,  
 Sed speranti in te, deus optimus maximus, rugentium  
 Horum leonum saeuitiam male uerte.

Nach der verurteilung spricht sie wider ein gebet:

Deus aeterne abstrusorum perscrutator,  
 Vide precor, quae est audacia. Iamdudum morior  
 Omnium expers, quae isti maliciose congresserunt in me.

Von grosser sicherheit zeugt das auftreten des propheten Daniel, der übrigens in abweichung von der biblischen erzählung nicht als knabe gedacht wird. Auffallen muss nur, dass der dichter dem verhör der beiden richter, die der verläumdung und des betrugs angeklagt werden, einen besonderen act zuweist. Auf die frage, unter welchem baume der ehebruch vollzogen sei, antwortet Crito zuerst nichts; nur für sich spricht er die worte: Perii miser: utinam eadem mecum

definiat complex! Chrisalus sucht sich ebenfals aus der schlinge zu ziehen:

Quasi uero id nesciam? sub ea nimirum

Quam designauit Crito.

Der erste gibt dann auf erneute frage diese auskunft: sub cino, der zweite: sub pino<sup>1</sup>.

Daniel schliesst die verhandlung: *Comperta est coniuratio; perditte, ut aequum est, utrumque, carnifices!* Mit einem kurzen dankgebet der Susanna zu gott und mit glückwünschen des Helchias endet die komödie selbst. Die henker fügen nur noch hinzu, dass die beiden alten extra castella suis locis bestraft werden sollen und nehmen abschied von den zuschauern:

Spectatores boni, nihil est quod expectetis.

Bene uobis sit cum Susanna: congratulemini

Innocentiae. Valet et plaudite.

Von den der komödie nach dem titelblatt angefügten dichterischen leistungen des Eusebius Candidus ist nur die dritte bemerkenswert. Es ist eine art versifizierten totensanges unter dem titel: *Plausus luctificae mortis*. Es treten die vertreter aller stände auf: der kaiser, der römische könig, der papst, der cardinal, der bischof usw. Sehr beissend werden pastor und abbas charakterisiert.

Pastor. En parochus quoque pastor ego, mihi dulce Falernum  
 Notius aede sacra: scortum mihi charius ipsa  
 Est animae cura populi. — Mors te manet ergo, sezt der  
 philosophus hinzu.

Abbas. En abbas uenio, Veneris quoque uentris amicus.  
 Coenobii rara est mihi cura, frequentior aula  
 Magnorum heroum. — Choreia saltabis eadem.

Der Scabinus sagt wahrheitsgetreu:

Ecce Scabinus ego, scabo bursas, prorogo causas,  
 Senatorque vocor, uulgu me poplite curuo  
 Muncribusque datis ueneratur fronte resecta.  
 Nil mortem meditor, loculos quando impleo nummis  
 Et dito haeredes nummis, vi, fraude receptis.  
 Iustitiam nummis pro sanguine, munere uendo.

1) Vgl. Pilger in dieser zeitschrift XI, s. 154 anm. 1, wo bemerkt wird, dass die meisten Susannadichter auf eine nachahmung des biblischen *textus σχίνοσ — πρίνοσ* verzichtet haben. Placentius hat das wortspiel des urtextes sehr sinnig nachgeahmt. Ähnlich Birek: schinus -- pinus.

Quod rectum est curuo, quod curuum est munere rectum  
Efficio, per me prorsus stant omnia iura.

— Non poteris durae mortis transire sagittis.

Endlich führen wir noch den satz des schulmeisters (Ludimagister) an, der auch noch heute seine volle geltung hat:

En ego peruigili cura externoque labore  
Excolui iuuenum ingenia et praëcepta Mineruae  
Tradens consenui cathedraeque piget sine fructu.  
Quid dabitur fructus, tanti quae dona laboris?  
Omnia mors aequans, uitae ultima meta laboris.

WILHELMSHAVEN.

H. HOLSTEIN.

## ZU GOETHES FAUST.

Erläuternde bemerkungen im anschluss an Schröers erklärende ausgabe, 2. auflage.

Prolog v. 48. gleich kann hier nur die bedeutung „immer in gleicher weise“ haben. Obwol die cicade versucht sich in die luft zu schwingen, fällt sie doch immer wider zurück und singt wider wie vorher ihr liedchen — im grase liegend.

Prolog 68.

*Weiss doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,  
Dass Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre xieren.*

Auch in der 2. auflage hält Schröer an der bedeutung von grünen als „wachsen“ fest, die sich bei Goethe nicht belegen lässt. Denn auch hier hindert nichts es als das jährliche grünen im frühjahre zu erklären, vgl. 1334 *Bäume die sich täglich neu begrünen*. Wahrscheinlich schwebte Goethe die stelle Ev. Luc. 21, 29 vor: „Sehet an den feigenbaum und alle bäume. Wenn sie jezt ausschlagen, so sehet ihr es an ihnen und merket, dass jezt der sommer nahe ist.“

Erster teil.

130. *Du hast mich mächtig angezogen,  
An meiner Sphäre lang gesogen . .*

Auch in der zweiten auflage wiederholt Schröer die erklärungs: „An der sphäre des erdgeistes, der erde hat Faust gesogen, eifrig nahrung des geistes, der erkenntnis gesucht.“ Schon in den akademischen blättern von O. Sievers bemerkte ich, dass nicht die erde, sondern das geisterreich die sphäre des erdgeistes sei. Eigentümlich ist freilich der

gebrauch von „saugen an etwas.“ II, 4627 gebraucht Goethe sog ich an = nahm ich in mich auf:

*Aug' und Brust ihr zugewendet  
Sog ich an den milden Glanz.*

700. *Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben.*

Es ist nicht richtig, dass der Gift hier für dosis, gabe eines heilmittels stehe. Es bedeutet vielmehr stets ein tödlich wirkendes mittel. So steht es auch bei Schiller, Kabale und Liebe 5, 7 (s. Weigand I, 693). In der bedeutung „gabe“ ist gift auch bei Goethe fem., vgl. II, 6314.

1357. *Wie ich beharre, bin ich knecht.*

Ich habe über die stelle schon in den Akad. bl. s. 717 gehandelt und kann Schröers erklärung auch jezt noch nicht billigen. Wie steht hier temporal für so wie oder in dem augenblicke wo. Ich verweise nochmals auf Weigands Wörterbuch der deutschen synonymen nr. 429 und für Goethe auf Faust II, 6918. Beharren heisst „in demselben zustand verbleiben.“

2310. *Damit ihr seht, dass ich eurer Pein  
Will förderlich und dienstlich sein.*

Dienstlich in der bedeutung „dienstbereit“ war dem 18. jahrhundert nicht mehr geläufig. Es gilt also auch für unsere stelle die bemerkung im Deutschen wörterbuche II, 1129: „Frisch und Steinbach führen dienstlich in dieser bedeutung nicht mehr an; bei Hippel 12, 23 der welt förderlich und dienstlich sein ist aus Luthers katechismus genommen.“

2514. *Geht da stracks in die Welt hinein  
Und lässt mich auf dem Stroh allein.*

„Auf dem stroh“ d. h. als wöchnerin, denen man früher stroh unterlegte. Daher engl. a lady in the straw „eine wöchnerin“, to be in the straw „in wochen sein“; vgl. Liebrecht, Zur volkskunde s. 492.

2687. *O heil'ger Mann! Da wärt ihr's nun!*

Schröer erklärt: In diesem falle (da) wärt ir's nun, nämlich ein heil'ger mann. Ich erinnere an den gebrauch von: Er ist es! d. h. „er bildet sich ein etwas zu sein.“ Ähnlich II, 6000 *Ich war nun was* d. h. „ich war nun ein grosser herr.“

2821. handeln = verhandeln, vgl. Iph. 480:  
*Wusst ich nicht,*

*dass ich mit einem Weibe handeln ging?*

3098. *Erfüll davon dein Herz, so gross es ist,  
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,*

*Nenn' es dann wie du willst,  
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!*

Zu v. 3101 muss man Franz Kern, Drei charakterbilder aus Goethes Faust s. 81 beistimmen, wenn er bemerkt: „Es ist gewiss seltsam, dass man das herz erfüllen soll mit etwas, was wider als herz bezeichnet wird. Der subjektive charakter dieses pantheismus ist ja schon deutlich genug durch glück und liebe ausgeprägt!“ Ich war früher geneigt „herz“ hier als schmeichelnde bezeichnung der geliebten zu fassen, glaube aber jetzt, dass es sich nur aus v. 3098 hierher verirrt hat und zu tilgen ist.

3194. *Die hat sich endlich auch bethört.*

„endlich“ wo wir jetzt „schliesslich“ sagen; ebenso II, 6072. Anders II, 5455, s. unten.

S. 280, 56. entgegenen „begegnen, entgegen treten“, ebenso II, 3666. 4138. Vgl. in Schillers Bürgschaft: *Was wolltest du mit dem Dolche, sprich! Entgegnet ihm fenster der Wütherich.*

#### Zweiter teil.

221. *ausbleiben wie Röhrenwasser* ist eine noch jetzt gebräuchliche sprichwörtliche redensart.

401. kümmerlich steht hier in der bedeutung von „ärmlich“. Eine kühnheit in der wortumstellung wie sie Schröer annimmt, ist auch bei dem alten Goethe unerhört.

2312. Zu Grimms wtb. 4<sup>2</sup>, 2373 bemerke ich noch die landläufige redensart: *So etwas wird nicht wieder jung!*

2705. Schröer erklärt: „Die nymphen singen: sie hören den schall von pferdehuf und fragen: wer hat wol dieser nacht schnelle botschaft zu bringen?“ Das ist nicht richtig, denn es heisst:

*Wusst' ich nur, wer dieser Nacht  
Schnelle Botschaft zugebracht.*

Aber auch Düntzers erklärung (2. ausg. 1857) s. 551, dass unter „dieser nacht“ irgend eine person dieser zaubernacht verstanden sei, ist nicht möglich. Es ist einfach adverbialer genitiv = in dieser nacht. Solche genitive sind besonders im II. teile des Faust häufig, und Düntzers behauptung, zugebracht könne nicht ohne angabe eines empfangenden im dativ stehn, halte ich nicht für richtig.

2823. Wenn Goethe auf Pherä sagt, so ist an keine verwechslung des inselnamens Leuke mit dem stadtnamen Pherä seinerseits zu denken, sondern er denkt sich Pherä als hochgelegene befestigte stadt. Es hatte in der tat eine akropolis.

3189. *Wo bin ich denn? Wo will's hinaus?  
Das war ein Pfad, nun ist's ein Graus.  
Ich kam daher auf glatten Wegen,  
Und jetzt steht mir Geröll entgegen.*

Schröer bemerkt: „Graus bedeutet hier steinhaufen, geröll“ und verweist dazu auf 5525. Hier citiert er aus Schmeller-Frommann 1, 1109: „Die prachtvolle stadt Salzburg war ein steingrauss worden.“ Ferner verweist er auf Adelung: „Graus — zerbrochene stücke stein, kalk, lehm usw. — sofern sie von eingefallenen oder verwüsteten gebäuden herrühren.“ Schon die letzte beschränkung hätte Schröer warnen müssen, dieses wort hier zur erklärung zu verwenden. Mhd. *grüz*, worauf unser *graus* (*grauss*) zurückgeht, bezeichnet ursprünglich ein sand- oder getreidekorn, also etwas ganz winziges, daher auch die mhd. verstärkte negation *nicht ein grüz*; sodann auch eine grössere menge von solchen körnern. So spricht man von steinkohlen-*grauss* (oder nd. -grüss). Unter *grauss* von steinen versteht man immer nur kleine zerbröckelte stückchen von steinen, besonders mauersteinen; für felsgeröll wird es niemand anwenden. Es ist aber auch kein grund hier von der gewöhnlichen bedeutung des wortes abzugehn. *Graus* ist etwas schreck, abscheu erregendes. So 3511 *der Circe Listen, des Cyklopen Graus*; 6166 *der allerletzte Graus*. Zu unserer stelle verweise ich noch besonders auf 5457:

*Steigst ab in solcher Gräucl Mitten,  
Im grösslich gähnenden Gestein?*

Wie aber ists mit dem *Bürgerahrungsgraus* v. 5525? Das Deutsche wb. gibt das wort ohne erklärung, Schröer erklärt es auch in dieser auflage als „ein steinhaufen, in dem sich der bürger nährt, in dem er lebt und webt.“ Die stelle lautet:

*Ich suchte mir so eine Hauptstadt aus,  
Im Kerne Bürgerahrungsgraus,  
Krummenge Gässchen, spitze Giebeln,  
Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;  
Fleischbänke, wo die Schmeissen hausen,  
Die fetten Braten anzuschmausen;  
Da findest du zu jeder Zeit  
Gewiss Gestank und Thätigkeit.*

Man sieht, dass hier die hauptstadt nicht selbst ein *bürgerahrungsgraus* genant wird, wie oben die zerstörte stadt Salzburg ein *steingrauss* (d. h. nichts anderes als ein trümmerhaufe). Es wird

vielmehr gesagt, dass im kerne, im innern derselben „bürgernahrungsgraus“ zu finden sei, und dieser ausdruck kann sich nur beziehen auf die folgenden zur bürgerlichen nahrung (d. h. im sinne der Lutherschen bibel: hantierung, handel und wandel) gehörigen gegenstände, die dem Mephisto wie alles, worin sich fruchtbare menschliche tätigkeit offenbart, ein graus sind. Übrigens glaube ich nicht, dass jenes andere *graus* = mhd. *grüz* bei Goethe nachzuweisen sein wird, er scheint vielmehr dafür nur die in Norddeutschland allgemein gebrauchte form *grūs* verwant zu haben, s. Weigand I, 734.

4448. um jenes willen kann nur auf Deiphobus bezogen werden, nicht wie Schröder meint = „aus demselben grunde, deinetwegen“ erklärt werden.

5344. *Die Flamme freilich ist verschwunden,  
Doch ist mir um die Welt nicht leid.*

Die verse sind nur wörllich zu fassen: Obgleich die flamme (der dichterische geist) nicht bei den Exuvien ist, so beklagt Mephisto = Phorkyas doch deshalb die welt nicht. Wenn *um die Welt nicht* für *gar nicht, nicht im geringsten* genommen werden sollte, so müste es heißen: Doch ist es mir um die welt nicht leid.

5393 fgg. singen die Najaden:

*Schwestern! Wir bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter;  
Denn es reizen jener Ferne reichgeschmückte Hügelzüge.  
Immer abwärts, immer tiefer, wässern wir, mäandrisch wallend,  
Jetzt die Wiese, dann die Matten, gleich den Garten um das Haus.  
Dort bezeichnen's der Cypressen schlanke Wipfel, über Landschaft,  
Uferzug und Wellenspiegel nach dem Aether steigende.*

Schwierigkeit machen die beiden letzten verse. Schröder erklärt sie nach einer mitteilung v. Loepers folgendermassen: „Dort bezeichnen cypressen die stelle wo das haus steht; die cypressen, deren wipfel über der landschaft, uferzug und wellenspiegel — nach dem äther steigen.“ Diese erklärung scheint mir in soweit nicht richtig, als v. Loeper das es in bezeichnen's auf das haus bezieht. Es bezieht sich vielmehr allgemein auf den ganzen vorhergehenden satz. Nicht die stelle, wo das haus steht, sondern der ganze lauf des gewässers wird von cypressen eingefasst und dadurch schon aus der ferne kentlich. Goethe verwendet sogar das auf einen ganzen satz bezüglich v. 6255.

5455. Mephisto tritt mit siebenmeilenstiefeln auf und spricht:

*Das heiss ich endlich vorgeschritten!*

Endlich kann hier in keiner der jetzt gebräuchlichen bedeutungen gefasst werden, sondern es ist auf die noch in Luthers bibelübersetzung



belegte bedeutung zurückzugreifen. Hier findet sich Luc. 1, 39: *Maria ging auf das Gebirge endelich*, wo in der Vulgata *cum festinatione* steht, andere übersetzer *mit eile, eilends, mit fleiss, munter* haben. Noch 1735 sagt Günther ironisch:

*Die Falschheit hielt es nicht mit dem geschwinden Volke  
Und zog so endelich als eine trübe Wolke.*

Zu 5536 bemerkt Schröer: „Unter rollekutschen kann man sich hier kutschen denken, von denen die pferde mit klingenden schellen = rollen behangen sind.“ Ich muss gestehen, dass mir eine solche bedeutung von „rolle“ nicht bekant ist; auch sehe ich nicht ein, weshalb wir nicht einfach an „rollen“ denken sollen. Auch bei der bildung dieses compositums zeigte sich Goethes intuitives genie (s. G. v. Loeper, Zu Goethes gedichten, Berlin 1866 s. 5): er hört innerlich das rollen der räder. An den rolwagen früherer zeit, welches mit rollen in der im 16. jahrhundert üblichen bedeutung: mit einem fuhrwerk da und dorthin fahren zusammengesetzt ist, braucht man deshalb nicht zu denken.

5558. *Dann aber liess' ich allerschönsten Frauen,  
Vertraut-bequeme Häuslein bauen;  
Verbrächte da grenzenlose Zeit  
In allerliebst-gesell'ger Einsamkeit.*

Die einsetzung des artikels *die* vor *grenzenlose* verlangt der vers, da der dichter in diesen versen die senkung nie ausfallen lässt. Sie ist aber auch deshalb nötig, weil das adjectivum hier als epitheton ornans gefasst werden muss; die grenzenlose zeit ist wol dem *ἀπέραντος χρόνος* des Plato nachgebildet. Zu „das grenzenlose meer“ v. 6463 ist zu vergleichen Eurip. Medea 212.

5699. Hier durfte mit Düntzer bemerkt werden, dass sich Goethe des sprichwörtlichen „Das ist die rechte Höhe!“ auch im ersten entwurf des Goez (bd. 34, 73) und im Clavigo (bd. 9, 172) bedient.

6099. die Undinen fasst Schröer, wol im gedanken an Fouqué's Undine, als acc. sing.; es ist aber, wie der zusammenhang ergibt, plural.

6132. *das Gezwergevolk*. Goethe hat auch *das Gezwerge*, was er ebenso wie kebsen 4445 wol aus den Nibelungen sich angeeignet hat (vgl. str. 98, 1. 796, 3).

6281 spricht der erzkämmerer:

*Wenn Du zur Tafel gehst, reich' ich das goldne Becken,  
Die Ringe halt ich dir, damit zur Wonnezeit,  
Sich deine Hand erfrischt, wie mich dein Blick erfreut.*

Das halten der ringe wird fälschlich auf die eigenschaft des kämmerers als hüter der schatzkammer gedeutet; es ist einfach daran zu denken, dass derselbe dem kaiser die fingerringe, die er beim waschen abgelegt hat, hält.

6353. *Schrift* ist was 6360 reinschrift genant wird; *Zug* der namenszug des kaisers, die signatur.

6444. Es ist kein grund, *wenn* anders als in der gewöhnlichen bedeutung zu nehmen; denn der wanderer weiss ja nicht, ob das ehepaar noch lebt. Erst nachher erscheint Baucis.

6588. Schröer scheint die sprichwörtliche redensart „Das ist für die lange weile!“ d. h. „Das ist umsonst, hat keine bedeutung“ nicht zu kennen.

7126. *Gesegn' euch das verdiente heisse Bad!*

Man kann erinnern an die worte Baumgartens im Tell I, 1:

*Da lief ich frisch hinzu, so wie ich war,  
Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad gesegnet!*

NORTHEIM.

R. SPRENGER

## AUGUST THEODOR MÖBIUS.

Wider hat der unerbitliche tod einen der hervorragendsten arbeiter auf dem gebiete der altnordischen sprache und litteratur hinweggerafft, und widerum wage ich es, obwol nicht fachmann, als einem meiner ältesten freunde dem geschiedenen einen nachruf zu weihen — freilich nur gegen die zusicherung sachkundiger unterstützung einer wissenschaftlich berufenen feder.

August Theodor Möbius war am 22. juni 1821 zu Leipzig geboren. Sein vater war der bekante mathematiker, physiker und astronom August Ferdinand Möbius († 26. september 1868), seine mutter Dorothea, geb. Rothe († 9. september 1859). Theodor war von ihren drei kindern das älteste. Ein jüngerer bruder, Paul Heinrich August Möbius, der bekante schulmann, war zuletzt Oberschulrat in Gotha; eine schwester, Emilie Auguste, aber war die frau des namhaften astronomen Heinrich Ludwig d'Arrest, welcher seit 1848 als observator und seit 1852 als ausserordentlicher professor in Leipzig mit seinem schwiegervater in den engsten beziehungengestanden war, bis er im herbeste 1857 einem rufe als ordinarius nach Kopenhagen folge leistete, in welcher stellung er am 14. juni 1875 starb. Die kindheit und die frühere jugend der drei geschwister war eine sehr glückliche. Der alte schlosshof der Pleissenburg, in welcher sich die alte Leipziger sternwarte befand, sowie der nahegelegene garten bot ihnen die reichste gelegenheit für ihre spiele; die mutter aber wuste, obwol schon frühzeitig erblindet, durch ihre ungewöhnliche geistige begabung und ihre grosse heiterkeit dennoch ihrem manne und ihren kindern eine glückliche häuslichkeit und anregende geselligkeit zu bereiten. Gar manche männer, welchen die wissenschaft später viel zu verdanken hatte, gingen in dem hause aus und ein, von denen Ernst Heinrich und Wilhelm Weber, Fechner und Drobisch

genant werden mögen. Seinem elterlichen hause hat denn auch der verstorbone stets die innigste anhänglichkeit bewahrt, wie mir selbst manche liebevolle äusserungen desselben zeigten.

Seinen vorbereitenden unterricht erhielt Theodor Möbius auf der bürgerschule, dann auf dem gymnasium zu St. Nicolai in Leipzig. Eine zeitlang hatte ihn ein reges interesse für malerei und bildende kunst bestimmt, sich dem künstlerberuf zu widmen; indessen fügte er sich doch dem dringenden wunsche seines vaters und bezog zu ostern 1840 die Leipziger universität, und zwar ergriff er nach längerem zögern das studium der altklassischen, später der germanischen sprachen, unter welchen ihn zumal die nordischen dauernd fesselten. Von ostern 1840—42 in Leipzig, dann von ostern 1842—43 in Berlin studierend, betrieb er unter Gottfr. Hermann und Haupt, dann unter Böckh und Lachmann zunächst die klassische philologie, und promovierte im jahre 1844 in Leipzig, ohne dass, so viel mir bekant, eine inauguralabhandlung von ihm erschienen wäre. Noch in demselben jahre bestand er auch das staatsexamen für die candidatur des höheren schulamtes, und erteilte sodann ein jahr lang unterricht an dem gymnasium zu St. Nicolai. Im jahre 1845 an der Leipziger universitätsbibliothek als assistent angestellt, und später zum I. custos befördert, blieb er in diesem dienst bis ostern 1861; daneben aber habilitierte er sich zu ostern 1852 an der universität und eröffnete am 17. november desselben jahres, am geburtstage seines vaters, seine vorlesungen. Zwei jahre später (1854) verheiratete er sich mit Helene Wiesand und im jahre 1859 wurde er zum ausserordentlichen professor an der philosophischen facultät in Leipzig ernant. In dieser glücklichen zeit frischen, fröhlichen aufstrebens knüpften sich meine persönlichen beziehungen zu dem geschiedenen freunde an.

Obwol wir gleichzeitig in Berlin studiert hatten, waren wir doch dort nicht mit einander bekant geworden, da die richtung unserer studien damals hiezu keine veranlassung geboten hatte. Möbius war in Berlin noch ganz der klassischen philologie nachgegangen, ich aber hatte dort nur ganz nebenbei einige vorlesungen über germanische philologie gehört, im übrigen aber lediglich juristische zwecke verfolgt. Erst um ein jahrzehnt später brachte die convergierende richtung, welche unsere beiderseitigen studien inzwischen eingeschlagen hatten, uns in persönliche verbindung mit einander. Nach einer gütigen mitteilung, welche ich seinen töchtern verdanke, war Möbius zunächst durch die werke des schwedischen dichters Atterbom († 1855) auf das studium der nordischen litteratur geführt worden; er selbst erzählte mir vor jahren, dass sein dienst an der bibliothek ihn zu eingehenderer beschäftigung mit der altnordischen litteratur veranlasst habe, um der ordnung und instandhaltung des faches gerecht werden zu können. Beide angaben sind sehr wol vereinbar; jedenfalls aber war diese richtung seiner studien bereits eingetreten, als er sich habilitierte, denn seine abhandlung pro venia legendi handelte „Über die ältere isländische saga“ (1852), und den gegenstand seiner probevorlesung bildete „die Edda“. Wenn er ferner zwar den gegenstand seiner vorlesungen noch ebensowol der klassischen philologie<sup>1</sup> entnahm als der germanischen und zumal der altnordischen<sup>2</sup>, so überwogen doch weitaus die vorlesungen dieser letzten art; überdies suchte und fand er schon

1) Germania nnd Agricola des Tacitus; satiren des Persius.

2) Altnordische grammatik, die ältere Edda, Island und altnordische grammatik, altnordische altertumskunde, nordische mythologie; ferner gotische grammatik, angelsächsische grammatik, altsächsische und angelsächsische grammatik, einleitende übersicht der germanischen sprachen und ihrer älteren litteratur.

jezt durch wiederholte längere besuche in Kopenhagen (1849 und 1854) und Christiania (1854), durch die benützung der dortigen bibliotheken und durch den verkehr mit den dortigen fachgenossen eine mächtige förderung dieser seiner studien. Nach längerem schwanken entschied er sich für die concentrierung auf das nordische gebiet, als auf ein eng begrenztes und damals in Deutschland noch sehr wenig bebautes arbeitsfeld. Ich hatte inzwischen vom studium der alten deutschen volksrechte aus den weg zur bearbeitung der angelsächsischen und altnordischen rechtsgeschichte betreten, und ziemlich gleichzeitig mit Möbius' abhandlung über die isländische saga war auch meine schrift über die entstehung des isländischen staats und seiner verfassung erschienen (München, 1852). Es begreift sich, dass wir sofort in brieflichen verkehr traten. Seine im jahre 1855 erschienene ausgabe der Blómstrvallasaga schickte mir Möbius bereits zu, und erhielt dafür meine Geschichte der bekehrung des norwegischen stammes zum christentume (1855 und 56); seitdem tauschten wir alle unsere schriften getreulich aus, und unterstützten uns auch gegenseitig nach kräften in unseren arbeiten. Als Möbius seinen „Catalogus librorum Islandicorum et Norvegicorum aetatis mediae“ bearbeitete (1856), zog er mich bereits bezüglich einzelner punkte zu rate, und als ich im herbst 1857 zu einem längeren aufenthalte nach Kopenhagen, und im folgenden jahre zu einem noch längeren nach Island gieng, besuchte ich ihn in Leipzig, um mich mit ihm über die bevorstehenden reisen zu beraten. Damals lernte ich auch auf der durchreise in Leipzig seine liebenswürdige frau und seine eltern, sowie in Kopenhagen seine schwester und seinen schwager kennen.

In wenig späterer zeit trat eine tief eingreifende wendung im leben des freundes ein, und zwar in zwiefacher richtung. Nach zehnjähriger glücklicher ehe verlor derselbe seine frau, und kurz darauf starb ihm auch sein einziger sohn; andererseits erhielt er einen ehrenden ruf als ordentlicher professor nach Kiel, wohin er zu ostern 1865 abgieng, nicht ohne durch ein feierliches dankschreiben von 16 seiner Leipziger zuhörer (8. märz 1864) geehrt zu werden. Schlug ihm jener verlust eine nie vernarbte wunde, so versprach die neugewonnene stellung sehr erhebliche vorteile, welche den schwer getroffenen allenfalls wider aufrichteten konten. Möbius konte sich fortan ganz auf die germanische, und insbesondere auf die nordische philologie zurückziehen, deren betrieb ihm sogar teilweise zur ganz besonderen pflicht gemacht war; seine vorlesungen und seminaristischen übungen bewegten sich denn auch lediglich auf nordischem<sup>1</sup> oder doch germanischem gebiete<sup>2</sup>, und nur etwa eine vorlesung über die Germania des Tacitus erinnerte allenfalls noch an den früheren klassischen philologen. Dazu ist die lage der Kieler universität eine für den betrieb der nordischen studien ungemein günstige. Die langjährige verbindung der herzogtümer mit Dänemark führte ihrer universitätsbibliothek mancherlei nordische litteratur zu, welche anderwärts nicht so leicht zu finden war, und die bequemen verbindungen mit Kopenhagen erleichtern gar sehr den besuch der dortigen bibliotheken, einen vorteil, welchen Möbius auch nicht versäumte auszunützen. Dennoch vermochte dieser an seinem neuen wohnorte nicht recht heimisch zu werden. Anfangs mochten dabei wol zum teil vorübergehende verhältnisse mitwirken, wie sie eben zur zeit seiner übersiedelung bestanden. Die besetzung des landes und dessen annexion an Preussen war

1) Übersicht der nordischen sprachen, altnordische grammatik und litteratur, dänische sprache und litteratur, dänische übungen.

2) Angelsächsische grammatik und litteraturgeschichte, erklärung des ags. gedichtes Elene, gotische übungen.

soeben erst erfolgt oder auch noch im werden begriffen; die dänischredenden Nord-schleswiger nicht nur, sondern auch eine reihe entschieden deutsch gesinnter, aber am alten rechte des landes und seiner angestamten dynastie festhaltender männer stand in folge dessen der preussischen regierung und damit auch dem von ihr ernannten professor mehr oder minder ablehnend gegenüber. Auch die beziehungen zu Kopenhagen wurden durch diese zustände zunächst erschwert, indem man dort dem deutschen professor, dessen vorgänger auf dem lehrstuhle geradezu die aufgabe gehabt hatte, für die erstarkung und ausbreitung des Dänentums in Schleswig zu wirken, zwar mit gemessener höflichkeit, aber doch auch mit einer leicht erklärlichen abneigung und kälte entgegenkam. Neben diesen mit der zeit sich abschwächenden stimmungen machte sich aber auch der weitere umstand geltend, dass Möbius als ein eingefleischter Leipziger das leben ausserhalb seiner vaterstadt an und für sich schon als ein schwer erträgliches empfand und auch in seinen gelehrten arbeiten die bequemlichkeiten schwer vermisste, welche ihm der centralsitz des deutschen buchhandels bisher geboten hatte. Endlich aber, und dies ist wol die hauptsache, hatte Möbius durch den frühen tod seiner frau die rechte lebensfreudigkeit verloren. Eine stille, beschauliche, arbeitsame natur, war er wie wenige auf ein ruhiges familienleben angewiesen; sein tiefes gemüt bedurfte desselben, und sein heiter angelegter sinn, sein warmes wolwollen gegen jedermann wäre in hohem grade dazu angetan gewesen, ihm selbst und den seinigen ein behagliches heim zu schaffen. Wol gelang es ihm, in der erzieherin seiner frau eine verlässige leiterin seines haushaltes und eine vortrefliche erzieherin seiner drei töchter zu gewinnen. Wol bemühte er sich überdies selbst, durch innigstes zusammenleben mit seinen töchtern und freundlichste teilnahme an deren interessen ihnen den verlust der mutter weniger fühlbar zu machen. Aber weder ihm selbst noch den töchtern liess sich die verlorene hausmutter ihrer vollen persönlichkeit nach ersetzen.

Trotz allem mangel an innerer befriedigung arbeitete Möbius dennoch in Kiel treu und unverdrossen weiter, wie er es früher unter glücklicheren umständen in Leipzig getan hatte, und neben seiner segensreichen lehrthätigkeit wirkte er auch auf litterarischem gebiete in erfolgreichster weise. Seine schriften greifen in die verschiedensten gebiete der altnordischen philologie ein. Zum teil bringen sie quellenausgaben, wie die bereits erwähnte Blómstrvallasaga (Leipzig 1855), die gemeinsam mit Guðbrandur Vigfússon besorgten Fornsógur (Leipzig, 1860), die Edda Sæmundar (Leipzig 1860), die Íslendingabók (Leipzig 1869), die Íslendingadrápa (Kiel 1874), das Háttatal Snorris (Halle 1879 und 81), die Kormaks saga (Halle 1886), an welche sich noch das Málsháttakvæði (1873), welches der ergänzungsband zur zeitschr. für deutsche phil. (Halle 1874) bringt, sowie eine, manche zuvor noch nicht herausgegebene stücke bringende samlung von textproben anreicht, welche unter dem titel „Anallecta norrœna“ in zwei ausgaben erschien (Leipzig 1859 und 1877). Zum teil behandeln sie einzelne teile der nordischen litteraturgeschichte; so schon die oben erwähnte abhandlung über die ältere isländische saga (Leipzig 1852), so aber auch ein vortrag über die altnordische philologie im skandinavischen norden (Leipzig 1864) und sein nordischer litteraturbericht in der ztschr. f. d. phil. bd. I (1869). Grammatischer art ist seine schrift über die dänische formenlehre (Kiel 1871), lexikalischer ein altnordisches glossar (Leipzig 1866), welches zunächst im anschluss an seine Anallecta norrœna erschien; auf die metrik beziehen sich eine abhandlung über das stef im 18. bande der Germania, und eine solche über den mansöngr, welche seiner ausgabe des Málsháttakvæði beigegeben ist, sowie zahlreiche bemerkungen in

der ausgabe des Hättatal. Vielleicht die verdienstlichste unter allen seinen leistungen ist aber sein „Catalogus librorum Islandicorum et Norvegicorum aetatis mediae editorum, versorum illustratorum“ (Leipzig 1856), samt dem ihn fortführenden „Verzeichnis der auf dem gebiete der altnordischen sprache und litteratur von 1855 bis 1879 erschienenen schriften“ (Leipzig 1880). In knapster form bietet der verfasser in diesen beiden bänden nicht nur die gesamten bibliographischen angaben über die einschlägigen quellenausgaben, wie sie eben nur ein in längerem praktischem dienst geschulter bibliothekar mit solcher pünktlichkeit geben konnte, sondern auch eine mit seltenem geschick gemachte zusammenstellung der zu ihrem sprachlichen und sachlichen verständnisse diensamen hülfswerke, von den umfangreichsten grammatiken, wörterbüchern u. dgl. herab bis zu den unscheinbarsten aufsätzen in zeitschriften und tagesblättern. Niemand, der überhaupt auf altnordischem gebiete arbeitet, kann dieses vortrefliche hilfsmittel entbehren, — niemand, der es gebraucht, kann es ohne das gefühl wärmsten dankes aus der hand legen. Erst vor wenigen tagen sagte mir einer der ersten kenner der nordischen bibliographie, W. Fiske, dass er im Catalogus nur einen einzigen fehler zu entdecken vermocht habe, nämlich die doppelte angabe der jahreszahl bei der ausgabe der Íslendingabók des A. Bussäus, und auch diese erklärt sich aus der tatsache, dass das im jahre 1733 erschienene buch hinterher wirklich ein neues titelblatt mit der jahreszahl 1744 vorgesetzt erhielt! Dieselbe absolute verlässigkeit und sauberkeit der arbeit zeichnet aber auch alle übrigen werke aus, die aus seiner feder kamen, und zumal seine quellenausgaben. In ihnen allen findet man nicht nur einen auf grund der besten verfügbaren handschriften mit grössster umsicht und pünktlichkeit festgestellten text, sondern es gibt auch stets ein vorwort über die benützten handschriften, deren sprache und schreibweise, die art ihrer benützung, die etwaigen früheren ausgaben, und wo möglich auch über alter und entstehungsgeschichte der quelle selbst allen wünschenswerten aufschluss, während andererseits auch durch die beigabe genauer indices, allenfalls auch einer übersetzung, kurzer glossarien und erklärender anmerkungen u. dgl. m. für das leichtere verständnis und die bequemere benützbarkeit des textes gesorgt zu sein pflegt. Mit den angeführten werken ist übrigens die litterarische wirksamkeit des mannes selbstverständlich keineswegs erschöpft; vielmehr kommt noch eine lange reihe kürzerer aufsätze und zumal eingehender besprechungen fremder arbeiten hinzu, welche Möbius zumal in der zeitschrift für deutsche philologie, aber auch in der Germania, in Gersdorfs repertorium, im Arkiv for nordisk filologi und anderwärts veröffentlichte; überdies darf nicht verschwiegen werden, dass er mit derselben bereitwilligkeit für die arbeiten anderer rat und tätige beihilfe spendete, wie er selbst fremden rat einzuholen keinen anstand nahm, soweit er, wie dieses zumal bezüglich der realien hin und wider der fall war, in einzelnen fragen dessen zu bedürfen glaubte. Gebend wie nehmend war er jederzeit der gleiche selbstlose, bescheidene, das eigene können und wissen nur zu sehr unterschätzende freund, dem es nur um die sache, nie um den eigenen ruhm zu tun war. Äussere ehren fehlten ihm nicht, obwol er sie nicht suchte. Ich erwähne, ohne für vollständigkeit einstehen zu wollen, dass er ehrenmitglied des Íslenzka bókmentafélag war (gewählt am 16. mai 1860, von der Kopenhagener abteilung), ferner mitglied des Videnskabs Selskab in Christiania (17. februar 1882), des Kongel. danske Videnskabernes Selskab (10. april 1885) und des Kongel. nordiske Oldskriftselskab (29. januar 1889); durch ihn selbst erfuhren sogar die nächststehenden freunde nichts von solchen ihm gewordenen auszeichnungen.

Zum lebenslaufe des geschiedenen freundes zurückkehrend, habe ich nur noch von einer zeit schweren leidens zu berichten. Nicht alzulange nach seiner übersiedelung nach Kiel wurde er von einem lästigen magenleiden befallen, welches dem zu anregender geselligkeit sehr veranlagten manne diese immer weniger möglich machte. Sein an sich heiteres gemüt wurde durch die peinlichen schmerzen, welche das leiden ihm brachte, und durch die vielfachen entbehrungen, welche es ihm auferlegte, almählich getrübt, zumal da zu den magenbeschwerden noch eine erkrankung der lunge hinzutrat, welche die lästigsten atmungsbeschwerden mit sich führte. Schon im jahre 1876, als ich den lieben freund gelegentlich einer reise nach Norwegen in Kiel besuchte, fand ich ihn sehr verändert; seitdem steigerten sich seine leiden fortwährend, und im jahre 1888 hatten die asthmatischen beschwerden bereits so sehr überhandgenommen, dass er sich genötigt sah um einen längeren urlaub zum behufe einer ernsthaften kur nachzusuchen. Den ganzen winter 1888—89 brachte er in Meran zu, wo er zwar einige linderung, aber keine heilung seiner leiden fand. Schweren herzens ergab er sich darein, um seinen abschied einzukommen, welcher ihm auch unter verleihung des titels eines geheimen regierungsrates verwilligt wurde. Die lezten vorlesungen, welche er für das wintersemester 1888/89 angekündigt, aber nicht mehr gehalten hat, solten über dänische sprache und litteratur handeln, und er wolte ausserdem noch eine erklärung ausgewählter altordischer prosatexte geben, sowie gotische übungen abhalten. — Im herbeste des vorigen jahres siedelte Möbius nach seiner vaterstadt Leipzig über; aber so innig er zeitlebens an dieser geblieben und so schwer er seinerzeit den wegzug von derselben empfunden hatte, so wenig befriedigte ihn doch jetzt die rückkehr dahin. Sein bruder, welcher gleichfalls in den ruhestand getreten war, und mit welchem er in Leipzig zusammenzuleben gedacht hatte, war kurz vor seinem umzuge dahin plötzlich gestorben. Seine alten bekanten waren während der langen dauer seiner abwesenheit grossenteils auch gestorben oder verzogen. Die stadt selbst endlich kam ihm zufolge des gewaltigen aufschwunges, den sie genommen, und der namhaften ausdehnung, die sie gewonnen hatte, fremd und unheimlich vor. Neben diesen ihn gemüthlich verstimmenden dingen nahm auch sein körperlicher verfall zu und nötigte ihn, zumal in der strengeren jahreszeit, immer mehr zur beschränkung auf sein haus; nur die zärtliche liebe zu seinen töchtern und sein unerschütterliches gottvertrauen hielt ihn in dieser schweren zeit noch aufrecht. An allem, was seine wissenschaft betraf, nahm er noch immer regen teil, und E. Mogk, mit dem er noch viel und gern über einschlägige fragen verkehrte, schreibt mir, dass er sich dabei noch vollständig als herr seines alten wissens erwies und höchstens einige abnahme seines gedächtnisses zu zeigen schien. Ein blutsturz, der ihn im laufe des winters befiel, zeigte ihm, dass sein leben sich zum ende neige. Grosse freude bereitete ihm noch ein besuch, den H. Gering ihm um ostern abstattete. Nicht lange darauf sah ihn E. Mogk und fand ihn rege wie lange nicht. Wenige tage später aber glitt er in der akademischen lesehalle aus, indem er einige stufen übersah, und erlitt durch diesen fall innere verletzungen im gehirn. Seitdem war sein geist umdüstert. Eine vorübergehend gehegte hoffnung auf genesung erwies sich trügerisch, obwol das bewusstsein zeitweise widerkehrte. Am 25. april entschlief er, nachdem er tags zuvor noch die letzte (17.) lieferung von Joh. Fritzners wörterbuch erhalten, aufgeschnitten und eifrig durchblättert hatte. Es war das letzte werk aus seiner wissenschaft, welches ihn beschäftigte. Sontag den 27. april, nachmittags 4 uhr, wurde er ins grab gelegt. Möge er sanft und friedlich, wie er gelebt, in ihm ruhen!

MÜNCHEN, 22. JUNI 1890.

K. MAURER.

Der ausdrückliche wunsch des verfassers der vorstehenden zeilen, nicht minder aber auch der drang des eigenen herzens veranlassen mich, auch meinerseits dem dahingeshiedenen freunde ein paar worte treuen gedenkens in die ewigkeit nachzurufen.

Was Theodor Möbius als gelehrten auszeichnete, war die in der strengen schule der klassischen philologie erworbene methode und die peinlichste gewissenhaftigkeit; diese beiden vorzüge befähigten ihn, obwol er an genialer begabung hinter anderen koryphäen seiner wissenschaft zurückstand, hervorragendes in dieser zu leisten. Er war ein philologe alten schlag; daher beschränken sich seine arbeiten — von den beiden von K. Maurer nach verdienst gewürdigten bibliographischen handbüchern abgesehen — auf textkritik, grammatik, metrik und lexikographie. Was er auf diesen gebieten geschaffen hat, darf in seiner art als mustergiltig bezeichnet werden: so z. b. seine ausgaben des Háttatal und der Kormakssaga, sein altnordisches glossar und die kleinen abhandlungen vom stef und vom mansögr; die letzten beiden sind wahrhafte kabinetsstücke besonnenster überlegung und sauberster ausführung. Linguistik und phonetik lagen ihm ferner; er sah auf die staunenswerten fortschritte, die diese beiden wissenschaften in den letzten jahrzehnten gemacht haben, mit einem gefühle scheuer ehrfurcht.

Denn der schranken seines vermögens war er in seiner rührenden bescheidenheit sich sehr wol bewust. Diese bescheidenheit, die so weit gieng, dass er viel leichter durch lob als durch tadel verletzt werden konte, war in gewisser beziehung ein fehler, da sie ihn einerseits zur überschätzung fremden verdienstes, andererseits zur unterschätzung seiner eigenen begabung veranlasste. Öfter hätten seine forschungen zu bedeutenderen ergebnissen geführt und an selbständigem werte gewonnen, wenn er sein eigenes klares urteil nicht unter die autorität von männern gebeugt hätte, zu denen er bewundernd emporschaute.

Innerhalb der angegebenen grenzen war die beherschung seines faches eine vollkommene. Sein ausserordentliches gedächtnis und seine ausgebreitete belesenheit hat sicherlich jeden in staunen versetzt, der das glück hatte, ihm näher zu treten. Und diese gelehrsamkeit erstreckte sich nicht bloss auf das altnordische gebiet, auf dem er mit vorliebe arbeitete, sondern auch auf die modernen nordischen sprachen, wovon — was das dänische betrifft — seine „Dänische formenlehre“ das rühmlichste zeugnis ablegt, das einzige wirklich wissenschaftliche lehrbuch dieser sprache, welches auf dem deutschen markte erschienen ist, das nur den einzigen fehler hat, dass seine regeln zu ausschliesslich aus büchern abstrahiert, zu wenig durch beobachtung der lebenden sprache controliert und berichtigt sind. Diese in allen feinheiten und besonderheiten der aussprache zu erfassen und widerzugeben — was vollkommen kaum einem Deutschen und annähernd gewöhnlich nur dem Norddeutschen gelingt — hinderte ihn schon sein heimatlicher dialekt, den er nie verleugnete: er selbst erzählte mit gutem humor, welche heiterkeit sein Leipziger dänisch anfangs bei den nord-schleswigschen studenten erregte — später hat dann natürlich das spöttische lächeln aufrichtiger hochachtung vor dem gründlichen und vielseitigen wissen des lehrers platz gemacht. Ein ähnliches handbuch der schwedischen grammatik zu schreiben, ist, wie mancher andere plan, leider unausgeführt geblieben. Am meisten wird man bedauern, dass die samlung der skaldischen dichtungen, die er gemeinsam mit Guðbr. Vigfússon herausgeben wolte — einen handschriftlichen entwurf und eine druckprobe hat E. Mogk unter den nachgelassenen papieren vorgefunden — nicht zu stande gekommen ist: die glänzende divinations- und combinationsgabe des gelehrten Islän-



ders hätte, durch die besonnene methode von Möbius gezügelt, ein wahrhaftes standard work schaffen können, während dem „Corpus poeticum“, das Vigfússon nach seiner verhängnisvollen übersiedelung nach England bearbeitete, dieser ruhmestitel bekenntlich versagt werden muss.

Die lehrthätigkeit, die Möbius in Kiel auf dem feld seiner specialwissenschaft entfaltete, kam nur einem kleineren kreise zu gute, und dass seine vorlesungen nicht denselben zuspruch fanden, wie an der grossen universität seiner heimatstadt, hat sicherlich viel dazu beigetragen, dass er nur schwer in dem neuen wohnorte sich einlebte. Die ursachen des geringen erfolges waren nicht persönlicher, sondern sachlicher natur. Die nordische philologie wird, da sie nicht zu den eigentlichen brotstudien gehört, trotz ihrer unermesslichen wichtigkeit für die germanische sprach- und kulturwissenschaft überall in Deutschland nur von wenigen studenten betrieben, und auf einer so kleinen hochschule wie Kiel kann die zahl derselben naturgemäss nur eine minimale sein. Dazu kommt, dass Kiel zur zeit der fremdher-schaft ein brennpunkt der deutsch-patriotischen, mithin anti-dänischen bestrebungen gewesen war, und dass seine studentenschaft ihrer grossen mehrzahl nach stets derselbe geist beseelt hatte: kein wunder daher, dass infolge dieser antipathien, die auch nach der wiedergewinnung der herzogtümer noch fortwirkten, der skandinavischen altertumskunde in der deutschen nordmark nur wenige jünger erstanden. Der einzige bedeutendere schüler, den Möbius gehabt hat, der zu früh verstorbene Anton Edzardi, war kein Schleswig-Holsteiner, und der einzige, der auf eine nordische dissertation bei ihm promovierte (Fr. Sueti), kam aus Österreich. In seinem berufe wirken zu können, war jedoch für Möbius lebensbedingung, und daher dehnte er den kreis seiner vorlesungen auch auf nachbargebiete aus, wo er grössere beteiligung zu finden hoffen durfte, auf das gotische und das angelsächsische.

Meine persönliche bekantschaft mit Möbius datiert seit dem frühjahr 1877, wo ich, im begriff meine erste nordlandsfahrt anzutreten, zum ersten male sein freundliches haus auf der Dammstrasse betrat, das vorher und nachher so manchen andern fachgenossen, Deutsche wie Skandinavien, gastlich aufgenommen hat. Damals war, obwol das magenleiden bereits zum ausbruch gekommen war, sein körperliches befinden noch ein erträgliches: er konte ab und zu noch an anregender geselligkeit teilnehmen und weitere spaziergänge sich gestatten. Bald aber begannen in seinen brie-fen die klagen über die verschlimmerung seines zustandes. Das gehör des rechten ohres — auf dem linken war er schon seit seiner knabenzeit völlig taub — drohte auch zu schwinden, und ein brustübel entwickelte sich in immer bedrohlicherer weise. Gleichwol vernochte er noch alljährlich — meist in begleitung seiner töch-ter — grössere oder kleinere reisen zu unternehmen. 1884 war er zum letzten male in Kopenhagen, wo er trotz schwerer leiden, die das ungunstige wetter noch stei-gerte, mehrere wochen hindurch täglich stundenlang auf der universitäts-bibliothek arbeitete, um die abschrift der Kormakssaga, die er bald darauf edierte, zu stande zu bringen. Inzwischen drängte sich die überzeugung, dass das ende nicht mehr fern sei, ihm immer mehr auf. Um seinen töchtern bei seinem ableben keine sorge zu hinterlassen, verkaufte er im frühjahr 1886 sein haus und bezog eine mietswoh-nung. Früher als er und seine freunde geahnt, solte er auch diese verlassen. Als er im april 1889 von Meran zurückkehrte, war die übersiedelung nach Leipzig beschlossen, und nur noch für wenige monate hatte ich die freude, einen regel-mässigen verkehr mit ihm zu pflegen. Man fand allgemein, dass der aufenthalt im süden einen sehr vorteilhaften einfluss auf seinen zustand ausgeübt habe, und gab

sich daher der hoffnung hin, dass er in dem milderen mitteldeutschen klima noch längere zeit uns erhalten bleiben würde. Leider schlug diese hoffnung fehl. Als ich im april d. j. ihn besuchte, konnte ich mir nicht verhehlen, dass der verfall der kräfte in erschreckender weise fortgeschritten war. Das gespräch, das er mit mir und Mogk führte, strengte ihn sichtlich an; wir hielten es daher für geboten, uns bald zu entfernen. Wir besprachen dann noch den plan, ihn zu seinem im jahre 1891 bevorstehenden 70. geburtstage mit einer litterarischen gabe zu erfreuen; aber die befürchtung, dass er diesen tag nicht mehr erleben würde, kam dabei zum ausdruck. Sie war nur alzu begründet: kaum nach Kiel zurückgekehrt, empfieng ich die schmerzliche nachricht von seinem heimgange.

Möbius war ein charakter ohne falsch und fehl, eine anima candida. Die höfliche freundlichkeit und gefälligkeit, die man an den Sachsen als traditionelle und anerzogene vorzüge rühmt, beruhte bei ihm auf wahrer herzensgüte, und so erklärt es sich, dass er geneigt war einen mangel an urbanität geradezu als einen moralischen fehler zu betrachten. Er selbst befleissigte sich auch in seiner polemik, die stets streng sachlich blieb, der grösstmöglichen milde, und nur in vertraulichen briefen äusserte er sich zuweilen in rückhaltloser weise, wenn eine leichtfertige und gewissenlose arbeit, ein verstoss gegen den wissenschaftlichen anstand oder ein hässlicher auswuchs des coteriewesens, das ihm in tiefster seele zuwider war, seinen unwillen erregt hatte. In seinen schriften entsinne ich mich nur einmal ein scharfes, aber gerechtes urteil gelesen zu haben, und dieses hatte die sitliche erüstung über einen hochmütigen dilettanten diktiert, der es gewagt hatte, Jacob Grimms andenken öffentlich zu beschimpfen. — Wo man seines rates oder seiner hilfe bedurfte, wurde beides bereitwilligst gewährt; fremde arbeit wird selten in so selbstloser und aufopfernder weise gefördert sein, wie durch ihn. Ich selbst habe während der dreizehn jahre unserer bekantschaft bei meinen wissenschaftlichen bestrebungen seine wolwollende teilnahme und seinen treuen beistand in reichstem masse genossen, und war gewohnt, meine pläne brieflich oder mündlich mit ihm zu erörtern. Der verlust, den ich durch sein abscheiden erlitt, ist somit unersetzlich, und unauslöschlich das gefühl inniger dankbarkeit, das ich ihm in meinem herzen bewahre.

KIEL, 4. JULI 1890.

H. GERING.

## CHRONOLOGISCHES VERZEICHNIS DER VON TH. MÖBIUS PUBLICIERTEN SCHRIFTEN UND ABHANDLUNGEN.<sup>1</sup>

(Mit gütiger unterstützung von E. Mogk und A. Wetzel.)

1846.

Zur kenntnis einiger handschriften des Sueton. *Philologus* I, 631—639.

1) Vgl. Ed. Alberti, *lexicon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen schriftsteller* II (1868) s. 68—69 und die fortsetzung desselben werkes II (1886) s. 48.

Fortgelassen sind die artikel, die Möbius für die 10. auflage des Brockhausschen *conversationslexicons* beisteuerte, sowie einige anonyme recensionen in Gersdorfs *repertorium* aus den jahren 1850—1860, die meiner meinung nach ebenfalls von ihm herrühren, ohne dass ein zwingender beweis sich führen liesse. Die in den fraglichen anzeigen besprochenen bücher sind die folgenden:

VIII (1850) 1, 193—197: E. G. Geijer, *samlade skrifter*.

IX (1851) 1, 210—212 und 3, 86—88: A. Oehlenschläger, *lebenserinnerungen*.

XI (1853) 4, 32—35: *Diplomatarium norvegicum*.

XV (1857) 4, 220—221: R. Prutz, *Ludw. Holberg*.

XVI (1858) 2, 162—164: *Gullþórissaga* ed. Maurer.

XVII (1858) 2, 278—280: *Saxo grammaticus* edd. P. E. Müller et M. Velschow.

XVIII (1860) 1, 68—71: K. Maurer, *isländ. volkssagen der gegonwart*.

XVIII (1860) 3, 121—123: G. v. Leinburg, *hausschatz der schwedischen poesie*.

1850.

Anzeige von: O. P. Sturzenbecher, die neuere schwedische litteratur (Leipz. 1850).

Leipziger repertorium der deutschen und ausländischen litteratur VIII, 3, 68—70.

Anzeige von: Annaler for nordisk oldkyndighed 1849.

Leipziger repertorium VIII, 4, 197—202.

1851.

Anzeige von: Die Edda, die ältere und jüngere nebst den mythischen erzählungen der Skalda übersezt und mit erläuterungen begleitet von Karl Simrock (Stuttgart und Tübingen 1851).

Lit. centr.-bl. 1850/51, sp. 180—181.

Anzeige von: Ivar Aasen, det norske folkesprogs grammatik (Krist. 1848) und von: Ivar Aasen, ordbog over det norske folkesprog (Krist. 1850).

Leipziger repertorium IX, 1, 133—136.

Anzeige von: Joh. Erik Rydqvist, svenska språkets lagar. 1<sup>sta</sup> bandet (Stockh. 1850).

Ebda. IX, 3, 128—130.

Anzeige von: Barlaams ok Josaphats saga, udg. af R. Keyser og C. R. Unger (Christ. 1851).

Lit. centr.-bl. 1850/51, sp. 470—471.

1852.

Über die ältere isländische saga. Eine zur habilitation in der philosophischen facultät der universität Leipzig am 12. august vormittags 10 uhr im collegium juridicum öffentlich zu verteidigende abhandlung von Theodor Möbius, dr. phil. Leipzig, druck von Giesecke & Devrient. 1852. (2), 92 s. 8.

1853.

Anzeige von: Annaler for nordisk oldkyndighed 1851 und von: Antiquarisk tidskrift 1849—51. Leipziger repertorium XI, 2, 292—294.

1854

Anzeige von: Saga ðidriks konungs af Bern, udg. af C. R. Unger (Christ. 1853).

Lit. centr.-bl. 1854, sp. 97.

1855.

Blómstrvallasaga. Theodorus Möbius edidit. Breitkopfius et Hærtelius sumptibus Guilielmi Engelmanni presserunt. Lipsiae a. MDCCCLV. XXVIII (II), 80 pp. 8.

1856.

Catalogus librorum islandicorum et norvegicorum aetatis mediae editorum versorum illustratorum, Skáldatal sive poetarum recensio Eddae Upsaliensis Theodorus Möbius concinnavit et edidit. Lipsiae, apud W. Engelmann. MDCCCLVI. XII (II), 206 (1) pp. 8.

Selbstanzeige des „Catalogus“ mit berichtigungen und nachträgen.

Leipziger repertorium XIV, 3, 193—196.

1858.

Ginnregin. Ginnungagap.

Algem. encyklop. sect. I, band 67, s. 344.

Anzeige von: L. Eitmüller, versuch einer strengeren kritischen behandlung altnordischer gedichte (Zürich 1858).

Lit. centr.-bl. 1858, sp. 524—526.

Anzeige von: *Inscription runique du Pirée, interprétée par C. Chr. Rafn* (Copenh. 1856).  
*Leipziger repertorium XVI, I, 35—37.*

1859.

*Analecta Norrœna*. Auswahl aus der isländischen und norwegischen litteratur des mittelalters hrg. von Theodor Möbius. Leipzig, verlag der J. C. Hinrichschen buchhandlung 1859. XIV (II), 319 (1) ss. 8.

Aegidius Girs.

Algem. encyklop., sect. I, band 68, s. 224—225.

Gjallarbrú. Gjallarhorn. Ebda, s. 356.

Karl Christopherson Gjörwell. Ebda, s. 356—357.

Gleipnir. Ebda, sect. I, band 69, s. 397.

Anzeige von: *Annaler for nordisk oldkyndighed 1855—57.*

*Leipziger repertorium XVII, 1, 339—341.*

1860.

*Edda Sæmundar hins fróða*, mit einem anhang zum teil bisher ungedruckter gedichte hrg. von Theodor Möbius. Leipzig, J. C. Hinrichssche buchhandlung. 1860. XVIII, 302 ss. 8.

*Fornsögur. Vatnsdælasaga, Hallfredarsaga, Flóamannasaga* hrg. von Guðbrandr Vigfússon und Theodor Möbius. Leipzig, J. C. Hinrichssche buchhandlung. 1860. XXXI (I), 237 (1) ss. 8.

Gná. Algern. encyklop., sect. I, band 70, s. 398.

Gotfred. Ebda, sect. I, band 71, s. 428.

Anzeige von: Fr. Pfeiffer, *altnord. lesebuch* (Leipzig 1860).

*Litt. centr.-bl.* 1860, sp. 410.

1861.

Johann Göransson. Algern. encyklop., sect. I, band 72, s. 113.

Anzeige von: *Fire og fyrretyve for en stor del forhen utrykte prøver af oldnordisk sprog og litteratur*, udg. af Konr. Gíslason (Kbh. 1860).

*Litt. centr.-bl.* 1861, sp. 11.

Anzeige von: *Ancient danish ballads, translated .. by R. C. Alex. Prior* (London 1860).

*Litt. centr.-bl.* 1861, sp. 13.

Anzeige von: *Die Edda*, herausg. von H. Lüning (Zürich 1859).

*Litt. centr.-bl.* 1861, sp. 762.

1862.

Gor. Algern. encyklop., sect. I, band 74, s. 289—290.

Anzeige von: *Íslenzkar þjóðsögur og æventýri, safnað hefir Jón Árnason*. 1. bindi (Lpz. 1862). *Litt. centr.-bl.* 1862, sp. 296 fg.

1863.

Anzeige von: Erik Jónsson, *oldnordisk ordbog* (Kbh. 1863). *Litt. centr.-bl.* 1863, sp. 830.

1864.

Über die altnordische philologie im skandinavischen norden. Ein vor der germanischen section der philologenversammlung zu Meissen (29. sept. — 2. okt. 1863) gehaltener vortrag von dr. Theod. Möbius, professor an der universität zu Leipzig. Leipzig, verlag der Sorigschen buchhandlung. 1864. 40 ss. 8.

Übergang von *l* in *d*.

*Zs. f. vgl. sprachforschung XIV, 277—278.*

Jacob Gråborg di Hemsö.

Algern. encyklop., sect. I, band 77, s. 217.

- Hans Gram. Algem. encyklop., sect. I, band 78, s. 320—321.  
 Anzeige von: Dietrich, Altnordisches lesebuch, 2. aufl (Lpz. 1864).  
 Germania IX, 337—352.  
 Berichtigung. Germania IX, 495.
1865.  
 Anzeige von: Eyrbyggja saga, herausg. von G. Vigfússon (Lpz. 1864).  
 Litt. centr.-bl. 1865, sp. 244.
1866.  
 Altnordisches glossar. Wörterbuch zu einer auswahl alt-isländischer und alt-norwegischer prosatexte von dr. Theodor Möbius, professor an der universität in Kiel. Leipzig, druck und verlag von B. G. Teubner. 1866. XII, 532 ss. 8.
1869.  
 Ares Isländerbuch im isländischen text mit deutscher übersetzung, namen- und wörterverzeichnis und einer karte zur begrüssung der Germanisten bei der XXVII. deutschen philologenversammlung in Kiel, 27/30. september 1869, hrg. von dr. Theodor Möbius, professor an der universität in Kiel. Leipzig, druck und verlag von B. G. Teubner. 1869. XXII (II), 88 ss. 8.
- Nordischer litteraturbericht. Zs. f. deutsche phil. I, 389—437.  
 Zur kenntnis der ältesten runen.  
 Zs. f. vgl. sprachforschung XVIII, 153—157.  
 Zur geschichte des buchdruckes auf Island. (Anzeige von: Jón Jónsson, söguágríp um prentsmíðjur og prentara á Íslandi, Reykjavík 1867.)  
 Serapeum XXX, 105—106.
1870.  
 Zur kenntnis der ältesten runen. II.  
 Zs. f. vgl. sprachforschung XIX, 208—215 und 230.
1871.  
 Dänische formenlehre von Th. Möbius. Kiel, verlag der Schwersschen buchhandlung. 1871. VIII, 136 ss. 8.  
 Anzeige von: Die Skíðaríma von K. Maurer (München 1869).  
 Zs. f. deutsche philol. III, 227—233.  
 Anzeige von: K. F. Söderwall, hufvudepokerna af svenska språkets utbildning (Lund. 1870).  
 Zs. f. deutsche phil. III, 233—236.  
 Anzeige von: Lilja ed. by Eiríkr Magnússon (Lond. 1870). Academy 1871, nr. 25.
1872.  
 Über die altnordische sprache von dr. Th. Möbius, professor an der universität in Kiel. Halle, verlag der buchhandlung des waisenhauses. 1872. (IV), 59 (1) ss. 8.  
 „Den in Leipzig am 22.—25. mai 1872 zur XXVIII. deutschen philologenversammlung vereinten germanisten gewidmet von Th. M. aus Leipzig.“
1873.  
 Vom stef. Germ. XVIII, 129—147.  
 Anzeige von: Riddarasögur hrg. von E. Kölbing (Strassb. 1872). Zs. f. deutsche phil. V, 217—225.
1874.  
 Íslendinga drápa Hauks Valdísarsonar, ein isländisches gedicht des XIII. jahrhunderts hrg. von Th. Möbius. Separatabdruck aus der einladungsschrift der Kieler universität zur feier des geburtstages sr. majestät des kaisers von Deutschland

und königs von Preussen Wilhelm I. am 22. märz 1874. Kiel, druck von C. F. Mohr. 1874. (II), 65 ss. 4.

**Málsháttakvæði.**

Zs. f. deutsche phil., ergänzungsband, s. 3—73 und 615—616.

**Über die Heimskringla.**

Zs. f. deutsche phil. V, 141—146.

1876.

Die lieder der älteren Edda (Sæmundar Edda) hrg. von K. Hildebrand. Paderb. 1876. XIV, 323 ss. 8.

Von Th. Möbius die bearbeitung der Hamðismál und der fragmente eddischer lieder in Sn. Edda und Völsungasaga (s. 296—306), sowie die übersicht über die strophenfolge der Völuspá (s. 307—308), das namenverzeichnis (s. 309—321), die nachträge und berichtigungen (s. 322—323) und die vorrede (s. III—VI) nebst dem inhalt und der erklärung der im kritischen commentar gebrauchten abkürzungen (s. VII—XIV).

Anzeige von: Edda Snorra Sturlusonar Þorl. Jónsson gaf út (Kaupm. 1875).

Zs. f. deutsche phil. VII, 246—249.

Anzeige von: Jómsvíkinga saga utg. af G. Cederschiöld (Lund 1875).

Germania XXI, 103—109.

1877.

Analecta Norrœna. Auswahl aus der isländischen und norwegischen litteratur des mittelalters hrg. von Th. Möbius. Zweite ausgabe. Leipzig, J. C. Hinrichssche buchhandlung. 1877. XXXI (I), 338 ss. 8.

Berichtigung [zu Anal. Norr. ?]. Germania XXII, 508.

Übersetzung des altisländischen Physiologus in: Die aethiop. übersetzung des Physiologus, hrg. von Fr. Hommel (Lpz. 1877) s. 99—104.

1878.

Anzeige von: S. Bugge, tolkning af runeindskriften på Rökstenen i Östergöland (Stockh. 1878) und S. Bugge, runeindskriften paa ringen i Forsa kirke (Christ. 1877).

Zs. f. d. phil. IX, 478—484.

Anzeige von: Leifar fornra kristinna frœða íslenzkra, prenta ljet Þorv. Bjarnarson (Kaupm. 1878).

Zs. f. deutsche phil. IX, 484—488.

1879.

Háttatal Snorra Sturlusonar hrg. von Th. Möbius. I. (gedicht). Halle, verlag der buchhandlung des waisenhauses. 1879. (IV), 121 (1) ss. 8.

1880.

Verzeichnis der auf dem gebiete der altnordischen (altisländischen und altnorwegischen) sprache und litteratur von 1855 bis 1879 erschienenen schriften. Von Th. Möbius. Leipzig, verlag von Wilhelm Engelmann. 1880. IV, 129 (3) ss. 8.

1881.

Háttatal Snorra Sturlusonar hrg. von Th. Möbius. II. (gedicht und commentar).

Halle. verlag der buchhandlung des waisenhauses. 1881. (IV), 138 (2) ss. 8.

Anzeige von: Nikólasdrápa Halls prests ed. by Will. H. Carpenter (Halle 1881).

Zs. f. deutsche phil. XIII, 496—500.

1883.

Über die ausdrücke *fornyrðislag*, *kviðuhátt*, *ljóðahátt*.  
Arkiv for nord. fil. I, 288—294.

1884.

Bibelstellen in der altnord. litteratur.  
Zs. f. deutsche phil. XVII, 222—223.

1886.

Kormaks saga hrg. von Th. Möbius. Halle, verlag der buchhandlung des waisen-  
hauses. (IV), 206 (2) ss. 8.

1887.

Anzeige von: K. Hj. Kempff, bild- och runstenen i Ockelbo (Gefle 1887).  
Zs. f. deutsche phil. XX, 251—252.

Anzeige von: Edda Snorra Sturlusonar, ed. Arna Magn. III, 2 (Havn. 1887).  
Litt. centr.-bl. 1887, sp. 1567.

---

## LITTERATUR.

De poemate latino **Walthario**. Thesim proponebat facultati litterarum  
Parisiensi ad gradum doctoris promouendus **Charles Schweitzer**. Lute-  
tiae Parisiorum typis Berger-Levrault et sodalium 1889.

Der verfasser beabsichtigt in diesem buche 1. die in Frankreich zu wenig  
bekanten ergebnisse der deutschen Walthariusforschung seinen landsleuten in kürze  
mitzuteilen; 2. stil und versbau des gedichtes einer selbständigen untersuchung zu  
unterziehn, um so neue aufschlüsse über text, handschriftenverhältnis und verfasser  
zu gewinnen.

Was zunächst 1. betrifft, so wissen wir nicht, ob trotz der ausgabe Du Mérils  
in seinen doch gewiss auch in Frankreich fleissig gelesenen *Poésies populaires latines*  
(1843) der Waltharius dort so unbekant geblieben ist, wie hier behauptet wird, zwei-  
feldn aber, ob gerade eine doctordissertation der geeignete ort ist, um weiteren kreisen  
verständnis und würdigung eines seit jahrzehnten unverdient bei seite geschobenen  
werkes zu erschliessen.

Verfasser bietet nun in A 1 (s. XI—XX) nach Scheffel-Holder und Peiper  
eine aufzählung und kurze beschreibung der handschriften; in A 2 (—XXVIII) nach  
ebendenselben, auch nach San-Marte und Goedeke ein verzeichnis der druckschrif-  
tenlitteratur; in B 1 (1—6) eine ersichtlich nach J. Grimm s. 78—97 **gearbeitete**  
analyse, in der aber ganze strecken (123—220, 358—418, 515—571, 615—645,  
1287—1359) einfach übergangen oder wie der ganze kampf am Wasgenstein (676—  
1061 in kaum 9 zeilen!) flüchtig angedeutet, alte fehler (wie 428 *quater denis* =  
quatuordecim, vgl. 1450) wiederholt sind und somit weder dem kenner noch dem  
nichtkenner etwas wirklich geniessbares und aufklärendes dargereicht wird; in B 2  
(—33) nach J. Grimm, San-Marte u. a. eine zusammenstellung der sagengeschicht-  
lichen zeugnisse; in B 3 (—38) den nachweis der von Uhland aufgefundenen, von  
Scheffel und Becker genauer beschriebenen örtlichkeit des kampfes, deren **richtigkeit**  
er aus eigener anschauung bestätigt. Wissenschaftlichen wort beanspruchen diese  
abschnitte nicht und haben sie nicht; sie begnügen sich mit einer im **ganzen beson-**  
**nenen** widergabe älterer ermittlungen.

Erst von dem dritten teile, in den wir jezt eintreten, haben wir eigene forschung und neue gesichtspunkte zu erwarten. C 1 (De poematis sermone, 39—43) zählt nach Grimm, Geyder und Peiper einige stileigentümlichkeiten auf, nämlich germanismen (auch mehrere selbstgefundene, von denen z. b. *anterior dies*, *tui facies* vielmehr zum spätlatein gehören), spätlateinische, griechische, altlateinische worte, den abweichenden gebrauch der tempora, *quod* statt des a. c. i., distributiva statt cardinalia. Wenn wir auch dem verfasser zugeben wollen, dass er ein paar in die augen springende abweichungen von der klassischen dichtersprache mehr hat, als seine vorgänger — was will das bedeuten? Heutzutage muss man, wenn jemand eine selbständige erörterung der latinität des W. ankündigt, eine erschöpfende zusammenstellung der vulgär- und spätlateinischen bestandteile in wortschatz und grammatik unter benutzung von Kaulen, Rönsch, Pauker, Wölflin u. a., wie den reichhaltigen indices der neueren editionen, und mit vergleichender heranziehung der seit Ebert LG. III so bequem benutzbaren litteratur des X. jahrhunderts verlangen, von welcher der verfasser nicht ein haar mehr weiss, als ihm Grimms und Schmellers Lateinische gedichte bieten. Zugleich gehörte in diesen abschnitt der nachweis der formalen abhängigkeit Ekehard's von der altrömischen poesie, zumal von Vergil. Wenn sich der verfasser einmal die mühe nähme, das IV. und V. kapitel meiner einleitung zum Ysengrimus durchzulesen, dann würde ihm klar werden, wie etwa C 1 anzulegen gewesen wäre.

C 2 (De re metrica, 44—71) trägt zuerst nach Peiper ein kurzes verzeichnis der formalen quellen des Waltharius nach, gibt dann nach Grimm und Peiper das wichtigste über prosodie und versbau (1431 *si qua aëö* ist mlat. unmöglich, lies *si quando*; *hëri* 372 „gestern“ ist mlat. nicht unmöglich und *causa differentiae* erklärbar, zum unterschiede von *hëri* = domini) und führt nun die neue hypothese vor: *poetam nostrum in inchoandis versibus concentum quemdam singularum vocum et repetitionem eorumdem sonorum diligentissime consecrari, ita ut nullus in toto carmine versiculus reperiri possit, qui non, praeter metricam legem, tinnitu quodam consonantiaque syllabarum exornatus sit.* Der arme Eckohard! Bei dem bau jedes einzelnen verses hatte er nach des verfassers ausföhrungen also zu beobachten: das Vergilische vorbild, die antike prosodie und metrik, den leoninischen reim, buchstaben-reim bez. assonanz, inneren silben-reim bez. assonanz (wie 548 *innocuus me inzerit inquit*, 1020 *liquerat atque*)! Man weiss, dass der Waltharius das specimen eruditionis war, mit dem der dichter, wie Walafrid von Reichenau mit den visionen Wettins und Walther von Speier mit dem leben des h. Christophorus, seine lehrjahre abschloss — nun, wir zweifeln, wenn so vielseitige anforderungen wie an Ekehard's versbaukunst an die vorliegende dissertation gestellt worden wären, ob man ihr dann das imprimatur erteilt hätte. Man weiss, welche grossen schwierigkeiten zehn jahre später dem mönche von S. Evre die blosse durchföhrung des leoninischen reim's verursachte — indessen diese aufgabe war noch kinderleicht gegen die, welche hier dem zögling von S. Gallen zugemutet wird. Aber derartige litterarhistorische seitenblicke beirren den verfasser nicht: er sieht in den versen des Waltharius nur ein gemisch aus allen möglichen und einigen anderen reimformen; aus allen zeilen tönt ihm ein melodisches gebimmel und geklingel, gebrumme und gesumme, gebrause und gesause entgegen.

Wäre es dem dichter wirklich darauf angekommen, möglichst viele an- und einklänge zu häufen, so würde er doch sicherlich zunächst die am ende des 9. jahrhunderts mode gewordenen, schon bei Salomo von Konstanz (W. Grimm Zur geschichte



des reims s. 659) durchgeführten Leonine durchweg angewant haben. Nun gilt aber noch heute ungeschmälert, was Grimm s. XXV darüber sagt: die casus S. Galli überlieferten wol einzelne Leonine unseres E., indessen sei er ihnen in dieser grösseren dichtung ziemlich ausgewichen, doch schlichen sich manche ein. Wir wählen zur stichprobe die ersten und die letzten 100 verse des Sch.-H.-textes. In der ersten gruppe sind (nach schema 3—6) 19 und (nach schema 4—6) 14, zusammen 33, in der letzten 30 und 4 Leonine; in 23 bez. 25 von diesen ist aber der reim der ungesuchte begleiter (vgl. W. Wackernagels vorrede zu seiner Gesch. des deutschen hex. und pent.) der symmetrischen anordnung der satzglieder, die schon bei den alten so häufig zum ungewolten gleichklang führte. Da somit in beiden gruppen  $\frac{2}{3}$  aller verse reimlos, in dem übrig bleibenden einen drittel wider volle  $\frac{2}{3}$  nur infolge des syntaktischen parallelismus der verschälften fast unwillkürlich gereimt sind, so könnte man bloss in dem restierenden neuntel den reim als beabsichtigt und gesucht betrachten. Gewinnen wir so den eindruck, dass der dichter, weit entfernt von einer planmässigen durchreimung des ganzen, eben nur, sei es im zuge der symmetrischen versanlage, sei es der gewöhnung an die klösterlichen reimspieleereien nachgebend, den reim habe einfließen lassen — wie sollen wir da in den sonst etwa vorkommenden inneren an- und einklängen absicht und methode suchen? Und dasselbe gilt von den vermeintlichen allitterationen und buchstabenkunststücken. Mit demselben rechte, wie der verfasser bei Ekehard, könnte man bei Vergil annehmen, dass derselbe in der zeile *Musa, mihi causas memora, quo numine laeso* habe allitterieren und in dem verse *Arma virumque cano, Troiae qui primus ab oris* das *r*, in *Classibus hic locus, hic acie certare solebant* das *c* habe hervorheben wollen.

Aber es heisst ja: „An ihren fruchten solt ihr sie erkennen“. Sehen wir also, wie der verfasser in C3 (—78) seine reimhypothese für die textconstitution fruchtbar zu machen sucht. Er liest 924 *inertia* (*martia* ist durch C $\beta\gamma$  und Verg. Ecl. IX, 12 bezeugt), 264 *Affer* (wodurch *Diripe* 265 beziehungslos werden würde; Peipers interpunktion macht alles klar), 700 *quicquam* (nur in  $\beta$  und von diesem offenbar hineincorrigiert, da ihm der auch sonst, z. b. Fec. Ratis I, 249, bezeugte mlat. gebrauch von *quisque* für *quisquam* anstoss erregte), 1036 *uacuauerat uuluam* (den dadurch hineingebrachten prosodischen fehler beseitigt er durch die annahme, das anlautende *u* müsse wie das englische *w* vocalisch ausgesprochen werden und mache dann keine position!), 109 *illos* (während das von CDBT überlieferte *ambos* durch das gesetz der abwechslung — verschluss *illos* 101, 106, *ambos* 100, 109 — bestätigt wird), usf. Ein wirklicher gewinn für den wortlaut des gedichts ergibt sich auch aus den weiterhin besprochenen stellen nicht: es wird entweder die ohnehin feststehende lesart bestätigt oder gar die eine oder die andere korrektur von  $\beta$  dem original zugewiesen.

Nachdem verfasser dann in C4 (—90) die handschriften nach Peiper auf die 4 familien  $\alpha$ ,  $\beta$ ,  $\gamma$ ,  $\delta$  zurückgeführt und darauf hingewiesen hat, dass bald in dieser, bald in jener familie seine vermeintliche allitterierend-asonierend-leoninische urlesart erhalten ist, muss er natürlich, um ein recht zu deren einsetzung zu gewinnen, in C5 (—103) den stammbaum etwas verändern. So nimt er denn auf dem unsicheren grunde von stellen wie 264, 1386 (*leuis* statt *laeua* ist nicht anzutasten, es steht wie oft plural statt singular, 1386<sup>b</sup> = „obwol kein geübter linksschläger“), 1173 (wo er *laxabat* vermutet), 560 (er schreibt *Interius*, aber *infra* statt *intra* ist gemein-mlat., vgl. Yseng. s. 439), 993 (*Quod genus* sei absurd!) zwischen dem ori-

ginal X und  $\alpha\beta\gamma\delta$  eine mit interlinearen und marginalen besserungsvorschlägen ausgestattete ableitungsstufe X<sup>1</sup> an, aus der die handschriften in der zeitlichen folge  $\beta$ ,  $\delta$ ,  $\alpha$ ,  $\gamma$  entstanden seien und willkürlich bald die klangvolle genuina, bald die klanglose uariatio übernommen hätten. Dies sucht er durch den hinweis auf die *uel*-zusätze der handschriften zu begründen. Derartige zusätze fehlen nun aber ganz in  $\beta$  und  $\delta$ , sind nicht für  $\alpha$  erweislich (in A ist 523 *mouerent* eine irtümlich zum rang einer variatio erhobene glosse; in C sind 563 *tante* und 672 *agamus* blosse berichtigungen von schreibfehlern, durch die nicht eine variation, sondern die von allen übrigen handschriften überlieferte Vulgata eingesetzt wird), folglich nur für  $\gamma$  anzunehmen, d. h. für die zweifellos variierte Geraldgruppe. Somit ist dem verfassers nachweis eines variierten codex X<sup>1</sup> nicht gelungen; wenn sich dieselbe falsche lesart in den vertretern verschiedener handschriftenfamilien, z. b. in A und D findet, so ist das nicht dadurch zu erklären, dass genuina und uariata in beider vorlage stand, sondern daraus, dass sich die abschreiber unabhängig von einander und von der quelle sei es in die epische formel überhaupt (358), sei es in ähnliche versstellen desselben gedichts, die in ihrem ohre noch fortklangen, hineinverirten (109; 534, vgl. 477; 745, vgl. 742; 1160, vgl. für *sic* 1097, 880, für *cum* 990; 344 steht nach Holder *uncum* in  $\alpha\beta$ ; dunkel bleibt 545; beide fehlerarten auch in A, wie 1354; 773, vgl. 604, 653; 1443, vgl. 1367).

In C6 (—113) berichtet verfassers dann noch über urheber und nachbesserer des gedichts, zu welchen letzteren er auch den magister Victor von S. Gallen rechnet; in C7 (—117) über die lateinische dichtung im 9. und 10. jahrhundert.

Zeigt die vorliegende dissertation daher auch, dass sich ihr verfassers mit der Walthariuslitteratur wol vertraut gemacht hat und über den vorgefundenen stand der erkenntnis hinaus ernstlich nach neuen wahrheiten strebt, so ist ihm doch der versuch, auf diesem gebiete treffende und fruchtbringende gedanken zu entwickeln, völlig mislungen. Wir können junge aufstrebende talente nur wiederholt vor dem wahne warnen, als sei das latein des mittelalters ein kampffeld, auf dem man sich ohne schwere kriegsausrüstung und erheblichen kraftaufwand durch ein paar einfälle die rittersporen verdienen könne. Die lateinischen gedichte von Grimm und Schmeller sind gewiss ein recht verdienstliches buch, aber doch kein mittellateinischer katechismus. Wir haben seit 1838 recht bedeutend zugelernt, ebenso für den Waltharius wie für die mlat. sprache und litteratur nach allen richtungen hin. Wer hier mitreden will, von dem müssen wir daher nicht blos eine gründliche fachbildung verlangen, sondern auch den rechten takt in der wahl des themas. Die Waltharistrasse ist eine der schönsten unseres gebietes: fahrdamm und bürgersteige sind fest und dauerhaft gepflastert, herrliche gebäude erheben sich an beiden seiten, und sie alle überragt der von meister Scheffel erbaute Eckehardtempel. Wer auf ihr wandelt, der bewundere und genieße. Aber nicht alzuweit davon ist noch dichter urwald. Und wer ein ritter werden will, der schmiede sich ein schwert und haue sich durch wildes gestrüpp eine bahn in das dickicht — da kann er neues, wunderbares erleben und anderen davon berichten.

Die homiliensammlung des Paulus Diakonus die unmittelbare vorlage des Otfridischen evangelienbuches. Von **Georg Loeck**. (Kieler dissertation 1890.) Leipzig, G. Fock. 47 s. 1,50 m.

Der verfasser weist als das schon 1833 von Lachmann in seinem aufsatz über Otfrid (Kl. schr. I, 451) vermutete „umfassendere und kürzere werk“, welches Otfrids erläuterungen und deutungen zu grunde liege, die homiliensammlung nach, welche Paulus Diaconus im auftrage Karls des Grossen zusammengestellt hatte. Diese auswahl war durch ein besonderes kaiserliches schreiben an die bischöfe des reiches nach fassung und textgestaltung vor anderen weniger sorgfältigen als massgebend für die lesung bei kirchlichem gebrauche bezeichnet worden: „*quarum [lectionum] omnium textum nostra sagacitate perpendentes, nostra eadem volumina auctoritate constabilimus vestraeque religioni in Christi ecclesiis tradimus ad legendum*“ (Migne, Patrologiae cursus, series latina 95, 1161); sie hat der geistlichkeit des Karolingischen reiches lange als mustersammlung von predigten gegolten. Es war also ein glücklicher gedanke des herrn Loeck, diese in band 95 der grossen ausgabe von Migne übersichtlich zusammengestellten homilien fortlaufend mit dem Otfridtexte zu vergleichen. In der tat hat sich bei sorgfältiger durchsicht ergeben, dass der grösste teil der bisher als quellen Otfrids nachgewiesenen kommentarstellen in dieser Homiliensammlung des Paulus Diaconus sich ebenfals findet, und zwar viele in einer zu Otfrids worten viel genauer passenden fassung. Die stellen sind von Loeck, soweit sie nicht wörtlich mit den von Kelle, Piper und mir bereits nachgewiesenen kommentarstellen übereinstimmen, vollständig neben dem Otfridtexte abgedruckt.

Viele nachweisungen Loecks aus der Homiliensammlung betreffen aber auch solche kapitel Otfrids, für welche man bisher noch gar keine quelle kante; dies gilt namentlich für Otfrid V, 2. V, 4. V, 19. 20. 21, sowie auch für das umfangreichste stück V, 23, in dem freilich lange stellen wie v. 145—222 ohne entsprechenden nachweis bleiben. In v. 126 dieses kapitels lassen Otfrids worte und auch das hinzugefügte Marginale auf *pax et justitia* einer lateinischen quelle schliessen, nicht (wie in der angeführten homilienstelle zu lesen ist) *pax et laetitia*.

Im ganzen ist die zahl der von Loeck nachgewiesenen übereinstimmungen so gross, dass man in der tat annehmen muss, Otfrid habe bei abfassung seiner erläuterungen und allegorischen deutungen fortlaufend entsprechende homilien aus der sammlung des Paulus Diakonus zu rate gezogen.

Die neu oder genauer als früher nachgewiesenen quellen geben manchen neuen beitrag zur erläuterung. Für V, 6, 11 wird klar, dass *jungero* für *junior*, nicht für *discipulus* steht, wie ich in meinem kommentar vermutet hatte. V, 4, 40 ist *iu eigene gibära = vestri concives*, vgl. IV, 5, 37. V, 20, 20 *forahilicho = in ängstlicher besorgnis (wegen ihrer schutzbefohlenen)*.

Manche Otfridstellen freilich versucht herr Loeck mit unrecht aus jener homiliensammlung abzuleiten, da die bisher nachgewiesenen kommentarstellen eine genauere übereinstimmung mit Otfrids worten zeigen. Dies gilt nach meiner meinung für Otr. I, 4, 85. I, 17, 71 (wo *évarto* zu dem bei Beda erwähnten *sacerdotium*, nicht aber zu den worten der Gregorianischen homilie passt). II, 8, 23 fg. II, 11, 41 fg. IV, 3, 13—16. IV, 5, 5. Für die stellen II, 4, 45 fg. 61—65. II, 8, 24. IV, 6, 45, die sicher auf die von mir angeführten kommentarstellen zurückgehn, hat herr Loeck im Homiliarius nichts entsprechendes gefunden. Dass der **Matthäuskommentar** des Hrabanus sogar für die bucheinteilung Otfrids massgebend gewesen ist, glaube ich zu II, 7, 1. III, 1, 1 gezeigt zu haben.

Wenn also auch die homiliensammlung des Paulus Diaconus die hauptsächlichste unmittelbare quelle Otrfrids namentlich für die längeren allegorischen und moralischen erläuterungen gewesen ist, so ist doch daneben auch eine einwirkung anderer kommentare nicht abzuleugnen. Dass Loeck eine solche einwirkung nur in der erinsung Otrfrids aus früheren studien, ohne erneute einsicht in diese quellen bei abfassung der erzählenden kapitel, zulassen will (s. 45 fgg.), halte ich nicht für berechtigt. Bei der berufung auf seine „parva memoria“ ad Liutb. 37 spricht Otrfid nicht von der erläuterung, sondern von der auswahl und anordnung der biblischen geschichten. Den text der evangelien muss er doch jedesfalls satz für satz bei der abfassung jedes erzählenden abschnittes verfolgt haben, vollständiger und genauer, als er in den homilien citirt war.

Ich gebe bei dieser gelegenheit — wie es schon Kelle in der ausgabe Otrfrids I, 66 fg. beim abschluss seiner grundlegenden quellenuntersuchungen getan hat — eine übersicht derjenigen längeren stücke aus Otrfid, für welche auch jezt noch (abgesehen von reminiscenzen an einzelne bibelstellen) keine quellen nachgewiesen sind. Es sind dies: 1) Die widmungen an Ludwig, Salomo und die St. Galler mönche. 2) Eingangs- und schlusskapitel mehrerer bücher: I, 1. 2. II, 1. 24. III, 1. 26, 25—70. IV, 1. 37. V, 24. 25. 3) Recapitulationen: II, 3, 1—58. III, 14. IV, 6; vgl. auch I, 3. 4) In die erzählung eingelegte ausführungen: I, 5, 47—58 (hohheit und macht Christi). I, 11, 7—18 (rede des kaisers an die sendboten). 37—54 (Marienhymnus). I, 15, 32—44 (ganz im predigertone gehalten!). I, 20, 9—24. 31—36 (kindermord in Bethlehem). II, 4, 5—38 (eindringen des teufels in die welt; der anfang wol zurückgehend auf die stelle im buche Hiob 1, 7 *circuivi terram et perambulavi eam*). II, 6 (sündenfall). IV, 9, 21—24. 27—34. 12, 57—64 (würde der apostel, hohheit und gewalt Christi). IV, 26, 11—26 (klage der frauen). IV, 29 (deutung der tunica Christi auf die kirche; in der Wiener handschrift von v. 13 an vom corrector eigenhändig nachgetragen!). IV, 35, 11—16. 41—44 (bedeutung des erlösungstodes). V, 3 (gebet). V, 17, 14—36. 18, 7—16 (himmelfahrt Christi). Es ist nicht unmöglich, dass für die eine oder die andere dieser stellen noch eine anregung oder ein vorbild in der theologischen litteratur nachgewiesen wird; doch selbst wenn dies geschehen sollte, scheinen sie am meisten geeignet, die eigene fähigkeit Otrfrids in dichterischer darstellung, gefühlsäusserung und betrachtung erkennen zu lassen.

KIEL, IM AUGUST 1890.

O. ERDMANN.

Schriften zur germanischen philologie, herausgegeben von dr. **Max Roediger**. II: Der satzbau des althochdeutschen Isidor im verhältnis zur lateinischen vorlage. Ein beitrage zur deutschen syntax von dr. **Max Rannow**. Berlin, Weidmann 1888. X und 128 s. 8.

Zu den notwendigen vorarbeiten für eine althochdeutsche satzlehre gehört eine untersuchung wie der ähnlichen von einer lateinischen vorlage abhängigen denkmäler des 8. und 9. jahrhunderts überhaupt, so namentlich die des redemächtigen und glaubenseifrigen Isidorübersetzers. Bei der eigenartig freien stellung desselben gegenüber seiner vorlage wird bei diesem mehr als bei allen andern zur vorbedingung hierfür die beantwortung der frage, wie weit auf den ahd. ausdruck das latein von einfluss war.

Einen wichtigen teil derselben übernimmt dr. Rannow mit der oben genannten arbeit. Es ist zunächst festzustellen, wie weit die abweichungen vom lateinischen

durch den damaligen zustand der deutschen sprache bedingt und wie weit sie willkürlich sind. Rannow will die fälle der zweiten art sehr eingeschränkt wissen und glaubt dem übersetzer zutrauen zu dürfen (s. V), „dass er für gewöhnlich weder, wo er dem lateinischen sich scheinbar anschliesst, dazu durch die fremde sprache auf kosten der deutschen verleitet worden sein, noch, wo er von der vorlage abweicht, dies ohne grund getan haben wird“, weshalb er ihn denn auch als ahd. sprachquelle dem Otfrid mindestens gleich und über den Tatian setzt.

Die planmässigkeit der zahlreichen abweichungen daher darzutun und den erhobenen vorwurf alzugrosser willkür zurückzuweisen (vgl. H. Gering, Die causalsätze und ihre partikeln bei den ahd. übersetzern des 8. und 9. jahrh., Halle 1876 s. 1 fgg.; A. Dennecke, Der gebrauch des infinitivs bei den ahd. übersetzern des 8. und 9. jahrh., Leipzig 1880 s. 8. 50) bleibt daher dem verfasser beständig gegenstand der sorge. Es mag dahingestellt bleiben, ob nicht überhaupt für den sprachforscher durch den nachweis grösserer freiheit das denkmal an wert nur gewinnen könnte, da dieser ja doch nicht sowol die übersetzungskunst, als vielmehr die ureigene ausdrucksfähigkeit der damaligen sprache selbst kennen lernen will. Vielleicht war dann weniger eine verteidigung der abweichungen geboten, als vielmehr die frage so zu stellen, in wie weit trotz jener freiheit der deutsche ausdruck durch das latein seiner derzeitigen art entfremdet worden sei. Der verbleibende rest war als zuverlässige quelle für die sprache eines gelehrten, scharfe und ausdrucksvolle rede liebenden mannes jener zeit ohne weiteres zu betrachten.

Es ergeben sich nun einige sechzig sätze, welche veränderung ihrer art erfahren haben. Unter den hauptsätzen (I. teil) sind von mehr als 109 lateinischen aussagesätzen (A) etwa 17 (§ 6 und 7), von etwa 28 heischesätzen (B) 3 (§ 11), von 28 fragesätzen (C) 5 (§ 12) im bau verändert. Bei den nebensätzen (II. teil) stellt sich das verhältnis so: von 10 indirekten fragesätzen (A) keiner, von 68 relativsätzen (B) 16 (§ 19), unter etwa 131 konjunktionalsätzen (C) 22 (§ 20—27). Im III. teile folgt die besprechung der lateinischen inf., part., gerundien und gerundive, soweit sie deutsche sätze veranlassen. Mit wol geschultem philologischen blicke und feinem sprachgeföhle findet nun Rannow für die änderungen bald grammatische gründe (s. 56 zu 19, 6; s. 55 zu 33, 6), bald logische (anm. 15; s. 36; s. 68 zu 5, 23), bald solche des wohllautes (s. 51; 102), bald des deutschen sprachgebrauchs (s. 42; § 9; § 18, 2 a ζ; anm. 20; § 15 d), bald der deutlichkeit (s. 53 zu 29, 1; s. 69 zu 33, 23; § 28, 2 d) oder des nachdrucks (§ 40) und der tendenz (anm. 12; s. 46). Genauigkeit andererseits auch in kleinigkeiten, wenn derartige gründe nicht vorliegen, wird gezeigt s. 18 und anm. 1.

In allen diesen fällen hat mich dr. Rannow fast durchweg überzeugt. Sofern jedoch keineswegs immer nur bessere wiedergabe des auch im lateinischen implicite enthaltenen, sondern meist eine weitere ausarbeitung des gedankens vorliegt, wird von freiheit und willkür immerhin noch gesprochen werden dürfen, z. b. schon 5, 10 s. 70; 29, 14 s. 52; 9, 10 s. 99; 29, 16; 17, 33; 15, 17 s. 80 u. a. Lediglich willkür glaube ich sehen zu müssen im modus des bedingungssatzes 9, 28 s. 67 (vgl. zu 47, 7 s. 29 und 30), 7, 18 s. 68, zu 5, 11 s. 69, der folgesätze § 25, in dem tempus 5, 31; 5, 14; 15, 19 s. 70 und 71, in dem genus verbi 15, 5 s. 71 und 72, in dem partic. 5, 10 s. 110. Am wenigsten lassen sich alle, bisweilen recht weitgreifende satzumwandlungen für goboten erachten, z. b. nicht die in § 19 unter α, β, γ, ε, ζ, η, θ, § 33 γ berührten, nicht 5, 15 s. 72; 39, 24 s. 77 und 81; 5, 10 s. 70; 5, 12 s. 27. Dass der übersetzer seine vorlage, was durch das damalige

deutsch gewiss nicht veranlasst war, an hypotaktischer gliederung sogar überbiete, wie Gering schon früher behauptete, gibt Rannow selbst zu (s. 43; 73), wengleich auch freilich zuweilen umgekehrt eine längere periode in mehrere zerlegt wird (s. 16). Mehrfach ist daher auch Rannow genötigt den versuch einer rechtfertigung aufzugeben (s. 116; 41; 72), wie er auch wiederholt die grund- und regellosigkeit (s. 21; 22; 50; 51; 72) der abweichungen wie auch vorhandene fehler einräumt (anm. 16; 34; s. 31; 62 zu 21, 29; 21, 1; 3, 8). Ganz recht nent er daher „die weise des mannes eine mehr umschreibende und erklärende als genau nach der vorlage übersetzende“ (s. 18).

Lateinischer einfluss auf kosten des deutschen sprachgebrauchs ist in den wenigen ausnahmen s. 29; 57; 116 angemerkt; ebenso mit recht die sorgfältige berücksichtigung des deutschen s. 18; 47; 95; 96; V hervorgehoben.

Der verfasser hat also, wie der titel verspricht, ein bild jener freiheit bezüglich der satzverhältnisse geboten, mit gewissenhafter volständigkeit und sachlichkeit der polemik. Gelingt es nicht freiheit und selbst wilkür gänzlich in abrede zu stellen, so tritt doch durch Rannows mit vielem psychologischen verständnis erbrachte nachweise über die art, wie der übersetzer umschreibt und erklärt, der charakter und selbständige wert des sprachdenkmals klar hervor.

Allenthalben wird gelegenheit zu wertvollen syntaktischen beobachtungen aller art genommen, so über die ausbildung der hypotaxe, namentlich der relativsätze (§ 4), über die attraktion derselben s. 48 und 100, über die stellung der sätze (wol erschöpfend) § 38 und s. 71, über die stellung der worte im satze (§ 39), wozu eine statistische berechnung über die stellung des verbum finitum in zusammengesetzten formen im nobensatze gegeben ist anm. 5. Über den chiasmus bei Isidor ist anm. 8, über den gebrauch des modus § 13; § 26 β; s. 50, über *ibu* und *nibu* s. 68, über den passiven gebrauch des infinitivs § 32 δ gehandelt; ferner über die verwendung gewisser conjunctionen s. 59. 71. 82, über den dativ der vergleichung s. 55, über den absoluten dativ s. 107, über die undeutsche natur des acc. mit dem infin. s. 92 fg. Ausserdem ist grosse aufmerksamkeit dem handschriftenverhältnis gewidmet, und auch hier sind mehrfach beobachtungen gesammelt, die für die kritik nicht zu unterschätzende handhaben werden können. Es sei hingewiesen auf anm. 9; 2; 12; s. 9, womit zu vergleichen § 18 δ. Ebenso ist sorgfältig auf alles geachtet, was auf die persönlichkeit des übersetzers ein licht zu werfen geeignet ist (vgl. namentlich § 40). Die brauchbarkeit des buches ist dadurch erhöht, dass der stoff nach der herkömmlichen satzeinteilung in eine bequeme übersicht gebracht ist. Stets war hierbei der lateinische text massgebend. Am ende jedes abschnittes ist das einzelergebnis, am schluss der untersuchung der gesamtbefund zusammengestellt; auch an einem alphabetischen sachverzeichnis wie einer übersicht der kritisch und exegetisch besprochenen stellen (es sind ihrer nicht weniger als 85) fehlt es nicht.

BRESLAU, SEPTEMBER 1889.

VON MONSTERBERG.

Über syntaktische mittel des ausdruckles im althochdeutschen Isidor und den verwanten stücken. Von dr. **Henry Seedorf**. (Göttinger beiträge zur deutschen philologie, herausgeg. von M. Heyne und W. Müller, III.) Paderborn, Schöningh. 1888. 88 s. 1,40 m.

Schon in der deutschen litteraturzeitung vom 3. nov. 1888, sp. 1601 hat ref. dio sorgfältige und gewissenhafte führung der untersuchung in dieser schrift lobend

hervorgehoben, ebendort auch den vorteil betont, den syntaktische untersuchungen der litteraturgeschichte namentlich in bezug auf die frage nach der zugehörigkeit zweier oder mehrerer denkmäler zu einem autor zu bieten im stande sind. So ist es auch Seedorf gelungen nachzuweisen, dass zwischen dem sogenannten Isidor und der übersetzung des Matthäusevangeliums differenzen in dem syntaktischen verhalten der übersetzung zur vorlage bestehen, welche die annahme verbieten, beide stücke seien von einem autor in einem gusse gefertigt worden. Freilich bleibt noch die möglichkeit offen, dass sie von einem autor, aber zu verschiedenen zeiten verfasst sind, da sich dessen beherrschung der sprache inzwischen vervollkommt haben kann.

Interessant ist es, die art der darstellung bei Seedorf mit der bei Rannow, der fast gleichzeitig ebenfalls über das verhältnis des Isidor zur lateinischen vorlage schrieb, zu vergleichen. Abgesehen von der verschiedenheit der nebeninteressen, indem Seedorf den Isidor und andere ahd. stücke auf ihre verwantschaft prüft, Rannow seine aufmerksamkeit der textkritik zuwendet, ist schon in der anordnung des stoffes ein tiefgreifender unterschied zu finden. Rannow ordnet das material in herkömmlicher weise und stellt dar, wie 1) lateinische hauptsätze, 2) nebensätze und 3) inf. part. gerundium und gerundiv im deutschen widergegeben werden. Ganz anders Seedorf. Er versteht unter „syntaktischen mitteln des ausdrucks“ jene sprachlichen mittel, welche der bezeichnung der beziehungen 1) der worte im satze und 2) der sätze untereinander dienen. Hierher zählt er bezüglich des 1. punktes die casusendungen und die bezeichnung von numerus und person am verbum. Indirekt wird auch die bezeichnung von genus und numerus am nomen zu einem syntaktischen mittel des ausdrucks, obwol diese modifikationen des wortes an sich vom satze und der beziehung zu andern wörtern unabhängig sind. Schliesslich sind erstarte casusformen, partikeln, adverbien und präpositionen, sowie die wortstellung hilfsmittel zur verdeutlichung der syntaktischen verhältnisse. Die steigerung des adjektivs, sowie genus, tempus und modus beim verbum drücken keine beziehungen der worte im satz aus; aber die modalität des verbs, mitunter in Verbindung mit der tempusbezeichnung drückt secundär das verhältnis der sätze zu einander aus. Dasselbe wird auch durch wort- und satzstellung erzielt, hilfsmittel sind schliesslich pronomina und erstarte casusformen (conjunctionen). Bloss auf den 1. teil, also die darstellung der sprachlichen bezeichnung der verhältnisse der worte im satze, beschränkt sich unsere abhandlung; die syntaktischen mittel zum ausdruck der beziehungen der sätze zu einander sollen später behandelt werden. Diese disposition des materials ist gewiss geistreich und neu; sie scheint auf Herzogs vorlesungen über „theorie der griechischen und lateinischen syntax“ zurückzugehen. Ich finde jedoch eine inconsequenz darin, dass die wortstellung im ersten falle bloss hilfsmittel ist, im zweiten falle aber als hauptmittel hingestellt wird, „da sie bei ihrer wichtigkeit in diesen verhältnissen nicht als blosses hilfsmittel betrachtet werden kann“. Dadurch wird ein neuer gesichtspunkt in die einteilung hineingetragen, der ihre einheitlichkeit stört. Die stellung der wörter ist doch keine modifikation an ihnen, sie fällt also entschieden in beiden fällen ausserhalb des princips der einteilung; dasselbe gilt noch mehr von der satzstellung. Es ist auch unpraktisch, die behandlung der wortstellung in zwei teile zu trennen, wie es mir auch bedenklich erscheint, die partikeln zweimal gesondert von einander zu besprechen. Charakteristisch ist es, dass sich Seedorf veranlasst sieht, von allen den der ersten gruppe zugewiesenen partikeln bloss die präpositionen zu behandeln, da „die übrigen besser im zusammenhang mit abschnitt II zu besprechen sind“. Das scheint wol darauf hinzudeuten, dass sich Seedorfs gruppierung des stoffes in der theorie

besser macht als in der praxis. Ebenso auffällig ist es, dass die vom satzbau unabhängigen modifikationen der worte, besonders die am verb, also genus, tempus und teilweise modus, die nach Seedorfs system ganz ausser acht gelassen werden könnten und solten, doch berücksichtigt werden, „weil die übersetzer durch die armut ihrer sprache an formalen bezeichnungen für diese modifikationen des verbs — deren behandlung gewöhnlich einen hauptteil der syntax des einfachen satzes bildet — gezwungen sind, das fehlende mit hilfe syntaktischer mittel zu ersetzen“. Hier zeigt sich denn die individualität des übersetzers am ehesten, darum ist hier die vergleichung der lateinischen vorlage mit der übersetzung von besonderem interesse. Mit vollem recht wird diesen modifikationen des verbs ein eigenes kapitel gewidmet, aber nur anhangsweise, denn dieselben fallen aus dem bereich des geschaffenen systems heraus. Dass aber ein so wichtiges kapitel nur nebenbei in die darstellung eingeschwärzt werden kann, spricht nicht für die disposition, die es principiell ausschliesst.

Aber selbst wenn man Seedorfs anordnung des stoffes völlig gutheissen könnte, wäre es fraglich, ob es sich empfiehlt, eine derartige neuerung in einer solchen specialuntersuchung wie die vorliegende zur anwendung zu bringen. Immerhin ist die lektüre der abhandlung und die aneignung ihrer resultate einigermaßen erschwert. Rannow hat mit seiner diesbezüglichen bemerkung (s. V. VI) nicht unrecht. Was ferner das vergnügen an dem buche wesentlich beeinträchtigt, ist der übelstand, dass die belege oft nur nach ihrem platze im text, nicht nach dem wortlaute citiert werden, sodass man beständig bald den Isidor, bald das Math.-evangelium, bald die denkmäler zur hand nehmen und nachschlagen muss; bezeichnend ist dafür der anblick der seiten 18—22. Rannows ausführliches citieren kann diesem verfahren gegenüber nicht genug geschätzt werden. Dass Seedorf, wie er s. 78 mitteilt, nicht sein ganzes gesammeltes material mitgeteilt hat, kann ich nur bedauern. Auch der mangel einer inhaltsangabe und eines verzeichnisses der stellen, die kritisch oder exegetisch besprochen werden, macht sich unangenehm fühlbar.

Was man aber auch gegen den rahmen, in dem Seedorf seine untersuchung vorführt, sagen kann — der inhalt derselben behält seinen vollen wert. Das material scheint (bis auf den anhang) vollständig verzeichnet zu sein, und bei dessen besprechung und sichtung ergeben sich manche korrekturen zu den betreffenden kapiteln des IV. bandes der grammatik, was ja bei so eindringender behandlung einiger kleiner denkmäler nicht anders möglich war; und bei dem bestreben Seedorfs, den grossen zusammenhang nicht aus den augen zu verlieren, eröffnen sich auch interessante ausblicke in das gebiet der historischen syntax.

WIEN - WÄHRING, WEIHNACHTEN 1889.

K. TOMANETZ.

---

Der „Klösenære“ Walthers von der Vogelweide. Seine bedeutung für die heimatfrage des dichters. Von **Karl Domanig**. Paderborn, Schöningh. 1889. 45 s. 1,20 m.

Der viel gesuchte *klösenære* ist gefunden: es ist niemand als Walther von der Vogelweide selbst, der sich nach dem unweit der Vogelweide im Layener Ried belegenen städtchen *Klausen* jenes pseudonym beigelegt hat. Damit ist denn auch die „heimatfrage des dichters“ nunmehr endgültig entschieden!



Das ist das wunderliche ergebnis einer wunderlichen auslegekunst, die mücken sieht und kameele vorschluckt; die schwierigkeiten schafft wo keine vorhanden sind, dagegen über alles, was dem von vornherein gewünschten ergebnis klar und deutlich widerspricht, völlig hinwegsieht, und dinge in die texte hinein interpretiert, die niemand darin finden kann, wenn er unbefangen liest, was dasteht. Charakteristisch für des verfassers verfahren ist schon die deutung der an erster stelle von ihm besprochenen verse Lachm. 62, 10 *ein klösenere ob erx verträge? ich wæne, er nein. hæet er die state als ich sie hân, bestüende in danne ein zörnelin, ex wurde unsanfter widertân.* Walther stellt hier scherzend seine sanftmut über die eines klausners. Dass der vergleich nichts auffälliges hat, zeigen Strickers verse *wær ich ein klösenere, ich müese werden ungemuot.* Domanig aber weiss soviel bedenken gegen das nächstliegende ausfindig zu machen, bis ihm die stelle nur dann „motiviert und logisch, zugleich angemessen im tone“ erscheint, wenn sie widergegeben wird: „Die sanftmut einmal wie ich hätt kein klausner (ein eremit meint ihr?); jawol ein Klausner (— so ein derber landsmann von mir!) der zahlt euch jede unbill doppelt heim!“ Zunächst ist da der comparativ *unsanfter*, der besonders gegen die übliche auffassung der verse sprechen soll, irrig gedeutet; er vergleicht das mutmassliche verhalten des klausners nicht, wie Domanig meint, mit dem grade einer unbill, die der klausner erlitten hat, sondern mit dem grade von sanftmut, welchen der dichter beweist, wie die folgenden worte zeigen: *swie sanfte ichz alsö löxe sîn.* Von einem „doppelt heimzahlen“ ist also gar nicht die rede. Sodann aber sind alle die worte, welche in Domanigs übersetzung eine beziehung auf den aus Klausen gebürtigen enthalten und die ganz unentbehrlich wären, wenn eine solche beziehung für irgend jemand verständlich sein sollte, lediglich Domanigs zutat. — Noch schlimmer steht es mit der behandlung der drei sprüche, in denen der *klösenere* erwähnt wird. Hier muss die untersuchung natürlich von Lachm. 9, 16 fg. ausgehen, da auf die dort erfolgte ausführlichere einföhrung des klausners in den beiden späteren sprüchen (10, 33. 34, 33) ausdrücklich bezug genommen wird. Welche bedeutung hat also dort jene rolle? Wie von hoher warte überschaut der dichter die ganze welt; alles tun und alles reden nimt sein auge und ohr wahr. Er hört in Rom betrügerische anschlüge gegen die beiden könige machen, er sieht über das reich hin den kampff zwischen weltlicher und geistlicher gewalt toben, er „hört fern in einer klause grosses jammern; da weinte ein klausner, er klagte gott sein leid: „o weh! der papst ist zu jung: hilf, herr, deiner christenheit!“ Dass der abseits von dem wütenden kampfe der pfaffen und laien in stiller einsamkeit einem christlichen leben hingeebene klausner hier als der typus eines über den parteien stehenden echten christen gemeint ist, scheint mir so klar, dass der spruch keines weiteren kommentars bedarf. Aber mag man in die fragliche rolle hineingeheimnissen was man will — so viel, sollte man meinen, müste doch feststehen, dass 1. der *verre in einer klüs* weilende *klösenere* eben ein einsiedler ist; und dass 2. dieser einsiedler, dessen klage der dichter aus der ferne hört, unter allen umständen nicht der dichter selbst sein kann. Domanig ist anderer ansicht. Die behauptung, dass Walther sich hier selbst unter jenem von seiner heimat herzuleitenden doppelsinnigen pseudonym vorführe, weiss er durch folgende interpretation der oben wörtlich übersezten verse zu begründen: „ich kenne einen, der dem parteigetriebe ferne steht und laut jammert über diese zustände (ihr kent ihn auch!), den klausner; nach seiner meinung fehlts am papst“. So werden unter völliger nichtachtung des zusammenhanges die klarsten und bestimtesten worte des dichters ins ungewisse und algemeine gezogen, bis man herausdeuten kann, was

mān wünscht; da ist es denn natürlich auch nicht schwer, die beiden anderen sprüche damit in einklang zu bringen und herauszubekommen, in den auf jenen ersten spruch zurückdeutenden versen *wān aber mīn guoter klōsenēre klage und sēre weīne* und *mīn alter klōsenēre*, von dem ich *sō sanc* meine Walther mit diesem seinem klausner widerum sich selbst. — Noch andere gar seltsame „unterlegungen“ liessen sich anführen. Das beigebrachte wird zur charakteristik des schriftchens ausreichen.

BRESLAU.

F. VOGT.

- 1) **Ernst Elster**, Zur entstehungsgeschichte des Don Carlos. Halle, M. Niemeyer. 1889. 74 s. gr. 8.
- 2) **Hermann Tischler**, Die doppelbearbeitungen der Räuber, des Fiesco und des Don Carlos von Schiller. Eine litterarhistorische studie. Inaug.-diss. Leipzig 1888, in commission bei G. Fock. 64 s. 1 m.
- 3) **Ludwig Bellermann**, Schillers dramen. Beiträge zu ihrem verständnis. Erster teil. VI und 328 s. 8. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1888. 6 m.
- 4) **Alfred Ruhe**, Schillers einfluss auf die entwicklung des deutschen nationalgeföhls. Zweiter teil. Programm des gymnasiums zu Meppen, 1889, 30 s. 4.
- 5) **J. Goldschmidt**, Schillers weltanschauung und die bibel. Erläuterungen über „Kassandra“ und „Das ideal und das leben“. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1888. 0,80 m.
- 6) **Alfred Cless**, Die künstler von F. Schiller, an der hand des textes gemeinverständlich erklärt. Stuttgart, Adolf Bonz. 1889. 89 s. 16. 2 m.

1) Dr. Elster hatte seine ansichten über die entstehung des Don Carlos schon im oktober 1884 auf der Dessauer philologenversammlung entwickelt<sup>1</sup>; in der vorliegenden — zur habilitation an der universität Leipzig gedruckten — abhandlung hat er dieselben eingehender ausgeführt.

In der einleitung sucht Elster die gemüts- und phantasieanlagen Schillers zu bestimmen, denn „bei der wissenschaftlichen betrachtung der einzelnen werke eines dichters scheint es ihm von grosser bedeutung zu sein, dass man dieselben stets vor augen behalte“. Ich halte diesen ausgangspunkt für methodisch falsch. Zwar verhehlt sich auch der verfasser nicht die bedenken, die demselben entgegenstehen; aber die gründe, welche er dagegen anführt, dienen mehr dazu, sie zu verstärken, als zu widerlegen. „Gewiss“, sagt er, „ist ein vollständiges bild von des dichters anlagen nur auf grund der erforschung aller einzelnen werke zu gewinnen, aber es lassen sich doch häufig, insbesondere bei bekanten (!) verfassern, gewisse grosse züge vorwegnehmen, die uns angeben, was dem dichter gemäss ist“. Bei bekanten verfassern! — was heisst das anders, als: wir schliessen uns bewusst oder unbewusst den anschauungen an, welche über dieselben im schwange sind! Und so sehen wir denn auch im folgenden, wie Elster ziemlich kritiklos die üblichen algemeinen urteile über Schillers poetischen charakter acceptiert. Auf diese weise gelangen wir gewiss nicht dazu, denselben tiefer und schärfer zu erfassen; die alten schlagworte erben sich

1) Vgl. den bericht in dieser zeitschrift bd. XVII, s. 119 fg.

wie eine ewige krankheit fort. Und doch wäre es gerade bei Schiller einmal dringend nötig, eine gründliche revision dieses alten inventars von algemeinen urteilen zu unternehmen. Und schliesslich: meint der verfasser wirklich, dass die paar formeln, in denen er auf den folgenden seiten Schillers dichterische individualität erfasst zu haben glaubt, eine sichere handhabe bieten, um zu bestimmen „was dem dichter gemäss ist“?

Nach einer genauen inhaltsangabe und treffenden charakteristik der novelle St. Réals untersucht der verfasser zunächst den Bauerbacher entwurf des Don Carlos. Er bemerkt s. 27 von diesem entwurf im algemeinen: „Das erste, was uns auffällt, ist der umstand, dass eine einteilung der auftritte nicht geschehen ist. Dies ist für Schillers art zu schaffen bezeichnend. Dichter, die durch gegenständliches schaffen hervorrangen, werden immer zunächst einzelne grosse scenen vor ihrem inneren auge erblicken, sie werden die konkrete handlung sich überall ausmalen. Nicht so Schiller. Seiner abstrakteren natur scheinen lediglich die bedeutungsvollen regungen in der seele des menschen bemerkenswert, er entwirft sich kein bühnenbild und hebt nur die punkte hervor, die irgendwo im verlaufe eines aufzuges durch handlung oder erzählung deutlich gemacht werden müssen“. Im gegensatz hierzu weist er auf Goethes art zu componieren, wie sie das schema der Nausikaa zeige, hin — meines erachtens durchaus mit unrecht! Wir wissen doch zunächst gar nicht, welchem stadium der dichterischen arbeit der eine und der andere entwurf angehört! Wenn man die schematisierung z. b. des Warbeck zum vergleich heranzieht, so erscheint das verhältnis zwischen Goethes und Schillers producieren wesentlich anders: hier sieht man, dass auch Schiller der inhalt der einzelnen scenen klar vor augen steht, hin und wider werden in die inhaltsskizze derselben bereits einzelne dialogfragmente geworfen, charakteristische worte — man sieht, der dichter hört einzelne personen bereits sprechen — auch scenarisches ist kurz skizziert. Allerdings finden sich in fast allen fragmenten scheinbar ganz abstrakte dispositionen der einzelnen momente der handlung: sie waren aber, wie sich zum teil noch nachweisen lässt, nicht das zuerst gegebene, sondern Schiller suchte dadurch später das aufquellende détail zu organisieren, die mannigfachen fäden der handlung straff zusammenzufassen; ich möchte behaupten, dass die strenge dramatische geschlossenheit seiner dramen gerade auf dieser nachprüfenden und sichtenden tätigkeit des künstlerischen verstandes beruht. Freilich finden sich auch stellen, wo er direkt sich die frage stellt, wie der oder jener zug noch zu erfinden sei; indessen dies ist kein beweis für die abstrakte art seines schaffens. Es liegt im wesen der phantasietätigkeit, dass ihr zunächst einzelne bilder erscheinen, einzelne teile des stoffes sich lebendig aufdrängen; um die bindeglieder zwischen denselben zu finden, bedarf es der hilfe des erfindenden verstandes. Ein moderner dichter hat dies einmal sehr bezeichnend ausgedrückt: die höhen liegen vor dem auge des dichters zunächst in klarem lichte, während die dazwischen liegenden tälern noch dunkel decke.

Ich hebe gerade diese punkte mit besonderem nachdruck hervor, weil durch solche, aus einem meist sehr ungenügenden induktionsmaterial gewonnene algemeine urteile immer die charakteristik Schillers gefälscht wird<sup>1</sup>.

1) Leider leistet gerade die publikation der dramatischen fragmente Schillers, welche die historisch-kritische ausgabe in bd. XV gebracht hat, derartigen irrigen auffassungen nur zu sehr vor-schub. Goedeke ist eingeständenermassen (vgl. XV, 2, VII) bei der ordnung „bestrebt gewesen, vom algemeinen in das specielle zu führen, um dem wege zu folgen, den der dichter gegangen ist“ (!); infolge dessen hat er sich oft nicht gescheut — in handgreiflichem wider-spruch

Elster versucht sodann die erste gestalt des Don Carlos nach dem Bauerbacher entwurf mit zuhelfenahme der novelle St. Réals und der später angeführten Thaliafragmente zu reconstruieren. Seine arbeit gibt naturgemäss gerade hier zu den meisten bedenken anlass, ich werde deshalb im folgenden gerade diesen abschnitt eingehender besprechen.

Im „I. schritt“ des entwurfs wird unter B. 5 als hindernis der liebe des prinzen angeführt: „auflauschung des müssigen hofes“. Elster bemerkt dazu s. 29: hier- von sei weder in der Thalia noch in dem vollendeten stück etwas zu finden. „Wol aber tritt dort eine person bedeutungsvoll hervor, die Schiller aus seinen quellen nicht entnommen, sondern selbst erfunden hat: der beichtvater Domingo. Offenbar sollte ursprünglich nur ein müssiger höf- ling sich in das geheimnis des prinzen einschleichen, und erst später gieng dem dichter der gedanke auf, einen solchen später gleichzeitig zum vertreter des religiösen fanatismus, zum helfershelfer der inquisition, zum beichtvater Philipps zu machen“. — Hält man daran fest, dass die einzelnen momente des schemas, wie ein blick lehrt, nicht scenen bedeuten, so findet man zunächst die „auflauschung des müssigen hofes“ noch an mehreren stellen der Thaliafragmente erwähnt, die meist auch in das spätere drama übergegangen sind; ich mache besonders darauf aufmerksam, dass Domingo v. 162 (Goed. V, 1, 12) selbst nur erzählt, was die damen der königin auf dem tur- nier beobachtet haben („auf ihre rechnung flüstert sich schon längst von ohr zu ohr die lustigste geschichte“ usw.); dass ferner Karlos v. 286 weiss, „dass tausend augen besoldet sind ihn zu bewachen“; dass namentlich die prinzessin Eboli genau auf alle seine schritte geachtet hat (vgl. s. 114—117), dass endlich die ironische frage der- selben (v. 2415) „wer sollte wol . . . so müssig sein, den Karlos zu belauschen, wenn Karlos unbelauscht sich glaubt“ wörtlich an jene stelle des schemas anklin- gen, von deren inhalt Elster in dem Thaliafragment und dem drama<sup>1</sup> nichts hatte finden können! — Wenn man ferner berücksichtigt, dass Schiller, sogleich als er den entschluss zu dem drama gefasst hatte, die figur „eines grausamen heuchlerischen inquisitors“ vor augen stand (briefwechsel mit seiner schwester Christophine s. 33), und dass er es sich (ebda s. 44) gleich beim beginn der ausarbeitung „zur pflicht machte, in darstellung der inquisition die prostituierte menschheit zu rächen und einer men- schenart, welche der dolch der tragödie bis jezt nur gestreift hat, auf die seele stos- sen wolte“, dann erscheint doch das verhältnis, welches Elster zwischen den beiden motiven annimt, mindestens schief.

Die königin, meint Elster s. 30, habe nach dem entwurf erst im II. akt auf- treten sollen, „da aller inhalt eines solchen auftritts für den II. schritt vorbehalten blieb“; und er sieht darin eine besondere feinheit der komposition, dass der dichter so die erwartung auf ihr erscheinen aufs höchste spannen wolte. Aber wenn Schil- ler wirklich bei dem entwurf des ersten aktes von dieser künstlerischen rücksicht

mit dem oben von ihm selbst aufgestellten ziele — das von Schiller auf einem blatt zusammengeschrie- bene auseinander zu reißen und nach seinem gutdünken zu disponieren! Und leider ist es sehr oft nicht mehr möglich, nach seinen angaben sich die betreffende seite zu reconstruieren!

Man lernt diesem verfahren gegenüber so recht die — von unbefugten bespöttelte — kritische sorgfalt schätzen, mit der die neue Weimarer Goethe- ausgabe den bestand der fragmente aktenmässig genau aufgenommen und namentlich auch durch scharfe hervorhebung der äusseren merkmale (wasser- zeichen, art des papiers usw.) handhaben für die bestimmung der zusammengehörigkeit und das alter der fragmente geboten hat.

1) Sie ist in dasselbe unverändert aufgenommen v. 1695 (A. II, sc. 8).

geleitet wurde, so erscheint es doch seltsam, dass er dieselbe nachher für sein Thalia-fragment ohne weiteres fallen liess. Ich finde ferner durchaus nicht, dass die angaben im II. schritte: „Der knoten verwickelter. Carlos liebe nimt zu — ursachen: ... 2. gegenliebe der königin; diese äussert sich . . . c) aus ihren äusserungen in gegenwart des prinzen, inneres leiden, furchtsamkeit, anteil, verwirrung“ einem auftreten derselben in act I allen inhalt vorwegnehmen. Hier heisst es: „Schürzung des knotens. Der prinz liebt die königin. Das wird gezeigt: 1) aus seiner aufmerksamkeit auf solche, seiner lage in ihrer gegenwart“. Der dichter wolte hier, meines erachtens, zunächst nur den prinzen seine liebe zur königin verraten lassen, während sie selbst hier noch in ruhiger sitflicher hoheit sich beherrschen und ihn zurückhalten solte; die steigerung, welche dann akt II brachte, solte dann die ihr trotz aller selbstbeherrschung entschlüpfende äusserung der gegenliebe sein. Wolte man ferner annehmen, das unter I, 1 angeführte („seine lage in ihrer gegenwart“) solte nicht direkt, durch eine scene, sondern nur durch berichte anderer dargestellt werden, so würde der inhalt desselben völlig identisch sein mit B 5.

Das verhältnis der königin zu Carlos habe Schiller, meint Elster, ursprünglich ähnlich darstellen wollen wie St. Réal: die königin erwidere nach dem entwurf die liebe des prinzen und fordere ihn nicht ohne weiteres zur entsagung auf. „Wäre es anders, wüste sie schon jezt, wie später bereits im I. aufzug, die gefühle des Don Carlos auf Spanien abzulenken, so hätte sie keinen grund *funken von eifersucht über Carlos vertrauen zu der prinzessin Eboli zu zeigen*, der heldensinn des prinzen würde nicht erst im III. schritt erwachen und anfangen über seine liebe zu siegen, und endlich, es könnte nicht als überschrift des II. schrittes angegeben werden *Carlos liebe nimt zu*“. Gehen wir die einzelnen punkte der reihe nach durch! 1) Auch in der späteren bearbeitung erwidert die königin die liebe des prinzen. Vgl. im Thaliafragment neben der schon oben erwähnten stelle s. 12 v. 172 fg. (Goed.) s. 34 z. 6, wo „die königin, von dem lebhaftesten anteil hingerissen, die empfindungen ihres herzens verrät“, s. 36, v. 751 („in dieser wilden wallung“ usw.); s. 37, 776; besonders aber s. 40, v. 855—865, wo ihr Carlos fast das geständnis entreisst. Anderseits sucht sie auch bei St. Réal ihre liebe, die sie beunruhigt, zurückzuhalten und den prinzen von seiner leidenschaft zu heilen durch den hinweis auf Flandern. — 2) Eifersucht (bei Schiller heisst es übrigens nur „einige funken“) darauf, dass der prinz seine neigung und sein vertrauen einer unwürdigen zuwendet, kann sie auch zeigen, wenn ihr eigenes verhältnis zu ihm rein und entsagend ist. — 3) Die angabe Schillers über den III. schritt gibt Elster falsch wider. Es heisst hier unter B. 1. „sein heldensinn erwacht wider“!! Mit diesem zusatze aber spricht das citat nicht mehr für, sondern gegen seine annahme. — 4) Auch in der späteren bearbeitung beruht die entwicklung des dramatischen conflicts darauf, dass die liebe des prinzen auch nach dem entschluss heldenmütiger entsagung wider auflodert.

Vor allem aber muss es bei der rolle, die Elster der königin und Posa nach dem entwurf zuweist, ganz unverständlich bleiben, wodurch eigentlich der umschwung in Carlos herbeigeführt werden soll. Wenn wirklich, wie Elster meint, die politischen beziehungen bei beiden so völlig zurücktreten, dann begreift man nicht, wie so plötzlich in Carlos der heldensinn wider erwacht. Vollends mit dem verfasser (s. 36) anzunehmen, die verschwörung des prinzen habe in der weise „eine nebenhandlung sein sollen“, wie dies Lessing „durch die zwischenhandlung des Riccaut (!), der Orsina, des patriarchen“ getan habe, scheint mir eine ungeheuerlichkeit zu sein. Wie kann man nur eine solche tat des haupthelden, wie die verschwörung gegen

den eignen vater ist, mit dem auftreten rein episodenhafter nebenfiguren in parallele stellen! Und wenn der verfasser aus dieser letzteren annahme die folgerung zieht, dem dichter würde der Don Carlos in technischer hinsicht damals viel besser gelungen sein als später, so fürchte ich im gegenteil, dass das technische kunststück, welches er ihm für den bau des IV. aktes unterschiebt, die ganze einheitliche composition des dramas gesprengt hätte. Nur dann war die ausführung eines dramatischen motivs von solcher bedeutung wie die rebellion dramatisch zulässig, wenn dieselbe organisch mit den grundlagen der handlung verbunden, also auch von anfang an vorbereitet war.

Dass der marquis Posa in dem entwurf noch nicht als der freiheitsapostel gedacht war, als der er später erscheint, ist möglich. Unbegreiflich aber ist mir, wie Elster ihm auch in dem Thalia-fragment diese rolle absprechen kann. Ich muss durchaus Vollmer zustimmen, welcher in diesen fragmenten bereits alle die keime findet, welche später in den letzten drei akten diese figur so gigantisch aus dem ganzen herauswachsen liessen. Elster bemerkt dagegen: „Vollmer verkenne Schillers absicht, die freundschaft als solche in einem idealen gemälde zu verherrlichen“ (s. 45). Was heisst denn „freundschaft als solche“? Sie ist doch nicht ohne einen bestimmten sitlichen inhalt zu denken! Und was brauchen wir überhaupt aus solchen algemeinen sätzen schlüsse zu ziehen, wo wir die beiden akte des fragments, welche Elster s. 39 für sich betrachtet wissen will, ausgeführt vor uns haben? Hier aber nent er sich schon v. 361 einen „abgeordneten der ganzen menschheit“; hier wird v. 381 fg. alles das, was Elster s. 42 an Carlos hervorhebt, ihm erst von Posa mahnend entgegengehalten; hier ist 468. 474, fast noch schärfer als in der letzten bearbeitung v. 225, der starre republikanische trotz schon des knaben Rodrigo betont; hier entwirft er v. 1250 fg. widerum als ernste mahnung vor Carlos ein furchtbares bild der absoluten monarchie und schliesst mit deutlichem anklang an die berühmten worte, die er in der späteren bearbeitung in der audienzscene spricht: „don stolz des bürgers könnten sie nicht dulden, ich nicht den trotz des fürsten“; ja hier findet sich der bedeutungsvolle hinweis auf die spätere entwicklung v. 442: „wenn eine trähne, die mir lindrung gibt Dir teurer ist, als meines vaters gnade — — o gern will ich sie weinen“, im zusammenhang mit 521: „ich will bezahlen, wenn du könig bist“ usw. Doch man mag auf dies letzte argument weniger gewicht legen; so viel steht fest, dass Posa in den ersten beiden akten durchaus nicht bloss ein braver, liebevoller freund (!!)“ ist, wozu ihn Elster s. 46 machen will; und dass Carlos durchaus nicht der „eigentliche vertreter“ der freiheitsidee ist. Darauf, dass Schiller in seinem brieft an Dalberg vom august 1784 seinen namen nicht nent, ist kein gewicht zu legen; abgesehen davon, dass dieser brieft aus den anfangsstadien der arbeit stamt, lag es für den dichter nahe, einem fremden gegenüber nur die historisch bekanten und schon durch ihren namen bedeutenden rollen zu nennen — was hätte Dalberg sich bei einem Posa denken sollen? — und dem fürstlichen intendanten gegenüber die politische tendenz seines dramas eher zu verhellen als hervorzuheben.

Damit fällt nun auch die kühne annahme eines tiefen einschnittes zwischen den zwei ersten und dem dritten akt der Thalia-ausgabe völlig in sich zusammen (s. 39. 54). Trotzdem will ich noch auf die begründung eingehen, welche Elster seiner hypothese, dass sich hier der alte und der neue plan der arbeit scharf und plötzlich scheiden, s. 56 zu geben versucht.

„Die veränderte haltung Posas gegenüber dem prinzen in der scene im Karthäuserkloster macht dies zur gewissheit. (1) Während Carlos vorher noch keineswegs aller selbständigkeit entbehrte und der marquis nur sein befreundeter helfer war, sehen wir ihn jetzt vollständig am gängelbände seines freundes. (2) Während dieser früher aufs liebevolste bereit war, dem prinzen eine zusammenkunft mit der königin zu verschaffen, schneidet er ihm jetzt in beinahe barscher weise jede gewagte hoffnung ab, und dies zu einer zeit, als er hört, dass Carlos nicht nach Flandern gehen kann“. — Ich kann von einer wesentlichen änderung der stellung des marquis in akt III sc. 2 schlechterdings nichts entdecken! Im einzelnen bemerke ich, ad 1) dass, wie schon erwähnt, weder im I. akt der marquis nur der befreundete helfer, sondern ein ernster mahner und leiter ist, noch hier in akt III der prinz nur als ein werkzeug jenes erscheint; wenn er hier mehr als dort von der leitung seines freundes abhängig ist, so ergibt sich dies ganz naturgemäss daraus, dass gerade hier die in akt II erfolgte entdeckung des verhältnisses zwischen dem könige und der Eboli ihn für den augenblick alles sitlichen haltes beraubt hat. Und wie schonend, wie ruhig sucht ihn Posa zum bewusstsein seines besseren selbst zurückzuführen! Und vollends in dem zweiten punkte eine änderung des plans der dichtung finden zu wollen, heisst die durch akt II veränderte situation völlig verkennen! Der marquis verweigert hier dem prinzen anfänglich seine hilfe und sucht ihn von einer zusammenkunft mit der königin zurückzuhalten nur aus dem grunde, weil er unter den jetzigen umständen dieselbe als verhängnisvoll fürchten muss; wiederholt fragt er, als der prinz in ihn dringt, ob derselbe den brief, welcher das zeugnis der untreue seines vaters gegen die gattin enthält, als handhabe gegen die königin benutzen wolle (3420 fg.). Dagegen in akt I ist er dazu behilflich, ihm die zusammenkunft mit der königin zu verschaffen, weil er hoffen kann, dass dieselbe ihn von seiner krankhaften leidenschaft zurückhalten und ihn zu seiner höheren aufgabe zurückrufen werde: aus ihrer hand empfängt daher Carlos am schluss der scene die briefe aus Flandern, welche der marquis überbracht hat (vgl. s. 31, z. 7) mit den worten, welche ihm fortan sein handeln vorzeichnen sollen (1025), „die freundschaft ihrer mutter! . . . und diese trähnen aus den Niederlanden!“

So stehen akt I und III der Thalia-bearbeitung durchaus im einklang miteinander, und der versuch Elsters, innerhalb derselben eine änderung des grundplans der dichtung nachzuweisen, ist als gescheitert anzusehen.

Überhaupt hat sich Elster durch das streben, wandlungen in der entwicklung der dichtung zu entdecken, zu weit führen lassen. In dem nachweis, dass dieselben zum teil künstlich hineingetragen sind, habe ich die hauptaufgabe meiner besprechung des vorliegenden buches gesucht. Wenn dieselbe etwas ausführlicher ausgefallen ist, als der geringe umfang der schrift zu erfordern scheint, so mag der verfasser darin einen beweis dafür sehen, welche bedeutung ich seinen scharfsinnigen und gründlichen ausführungen beimesse.

2) Wenn man die methodische sorgfalt der arbeit Elsters recht ermassen will, so braucht man sie nur mit der gleichzeitigen Leipziger universitätsschrift von Herm. Tischler zu vergleichen.

In ganz dilettantischer weise wird hier von dem verfasser, einem redakteur der Gartenlaube, der inhalt der einzelnen bearbeitungen, scene für scene, referiert (den Bauerbacher entwurf des Don Carlos erwähnt er gar nicht) und daran ein kurzes urteil geknüpft, ob der dichter gut getan habe oder nicht, zu ändern. Es hat kaum einen zweck, über derartige geschmacksurteile mit dem verfasser zu rech-

ten; ich will sein verfahren nur an einem falle illustrieren. In der druckausgabe der Räuber zerfällt akt I in drei scenen: 1. Franz und der alte Moor. 2. Karl mit seinen genossen in der schenke. 3. Franz und Amalia. In der bühnenbearbeitung ist 1. und 3. zusammengezogen. Der verfasser recensiert dies folgendermassen s. 6: „Wir finden die erstere anordnung besser, denn man ist jetzt mehr gespannt, diesen Karl wirklich kennen zu lernen, als zeuge einer scene zu werden, für die uns vorläufig noch das rechte verständnis fehlt“. Das letzte ist eine ganz unbewiesene behauptung; unbegreiflich aber ist, dass dem verfasser nicht eingefallen ist, dass Schiller bei einer bearbeitung seines dramas für die aufführung aus rein praktischen gründen sc. 1 und 2 verbinden musste, um den dreimaligen wechsel des schauplatzes innerhalb eines aktes zu vermeiden.

3) In einer sehr langen einleitung (s. 1—51) bespricht Bellermann den unterschied zwischen epos, lyrik und drama, das verhältnis von charakter und handlung, die forderung der einheit der letzteren, das wesen des tragischen usw.; kurz, er gibt eine theorie des dramas, die zwar weder durch neuheit noch durch tiefe der gedanken sich auszeichnet, aber wegen der klaren, nur mitunter gar zu breiten und nüchternen darstellung gewiss für viele leser eine brauchbare orientierung bieten wird.

Dann behandelt er die Räuber, Fiesko, Cabale und liebe, Don Carlos, und zwar jedes drama nach folgenden gesichtspunkten: 1) gang der handlung; 2) einheit; 3) verknüpfung derselben; 4) charakterzeichnung, 5) bühnenbearbeitung; 6) erklärung schwieriger stellen. Durch die strenge scheidung der vier ersten abschnitte wird die behandlung etwas umständlich und schwerfällig, wiederholt wird zusammengehöriges auseinander gerissen. So erörtert der verfasser in 3 den zusammenhang der einzelnen scenen mit der haupthandlung und die motivierung der handlungsweise der hauptcharaktere, in 4 aber wird die entwicklung derselben wiederum wesentlich mit rücksicht auf die innere wahrheit verfolgt.

Ernsthaft bemüht sich der verfasser in den einzelnen dramen den zeitlichen verlauf der handlung zu berechnen. Meines erachtens kann diese frage nur in betracht kommen, wenn der dichter selbst für die dramatische entwicklung auf den strengen zeitlichen zusammenhang der handlung wert legt. Dies ist aber hier nur im Fiesko der fall; in diesem drama werden wir mit beispielloser genauigkeit stets über tag und stunde der einzelnen scenen orientiert. Und gerade hier erweist sich die berechnung Bellermanns als durchaus unzureichend; ahnungslos geht er über alle schwierigkeiten und widersprüche hinweg. Bei eindringenderer betrachtung hätte er finden müssen, dass die scenen, in denen der mohr auftritt, in keinem einklang mit der sonstigen chronologie des dramas stehen, so dass man deutlich erkennen kann, dass sie in ihrer jetzigen gestalt erst später in dasselbe eingefügt sind.

In den Räubern leidet seine berechnung infolge seiner flüchtigkeit an einem erheblichen fehler. Er rechnet s. 65 fg. folgendermassen: Die zeit von I, 1—II, 2 ist vom dichter genau fixiert, denn in II, 2 berichtet Hermann, der „geraden weges aus Böhmen komt“, von Karls tod in der schlacht bei Prag (6. mai 1757), in der zeitlich unmittelbar vorhergehenden scene 1 ist Karl „seit elf monaten so gut als verbannt“; dementsprechend ist der brief, durch welchen Franz seine enterbung herbeiführt I, 1 auf den 1. mai (1756) datiert. Dies ist richtig; unglaublich aber die weitere rechnung des verfassers, zwischen II, 2 und II, 3 sei eine pause von drei monaten anzunehmen, weil von da an die handlung ohne unterbrechung fortgehe und IV, 5 der alte Moor sage, schon drei monate schmachte er in dem turm. Der ver-



fasser selbst verhehlt sich das bedenkliche einer solchen zeitpause mitten im akte nicht, er fühlt auch, wie störend nun die ereignisse von Rollers befreiung an sich drängen. Eine sorgfältigere lektüre würde ihm gezeigt haben, dass jene pause vielmehr nach dem zweiten akte eintritt. Seine annahme, III, 2 (die scene an der Donau) „zeige die Räuber unmittelbar nach dem grossen kampf, der auf Rollers befreiung folgt“, ist falsch. Zunächst wäre dann schon die unterbrechung der continuity der handlung durch die scene in Franken (III, 1) störend; solche freiheiten, welche bei anderen dramen der sturm- und drangperiode nicht selten sind, gestattet sich Schiller nicht. Entscheidend aber ist folgendes: 1) Die wunden aus jener schlacht sind inzwischen längst vernarbt (R. Moor zu Schweizer: „Sonst sieht man ja die narben nicht, die die böhmischen reiter in deine stirn gekritzelt haben ... diese narben stehen dir schön“; vgl. V, 2 „Schau' her, kennst du diese narben“). 2) Moor selbst versenkt sich in die erinnerung an seinen kampf („Ja kinder es war ein heisser nachmittag“ usw.); er muss sich erst besinnen („wie viele waren's doch“? —), welche verluste die feinde erlitten haben. Dazu passt es dann durchaus, wenn 3) III, 3 Karl als „der grosse graf von Moor“ wegen seiner „mordbrennereien“ weit über Deutschlands grenzen hinaus berühmt geworden ist; wenn 4) er IV, 5 zu Schweizer sagt „Du weisst noch, wie du einmals jenem böhmischen reiter den kopf spaltetest“; wenn 5) kurz vorher Schweizer Spiegelberg anredet „Eben recht erinnerst du mich an die böhmischen wälder ... ich habe damals“ usw.; wenn endlich 6) IV, 5 Schuffterle, der zu beginn des kampfes II, 3 fortgejagt wurde, „jetzt in der Schweiz hängt“. Beller mann ignoriert alle diese angaben ausser der letzten, die er mit dem witz abfertigt „Schuffterle müsse sich ausserordentlich beeilt und womöglich vor seinem tode einen expressen mit der nachricht an Schweizer geschickt haben“.

Der so sich ergebende zeitliche zusammenhang zwischen II, 2 und II, 3 ist von bedeutung für den künstlerischen: in derselben zeit, so will es der durch scharfe kontraste wirkende dichter, wo daheim Karls heldentod in der schlacht bei Prag geglaubt wird, wo er von Amalia als Hektor gepriesen wird, sehen wir ihn in wilder grausamkeit die rache gegen eine wehrlose stadt üben und mit verzweifelter tapferkeit um sein leben kämpfen. Aber freilich für die kunst der komposition hat der verfasser überhaupt keinen sinn. Er bemerkt z. b. nicht den ähnlichen schrillen kontrast zwischen IV, 4 und IV, 5, wo unmittelbar an die klänge des Hektorliedes sich das johlen des räuberliedes anschliesst. Von der feinsinnigen gruppierung einzelner scenen, von dem oft fast an musikalische komposition erinnernden aufbau derselben sagt er nichts; so fertigt er das von Klein und Dingelstedt an bis auf Brahm mit recht gerühmte „finale“ des zweiten aktes in Cabale und liebe mit den dürren worten ab: „es komt zu einem höchst erregten auftritt“ (s. 159). Ihm komt es vor allem darauf an, den pragmatischen zusammenhang zu untersuchen, die wahrscheinlichkeit der handlung, die wahrheit der charaktere, die zweckmässigkeit der darstellung. Sein verhältnis zur dichtung ist oft ein unglaublich nüchternes und schulmeisterliches; vgl. z. b. s. 185: „Der dichter wolte Ferdinand nicht als tatkräftig und männlich reif zeichnen, aber so weit durfte er trotzdem nicht gehen. Feigheit verzeihen wir keinem maame, am wenigsten einem hochgesinten schwärmer. Ein junger mann, noch dazu edelmann und officier, der in solchem augenblick das heiligste gefühl seines herzens geradezu verleugnet ... bringt sich um unsere achtung und damit um unsere teilnahme .... Ich halte diese scene für die schwächste des stückes und für wirklich mislungen“.

In seinem streben, den äusseren zusammenhang der scenen herzustellen, geht der verfasser s. 100 entschieden zu weit. Seine polemik gegen die von Düntzer vorgebrachten bedenken ist durchaus verfehlt; Spiegelberg trifft hier in der tat zum ersten male nach elfmonatlicher trennung mit den freunden zusammen: Razmann heisst ihn in den böhmischen wäldern willkommen, er erzählt ihm Moors eigentümliches auftreten als räuber, was Spiegelberg so überrascht, dass er ihn bittet, von seinen eigenen taten Moor gegenüber zu schweigen. Die widersprüche, welche sich gegen diese auffassung aus der scene ergeben, sind als solche anzuerkennen und nicht zu verkleistern.

Den hauptmangel des buches sehe ich darin, dass es den litterarhistorisch-biographischen gesichtspunkt geflissentlich ignoriert. Wir dürfen diesen mangel dem verfasser nicht deshalb zu gute halten, weil er ihn selbst eingesteht. Die zeiten sind vorüber, wo man halb vornehm halb bescheiden von diesem gesichtspunkt absehen und das dichterwerk als ein in sich fertiges, abgeschlossenes ohne rücksicht auf die art seiner entstehung betrachten zu können meinte. Am allerwenigsten ist ein solcher standpunkt zulässig dramen gegenüber, welche so sehr das gepräge der zeit tragen, so sehr in den litterarischen, politischen, socialen traditionen derselben und in den eigentümlichen lebensverhältnissen des dichters wurzeln, wie die hier besprochenen vier jugenddramen, von denen auch nicht eines als ein völlig ausgereiftes kunstwerk gelten kann.

Wenn ich mein urteil über das vorliegende buch zusammenfassen soll, so muss ich ihm wissenschaftliche bedeutung zwar im wesentlichen absprechen, aber gleichzeitig anerkennen, dass der verfasser für die bedürfnisse der schule eine brauchbare anleitung zur behandlung der vier dramen geliefert hat. Wenigstens wird die klare und genau erfassung des inhalts und das richtige verständnis dadurch mehr verbürgt, als durch die schematischen dispositionen, in welche Klaucke die scenen zwingt, oder durch die weitschweifigen umschreibungen und nacherzählungen, welche Düntzer gibt, oder durch die schablonenhafte anwendung der Freytagschen technik, welche jüngst durch Unbescheid fast bis zur karikatur getrieben ist.

4) In dem ersten, bd. XXI, 87 dieser zeitschrift besprochenen teile seiner abhandlung hatte herr dr. A. Ruhe dargestellt, worin Schiller die aufgabe und die bedeutung der dramatischen kunst setzte; jetzt sucht er zu schildern, wie der dichter dieser auffassung geltung zu verschaffen und dadurch „einen regenerierenden einfluss auf geist und leben unseres volkes zu erringen“ wusste.

Zu diesem zwecke gibt er in kap. 1 einen kurzen überblick über die theatralischen verhältnisse seit der mitte des 18. jahrhunderts; in kap. 2 einen ausführlicheren über die entwicklung des deutschen dramas. Als charakteristisch für diese hebt er den mangel an nationalem gehalt, die betonung der humanitätsideen und revolutionären tendenzen, endlich das überwuchern der bürgerlichen rührstücke hervor. In kap. 3 und 4 will er dann nachweisen, wie der hierdurch einreissenden verbildung des ästhetischen geschmacks und der gefährdung der sitte ein halt geboten sei durch Schillers zusammenwirken mit Goethe, durch die pflege einer musterbühne in Weimar und vor allem durch die tiefgreifende wirkung des Wallenstein, der Jungfrau von Orleans und des Tell.

Der verfasser hat diese gesichtspunkte sehr eingehend verfolgt und mit fleiss und verständnis eine fülle litterarhistorischen materials für seinen zweck zusammengestellt. Indessen schweift er in der grösseren hälfte seiner arbeit doch viel zu weit vom thema ab; eine kurze algemeine orientierung über die damaligen zustände wäre

hier um so passender gewesen, da der verfassers doch nichts neues und selbständiges zu bieten vermag. Er schöpft aus den bekanten quellen, namentlich Koberstein, Hettner und Devrient; mit den von ihnen überkommenen urteilen charakterisiert er die einzelnen erscheinungen und entwicklungen. Eine selbständig erarbeitete kenntnis der betreffenden epoche wird öfter vermisst, auch specialforschungen über einzelne zweige derselben sind ihm fremd geblieben. Daher fehlt es nicht an ungenauigkeiten und schiefen auffassungen. So führt z. b. der verfassers s. 9 aus, welche teilnahme Götz und Minna von Barnhelm wegen ihres nationalen zuges gefunden, wie aber diese richtung von den folgenden dichtern leider wider verlassen sei, und zieht zum beweis eine stelle aus Wielands T. M. von 1784 heran, die, wenn er sie wirklich selbst im zusammenhang gelesen hätte [er mag sie sich bei Hempel 38, 121 fg. nachschlagen] ihn belehrt hätte, dass Wieland gerade die einseitige vorliebe der späteren dichter für vaterländische geschichte und nationale sitten verspottet und es beklagt, dass diese stücke selbst in Lessings Hamburg grossen beifall fänden! — Damit hängt es zusammen, dass der verfassers den volkstümlichen charakter der ritterdramen, wie er sowol in der wahl der stoffe und dem historischen kolorit wie auch in den dort ausgesprochenen patriotischen gesinnungen sich bekundet, ganz ignoriert und nur den zusammenhang derselben mit den ideen der revolutionszeit nach Hettner u. a. betont, auch das aufkommen dieser dramen s. 15 viel zu spät ansetzt. — Seine charakteristik der dramen von Lenz, Klinger und Wagner wirft das verschiedenartigste zusammen und lässt es mir fast zweifelhaft erscheinen, ob der verfassers dieselben gelesen hat. Ja selbst das bekante wort Platens über Kotzebue (aus der parabase des 2. aktes der Verhängnisvollen gabel) wird s. 17 unrichtig citiert.

5) „Die tragik des dichterischen berufes als prophet (sic!) der ungläubigen, als prediger in der wüste und der endliche sieg im geiste, wenn nach aussen auch der erfolg hinter dem streben zurückbleibt“, bezeichnet herr J. Goldschmidt in einer begeisterten, aber auch oft recht phrasensoligen einleitung als die themata beider gedichte. Er gibt dann eine sehr genaue disposition der Kassandra, eine flüchtigere vom zweiten gedicht; in beiden will er reminiscenzen an Genesis c. 3 erkennen, zum ersten führt er noch eine reihe von parallelen aus dem Jeremias an. Ich will nicht leugnen, dass der vers „*esset nicht von ihres gartens frucht*“ an jene bibelstelle mit anklingt, wie Schiller auch sonst derartige doppelte anspielungen liebt; zunächst aber schwebt ihm natürlich die beziehung auf den granatapfel der Persephone vor, auf den am schluss der strophe direkt hingewiesen wird. Will man ferner in jenen klagen des alttestamentlichen propheten den charakteristischen ausdruck ähnlicher empfindungen in ähnlichen situationen sehen, so mag die anführung derselben zur illustrierung der Kassandrastimmung zweckmässig dienen; dagegen ist die annahme einer einwirkung derselben auf Schiller durch nichts gestützt.

6) Die schrift von A. Closs ist ein rechtes beispiel elender buchmacherei! Bis s. 25 gibt der verfassers einen abdruck des textes und zwar ohne varianten, einfach nach der vulgata von 1803; dann werden völlig zwecklos die einzelnen stropfen, unterbrochen von breiten aber inhaltlich sehr dürftigen und meist unselbständigen erläuterungen, zum zweiten male abgedruckt! Benutzt sind vom verfassers namentlich Viehoff und Götzinger, namentlich der erste wird oft wörtlich abgeschrieben. Wo der verfassers einmal eine eigene erklärung wagt, kommt er entweder zu trivialitäten oder zu solchem unsinn wie zu v. 46 *Ihr holdes bild hiess uns die tugend lieben*: „die tugend hiess uns ihr (der tugend) holdes bild lieben — was allerdings

selbstverständlich, nur opp. einer anderweit gegebenen erklärungs". Die worte *holdes bild* als subjekt zu fassen = die schöne erscheinung, was allein dem gedankengange entspricht, hinderte ihn wahrscheinlich die eigentümliche beziehung des poss. pron. auf das folgende objekt.

SCHULPFORTE, JUNI 1889.

GUSTAV KETTNER.

**Ferdinand Schultz**, Die überlieferung der mittelhochdeutschen dichtung „Mai und Bêaflôr“. Leipzig, Gustav Fock. 1890. 61 s. 1,50 m.

Die abhandlung stellt sich dar als vorarbeit zu einer neuen ausgabe des genannten gedichtes, welche der verfasser beabsichtigt. Die alte ausgabe von Pfeiffer geht auf die handschriftenfrage fast gar nicht ein; dazu kommen ungleichheiten in der orthographie des textes und manche mängel im kritischen apparat. F. Schultz hat die beiden handschriften von neuem verglichen und untersucht eingehend ihren wert und ihr verhältnis zu einander. Er gelangt zu dem ergebnis, dass beide handschriften auf eine schon verderbte gemeinsame vorlage zurückgehen, dass aber die Münchener handschrift A trotz mancher lücken, interpolationen und andrer fehler einen bessern text darbietet als die Fuldaer handschrift B. Nach diesem ergebnis stellt der verfasser seine textkritischen grundsätze auf.

Die sorgfältige und besonnene untersuchung der einzelheiten ist wertvoll. Schultz bespricht die lücken und interpolationen jeder handschrift und veranschaulicht an einer auswahl von stellen ihre mängel, indem er gleichzeitig bemüht ist, die gründe für die entstehung der fehler aufzuzeigen. Hierbei scheidet er zwischen inhaltlichen, sprachlichen und metrischen mängeln, geht aber auf die letztgenannten nicht näher ein unter hinweis auf das kapitel über metrik in meiner dissertation (Untersuchungen über „M. und B.“ 1889). Trotzdem durfte in einer derartigen untersuchung eine eingehende kritik der überlieferung nach der metrischen seite hin nach meiner ansicht nicht fehlen. Die sprachlichen mängel der haupthandschrift A sind etwas zu kurz behandelt. Wiederholt spricht hier Schultz von fehlern, welche ohr und auge verschuldet hätten, ohne anzugeben, wie er sich überhaupt die handschrift entstanden denkt. Die sache liegt meines erachtens so, dass wahrscheinlich die vorlage von A nach diktat geschrieben wurde, während A selbst abgeschrieben worden ist. In welcher weise der schreiber dabei verfahren ist, zeigen zahlreiche stellen wie 44, 30 *bringt dir* für *bringt ir*; 45, 3 *werdet dir* für *werdet ir*; 54, 3 *da si* für *daz si* usw.

Der behandlung der einzelnen stellen kann man fast durchweg beistimmen, nur der versuch, die drei citate aus der bibel: 66, 34—67, 10; 92, 7—16; 130, 3—10 als interpolationen zu erweisen, scheint mir nicht geglückt. Ist es schon an und für sich wenig wahrscheinlich, dass ein interpolator das gedicht mit bibelstellen ausgeschmückt haben sollte, die in ihrem tone merkwürdig gut zu dem des ganzen gedichtes stimmen, so können auch die gründe, welche Schultz gegen v. 66, 34—67, 10 und 130, 3—10 vorbringt — gegen v. 92, 7—16 ist überhaupt nichts einzuwenden — nicht als stichhaltig bezeichnet werden.

S. 49—55 stellt Schultz seine grundsätze für die orthographische behandlung der dichtung auf und weist nach, dass mit nur geringen ausnahmen die übliche mhd. orthographie beizubehalten ist. Als anhang folgen ergänzungen und berichtigungen zu Pfeiffers ausgabe, die jedoch — obwol über 4 seiten umfassend — noch nicht vollständig sind; z. b. sind die lesarten von B bei Pfeiffer falsch angegeben: v. 17, 12,

wo richtig *ir augen* steht; 36, 11 fehlt *diu süexe*; 53, 8 liest B *xuo dem wasser*, und so fehlen noch mindestens 30 stellen.

Zuletzt bringt Schultz einige textkritische vorschläge, von denen ich hervorhebe: 2, 14 *saclielichen*. 43, 14 *Doch muox*. 106, 7 *Und läst dich*. 123, 18 *gemant*. 128, 19. 20 widerherstellung der überlieferung. 176, 7 *und ninder ab*. 195, 11 *Alsus es*; den übrigen vermag ich nicht ganz beizustimmen.

Trotz der angegebenen ausstellungen im einzelnen ist der gesamteindruck der abhandlung, welche sich auch durch korrekten und ansprechenden druck und durch übersichtliche anordnung auszeichnet, ein günstiger: sie zeigt, dass der verfasser mit textkritischen fragen umzugehen versteht.

KEILHAU BEI RUDOLSTADT.

O. WÄCHTER.

Untersuchungen über die Gothaer handschrift des „herzog Ernst“.

Von **Franz Ahlgrimm**. Leipzig, G. Fock. 1890. 98 s. 2 m.

Die arbeit gibt zunächst eine beschreibung der Gothaischen handschrift D sowie eine dankenswerte neue vergleichung derselben, welche an 22 stellen kleinere irtümer des v. d. Hagenschen textes berichtigt. Sodann geht der verfasser über auf die frage nach dem verhältnis dieser handschrift zu den übrigen bearbeitungen; er untersucht die sprachlichen eigentümlichkeiten der niederrheinischen bruchstücke und kommt zu dem schon früher ausgesprochenen ergebnis, dass diese bruchstücke nicht derselben handschrift noch derselben bearbeitung angehören, dass sie aber nahe verwant sind. Eine erneute vergleichung derselben mit a, b, D bestätigt uneingeschränkt die von mir (Programm des gymn. Buchweiler 1886) gegen Bartsch aufgestellte behauptung, dass eine gemeinsame hochdeutsche quelle für die Wiener, Nürnberger und Gothaer bearbeitung hinter dem niederrheinischen urtext, bezw. hinter dessen verschiedentlichen bearbeitungen anzusetzen sei. Wenngleich der verfasser einen anderen, und wie er meint, korrekteren weg einschlägt, so gelangt er doch genau zu denselben ergebnissen wie ich. Ein eingehen in die strittigen einzelheiten kann also hier unterbleiben.

Alsdann sucht die abhandlung durch sorgfältige zusammenstellung der sprachlichen eigenheiten von D den dialekt und die abfassungszeit der dichtung zu bestimmen und zieht dabei die sonderheiten der reime und der verbildung ergänzend hinzu. Das ergebnis ist nach Ahlgrimm, dass die heimat des dichters auf der grenze des fränkischen und bairischen sprachgebietes zu suchen sei; ein bestimmtes gebiet werde sich nicht ermitteln lassen. Die abfassungszeit sei mit Jaenicke, wenngleich aus anderen gründen, zwischen 1275 und 1287 anzusetzen. Durch diese ausführlichen und eingehenden zusammenstellungen über konsonantismus und vokalismus und über den versbau der bearbeitung wird noch einmal klar gelegt, was eine allgemeine betrachtung schon ergibt, dass nämlich bei einer sage, von welcher jede einzelne bearbeitung durch die hände wahrscheinlich mehrerer, vielleicht vieler ändernder, einfügender, kürzender verbesserer und verwässerer des textes gegangen ist, von einer einheitlichen gestaltung des dialektes und der metrik nicht mehr viel die rede sein kann.

Das letzte kapitel der abhandlung betrachtet eingehend den stil der handschrift von Gotha. Hier gibt es mancherlei geplänkel gegen einzelheiten meiner untersuchung. Das wichtigste darunter ist die annahme, auch die Wiener hdschr. b

stehe unter dem einfluss höfischer dichtkunst, wogegen ich diesen einfluss noch nicht als nachgewiesen betrachtete. Indessen erkennt Ahlgrimm selbst an s. 68, dass „von einer strengen scheidung und von einer absoluten sicherheit in betreff dessen, was als specifisch der höfischen poesie eigen, und dessen, was als der volksmässigen und höfischen dichtung gemeinsam anzusehen ist, noch nicht die rede sein kann“. Und die von ihm angeführten beweisstellen sind vielfach so unbedeutend und allgemein gehalten, dass aus ihnen überhaupt kein schluss auf den ursprung gezogen werden kann, z. b. 721 *als mir din munt hät geseit* oder 3977 *nu lobet in algemeine mit herzen und mit zungen*. Dabei ist es dem verfasser einmal begegnet, dass er in die lesarten der anderen handschrift hineingerät und den text der Nürnberger handschrift gibt. Die Wiener handschrift, um deren beeinflussung es sich hier handelt, hat so *schul wir all Loben mit herzen vnd exungen*; diese lesart beweist zur erkennung der quelle nichts und ist offenbar allgemeiner, kirchlicher natur. Schon der 66. psalm sagt in v. 17—18: Zu ihm rief ich mit meinem munde und pries ihn mit meiner zunge; Wo ich unrechtes vorhätte in meinem herzen, so würde der herr nicht hören. Vgl. ähnliche zusammenstellungen in der *Litanie* (Massmann, Deutsche gedichte d. 12. jh. s. 45) v. 132—138. Im ganzen ist die abhandlung wegen der eingehenden sorgfalt, mit der sie geschrieben ist, und wegen der abschliessenden lösung vieler einzelheiten höchst anerkennend zu beurteilen.

ESSEN.

GEORG VOSS.

### ZUR ORENDELFRAGE.

In band XXII dieser zeitschrift hat Vogt Bergers Orendelausgabe einer besprechung unterzogen und bei der erörterung des inhalts (s. 469 fg.) auch auf meine sagengeschichtliche untersuchung (Paul-Braune 13, 1 fg.) bezug genommen. Wenn ich, gegenüber seiner erschöpfenden und eindringlichen darstellung einer entgegengesetzten ansicht, das bedürfnis habe, meine auffassung der Orendelfrage mit kurzen worten aufrecht zu erhalten, so liegt mir selbstverständlich jeder rechthaberische widerspruch fern; ich ergreife lediglich die gelegenheit, die punkte klar zu machen, in denen wir meines wissens übereinstimmen, um desto sichtlicher hervortreten zu lassen, wo die ansichten einander gegenüberstehen. Ich denke nicht zu überzeugen, sondern eine mehrseitige beleuchtung des kritischen gegenstandes anzuregen.

1) Vogt ist wie ich der ansicht, dass das vorliegende Orendelgedicht (ich nenne es kurz die legende, L) die stümperei eines späten spielmans enthält, der aus dem vorrat gefundener motive und situationen mit plumper hand eine möglichst lange wundergeschichte zusammenschweisst. 2) Er ist der ansicht, dass der spielmann einen nachweislich sehr alt überlieferten stoff behandelt, dessen mythischer gehalt einen jahreszeitlichen charakter zu haben scheint. 3) Er stelt die wahrscheinlichkeit nicht in abrede, dass der alte stoff dem spielmann als lied oder in liedern bekant war; mir persönlich ist die überlieferung in liedesgestalt bei den verhältnissen der mündlichen spielmanstradition wahrscheinlicher, als eine lediglich inhaltliche überlieferung der sage. 4) Vogt stelt nicht in abrede, dass eine eventuelle vorlage der legende (ich will sie X nennen), fals sie nicht in poetischen wendungen nachzuweisen ist, doch inhaltlich durchschimmern kann; er ist der ansicht, dass der kern von X, sei X nun gedicht oder tradition, in jener scene durchschimmere, in der Orendel in knechtesgestalt mit riesen um den besitz der Bride kämpft und, als er sich nach seinem sieg zu erkennen gibt, als ihr gemahl und könig anerkannt wird. Ich persön-

lich bin überzeugt, dass es Berger völlig gelungen ist, in dieser scene einen schatz origineller dichterischer erfindung nachzuweisen, wie er ähnlich nur noch einmal in einem später zu erwähnenden kurzen moment aus dem endlosen poseselosen gewäsch des legendenromanés aufblitz; dass also aus der kernsituation eine poetische vorlage erkennbar wird. 5) In dieser kernsituation kommt in L Orendel zu Bride als brautwerber, und die riesen, mit denen er kämpft, sind freier der Bride. Vogt wird zugeben, dass von einer bestimmten zeit ab das motiv der brautfahrt zu einor beliebten und beherrschenden spielmannschablone geworden ist, dass also von der brautfahrt in L unmittelbar kein rückschluss auf die gestalt von X gestattet ist. 6) In der kernsituation ist in L Bride königin von Jerusalem, Jerusalem heidnisch bedrängt und Orendel der erwartete befreier, der im rocke Christi das heilige grab erlöst. Vogt gibt zu, dass alles legendenhafte zutat von L ist. Orendel kam ersichtlich in X in knechtsgestalt, und es scheint, dass L den typischen namen der graurock von X übernahm, an den grauen rock den rock Christi knüpfte und also Orendel zu einem Trierer königssohn machte. 7) Aus diesen elementen baut sich die kernsituation in L sehr einfach auf. Der siegreiche graurock in knechtstracht soll die hand der königin Bride erhalten; als ihre mannen sich dagegen empören, sagt er: ich bin gar kein knecht, ich bin der könig Orendel von Trier. Gogen den könig von Trier haben die mannen nichts einzuwenden. Solte diese fassung, wie Vogt meint, die ursprüngliche von X sein? Auf den könig von Trier wird Vogt verzichten, der fällt mit dem rock Christi; nicht viel besser bestellt ist es um das königtum Jerusalem und die befreiung des heiligen grabes; abstrahieren wir einmal, um mit allem zweifelhaften aufzuräumen, auch von der brautfahrt, so ist der kern der situation: Orendel kämpft mit riesen um Bride und wird, als er sich zu erkennen gibt, trotz seiner knechtischen erscheinung ihr gemahl und anerkannter könig. In dieser formel ist ein rätselhafter punkt, dem Vogt nur wenig aufmerksamkeit schenkte: die knechtische erscheinung Orendels. Wie kommt Orendel in so entstellter gestalt zu Bride? Antwort: er kommt aus der knechtschaft des riesen Ise. Damit verändert sich mit einem schlage die situation. Nicht der könig Orendel kommt auf der brautfahrt zu Bride, sondern der knecht des riesen Ise kommt aus der gefangenschaft in kläglicher gestalt und wird von niemandem, ausser (so scheint es) von Bride, für einen könig gehalten. Die legende findet sich sehr einfach damit ab: Orendel bestand auf seiner brautfahrt die üblichen abenteuer (z. b. das Klebermeer), zu diesen gehörte auch, dass er scheiternd in Ises hände fiel, als sein knecht den rock Christi in einem fischbauch fand, von dem braven Ise à la Sankt Martin mit dem mantel ausgestattet und an sein heiliges ziel gesant wurde. Dieses sammelsurium wird auch vor Vogts kritik nicht bestehen; wir können uns immer nur an die kernsituation halten: der aus der knechtschaft des eisriesen entronnene Orendel kommt in ärmlicher tracht zu Bride, kämpft mit riesen um ihren besitz, gibt sich nach seinem sieg den widerstrebenden mannen zu erkennen und wird als ihr könig und Brides gemahl anerkannt. Diese formel aber steht der von mir a. a. o. zusammengestellten heimkehrgruppe näher als der von Vogt herangezogenen brautfahrtsgruppe; nicht in dem winterlande kämpft in dem zu grunde liegenden mythos (so scheint es) Orendel um Bride, vielmehr kehrt er wie in der eddischen überlieferung aus seiner winterlichen gefangenschaft zu ihr zurück. 8) In L geht Orendel von Trier aus und kehrt (mit Bride) nach Trier zurück. Damit ist der spielmann nicht zu ende; er stümpert weiter: Jerusalem ist wider in den händen der heiden, Bride eilt voraus und kommt in die gewalt eines heidenkönigs, der sie zur minne zwingen will; der nacheilende Orendel befreit sie. Vogt führt

aus, dass dieser befreiungszug Orendels in L mit dem Morolf und der Rortherfordichtung eine bis in das einzelne sich erstreckende ähnlichkeit hat. Ich weiss nicht, welchen nachdruck Vogt nach meinen ausführungen Zur heldensage (Paul-Braune 14, bes. s. 548 fg.) auf diesen nachweis legt. Ich habe dargetan: einmal, dass der Morolf, Rother II und der zweite und dritte teil der Kudrun unabhängig von einander aus dem nämlichen griechischen roman (dem Salomonroman) geschöpft haben; sodann, dass diese drei gedichte unter dem sichtbaren einfluss des deutschen (hie und da von der orientalischen gruppe beeinflussten) heimkehrromanes stehen; diesen deutschen heimkehrroman meine ich in ergänzung meiner Orendelforschung nunmehr festgestellt zu haben. So lege ich geringes gewicht darauf, dass L II sich ganz ähnlich wie Rother II und Kudrun III anlässt: Orendel zieht aus, die bei einem buhler gefangene Bride zu befreien, verbirgt sein heer, geht als waller in die stadt usw. Die situation, die der legendenmann mit tollen sprüngen eilfertig heraufzuführen strebt, ist doch nicht ganz die nämliche: in jenen gedichten eine entführte frau in der fremde, in diesem die in ihrer heimat buhlerisch gefangene gattin. Das wäre an sich nun nicht ausschlaggebend, wenn nicht ein umstand hinzukäme, welchen Vogts kritik gar nicht berührt hat: der legendenmann, in seiner eilfertigen weise interesselos und ohne klare vorstellung über die ereignisse der befreiung hinweghüpfend, bleibt plötzlich an einer situation hängen, die wie ein erratic block aus verwittertem geröll hervorragt: eine scene von athemlos dramatischer spannung, welche sich mit Worten von so schlichter heldengrösse löst, wie sie dem plumpen stümper der legende nie eingefallen wären. Diese auch in ihrer entwürdigten gestalt mit ihrer umgebung dichterisch unvereinbare scene aber hat zum inhalt, dass Orendel in entstellter tracht zu seiner von einem buhler gefangenen gattin komt, von ihr erkant wird und sie unter ihrem heldenhaften beistand befreit. Diese scene ist um so mehr hervorzuheben, als ihr der zug des heldenhaften weibes mit jener ersten bedeutsamen kernsituation im unterschied von allen Salomonsituationen gemein ist. Es hat ganz bestimmt eine dichterisch bedeutsame scene (Y) gegeben, in welcher Orendel in entstellter gestalt zu seiner umbuhlten gattin heimkehrte; womit Y ausgeschmückt war oder in L ausgeschmückt wurde, welchen einfluss andere gedichte in nebenumständen gewannen, ist gegenüber jenem hauptergebnis eine nebenfrage. So ausgerüstet wage ich von Y auf X zu schliessen und als dessen inhalt anzugeben, dass der aus eisriesenhaft erlöste Orendel zu seiner umbuhlten gattin heimkehrt, sie von riesischen bedrängern befreit und wider in seine herscherrechte tritt. Über die riesischen bedränger habe ich in meiner Orendelforschung gehandelt. 9) Vogt legt auf Brides heldenhaftigkeit einen ähnlichen wert wie Müllenhoff; er hebt ihre Brühildenhafte tapferkeit und ihre riesenwaffe, die stange hervor, und indem er entsprechende eigenschaften bei den jungfrauen des brautfahrtromans findet, fühlt er sich bestärkt, den Orendelmythus dieser mythengruppe zuzuweisen. Diesmal hindern mich principielle bedenken, ihm zu folgen. Ich bin durch meine mythologischen studien zu der überzeugung gekommen, dass walkyrische stärke und riesische attribute auch im Norden frühzeitig zu wanderrequisiten geworden sind, zu beliebten motiven, die von einer persönlichkeit für andere übernommen wurden. Ich halte die eddischen überlieferungen ausnahmslos für gedichte auf mythen, eine fortwirtschaftung mit einem material, das sich aus den verschiedensten zeiten unter den verschiedensten einflüssen zusammengestapelt hat und seiner inneren bedeutung meist bereits entrückt war. Ich wage weder aus der tapferkeit noch aus der waffe der Bride irgendwelchen rückschluss auf den inhalt des armythus zu ziehen; mit ihrer unberührbarkeit gehe ich noch



mistrauischer um: dieser zug scheint mir nur angewant zu sein, um dem Orendel eine spiritualistische heiligung, und dem engel eine öftere ausübung seiner himlischen gesantschaft zu verschaffen; für den eigentlichen verlauf, für das verhältnis zu Brides bedrängern ist sie nirgends nutzbar gemacht.

BONN.

LUDWIG BEER.

### Erwiderung.

Auf obige ausführungen glaube ich zur kenzeichnung meines standpunktes folgendes ontgegenen zu müssen. Zu 1—4: Das vorliegende Orendelgedicht halte ich nicht „für die stümperei eines späten spielmannes“, sondern für ein werk, in welchem sehr verschiedene, teilweise noch zu sondernde, teilweise unauflöslich verwachsene schichten der überlieferung bei einander liegen (s. 487 meiner abhandlung). Das nicht über den ausgang des 12. jahrhunderts zurückgehende originalgedicht beruht nach meinen ausführungen stoflich auf einer teils frei, teils durch überlieferte motive erweiterten alten sage, die ursprünglich aus einem jahreszeitenmythus erwachsen sein wird. Über die form, in der diese dem dichter zugiang, können wir nichts wissen. — Zu 5: Das brautwerbungsmotiv hat von altersher in mythus und sage eine ganz hervorragende rolle gespielt; erst von da aus ist es auch typisches thema der spielmannsgedichte geworden. Sollen wir es daher in einem der lezteren für spätere erfindung oder für ummodellung eines andern motives halten, so muss man uns ganz bestimmte, zwingende gründe dafür beibringen. Solche aber — und damit komme ich zu 6 und 7 — vermag ich auch jezt noch nicht für den Orendel zu erkennen. Dass Orendel vor Bride in knechtsgestalt erscheint, erklärt sich vollständig aus der verbindung der beiden motive: knechtschaft bei dem riesen und gewinnung der jungfrau im riesenlande (s. 475 meiner abhandlung). Alles — ich widerhole es — deutet entschieden darauf, dass Bride sich von anfang an hier, nicht in Orendels heimat aufhält. Diese leztere mag schon nach alter sage Trier gewesen sein; ohne diese annahme ergibt sich kaum ein genügender anlass für die anknüpfung des heiligen rockes an Orendels grauen rock. Endlich kent die brautwerbungssage sogut wie die heimkehrsage das motiv des unkentlichen ankömlings. — Zu 8: Meine bezüglich ausführungen bezwecken zu zeigen, dass Orendel II ebenso wie Rother II und Morolf II beurteilt werden muss: als die in der spielmansdichtung herkömmliche variation des hauptmotive. Ein selbständiges parallelgedicht als grundlage dieses zweiten teiles anzunehmen, hat man im einen falle keine bessere veranlassung als im andern; insbesondere aus dem 2. teile die heimkehrsage als ursprüngliches thema der ganzen dichtung zu folgern, bietet der Orendel so wenig grund wie der Rother. Dass Bride im Orendel II die „in ihrer heimat buhlerisch gefangene gattin“ sei, ist nicht richtig; sie ist vielmehr „eine entführte frau in der fremde“, während gerade Rother's geraubte frau in der alten heimat ist. In ästhetischer hinsicht sehe ich im Orendel nicht eine solche kluft zwischen wunden an alter poesie und erbärmlicher stümperei des unsoligen spielmanns wie Beer und Berger. Dass aber die hier in betracht kommende stelle nach meiner anschauung schon aus der alten quelle stammen könne, geht aus s. 476 meiner abhandlung hervor. — Zu 9: Dass Brides heldenhafte und riesische natur erst zutat des spielmannes sei, wird Beer gewiss nicht behaupten, da sich weder irgendwo zeigt, dass diese eigenschaften etwa dem sonstigen, besser verbürgten wesen der Bride widersprechen, noch dass sie bei den frauengestalten der spielmanspoesie herkömmlich sind. Sie gehören also der alten sage an. Die überweibliche hel-

denstärke aber haftet, wie die Brünhildensage zur genüge zeigt, an der jungfräulichkeit; mit deren verlust hört sie auf, und es ist daher zweifellos widerum ein alter zug, dass unsere dichtung Brides jungfräulichkeit überall so energisch festhält. Diese streitbare jungfrau nun gegen die überlieferung zu einem verlassenen eheweibe zu machen, sie, welche, von riesen umlagert, selbst die typische riesenwaffe schwingt, aus der riesischen umgebung verweisen zu wollen, ist ein verfahren, durch welches man meines erachtens dem ursprünglichen gehalt unserer dichtung nicht näher komt.

BRESLAU.

F. VOGT.

### ZU REINAERT UND WISSELAU.

Meine ausgabe der Darmstädter fragmente des Reinaert und des Londoner bruchstücks des Wisselau ist in dieser zeitschrift 23, 349—353 auf druckfehler und ähnliche versehen hin einer gründlichen aber nicht völlig gerechten prüfung unterzogen worden. Die beurteilungen meiner arbeit durch andere hat der recensent nicht beachtet; er ist ferner auch seinerseits dem tadel verfallen, der im Anzeiger für deutsches altertum XV, 375 wegen nichtbenutzung des im erscheinen begriffenen Mnl. wb. von Verdam über mich ausgesprochen wird. Seinen ausstellungen habe ich folgenden entgegenzuhalten.

Absolute sicherheit bis auf den lezten buchstaben ist gewiss zu fordern, sobald es sich um einen diplomatischen abdruck handelt. Der recensent bezweifelt Reinaert 3096 *sene* für *sine*; eine nachvergleichung des Darmstädter hs. hat ergeben, dass tatsächlich *sene* geschrieben steht.

Für den Wisselau habe ich leider im buchstäblichen abdruck sechs druckfehler übersehen, in denen *e* und *c* verwechselt, *r* ausgelassen war o. ä. Doch hoffe ich, dass der leser, wenn nicht von selbst, so doch durch den daneben stehenden kritischen text geleitet, das richtige sofort eingesetzt hat. Ausserdem habe ich ein paar mal die von Serrure, aber nicht mehr von mir gelesenen worte nicht ganz genau widergegeben, z. b. Ab 26 [*ontbindie v te*] *waren*, wo Serrure *u* setzt: welchen kritischen wert hat wol dies *u* für *v*? Noch weniger als das aufführen solcher differenzen verstehe ich, wie der recensent sagen kann, unter den abweichungen Serrures von meiner lesung seien „nicht nur bemerkenswerte orthographische, sondern auch materielle unterschiede unberücksichtigt geblieben: Ab 4 vermisste ich das *die* vor *rese* (vgl. Ab 35), 17 *kempe*, 31 *gout* usw.“ Die handschrift hat völlig lesbar *de*, *kimpe*, *sout*. Ich bin dem bruchstück nachgereist, nach Gent, nach London und hierher mehrmals; ich habe in mancher stunde die verloschenen züge angeschaut, bis mir die augen übergangen; aber dass ich solche völlig gleichgiltige versehen Serrures nicht einfach übergehen dürfte, habe ich mir nie träumen lassen. Auch wenn recensent sagt: „v. 512 hat Serrure *schachten*“, so ist meine normalisierende angabe *schachten* schwerlich eine sünde. Der recensent hat aber in allen diesen fällen meine lesung gar nicht mitgeteilt und so den wahren sachverhalt nicht erkennen lassen. Wie viele leser werden wol nachgeschlagen haben?

Wesentlich der gleichen art sind auch die an meinen hergestellten texten bemerkten fehler: ein paar mal hat der drucker *y* ohne die zwei punkte gesetzt, *von* anstatt *van* u. ä. Ganz missverständlich heisst es s. 352: „Ungenau ist 3119 *sculde* .. e, der rest des verses fehlt keineswegs in der handschrift“: die zwei punkte

besagen hier, dass die zwei letzten buchstaben von *sculdech* unlesbar geworden sind. Dass die abweichungen meines textes der Brüsseler handschrift von den varianten im Reinaert auf nochmaliger benutzung meiner collationen beruhen, versteht sich doch wol von selbst.

Nur einen beitrug zur verbesserung meines Reinaerttextes liefert der recensent s. 351: „v. 2640 lese ich: *ghi sijter, coninc, also na*“: ich hatte *coninc* an die spitze des verses gestellt, indem ich irtümlich annahm, dass *b* mit *a* darin übereinstimme.

Ich ergreife die gelegenheit zu meinen erläuterungen der beiden gedichte einige zusätze zu machen.

S. 33 habe ich das mnl. *kir* besprochen: es ist auch mittelhochdeutsch (Titulare *kyr fis*) und entstammt der picardischen form *cier* für das frz. *cher* (Strassburger diss. von Kassewitz, Französische wörter im mhd. Str. 1890 s. 40).

S. 68 hätte ich das gedicht vom schrätel und dem wasserbären nach der sehr ansprechenden vermutung Bechsteins (s. zuletzt die festschrift für Konrad Hofmann s. 172 fgg.) als ein werk Heinrichs von Freiberg anführen können. Ebenda ist zu Müllenhoffs bemerkungen über die koboldsage jetzt auch auf seinen Beovulf s. 2 unten zu verweisen.

S. 70: Auf die truchsessen stichelt auch Heinrich von dem Türlin in der Krone 20628 fgg.: *Daz man von truhsæzen sagt Daz si dâ dicke râtes jehen Dâ si micheln mangel jehen: Der rede hie niht geschach.* Zu vergleichen ist auch der hohn über Hialli *hvergetir* in Atlamál 58 und die verachtung des im *steikarahús* verweilenden jungen Thetleifr: Thidrekssaga cap. 111.

Ganz besonders aber möchte ich auf die in De Gids, Januari 1889 s. 45—73 von J. J. A. A. Frantzen veröffentlichte untersuchung über Wisselau hinweisen, um so mehr, als diese holländische zeitschrift in Deutschland nur wenig bekannt sein dürfte. Hier ist sehr gut das verhältnis dargestellt worden, in welchem Wisselau zu den deutschen gedichten der spielmanspoesie, besonders zu Rother und Oswald steht, wenn ich auch eine unmittelbare benutzung, wie sie Frantzen wenigstens für Rother annimmt, noch nicht als erwiesen ansehen möchte. Vortrefflich ist die bemerkung über die heimat des sagenstoffes, die sich aus dem namen *Wisselauwe* ergibt: als „Weisslöwe“ gefasst entspricht dies der niederrheinischen mundart. Dass bär und löwe verwechselt werden, findet sich auch in Rother 1290, wo ein zahmer löwe *berwelf* genannt wird. Vom Niederrhein gieng die namensform über in die westfälischen lieder, nach denen die Thidreks Saga cap. 142 den bären *Væleo* nent. Die niederrheinische heimat des Wisselau passt vortrefflich zu der von Müllenhoff und Henning erwiesenen blüte der heldensage am Niederrhein im 11. und 12. jahrhundert, welche dann auf den südosten einwirkte. Sehr ansprechend ist daher auch die annahme Frantzens, dass im Übelen weib 765—771 auf die sage von Wisselau angespielt werde: als die mit einander kämpfenden gatten schon getrent worden sind, zeigt das böse weib noch immer ihre wut: *als ein ber der an einer lannen strebt, dem gelick si dennoch lebt. si phmurrete jenen unde disen, si gebârte als si mit einem risen dennoch hete gevohten.* Durch die einflechtung Karls des Grossen, vielleicht an stelle Dietrichs, wird für die quelle des mnl. gedichtes die entstehung in der gegend von Aachen nur noch wahrscheinlicher.

**Antwort des recensenten.**

Die von mir besprochene publikation besteht nahezu zu einem drittel aus dem buchstabengetreuen abdruck von texten. Herr prof. Martin gibt in seiner entgegnung ausdrücklich zu, dass ein solcher „absolute sicherheit bis auf den letzten buchstaben“ bieten müsse. Weshalb wirft er mir denn aber vor, dass ich versucht habe, die von ihm gelieferten textabdrücke bis auf den letzten buchstaben richtig zu stellen? Eine ungerechtigkeit kann ich in meinem verfahren nicht erblicken, zumal ich auf den wort und die bedeutung der veröffentlichung Martins mehrfach mit nachdruck hingewiesen habe.

Aus der bemerkung im dritten absatz: „Ausserdem habe ich . . . worte nicht ganz genau widergegeben, z. b. Ab 26 [*ontbindic v te*] waren, wo Serrure *u* setzt: welchen kritischen wert hat wol dies *u* für *v*?“ tritt der sachverhalt nicht völlig klar hervor. Einmal komt es an der angezogenen stelle auf den kritischen wert des *u* für *v* gar nicht an, da es sich um den diplomatischen abdruck handelt; sodann steht in Martins ausgabe nicht *ontbindic v te*, sondern *ontbindic te v te*. Die veranlassung zu meiner ausstellung liegt also keineswegs da, wo herr prof. Martin sie gefunden zu haben glaubt.

Für nicht ganz gerechtfertigt halte ich es ferner, wenn herr prof. Martin in erster linie von druckfehlern und ähnlichen versehen spricht, meiner bemängelung des variantenapparats zu den bruchstücken des Reinaert aber (absatz 4) allein mit der behauptung entgegentritt: „Dass die abweichungen . . . versteht sich doch wol von selbst“. In Martins ausgabe der neuen fragmente steht kein wort davon, dass er auf seine kollationen zurückgegriffen hat; ich glaube zudem nicht, dass irgend jemand bisher daran gezweifelt hat, dass der variantenapparat zu Martins Reinaert durchaus verlässlich sei. Wenn herr prof. Martin jezt selbst zugesteht, dass er es nicht ist, so frage ich: Weshalb hat er das resultat seiner nachkollationen nicht längst veröffentlicht oder doch wenigstens in seiner jüngsten schrift darauf aufmerksam gemacht, dass sich in den lesarten versehen finden? Hat der herausgeber eines buches, das wie Martins Reinaert in aller händen ist und das sprachlichen untersuchungen zur grundlage dient, nicht die pflicht, die ergebnisse seiner nachprüfungen vollständig vorzulegen?

Zu absatz 1 muss ich bemerken, dass mir das buch sofort nach dem erscheinenden durch die redaktion dieser zeitschrift zugesant worden ist, und dass ich wenige wochen darauf meine recension eingeschickt habe, ich also keine veranlassung finden konte, an meinem druckfertigen manuscrite zu ändern, als ich später die gelegentliche bemerkung Francks in seiner anzeige der ersten beiden bände des Mnl. wb. las.

BERLIN, 20. NOV. 1890.

HERMAN BRANDES.

**Berichtigung.**

Auf s. 292 dieses bandes im letzten absatze der abhandlung von F. Bronner steht durch ein hoffentlich unschädliches versehen hinter dem namen von Scherer die jahreszahl 1775 statt 1876.

## NEUE ERSCHINUNGEN.

**Brandstetter, Renward**, Prolegomena zu einer urkundlichen geschichte der Luzerner mundart. Einsiedeln, Benziger & Co. 1890. 88 s.

**Brunier, J. W.**, Kritische studien zu Wernhers Marienliedern. Greifswalder diss. 1890. 246 s.

**Deutsche litteraturdenkmale** des 18. und 19. jahrhunderts in neudruckten herausgegeben von B. Souffert. 33 — 38: **Uz**, sämtliche poetische Werke, herausgeg. von A. Sauer. Stuttgart, G. J. Göschen. 1890. 8,40 m.

**Flaischlen, Cäsar**, Graphische litteratur-tafel. Stuttgart, G. J. Göschen. 1890. 2 m.

Ein versuch, den verlauf der deutschen litteratur und die auswärtigen „einflüsse“ in denselben durch zeichnung und farbe zu veranschaulichen. Wer den fast 3 meter langen streifen aufmerksam verfolgt, wird finden, dass eine menge von litteraturkenntnis in denselben hineingearbeitet ist; freilich auch, dass die gestellte aufgabe doch nur andeutungsweise gelöst werden konnte. Für repetition mag die darstellung manchem einen brauchbaren anhalt bieten und dadurch ihr interesse über dasjenige einer blossen kuriosität hinausgehn.

— — **Otto Heinrich von Gemmingen**. Mit einer vorstudie über Diderot als dramtiker. Stuttgart, G. J. Göschen. 1890. 163 s. 4 m.

Der verfasser charakterisiert auf s. 1 — 50 die wirksamkeit Diderots mit besonderer rücksicht auf den „*père de famille*“ und seine einwirkung auf das bürgerliche schauspiel in Deutschland. Sodann schildert er in grossen zügen s. 51 — 67 leben und wirksamkeit v. Gemmingens, bespricht s. 68 — 78 dessen „Mannheimer dramaturgie auf das jahr 1779“ und sodann in dem übrigen teile des buches das drama „der deutsche hausvater“, seine aufnahme bei den zeitgenossen, seine beziehungen zu werken von Lessing, Wagner, Goethe und endlich seine fortwirkung in der deutschen litteratur. Zusammenfassendes urteil auf s. 80: „Gemmingen steht ganz auf der peripherie der sturm- und drangperiode: er hat ihre motive und reflexionen; seine fassung derselben aber ist eine ruhigere und abgeschwächtere, in der mitte zwischen gährung und klärung“.

**Gneisse, K.**, Untersuchungen zu Schillers aufsätzen: „Über den grund des vergnügens an tragischen gegenständen“, „Über die tragische kunst“ und „Vom erhabenen“. Gymn.-progr. Weissenburg im Elsass. 1889. 37 s. 4.

**Hedler, Adolf**, Geschichte der Heliandforschung von den anfängen bis zu Schmellers ausgabe. Rostocker diss. 1890.

Klar und übersichtlich dargestellt; in dem von Klopstock handelnden abschnitt (s. 29 fg.) hätte auch dessen brief an Lessing vom 27. august 1768 berücksichtigt werden können.

**Jeep, Ernst**, Hans Friedrich von Schönberg, der verfasser des Schildbürgerbuches und des Grillenvertreibers. Wolfenbüttel, Jul. Zwissler. 1890. XIV u. 148 s. 3 m.

Untersuchung über die textgeschichte des Schildbürgerbuches und seiner fortsetzungen. Enthält einige berichtigungen zu Goedeke, grundriss<sup>2</sup> II, 560.

**Kahle, Bernh.**, Die altnordische sprache im dienste des christentums. I. teil: Die prosa. (Acta Germanica I, 4.) Berlin, Mayer & Müller. 1890. 137 s. 8.

**Kamp, H.**, Gudrun in metrischer übersetzung. VIII, 48 s. Berlin, Mayer & Müller. 1890. Preis 65 pf.

Auswahl aus den überlieferten strophen des Gudrunepos, die sich meist an den von Müllenhoff als echt ausgeschiedenen kern hält; in bezug auf die von 1530

an folgenden stropfen übt der verfasser eine von Müllenhoff abweichende kritik mit rücksicht auf Martins bemerkungen zu Kudrun (Halle 1867; vgl. auch diese zeitschrift XV, 194 fg.). Die einleitung enthält beachtenswerte kritische bemerkungen. Überall zeigt sich gründliches studium des originaltextes. Kamp überträgt den inhalt der mhd. dichtung singetreu, aber mit voller freiheit des ausdrucks im einzelnen, in einfache aber würdige neuhochdeutsche fassung; kleine besserungen einzelner verse werden leicht nachzutragen sein. Nur die freiheit, die er sich mit umwandlung der stropfenform genommen hat, kann ich nicht billigen. Dass er den lezten halbvers um eine hebung verkürzt (4 statt 5), mag noch hingehn; wenn er aber den in der mhd. dichtung streng festgehaltenen unterschied zwischen den stumpfen reimen der beiden ersten und den klingenden der beiden lezten zeilen aufgibt, so nimt er der stropfenform einen charakteristischen zug, der in unserer verskunst noch ebenso wirksam empfunden werden könte, wie in der mittelhochdeutschen. O. E.

**Kauffmann, F.**, Deutsche mythologie. Stuttgart, G. J. Göschen. 1890. IV, 107 s. kl. 8. geb. 80 pf.

**Köster, A.**, Schiller als dramaturg. Berlin, W. Hertz. 343 s. 6 m.

Auf einen kurzen einleitenden überblick über die reform des Weimarer theaters durch Goethe und Schiller seit 1791 folgt eine genau besprechung von Schillers bühnenbearbeitung der dramen: Macbeth, Nathan der weise, Turandot, Phädra, wobei auch die vorhergehende geschichte dieser stücke behandelt wird. Das buch orientiert sehr gut über die hierher gehörenden litterar- und theatergeschichtlichen vorgänge, und die eigenen urteile des verfassers sind wolüberlegt und sachlich begründet; auch die anmerkungen s. 289—336 sind reichhaltig.

**Lentzner, K.**, Das kreuz bei den Angelsachsen. Gemeinverständliche aufzeichnungen. Leipzig, Reisland. 1890. VII, 28 s.

**Martin, E.**, Mittelhochdeutsche grammatik nebst wörterbuch zu der Nibelunge nôt, zu den gedichten Walthers und zu Laurin. Für den schulgebrauch ausgearbeitet 11. verbesserte auflage. Berlin, Weidmann. 1889. 104 s. 1 m.

**Mensing, O.**, Untersuchungen über die syntax der ahd. und mhd. concessivsätze, mit besonderer rücksicht auf Wolframs Parzival. Kieler diss. 1891. 82 s. Leipzig, G. Fock. 2 m.

**Müllenhoff, Karl**, Deutsche altertumskunde. Erster band. Neuer vermehrter abdruck besorgt durch Max Roediger. Mit einer karte von Heinrich Kiepert. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1890. XXXV, 544 s. gr. 8. 14 m.

Der text der ersten auflage, die im IV. bande dieser ztschr. s. 94—103 eingehend besprochen wurde, ist unverändert abgedruckt. Doch hat der herausgeber ein sehr dankenswertes register und interessante beiträge zur geschichte des werkes hinzugefügt, u. a. in Müllenhoffs nachlasse vorgefundene fragmente einer einleitung, in welcher die in der vorrede ausgesprochenen oder angedeuteten gedanken weiter ausgeführt und begründet werden. Ausserdem sind änderungen des textes und randbemerkungen aus Müllenhoffs handexemplar eingefügt oder, falls dies nicht angiegt, im nachtrage mitgeteilt worden.

**Ohlert, Arnold**, oberlehrer, die deutsche schule und das klassische altertum. Untersuchung der grundlagen des gymnasialen unterrichts. Hannover, C. Meyer. 1891. 188 s. 2,40 m.

**Prellwitz, Walther**, Die deutschen bestandteile in den lettischen sprachen. Ein beiträg zur kentnis der deutschen volkssprache. Erstes heft: Die deutschen lehn-

wörter im preussischen und lautlehre der deutschen lehnwörter im litauischen. Göttingen, verlag von Vandenhoeck & Ruprecht. 1891. XII, 64 s. 8. 2,40 m.  
**Prinzinger, A.**, Zur namen- und volkskunde der Alpen. München, Th. Ackermann. 1890. 71 s. 1,80 m.

Untersuchungen über die etymologie bairischer und österreichischer orts- und bergnamen, sowie über die urbevölkerung des Alpengebietes.

**Reutsch, Johannes**, Johann Elias Schlegel als trauerspieldichter. Leipzig, Paul Beyer. 1890. 119 s.

1. Schlegels persönliches verhältnis zu Gottsched. 2. Die trauerspiele. 3. Sprache (wortschatz und stil). Metrische form und einfluss derselben auf die sprache.

**Röhrich, Reinh.**, Bibliotheca geographica Palaestinae. Berlin, Renther. 1890. 744 s. 8. [Auch für den germanisten interessant, da eine menge unedierter deutscher texte aus handschriften nachgewiesen werden.]

**Scherer, W.**, Deutsche studien I und II. 2. auflage. F. Tempsky, 1891. 129 s.

Unveränderter abdruck der abhandlungen über Spervogel und über die anfänge des minnesanges aus den Berichten der Wiener akademie 1870 und 1874.

**Schlösser, Rudolf**, Zur geschichte und kritik von Friedr. Wilh. Gotters Merope. Leipzig, G. Fock. 1890. 142 s. 2 m.

Sowol von seiten der verslehre (fünfüssiger iambus!), als in bezug auf die gestaltung des stoffes und die litterarhistorische bedeutung wird Gotters drama — mit sorgfältiger unterscheidung der beiden ausgaben von 1774 und 1788 — eingehend besprochen.

**Schultz, Alwin**, Altagsleben einer deutschen frau zu anfang des 18. jahrhunderts. Mit 33 abbildungen. Leipzig, S. Hirzel. 1890. 278 s. 6 m.

Hauptsächlich nach dem „Frauenzimmerlexicon“ von Amaranthes [= G. W. Corvinus], Leipzig 1715, aber auch mit vielfacher benutzung anderer zeitgenössischer schriftsteller, wie des jesuiten Franz Callenbach, des berühmten predigers Abraham a S. Clara, des satirikers Christian Weise u. a., entwirft der verfasser ein bild von dem häuslichen und geselligen leben deutscher frauen gegen ende des 17. und zu anfang des 18. jahrhunderts. Quellenmässige detailschilderungen und zahlreiche abbildungen machen das buch nach vielen seiten hin interessant.

**Schuster, A.**, Lehrbuch der poetik für höhere lehranstalten. Dritte vermehrte aufl. Halle a/S. R. Mühlmann. 86 s. 2 m.

Die neue auflage des für den unterricht sehr brauchbaren buches ist durch eine anzahl von neu aufgenommenen beispielen und litterarischen verweisungen erweitert worden.

**Söderwall, K. F.**, ordbok öfver svenska medeltids språket. Tofte häftet. Macdon — nyr. Lund 1891. 120 s. 4. (Samlinger utgifna af svenska fornskrift-sällskapet, häft. 100).

Mit diesem hefte begint der 2. (und letzte) band des ausgezeichneten werkes, das zum ersten male den wortschatz des altschwedischen vollständig verzeichnet.

**Steinhäuser, P.**, Wernhers Marionleben in seinem verhältnis zum Liber infantiae Mariae. Rostocker diss. 1890. Berlin, Mayer & Müller. 67 s. 1,20 m.

**Tamm, Freder.**, etymologisk svensk ordbok. Firsta häftet. A — bärga. Stockholm, Hugo Gebers förlag. 1890. 80 s. 8. 1,25 kr.

Der umfang des verdienstlichen, von der schwedischen akademie unterstützten werkes, dem Kluges Etymologisches wörterbuch der deutschen sprache zum muster gedient hat, ist auf 10 hefte zu 5 bogen berechnet.

**Tesch, L.**, Zur entstehungsgeschichte des evangelienbuches von Otfrid. I. Greifswalder diss. 1890. 62 s.

**Ullsperger, Franz**, Der schwarze ritter in Schilleis „Jungfrau von Orleans“. (Programm des k. k. ober-gymnasiums in Prag-Neustadt 1890). 31 s.

Der verfasser unterzieht die schon oft behandelte scene einer scharfsinnigen besprechung, welche manche neuen und überzeugenden resultate gewint. o. z.

**Wossido, R.**, Imperativische wortbildungen im Niederdeutschen. I. (Gymn.-progr. Waren 1890). 18 s. 4. Leipzig, G. Fock. 1,20 m.

### NACHRICHTEN.

Am 1. okt. verschied zu Waging bei Traunstein der ordentl. professor an der universität München, dr. Konrad Hofmann.

Am 4. januar 1891 starb zu Kopenhagen dr. Konrad Gíslason, bis 1886 ord. professor der nordischen philologie daselbst, einer der genausten kenner der poetischen litteratur Islands, rühmlich bekant durch eine reihe vorzüglicher ausgaben und abhandlungen (geb. 3. juli 1808 zu Langamýri auf Island).

Der ausserordentl. professor dr. Jos. Wackernell in Innsbruck wurde zum ordentl. professor ernant; an derselben universität ist prof. dr. J. Seemüller aus Wien als extraordinarius angestellt worden.

Die ausserordentl. professoren dr. H. Baumgart in Königsberg und dr. G. Röthe in Göttingen wurden zu ordinarien befördert.

Es habilitierten sich für germanische philologie: an der universität Leipzig dr. Georg Holz, an der universität Berlin dr. Andreas Heusler, an der universität Marburg dr. Ferdinand Wrede und an der universität Graz dr. J. W. Nagl.

Zu Berlin ist im november 1890 ein verein für volkskunde gegründet worden, in dessen auftrage herr geh. rat professor dr. K. Weinhold eine zeitschrift (als neue folge der ztschr. für völkerpsychologie und sprachwissenschaft) herausgeben wird. Dieselbe wird den mitgliedern des vereins unentgeltlich geliefert werden; im buchhandel kostet der jahresband von ca. 30 bogen, der in 4 heften erscheinen wird, 15—16 m.

Herr Artur Kollmann in Leipzig hat eine samlung handschriftlich aufgezeichneter texte von puppenspielen zusammengebracht (vgl. Grenzboten 1887 nr. 29 und 30. 1890 nr. 50), welche er nach langer vorbereitung jezt zu veröffentlichen begint. Das erste heft (im verlage von F. W. Grunow in Leipzig) soll „Judith und Holofernes“ und „fürst Torello von Pavia“ enthalten.

Die XLI. versamlung deutscher philologen und schulmänner wird vom 20.—23. mai 1891 in München statfinden. Die vorbereitenden geschäfte für die germanistische section hat herr professor dr. Oskar Brenner (Georgenstr. 13<sup>b</sup>) übernommen. Anmeldungen von vorträgen werden bis zum 1. mai erbeten.



## I. SACHREGISTER.

- aberglauben: verwendung von blut zu heilungen usw. 218—225. vgl. Armenische, Rumänische erzählungen, Hartmann v. Aue.
- Alexandersage. briefwechsel Alexanders mit dem Brahmanen Dindimus bei Joh. Hartlieb und in einer Heidelberger handschrift 424 fg.
- altorsstufen, zehn, des menschen. die verse für das männliche und weibliche alter 387—393. die varianten 393 fg. die den versen zu grunde liegende anschauung 394—401. die bilder 401—412. der gebrauch der tiere für die einzelnen stufen 408—412.
- altfriesische götternamen s. mythologie.
- altnordisch. pulir und skalden unterschieden 370. vgl. runen.
- angelsächsisch s. Beowulf.
- Armenische erzählung: Die rechte liebe, seitenstück zu Hartmanns Armen Heinrich 218—220. vorgeleichung beider 220 fgg. vgl. Hartmann und Rumänische erzählung.
- Beowulf. ursprung des berichtens über Hygelac und die Gauten 111 fg. — über die entstehung des gedichtes 113—122.
- blutzauber 218—225. vgl. Armenische, Rumänische erzählung, Hartmann, aberglaube.
- Brittia von drei völkern bewohnt 376.
- carmina Burana. naturschilderungen darin 4 fg. 9 fgg. 25 fg.
- Chauker, wohnsitze 376.
- Dindimus, des Brahmanen, briefwechsel mit Alexander s. diesen.
- dramen, deutsche, des 17. jahrh. in einer Kopenhagener handschr.: 1. Andreas Gryphius, Der Schwermende Schäfer Lysis 227 fg. 2. Hieronymus Thomaes von Augsburg, Titus und Tomyris 228 fg. verhältnis zu der englischen komödie und zu Jan Vos, Aran en Titus 229 fg. zu dem puppenspiel Titus Andronicus 231 fgg. 3. festspiele des sogen. Filidor: Die erfreute unschuld, Ernelinde oder die viermal braut, Der vermeinte prinz, Die Wittekinden, Der betrogene betrug 233—36. deren angeblicher verfasser Jacob Schwioger von Altona 234 fgg. derselbe nicht verfasser von Filidors Erst entflamter jugend 234. den Filidorschen stücken verwant 4. Die steigende und fallende Athenais oder Eudoxia 236 fg. 5. Poetisches freudenspiel von des Ulysses widerkunft in Ithaken 237 fg. 6. Das friedejauchzende .. Europa 238 fg. 7. Wochon-komödie 238. 8. Gryphius, Papinian 239 fg. — Faustina, die braut der hölle s. Schiller. — vgl. fastnachtspiele, Goethe.
- dramen, lateinische, des 16. jahrh. als schullektüre 437. dramensammlung der Bremer stadtbibliothek 438. dramen des Placentianer Evangelista (Joh. Plac.) 439—450. Clericus Eques 440—444. Lucianus alicus 444 fg. Susanna 446—450.
- englische komödie s. drama.
- Eusebius Candidus gedicht: Plausus luctificae mortis 450 fg.
- Fabri, Felix, von Ulm, gedicht über seine pilgerreise 26.
- fastnachtspiele, topographie der: aus Nürnberg stammende 104 fg. scheinbar aus Bamberg stammende 105. Poppenreut, die Pegnitz, die Donau 105. Lechfeld 106. bairische spiele 106. fränkisch-thüringische, aus der nähe von Erfurt 106 fgg.
- Filidor, festspiele des sogen., 233—236. angeblicher verfasser Jac. Schwioger von Altona 234 fgg. Filidors Erstentflamte jugend 234. das damit verwante stück: Die steigende und fallende Athenais oder Eudoxia 236 fg. vgl. drama.
- Friedrichs von Oesterreich Jerusalemfahrt 26—41. 422—425.
- Friesen. friesische göttin Hludana s. mythologie. — heutiges sprachgebiet der Friesen 377. ursprung des modernen westfriesischen *ea*, *e* 377.
- Gähler, general v., 44 anm. 1.
- Göchhausen, hofdame fräul. v., abschrift des Goetheschen Faust s. Goethe.

- Goethe, Faust, zur entstehungs-  
geschichte des 2. teiles: Helena im mit-  
telalterlichen Satyrdrama 68—73. brok-  
kencene des 1. teiles 73. abschluss  
des 1. teiles 79. die 2 neuentdeckten  
epiloge Abkündigung und Abschied 74  
—79. Ende des Euphorion 79 fgg.  
vollendung der 3 ersten akte 81 fgg.  
die mütter 83. Wagners homunculus  
83 fgg. 91 fgg. klassische Walpurgis-  
nacht 84—88. 91—103. Chiron 88 fg.  
Manto 89. gang zur Proserpina 89 fgg.  
umgestaltung des planes der Walpurgis-  
nacht 93. zwei erhaltene schemata der-  
selben 93—98. Seismos 98 fgg. ver-  
schiedene fassungen aus dem ende der  
Walpurgisnacht 101 fgg. — Zeit der  
abfassung des rattenliedes und des mo-  
nologes: Meine ruhe ist hin 290 fgg.
- Goetheausgabe, neue Weimarer: zur  
rechtschreibung derselben 298 fg. zur  
interpunktion 299 fgg. bezeichnung ein-  
geführter reden 302—305. apostroph  
306. ausstossung eines *e* oder *i* aus  
metrischen rücksichten 306 fgg. bezeich-  
nung und verhältnis der gesamtangaben  
308—314. folge der gedichte 314 fgg.  
zur rechtschreibung der gedichte 316 fgg.  
druckfehler 318 fgg. die lesarten 320  
—323. datierung der balladen von der  
müllerin 323 fg. unterdrückte gedichte  
und stellen 325. vanitas vanitatum 325.  
Divan 325—331. das Wiesbadener ver-  
zeichnis von 100 liedern 326 fg. Faust I,  
abschrift der hofdame von Göchhausen  
332. lesarten 332 fg. textgestaltung  
333 fg. wortkritik 334 fg. Paralipo-  
mena 335. Faust II, haupthandschrift  
335—337. teilhandschrift 337. zur  
textkritik 337—341. naturwissenschaftliche  
schriften 342. tagebücher 342.  
briefe 342 fgg. Götz 346. Egmont 346 fg.  
Iphigenie 347. Nausikaa, Tasso 347.  
Natürliche tochter 347 fg. Dichtung  
und wahrheit 348 fg. tagebücher 349.
- Gryphius, Andreas, Der Schwermende  
schäfer Lysis 227 fg. Papinian 239 fg.  
vgl. drama.
- Guðrún, die 4 ersten gesänge werk des  
redaktors mit starker benutzung der  
Nibelungen 147—160. zusammenstel-  
lung der sicher auf nachahmung der  
Nibelungen zurückzuführenden stellen  
des übrigen teiles der Guðrún 160—  
201. einteilung der parallelen nach  
ihrer beschaffenheit 202. stärkste be-  
nutzung der Nibelungen bei beschrei-  
bung typischer vorgänge 202 fg. sel-  
ten gänzlicher mangel an parallelen 203.  
erklärung der nachahmung 203 fg. be-  
stimmung des benutzten Nibelungentex-  
tes 204. verfahren des bearbeiters 204  
fgg. ursprüngliche strophen 206. zu-  
sammenstellung aller sprachlichen und  
sachlichen berührungen beider gedichte  
207—217.
- Hartlieb, Johann, sein Alexanderroman  
424 fg.
- Hartmann von Aue, volkstümliches zum  
Armen Heinrich: Armenische und Ru-  
mänische erzählungen als seitenstück  
zum Armen Heinrich 218—225. aber-  
gläubische verwendung von blut zu hei-  
lungen usw. 223 fgg.
- Hludana, altfriesische göttin siehe mytho-  
logie.
- Jerusalemfahrt Friedrichs von Österreich  
26—41. 422—425. vgl. Philipp von  
Katzenellenbogen.
- Kreuzzüge: berichte von wunderbaren er-  
scheinungen aus den kreuzzügen 412—  
416. sagen, die sich an berühmte per-  
sönlichkeiten anknüpfen 416 fgg. Sala-  
din 418—421.
- Kürnberger, Österreichisches geschlecht  
361 fg.
- lateinisches drama des 16. jahrhunderts  
s. drama.
- Leschenbrand, Peter, mutmasslicher ver-  
fasser des gedichtes über Friedrichs III.  
Jerusalemfahrt 26.
- metrik. schwebende betonung 367 fgg.  
minnesinger. naturschilderungen im min-  
nesang s. ersteres.
- Möbius, Theodor, nekrolog 457—465.  
verzeichnis seiner schriften 465—470.
- mythologie. Hludana, altfriesische göt-  
tin, auf einem bei Beetgum gefundenen  
steine 129 fg. von Thorlacius identifi-  
ziert mit Hlóðyn 131. ihr angeblich  
celtischer ursprung 131 fg. friesischer  
ursprung 132. hauptname Jörd, bei-  
namen Hlóðyn, Fiörgyn 132 fg. Hlu-  
dana nicht aus hlúd, nicht als Hlóðyn,  
nicht als entstellung aus Latona zu  
erklären 133—136. form des namens  
137 fg. Hlóðyn-Hlúðana beiname der  
erdgöttin (\* Airtha) 138. bedeutung des  
namens auf der inschrift = eintracht  
138 fgg. deutung des namens, aus frie-  
sischem hlúd oder hlúth = gesellschaft,  
als Concordia 140 fg. nachweis, dass  
Airtha Hlóðunja Fairgunja ursprünglich  
gemahlin des Tius 141 fg. beide eltern  
von Odin, Thor, Frigg, Sif 142—145.
- naturschilderungen bei vaganten und  
minnesingern: personification der schaf-  
fenden natur und der fruchtbaren erde  
3—8. Zu erklären durch nachahmung

- gelehrter, lateinischer dichtung 2 fg. winterschilderungen 9—26. bei Neidhard 21—25. vgl. *Carmina burana*. Neidhard, naturschilderungen bei N. 21—25. vgl. jenes.
- neuhochdeutsch. wortsplattungen auf dem gebiete der neuhochd. schrift- und verkehrssprache: unterschiedungen in grammatischem interesse 266 fgg. entstehung neuer substantive aus adjectiven 268 fg. aus attributivem gebrauch des unflektierten adj. 269. subst., in deren nom das *n* der obliquen kasus gedungen 269 fg. mischung verschiedener flexionsformen 270. doppelter plural mit verschiedener bedeutung 270. differenzierung der bedeutung durch verschiedenheit des geschlechts 270 fg. durch beibehaltung älterer formen neben neueren 271—275. durch gebrauch niederdeutscher neben den hochdeutschen 275—279. durch wiederaufnahme französischer deutscher worte 279 fg. durch verschiedenartige umbildung desselben fremdwortes, meist lateinischen ursprungs 281—284. durch verschiedenheit der betonung 284. gleichungen orientalischen ursprungs 284 fg. aus der fremde stammende doppelwörter, die aus einem eigennamen und einem gattungsnamen bestehen 285. gleichungen innerhalb der eigennamen 285.
- Nibelungenlied. erklärung der starken benutzung desselben in den 4 ersten gesängen der Gudrun 147—160. parallelstellen des übrigen teiles derselben 160—201. einteilung der parallelen nach ihrer beschaffenheit 202. stärkste benutzung bei beschreibung typischer vorgänge 202 fg. selten gänzlicher mangel an parallelen 203. erklärung der nachahmung 203 fg. bestimmung des benutzten Nibelungentextes 204. verfahren des bearbeiters 204 fg. ursprüngliche stropfen der Gudrun 206. zusammenstellung aller sprachlichen und sachlichen berührungen beider gedichte 207—217.
- Orendelgedicht, zur frage nach seiner entstehung 493—497.
- Otfrid. angabe der stellen, für welche noch keine quellen nachgewiesen sind 475.
- Philipp von Katzenellenbogen, gedicht über seine pilgerreise 26. verfasser Felix Fabri von Ulm ebda.
- Placentius, Joh., (Evangelista) drei lateinische dramen s. drama.
- rätsel: die menschenwelt in preussischen volksrätseln: gestalt und persönlichkeits des menschen 240—243. stand und beruf 244 fg. kleidung und schmuck 245 fg. in haus und stube 246—251. in küche und stall 251—255. in hof und feld 255 fgg. der welt lauf 257—260. vermischtes 260—264.
- Rumänische erzählung: Die treue gattin, als seitenstück zu Hartmanns Armen Heinrich 222—25. abergläubische verwendung von blut zu heilungen bei den Rumänen 223 fgg.
- runen, erhaltene denkmäler 356 fg. deutung der inschrift auf der spange von Charnay 358 fg.
- Saladin als held der sage s. kreuzzüge.
- Schillers plan von: Rosamund oder die braut der hölle, auf einem alten puppenspiel beruhend 286. verwante fassung in der Weimar bibliothek: Faustina, das kind der hölle 286—89. vergleichung desselben mit dem puppenspiel 289 fg. — der Bauerbacher entwurf des Don Carlos 482—486. zeitlicher verlauf der handlung in den Räufern 487 fg.
- Schwieger, Jacob, von Altona, angeblicher verfasser der Filidorschen festspiele 233—236. nicht verfasser von Filidors Erst entflamter jugend 234.
- Skalden und þulir unterschieden 370.
- Thomae, Hieronymus, von Augsburg, Titus und Tomyris 228 fg. verhältnis zur Englischen komödie und zu Jan Vos, Aran en Titus 229 fg. zu dem puppenspiel Titus Andronicus 231 fgg.
- þulir und skalden s. diese.
- tiere gebraucht zur bezeichnung der 10 altersstufen des menschen 408—412.
- vagantendichtung. naturschilderung in der v. siehe jenes.
- Vos, Jan, Aran en Titus s. drama.
- Walters von der Vogelweide *klosenaere* 479 fg.
- Wisselau. heimat und verhältnis des gedichtes zu anderen gedichten der spielmannspoese 504.
- wortsplattungen in der neuhochdeutschen schrift- und verkehrssprache s. neuhochdeutsch.

